Uebersichtliches

Handbuch einer Geschichte

der

Slavischen Sprachen

und

Literatur.

Nebst

einer Skizze ihrer Volks-Poesie.

Von

Talvj.

Mit einer Vorrede

von

Edward Robinson.

Deutsche Ausgabe,

übertragen und bevorwortet von **Dr. H. K. Brühl.**

Leipzig, 1852.

Verlag von Carl Geibel.

A. D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort des Uebersetzers.

Jeder denkende Leser wird gewiss zugeben, dass unter den wichtigen und nützlichen Gegenständen der Selbstbelehrung die *Bildungs-Geschichte grosser Völkerschaften* obenan steht.

Es gilt dies schon in vollem Masse von todten, längst gewesenen Nationen; um so mehr aber von lebenden, die mit weiten, mächtigen Wurzeln im Boden unserer Mitzeit klammern und um, mit uud in uns leben.

Aus dem Entwickelungsgang des Ganzen lernt so, ohne alle Demüthigung, der Einzelne. Zu erfahren, zu schauen, wie aus dem kleinen Geistes-Würzelchen eines rohen, barbarischen Haufens der kräftige, weithin schattende, astreiche Geist-Stamm eines lebenskräftigen, schwellenden, selbstbewussten Volkes wurde, ist eine selbst das Individuum eben so stärkende als belehrende Einschau, und kein höher strebender Mensch kann ohne solche seinen Gedankenkreis für einen gehörig ausgebildeten halten.

Welcher Nation Kulturgeschichte könnte nun den verständigen umsichtigen *Europäer* mehr interessiren, als jene der slavischen, jener Nation, die mit riesigem Arm den ganzen Osten Europa's, und bei weitem die grössten Strecken seines Mitteltheiles mit ihren Kindern, über siebzig Millionen an Zahl, bevolkert hat.

Und wenn man auch in richtiger Erwägung aller jetzt herrschenden Nebenumstände, der politischen, geographischen und socialen, die Idee des *Panslavismus* in *politischer Beziehung* für ein Unding erklären, ja, wenn man auch diese Idee, im Interesse des so nothwendigen Friedens in Mittel-Europa und des allgemeinen Kultur-Fortschrittes, mit der *härtesten Energie* von sich weisen muss, so kann und darf andererseits der Geistes-Mensch, dessen Standpunkt ein weit höherer, als jener eines mittel-europäischen Staatsbürgers ist, die unendlich hohe und wichtige Bedeutsamkeit nicht unterschätzen, welche der Idee des Panslavismus, als intellektueller Brennpunkt aller Geisteskraft eines jugendfrischen, wundervoll begabten und so an Zahl mächtigen Volkes betrachtet, [illegible]newohnt und zuerkannt werden muss.

Der *politische* Panslavismus ist ein Tollhaus-Gedanke; der *literarische* dagegen, d. i. das Bestreben aller, wie immer Namen habenden slavischen Nationen, ihre Sprachen, *ich sage nicht Sprache*, zum Ausdruck der höchsten Ideen zu machen — eine der begeisterndsten, von Seite der Regierungen förderungswerthesten und jedem wahrhaft Gebildeten zusagendsten Blüthen des menschlichen Vervollkommnungs-Bestrebens.

Viele deutsche, ja fast alle andern, nicht slavischen europäischen Leser werden mit Ironie diese Aeusserung vernehmen; „slavische Literatur eine der begeisterndsten, zusagendsten Geistesblüthen" — wie übertrieben, wie parteilich! Sie hören im Geiste nur immer die Tausende r der böhmischen Mägde zischen, sie vernehmen das unendliche Sausen der zahllosen c und z jener ihnen meist unaussprechlichen slavischen Wörter, die ihnen nichts Anderes als rohe Bilder für rohe, ungeschlachte Gedanken zu sein scheinen.

Aber eben um dieser Tausende von übel unterrichteten, vorurtheilsbefangenen Leuten willen war es endlich, besonders im Rückblick auf unsere Zeit, in der das physische Element des Slaven-Stammes mit so ungeheurer Wucht sich geltend machte, dringend nöthig, auch das geistige Element dieses Stammes in seiner ganzen, sehr ansehnlichen Entfaltung vorzuführen, und mit wenigen, *Jedermann verständlichen* Zügen das höhere Leben zu malen, welches diesem anscheinend rohen, gefühl- und seelenlosen, geistes- und gemüthsarmen Koloss einwohnt, noch mehr eingewohnt hat, und hoffentlich in aller zukünftigen Zeit innewohnen wird.

Es konnte jedoch nicht ein gelehrtes umfangreiches Buch, das mit dürren Citaten geschwellt ist und sich in endlosem philologischen Kriticismus hinschlängelt, diese Aufgabe erfüllen, sondern nur ein verhältnissmässig kurzes Werk, das, mit jener Begeisterung geschrieben, die der Gegenstand verdient, den Leser ebenso zu erheben, als zu belehren, ebenso zu unterhalten, als zu bilden trachtet.

Ein solches Buch ist nun die **1850** in New-York in englischer Sprache erschienene Uebersicht der slavischen Literatur und Volks-Poesie *(Historical view of the languages and literature of the Slavic Nations with a sketch of their popular poetry)*, deren Verfasser *Talvj* (ein Pseudonym), eine deutsche Frau, die rühmlichst bekannte deutsche Uebersetzerin der so ausgezeichneten serbischen Volkslieder und die gelehrte Tochter des verstorbenen Staatsraths *v. Jacob* in Halle, durch langjährige Studien und Umgang mit Slaven aller Farbe und jedes Stammes zu dieser Aufgabe ganz vorzüglich geeignet war.

Für die grosse Zahl des der englischen Sprache unkundigen deutschen Publikums aber schien die Uebertragung dieses englischen Buches auf deutschen Boden,

auf jenen Boden, der in grosser Ausdehnung mit slavischem Blute getränkt, mit slavischem Blute gedüngt, von slavischem Blute gebaut ward und wird, ein sehr zweckmässiges, zeitgemässes Unternehmen.

Ich unterzog mich daher gern der Aufforderung des Herrn Verlegers, diese Uebertragung zu bewerkstelligen, und das mit um so grösserem Vergnügen, als mir, einem gebornen Slaven, Alles, slavische Sprache und Literatur Betreffende, von jeher ein hohes Interesse, *wenn auch nicht vom leider Mode gewordenen leidenschaftlichen Standpunkt der slavischen Parteien-Exaltation*, einflösste. Die nachfolgende, wörtlich angeführte Aeusserung des berühmten slavischen Gelehrten und Sprachforschers Herrn Dr. *Joseph Schaffarik*, Professor und Bibliothekar der Prager Universität, in einem Briefe an den Herrn Verleger bestärkte mich, bei der hohen Autorität der eben genannten Celebrität, noch in meinem bei der Lektüre des *Talvj'schen* Werkes gefassten, sehr günstigen Urtheile über dasselbe und über seine Zweckmässigkeit zur allgemeinen Belehrung für den fraglichen, so wichtigen Gegenstand. Herr Professor Dr. *Schaffarik* sagt in diesem Briefe:

„*Sehr nützlich wäre es, wenn irgend ein deutscher Buchhändler das unlängst erschienene englische Werk: Historical view etc. by Talvj, übersetzen liess. Dieses Werk, in welchem die Literatur bis auf unsere Zeit fortgeführt ist, würde alle billigen Wünsche der Literaturfreunde befriedigen*".

Während der Uebersetzung des *Talvj'schen* Buches wurde meine vorläufige Ansicht von der Trefflichkeit desselben *in jeder*, bezüglich des behandelten Objekts *nur immer wünschenswerthen Rücksicht*, zur vollsten Ueberzeugung; denn man könnte dem deutschen Leser, der nicht Philolog oder Literatur-Historiker *ex professo* ist,

kein besseres, angenehmeres, und bei aller Kürze doch vollständigeres Werk zur Uebersicht der slavischen Literatur, Poesie und selbst Ethnographie anempfehlen. Es ist vor Allem, trotz seiner ganz ersichtlichen Vorliebe für das slavische Element, doch durchgängig mit jener Unparteilichkeit geschrieben, die das echte Gepräge des erhabenen, denkenden Forschers ist, der über Zeiten und Meinungen steht.

Es bemüht sich, überall das historische Element, in sofern es die Grundlage des literarischen bildet, so prägnant und wahrheitsgetreu als möglich darzustellen, zeichnet die Geschichte vergangener und auch naheliegender Tage in kurzen, aber kräftigen Zügen und lässt mit vielem Geschick die Schlaglichter auf jene Begebenheiten fallen, welche die Keime, die Triebfedern oder die Hemmräder des geistigen Standpunktes und seiner Aeusserungen zu jeder Zeit waren. Es urtheilt über Gutes und Böses mit grosser Unbefangenheit, sittlich streng und doch wo möglich mit Milde, ganz im Sinne eines den Menschen nur als Mensch richtenden christlichen Forschers. Es weist fast in jedem Kapitel den ungeheuren Einfluss des wahren, liebreichen Christenthums auf Gesittung und Bildung der bis zu seiner Verbreitung als Wilde lebenden Völker in einer so eindringlichen Weise nach, dass es schon dieser Rücksicht halber auch *in die Hände der reifern Jugend* zu kommen verdient. Es ist trotz seiner Kürze so vollständig, dass es für jeden gebildeten Leser, der nicht Fachmann ist, ein vollkommen genügendes Lehrbuch über die slavische Literatur bis zum Jahre 1850 darbietet. Es ist nirgends trocken, nirgends langweilig. Die nothwendigen Bücher-Nachweise sind in Anmerkungen enthalten, die man auch leicht und ohne Schaden des Verständnisses überschlagen kann. Es waltet die klare Ordnung des

Weibes neben dem ruhig sichtenden Scharfblick des Mannes auf jeder Seite, in jeder Darstellung.

Die *Skizze der Slavischen Volks-Poesie*, welche die letzte Abtheilung des Buches bildet, ist ganz dazu geeignet, den deutschen Leser in jene reichen Schatzkammern einzuführen, welche in dem verkannten Gemüth der „rohen" slavischen Völker mit solcher Ueberfülle strotzten und noch strotzen. Die beigegebenen Lieder-Proben sind alle charakteristisch und bilden die besten praktischen Belege für die Wahrheit und Giltigkeit des im Text enthaltenen reichen Lobes der slavischen Volks-Poesie.

Die Uebertragung ins Deutsche geschah mit Treue und Sorgfalt Die Gedichte wurden, mit Ausnahme von vier serbischen, die der bekannten Liedersammlung *Talvj's* selbst (Serbische Volkslieder) entnommen sind, alle neu nach dem englischen Original bearbeitet. Aus der diesem beigegebenen Vorrede des Dr. *Robinson* (des Gemahls der Verfasserin) wurde Alles weggelassen, was nur für den *englischen* Leser bestimmt war.

Möge die hohe Wichtigkeit und das vielseitige Interesse des Gegenstandes den Leser gegen die etwaigen Mängel der Uebersetzung nachsichtig stimmen, und möge ihm „*Talvj*" im deutschen Gewande eben so belehrend und anregend sein, als er es mir und so vielen Andern im englischen war.

Wien, im Januar 1852.

Dr. H. K. Brühl.

Vorrede von E. Robinson.

Die Grundlage dieses Buches bildet ein Aufsatz, der im *Biblical Repository*, April und Juli 1834, erschien, einer damals vom Verfasser dieser Vorrede redigirten Zeitschrift. Das Publikum nahm diesen Versuch günstig auf, und bei vielen Lesern erwachte das Interesse für einen bis auf jene Zeit dem Publikum fast unzugänglichen Gegenstand, der ein neues Gebiet zur Belehrung darbot. Nur wenige Separatabdrücke jenes Aufsatzes wurden zur Vertheilung unter Freunde gedruckt. Europäische Gelehrte, die einige davon erhielten, nahmen die Arbeit beifällig auf, und um jene Zeit kamen wiederholt Nachfragen von Gelehrten und Buchhandlungen um Exemplare dieser kleinen Abhandlung, welche aber, aus natürlichen Ursachen, nicht befriedigt werden konnten.

Diese Sachlage nun und die Thatsache, dass in den letzten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit sich mit grossem Interesse dem Charakter und der Zukunft der slavischen Nationen zuwendete, veranlasste den Verfasser jener Abhandlung, seine Arbeit noch einmal vorzunehmen und sie, bedeutend verbessert, erweitert und bis auf die Gegenwart fortgeführt, der wissenschaftlichen Welt als einen gedrängten Beitrag zur Kenntniss der geistigen Zustände dieser Nationen bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorzulegen.

Der Gegenstand selbst ist von grösster Wichtigkeit, da er die Sprachen und die Literatur eines Volkes betrifft, das nahe an siebzig Millionen zählt. Er umfasst die Geschichte der geistigen Entwickelung aller slavischen Nationen von der frühesten Zeit an, die allmäligen Fortschritte ihres Denkens und Fühlens, ihres gesellschaftlichen Lebens, ihrer Thaten und ihrer Einwirkung auf andere Völker. Er enthält die Kulturgeschichte eines der — geographisch und ethnologisch — grössten Volksstämme unserer Erde.

Zugleich knüpft sich an ihn das wichtige Interesse, den grossen Einfluss zur Darstellung zu bringen, den das Christenthum auf die Sprache und Literatur dieser verschiedenen Nationen geübt hat. Denn sie verdankten nicht nur der Einführung und Ausbreitung des Christenthums ihre Schriftsprache; sie sind auch den Uebersetzungen der heiligen Schriften in ihren Dialekt für ihre moralische, religiöse und intellektuelle Bildung, ja sogar für die Existenz einer National-Literatur zumeist verpflichtet. Denselben Einfluss übt nun das Christenthum auf die bisher ungeschriebenen Sprachen der amerikanischen Wälder, der Friedens-Inseln, der glühenden Küsten Afrika's, der Gebirge von Kurdistan u. s. f., nur mit noch glänzenderen und noch mehr versprechenden Aussichten. Ja in der That, wo irgend in älterer oder neuerer Zeit eine früher für barbarisch gehaltene Sprache, die blos Umgangssprache war, zur Schriftsprache veredelt und zum bestimmten Ausdruck für Gedanken und Lehre erhoben wurde, sehen wir dieses Resultat durch das *Christenthum* zu Stande gebracht.

Das vorliegende Buch wurde mit grosser Sorgfalt und mit Benutzung der besten nur irgend zugänglichen Hilfsquellen ausgearbeitet. Jedoch ist der Verfasser weit davon entfernt, es für eine umfassende oder vollständige

Literatur-Geschichte der sieben oder acht slavischen Nationen ausgeben zu wollen. Mit dem Gegenstand vertraute Gelehrte, besonders gebildete russische, polnische oder böhmische Leser, werden ohne Zweifel Mängel genug in ihm finden. Ohne den Vortheil eines persönlichen Verkehrs mit irgend einem in der slavischen Literatur bewanderten Gelehrten, wünschte der Verfasser, wie er es ausdrücklich hervorhebt, nur einen *Umriss des in Rede stehenden Gegenstandes* zu geben, eine Arbeit, die ihren Zweck vielleicht so lange erfüllen mag, bis sie durch eine vollkommenere entbehrlich gemacht wird.

Diese Bemerkungen beziehen sich vorzüglich auf die ersten *drei* Theile des Buches. Im *vierten* Theil, der einen Umriss der slavischen Volks-Poesie enthält, ist der Verfasser schon mehr heimisch, und der Leser dürfte sich vielleicht durch die daselbst mitgetheilten Ansichten und Proben befriedigt finden.

Es mag schliesslich nicht überflüssig scheinen, auf die Umstände hinzuweisen, welche dem Verfasser einige Berechtigung zur Abfassung eines solchen Werkes verleihen. Ein mehrjähriger Aufenthalt in früherer Lebenszeit in Russland, theils in den südlichen Provinzen, theils in Petersburg, gewährte die Möglichkeit, persönlich mit der Sprache und Literatur dieses Landes vertraut zu werden. In späterer Zeit ward ihm Gelegenheit und Musse, den serbischen Dialekt und seine Literatur studiren zu können. Die Resultate dieser Studien wurden dem Publikum in einer deutschen Uebersetzung der vorzüglichsten serbischen Volkslieder und Balladen [1]) vorgelegt. Dieses Feld war unbebaut, jedoch gewiss kein unfruchtbares, seine Bearbeitung keine verlorene Mühe, denn sie gewann dem

1) *Volkslieder der Serben*, übersetzt von Talvj. Halle 1825—26. 2 Bde.

Uebersetzer die Freundschaft und den schriftlichen Verkehr mit Gelehrten, wie *Göthe*, *Humboldt*, *J. Grimm*, *Savigny*, *L. Ritter*, *Kopitar* u. A. Der Verfasser dehnte dann seine Studien in ähnlicher Art auf die Volks-Poesie der Deutschen und anderer Völker aus und ein Theil der Früchte dieser Arbeit wurde gleichfalls dem Publikum übergeben[1]).

Es sei also dieses Buch dem Wohlwollen und der gütigen Nachsicht des Lesers empfohlen. Bei seinem Urtheil möge er die grossen Schwierigkeiten, die immer mit der Abfassung eines derartigen Werkes verbunden sind, gefälligst im Auge haben.

New-York, im April 1850.

---

1) *Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen*, von Talvj. Leipzig 1840.

Inhalt.

Einleitung.

Ursprung der Slaven, 1. — Sagenzeit, 4. — Früheste Sprache und Dialekte, 5. — Eintheilung, 6. — Oestliche Stämme, 7. — Westliche Stämme, 10. — Slavische Sprachen, 11. —

Erster Theil.

Geschichte der alt- oder kirchen-slavischen Sprache und Literatur.

Heimath des Altslavischen, 21. — Charakteristik, 22. — Alphabet, 26. — Cyrill und Methodius, 28. — Ihre Uebersetzung der Bibel, 29. — Einfluss des Altslavischen auf die andern Dialekte, 30. — Das glagolitische Alphabet, 31. — Dobrovsky's Theorie, 32. — Die drei Perioden, 33. — Erste Periode, 34. — Zweite Periode, 35. — Dritte Periode, 35. — Gegenwärtiger Zustand, 39. —

Zweiter Theil.

Oestliche Slaven.

Erstes Kapitel.

Geschichte der russischen Sprache und Literatur.

Ursprung der Russen, 39. — Perioden, 40. — Sprache und Dialekte, 41. — Das eigentliche Russische, 41. — Das Gelb-Russische, 41. — Das Weiss-Russische, 42. — Die erste Periode, 44. — Die zweite Periode, 50. — Energie Peter's des Grossen, 51. — Die dritte Periode, 54. — Lomonosoff, 55. — Die vierte Periode, 60. — Der Kaiser Alexander und sein Einfluss, 60. — Die russische Bibel-Gesellschaft, 61. — Karamzin, 64. — Die fünfte Periode, 71. — Der Kaiser Nikolaus und seine Massregeln, 71. — Der Panslavismus, 74. — Pushkin, 79. — Werke über die russische Sprache, 81. —

Zweites Kapitel.

Geschichte der illyrisch-serbischen Sprache.

Erste Abtheilung.

Sprache und Literatur der eigentlichen illyrischen Serbier.

Dieselbe Sprache geschrieben mit verschiedenen Alphabeten, 86. — Charakteristik, 87. — Geschichte, 87. —

Serbier griechischer Kirche.

Ihr Gebiet, 89. — Früheste Literatur, 89. — Neuere Schriftsteller, 93. — Wuk Stephanowitsch, 93. — Seine Sammlung von Volksliedern, 94. — Seine Anordnung des Alphabets, 95. — Neuere Dichter, 98. — Montenegro, der Vladika, 99. —

Serbier katholischen Glaubens.

Die glagolitische Literatur, 102. — Manuskripte, Texte du Sacre, 104. — Früheste Werke und Schriftsteller, 105. —

Die weltliche Literatur, 106. — Das eigentliche Dalmatische, 107. — Ragusa und seine Literatur, 107. — Orthographie, 110. — Dr. Gaj, 111. — Katholische Slavonier, 111. —

Zweite Abtheilung.

Sprache und Literatur der Kroaten, 112. — Verhältniss der Kroaten zu den andern Slaven, 113. — Orthographie u. s. f., 114. —

Dritte Abtheilung.

Sprache und Literatur der Wenden oder Slovenzen, 115. — Ihre Heimath, 115. — Die Bestrebungen Truber's, 116. — Orthographie, 117. — Literatur, 118. —

Drittes Kapitel.

Sprache der Bulgaren.

Verderbniss derselben, 120. — Keine Spur früherer Literatur, 121. — Der gegenwärtige Standpunkt, 122. —

Dritter Theil.

Westliche Slaven.

Erstes Kapitel.

Der czechisch-slovakische Stamm.

Erste Abtheilung.

Geschichte der czechischen oder böhmischen Sprache und Literatur.

Die Vortrefflichkeit der böhm. Literatur, 123. — Frühere Geschichte, 124. — Die Mähren, 127. — Eine Anmerkung über Aussprache, 129. — Charakteristik der Sprache, 130. — Perioden, 130. — Erste Periode, 131. — Zweite Periode, 138. — Johann Huss und Hieronymus von Prag, 139. — Ihr Martyrerthum, 142. — Folgen, 145. — Dritte Periode, 153. — Goldnes Zeitalter der böhmischen Literatur, 153. — Begebenheiten, 155. — Literarische Thätigkeit, 158. — Die Verwüstungen des 30jährigen Krieges, 164. — Vierte Periode, 164. — Darniederliegen der Literatur, 164. — Emigranten, Komenius, 167. — Slovakische Schriftsteller, 167. — Fünfte Periode, 169. — Zustand der Sprache, 169. — Schriftsteller, 170. — Dobrovsky, 171. — Kollar, 174. — Panslavismus, 174. — Schaffarik, 175. — Palacky, 176. — Werke über die böhmische Sprache, 178. —

Zweite Abtheilung.

Sprache und Literatur der Slovaken.

Heimath derselben, 178. — Ihre Sprache, 180. — Früheste Spuren der Literatur, 183. — Sie verstehen den böhmischen Dialekt, 184. — Schriftsteller in deutscher Sprache, 185. — Sprachlehren u. s. f., 186. —

Zweites Kapitel.

Geschichte der polnischen Sprache und Literatur.

Ursprung der Lechen oder Polen, 186. — Perioden, 188. — Gebiet der polnischen Sprache, 189. — Ihr alter Charakter, 190. — Erste Periode, 191. — Zweite Periode, 193. — Dritte Periode, 196. — Reissender Fortschritt der Literatur, 197. — Toleranz, 197. — Dissidenten, Unitarier u. s. f., 200. — Ausbildung der Sprache, 201. — Druckereien und Schulen, 202. — Verwahr

losung der Bauern, 202. — Kopernikus, 203. — Schriftsteller, 204. — Vierte Periode, 209. — Verkehrtheit des Geschmacks, 210. — Theologische Streitigkeiten und Verfolgungen, 211. — Herrschaft der Jesuiten, 212. — Dichter, 213. — Fünfte Periode, 214. — Wiederaufleben, französischer Einfluss, 215. — Politische Streitigkeiten, 216. — Schulen und Bildung, 217. — Die Bauern waren Sklaven u. s. f., 217. — Literarische Thätigkeit, 220. — Wirkung des französischen Einflusses, 220. — Schriftsteller, 221. — Czartoryski, 222. — Die Familie Potocki, 223. — Lelewel, 225. — Niemcewicz, 226. — Sechste Periode, 239. — Ursachen der Revolution von 1830, 240. — Ihre Wirkung auf die Literatur, 241. — Russische Bemühungen, die polnische Nationalität zu vernichten, 241. — Geschichtliche Untersuchungen, 242. — Literatur der poln. Emigranten, 245. — Lelewel, 246. — Mickiewicz, 247. — Jüngere Poeten, 248. — Werke über polnische Sprache, 251. —

Drittes Kapitel.

Sprache der sorbischen Wenden in der Lausitz und anderer jetzt erloschener wendischen Stämme.

Geschichte, 251. — Stämme: die Obotriten, 252. — Die Wilzen oder Pomeriner, 254. — Die Ukrier in Brandenburg, 255. — Die Sorben oder Wenden in der Lausitz, 256. —

1) *Wenden der Ober-Lausitz.*

Sprache, 259. — Einfluss der Reformation, 260. — Zwei Systeme der Orthographie, 261. — Literarische Bestrebungen, 263. —

2) *Wenden der Nieder-Lausitz.*

Sprache, 263. — Die Literatur meist religiöser Tendenz, 264. — Philologische Werke, 264. —

Vierter Theil.

Umriss der Volks-Poesie der slavischen Nationen.

Slavische Volks-Poesie, Schwierigkeiten des Gegenstandes, 265. — Volks-Poesie blüht nur noch bei den slavischen Nationen, 266. — Ihr Alter und ihre Bedeutung, 266. — Sie enthält nichts von Romanzenartigem, 268. — Verschiedener moralischer Standpunkt, 269. — Nicht dramatisch, 270. — Bisweilen allegorisch, 271. — Elegie, 271. — Antithese, 272. — Stehende Epithets, 272. — Plastik, 273. — Personificirungen, 274. — Aberglauben, 275. — Jelitza und ihre Brüder, 276. — Moralische Charakteristik, 279. — Liebe und Heroismus, 280. — Hoffnungslose Liebe, 281. — Das Lebewohl, 283. — Mutter- und Schwesterliebe, 284.

Oestliche Slaven.

Russische Volks-Poesie, 285. — Charakter und Alter, 286. — Zartheit, 287. — Der Postillon, 288. — Die Verkleinerungswörter, 289. — Melancholie, 289. — Hoffnungslose Liebe, 289. — Abschieds-Scene, 291. — Die Taube, 291. — Der treulose Liebhaber, 292. — Ehrfurcht vor dem Czar, 293. — Des Bojaren Hinrichtung, 294. — Die Bestürmung Azof's, 295. — Gelbrussische Lieder, 297. — Die Kosaken, 298. — Ihre Geschichte, 298. — Ihre Balladen, 300. — Der Mörder von Yessaul Tshurai, 301. — Klage um Yessaul Puschkar, 302. — Der Gesang des Haidamacken, 303. — Sir Sava und die Leschen, 304. — Das liebeskranke Mädchen, 305. — Gestorbene Liebe, 307. —

Serbische Volks-Poesie, 307. — Erst in neuerer Zeit bekannt geworden, 308. — Charakteristik, 308. — Die Gusli, 309. — Heiterkeit, 310. — Schelmerei, 310. — Leidenschaft, 311. — Scheidende Liebhaber, 311. — Stelldichein, 312. — St. Georgstag, 312. — Im Tode vereint, 312. — Häuslicher Streit, 313. — Heroische Gedichte, 313. — Raben, ein böses Omen, 315.

— Bruderschafts-Sitten, 317. — Neuere heroische Gedichte, 319. — Wuk Stephanowitsch als Sammler, 319. — Musik, die Gusli, 320. — In welchem Theil des Landes vorwiegend, 321. — Bulgarische Lieder, 321. — Der Sklaven-Zug, 322. —

Volks-Poesie der Slovenzen, 322. — Das Täubchen, 322.

Westliche Slaven.

Böhmische Volks-Poesie, 323. — Alte böhmische Lieder verglichen mit serbischen und russischen Balladen, 323. — Deutscher Einfluss, 325. — Das verlassene Mädchen, 326. — Reicher Lohn, 326. — Glücklicher Tod, der lügende Vogel, 326. — Gestorbene Liebe, 327. —

Slovakische Balladen, 328. — Der Mutter Fluch, 329. — Sonne und Mond, 330. —

Polnische Volks-Poesie, 330. — Früherhin vernachlässigt, 330. — Alte Hymnen, 331. — Balladen, Charakteristik, 332. — Einfall der Tartaren, 332. — Waisen-Balladen, 333. — Das arme Waisen-Kind, 334. —

Volks-Poesie der Wenden, 335. — Charakteristik, 335. — Des Waisen Klage, 336. — Guter Rath für junge Männer, 337. — Ausgestorben, 338. —

Verzeichniss der slavischen Schriftsteller, 339. —

GESCHICHTLICHER UMRISS.

Einleitung.

Die früheste Geschichte der slavischen Völker ist in ein Dunkel gehüllt, welches auch die fleissigsten und scharfsinnigsten Forschungen neuerer Geschichts- und Sprachforscher nicht zu erhellen vermochten. Die Aehnlichkeit zwischen der slavischen und der Sanskrit-Sprache scheint auf ihren indischen Ursprung hinzuweisen; jedoch ist es jetzt kaum mehr möglich, den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem die fraglichen Völker zuerst nach Europa kamen. Wahrscheinlich fand dies Ereigniss etwa sieben bis acht Jahrhunderte vor Christi statt, und war eine Folge der Uebervölkerung in den Ländern am Ganges-Strome [1]). Herodot erwähnt eines Volkes, das an der Ister lebte, und welches er *Krovyzi* nennt. Noch jetzt giebt es in Russland einen Volksstamm, dessen Name fast gleich klingt [2]). Strabo, Pomponius Mela, Plinius, Tacitus und mehrere andere klassische Schriftsteller, sowie auch einige morgenländische deuten gelegentlich auf die slavischen Nationen hin. Die erste zuverlässige Kunde von ihnen erhalten wir jedoch erst um die Mitte des sechsten

---

1) Vergl. *Schlegel's* Sprache und Weisheit der Indier, Heidelberg 1809. *v. Hammer's* Fundgruben des Orients Bd. II. S. 459 ff. *Murray's History of the European Languages*, Edinburg 1823. *F. G. Eichhoff Histoire de la langue et de la Literature des Slaves etc. considerées dans leur origine Indienne etc.*, Paris 1839. — *Frenzel*, welcher zu Ende des 17. Jahrhunderts schrieb, hielt die Slaven für einen hebräischen Stamm, und ihre Sprache für hebräisch. Einige neuere deutsche und italienische Geschichtsforscher leiten die slavische Sprache von der thracischen ab, und die Slaven unmittelbar von Japhet. Einige betrachten die alten Scythen als Slaven. Vergleiche *Dobrovsky's* Slovanka VII. S. 94.

2) *Krivitshi*. Der griechische Name ist *Κρόβυζοι*, Herodot 4, 49. *Comp. Strabo* VII. S. 318, 319. *Plinius Hist. Nat.* IV. 12.

Jahrhunderts [1]). Um diese Zeit überschritten sie die Donau in ansehnlicher Zahl, und liessen sich an beiden Ufern dieses Stromes nieder. Von dieser Zeit an kommen sie häufig in den Berichten der byzantinischen Geschichtsschreiber unter verschiedenen Namen vor, als Slaven, Sarmaten [2]), Vandalen, Veneter und Wenden etc. Sie erscheinen hier meist in die Kriege der beiden römischen Reiche verwickelt, bald als Verbündete, bald als Eroberer, öfters, ohngeachtet ihrer anerkannten Tapferkeit und Kraft, als Vasallen, vorzugsweise aber als Auswanderer und Kolonisten, indem sie aus den Gegenden, die sie bereits inne hatten, durch die mehr kriegerischen Germanen oder Teutonen verdrängt wurden. Blos der erste der oben angeführten Namen ist entschieden slavischen Ursprungs [3]),

1) Die ersten Schriftsteller, welche der Slaven ausdrücklich erwähnen, sind *Jordan* oder *Jornandes* 552 n. Chr., *Prokopius* 562, *Menander* 594, und der Abt *Johann v. Biklar* 620. Vergl. *Schaffarik's* Geschichte der slav. Sprache und Literatur, Ofen 1826, *Dobrovsky's Slovanka* V. S. 76—84. — *Schaffarik* giebt in seinem neueren Werke über „Slavische Alterthümer", 1838, und in seiner „Slavischen Volkerkunde", 1842, an, die ersten Slaven etwa 300 Jahre n. Chr. in den Wenden oder Venetern am baltischen Meere gefunden zu haben. Da aber zwischen diesen und den historisch konstatirten Slaven jeder Verknüpfungsfaden fehlt, scheint *Schaffarik's* Behauptung von geringem Belange.

2) *Schaffarik* bemüht sich, in seinen „Slavischen Alterthümern" darzuthun, dass die Sarmaten keine Slaven waren, sondern eine persisch-medische Nation, deren Reste er in den *Alanen* und *Osetenzen* im Kaukasus entdeckt zu haben glaubt.

3) Das Wort „Slave" wurde gewöhnlich von *slava*, Ruhm, abgeleitet, eine Ableitung, die dem Ehrgeize des Nationalgefühls sehr zusagte. Allein die wahre Abstammung von „Slave" ist in dem Worte „*slovo*", Wort, Sprache, zu suchen. Die Umwandlung des *o* in *a* kommt häufig in den slavischen Sprachen vor — so entstünde *slava* aus *slovo*; allein in diesem Falle ist sie wahrscheinlich auf Rechnung der fremden Nationen, der Byzantiner, Römer und Deutschen zu setzen. Besonders in der Sprache der Letzteren wird das *o* slavischer Worte und Namen häufig in *a* umgewandelt. Die Stammsylbe *Slav* findet man auch in vielen Namen slavischer Nationen, z. B. Slovenzi, Slovaken, Slovanen, Slovenen u. s. f. Die Russen und Serbier tauschten erst gegen das 7. Jahrhundert hin das *o* in *a* um. Siehe Schaffarik's Geschichte S. 5. Anmkg. c. Derselbe Schriftsteller bemerkt S. 287. Anmkg. 8: „Es ist interessant, dass, während einige slavische Nationen ihren ursprünglichen National-Namen aufgegeben und spezifische Namen angenommen haben, z. B. Russen, Polen, Schlesier, Czechen, Mähren, Serbier, Morlachen, Bulgaren u. s. f., während andere, dem Beispiele der Ausländer folgend, den Namen Slovenen in Slaven umgewandelt haben, nur zwei slavische Stämme, welche beide an den Ufern der Donau wohnen, die *Slovaken* und die *Slovenzen*, ihren ursprünglichen National-Namen in seiner Reinheit erhalten haben."

vom zweiten ist dies zweifelhaft und die anderen sind erst später entstanden, und wurden auf die slavischen Nationen von jenen Stämmen übertragen, welche zuerst das von den Slaven nur bewohnte Gebiet inne hatten und als solche den Römern bekannt geworden waren.

Aus dem eben Angeführten geht hervor, dass wir keine befriedigende Kenntniss vom politischen Zustande und von der Kulturstufe der slavischen Nationen in frühester Zeit gewinnen können. Im Allgemeinen scheinen sie friedliebend, fleissig, gastfreundlich, gehorsam gegen ihre Oberhäupter und fromm in ihren Sitten gewesen zu sein. Wo sie sich immer niederliessen, bauten sie den Boden an und handelten mit den Produkten des Landes. Auch finden sich frühe Spuren ihrer Vorliebe für Musik und Poesie, und einige Umstände, die wir später anführen werden, scheinen die Meinung zu rechtfertigen, dass sie bald ihre Sprache zu vervollkommnen strebten.

Alle Kenntniss über die älteste Geschichte der Slaven verdanken wir, wie man sieht, fremden Schriftstellern. Der früheste ihrer eigenen Geschichtsschreiber schrieb nicht vor der zweiten Hälfte des **11.** Jahrhunderts [1]). Zu dieser Zeit waren die Slaven theils als Herren, theils als Vasallen im Besitze jenes ausgedehnten Gebietes, welches sie noch jetzt inne haben. Wenn nun die Zahl derjenigen, die *jetzt* die slavische Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten, sprechen, auf **70** bis **80** Millionen geschätzt wird, so kann man mit Recht annehmen, dass um die oben erwähnte Zeit und im Verlaufe der nächstfolgenden Jahrhunderte, bevor nämlich die slavische Mundart in den deutsch-slavischen Provinzen durch die deutsche ersetzt wurde, die Stamme slavischer Zunge um ein gutes Fünftheil zahlreicher waren. *Schlözer* macht die Bemerkung, dass mit Ausnahme der Araber keine Nation der Erde eine solche Ausbreitung aufzuweisen habe. Im Süden waren das adriatische, das schwarze Meer und die Kette des Balkans ihre Grenzen, die Küsten des Eismeeres jene im Norden. Eine noch grössere Ausdehnung hatte ihr Gebiet in der Richtung von Ost nach West, von Kamtschatka und

1) Der früheste slavische Geschichtsschreiber ist der russische Mönch Nestor, geb. im J. n. Chr. 1056. Vergl. später bei der Geschichte der alt-slavischen und russischen Sprache. Der Leser wird dort erfahren, dass selbst die Wahrhaftigkeit und das Alter dieses Schriftstellers in neuerer Zeit von dem hyperkritischen Geist der neueren russischen Geschichtsforschung angegriffen wurde.

den russischen Friedensinseln, wo unter zerstreuten Stämmen noch viele Ueberbleibsel von ihnen sich finden, bis zur Ostsee und längs der Ufer der Flüsse Elbe, Mur und Raab bis zum adriatischen Meere. Dieser grosse Länderumfang erhöhet eben so sehr die Schwierigkeit, den Zusammenhang und die Verbindungen einer in so viele Theile zerfallten Nation vollkommen und genügend übersehen zu können. Jedoch ist nur die Geschichte der slavischen Sprache, nicht jene des slavischen Volkes der Gegenstand unseres Buches; wir gehen daher nur in soweit auf statistische und historische Daten ein, als wir deren zur Beleuchtung unseres Thema's für nöthig erachten.

Die frühesten Beiträge zur Kulturgeschichte der slavischen Nation finden wir in ihrer Mythologie, und auch hier springt wieder ihr östlicher Ursprung ins Auge. Den Gegensatz eines guten und bösen Wesens findet man bei den meisten ihrer Stämme. Und so wie noch jetzt in einigen slavischen Dialekten alles Gute, Schöne, Lobenswerthe gleichbedeutend mit der Reinheit der weissen Farbe ist, so nannten sie schon damals das gute Prinzip *Bielo Bóg*, den weissen Gott, und das böse Prinzip *Tscherno Bóg*, den schwarzen Gott. Der *Dis* der alten Russen scheint Eins mit dem *Dev* der Indier. Die Göttin des Lebens, *Shiva*, der Polaben (*Polabae*) mit der indischen *Shiva*. Die slavischen Bezeichnungen für den Tod, *Morjana, Morena, Marzana* erinnern offenbar an den indischen Ausdruck für den Tod: *Marana*. Strabo beschreibt einige Götzen der Rugier, die ganz an einige des Ostens erinnern. Die Sitte, dass bei vielen slavischen Nationen sich die Weiber mit dem Leichname ihrer Gatten verbrannten, scheint gleichfalls von Indien nach Europa verpflanzt worden zu sein.

Man findet jedoch in ihrer Mythologie auch wieder andere Züge, welche ihnen eigenthümlich sind, und die mehr an die blühende und poetische Fantasie der Griechen erinnern. So z. B. die Sitte, den unbelebten Naturgegenständen, den Felsen, Bächen, Bäumen, Leben zuzuschreiben, die Wälder um sich her, und die Berge, zwischen denen sie lebten, mit übernatürlichen Wesen zu bevölkern. Die *Rusalki* der Russen, die *Vila* der südlichen slavischen Nationen, die *Leshie* einiger anderer Stämme, die man in vielen Volkserzählungen und Volksliedern findet, sind Nymphen, Najaden und Satyren. Obgleich wir nun diese Wesen mit jenen der Griechen verglichen haben, so müssen wir doch auch bemerken, dass sie eigentlich weniger Aehnlichkeit mit den genannten göttlichen Wesen der griechischen

Fantasie hatten, — die doch eigentlich nur als gewöhnliche Menschen, wenn auch mit höherer Macht, heftigeren Leidenschaften und längerer Lebensdauer betrachtet wurden — als vielmehr mit den nordischen Elfen und den deutschen Nixen und Berggeistern. Herz- und seelenlos, wie diese, mischten sie sich mit schadenfroher Neugierde in die Angelegenheiten der Menschen, ohne für diese eine wirkliche Theilnahme zu fühlen; sie waren rachgierig, ahndeten die geringste Beleidigung und Vernachlässigung, und waren nur gegen die Günstlinge ihrer Laune mildthätig [1]).

Die frühesten Geschichtsschreiber erzählen von den Slaven schon, sie seien in verschiedene Stämme getheilt und sprächen verschiedene Dialekte. Es giebt aber keine alten Ueberbleibsel ihrer damaligen Sprache, mit Ausnahme weniger Worte oder Redensarten, welche man in den Werken fremder Schriftsteller hier und da eingestreut findet, und diese meist, aus Unkenntniss, entstellt. Ueberdies kennen wir die Namen einiger Oerter, Festungen und einiger Fürsten, *Knes*, *Zupan* u. s. f. Unter den Volksliedern der Böhmen, Serben, Russen und mehrerer anderer Stämme giebt es indess einige, welche ganz ersichtlich noch aus jener heidnischen Vorzeit herstammen; da sie aber durch Ueberlieferung fortgepflanzt wurden, so muss man wohl daran denken, dass *ihre* Sprache im Einklange mit der lebenden Umgangssprache sich allmälig verändert haben möge. Weshalb man auch Volkslieder, so lange man sie nicht geschrieben findet, höchstens als einen Beleg für den Geist, nie für die Sprache eines Volkes nehmen kann.

Es ist jedoch wahrscheinlich, dass auch in uralter Zeit zuletzt nur Ein slavisches Idiom vorzugsweise gepflegt wurde; denn schon der einzige Umstand, dass Cyrill's Uebersetzung der Bibel, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts geschrieben ist, den Stempel einer grossen Form-Vollendung und eines grossen Wort-Reichthums trägt, weiset deutlich darauf hin, dass die slavische Sprache schon durch einige Jahrhunderte das Ausdrucksmittel gelehrter Männer gewesen sein musste. So viel ist gewiss, dass die Sprache, wie sie

1) Siehe *Görres'* Mythengeschichte der asiatischen Welt, Heidelberg 1810. *Kayssarov's* Versuch einer slavischen Mythologie, Göttingen 1804. *Dobrovsky's* Slavin, Neue Auflage durch *W. Hanka*, Prag 1834, S. 263—275. *Durich Bibliotheca Slavica*, Olen 1795. *J. Potocki's Voyages dans quelques parties de la Basse Sare pour la recherche des antiquités Slaves*, Hamburg 1795. *J. J. Hanusch* Wissenschaft des slavischen Mythus, Lemberg 1842.

in dieser Uebersetzung vorliegt, einer bedeutenden Entwickelungszeit bedurft hatte.

Die ersten Versuche, einen Theil der Slaven zum Christenthume zu bekehren, wurden wahrscheinlich schon vor dem 7. Jahrhundert gemacht, allein erst zu Anfang des 9. wurde der Einfluss desselben auf ihre Sprache und Literatur von Bedeutung. Es ist gewiss, dass, zufolge der letzten Forschungen des verstorbenen grossen Slavisten *B. Kopitar*, ein Theil der slavischen Völker schon *vor* Cyrill [1]) im Besitze eines Alphabetes war; da aber diese Thatsache keine weiteren Resultate mit sich brachte, so müssen wir das 9. Jahrhundert und Cyrill's Uebersetzung der Evangelien als den Anfang ihrer Literaturgeschichte, als die Morgenröthe eines schöneren Tages betrachten.

Bevor wir in eine Untersuchung über die einzelnen verschiedenen Zweige eingehen, wollen wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf den ganzen grossen Stamm wenden, welcher in den ältesten Zeiten in zwei Haupt-Abtheilungen sich gesondert zu haben scheint.

Unter den frühen Geschichtsschreibern und Philologen herrscht in der That eine bodenlose Verwirrung in der Eintheilung der slavischen Völker. Der gelehrte *Dobrovsky* von Prag brachte zuerst Licht in dieses Chaos, und setzte eine, auf ein tiefes und durchgreifendes Studium all der verschiedenen Dialekte gegründete Eintheilung fest, welcher auch die grosse Autorität *Kopitar* ihre Beistimmung gab. Auch Adelung hat in seinem Mithridates [2]) sie angenommen. Jedoch sind die beiden Namen, Anten und Slaven, welche Adelung für die grossen Abtheilungen gebraucht, und welche zuerst Jornandes einführte, ganz willkürlich, und weniger scharf geschieden, als die von Dobrovsky, Kopitar und Schaffarik festgestellten. Diese Letzteren theilen alle slavischen Nationen, zufolge gewisser sprachlicher Verwandtschaften und Unterschiede, in *nordwestliche* und *südöstliche* Stämme [3]). Weit besser würden wohl die Ausdrücke „nördliche *und* westliche", „südliche *und* östliche" sein; was in der That der wahre Sinn dieser Namen ist. Die Slovaken in

---

1) *Glagolita Clozianus*, Wien 1836.

2) Band II S. 1610 u. f.

3) Schaffarik lässt in seiner *Slavischen Völkerkunde*, die fast 20 Jahre nach seiner „Gesch. d. slav. Sprache u. Literatur" erschienen ist, das Wort „nördlich" aus, und theilt die Slaven in „westliche" und „süd-östliche" Nationen. Er sollte sagen „westliche" und „südliche *und* östliche".

Ungarn z. B., welche zur erstern Abtheilung gehören, kann man doch keinesfalls ein *nord*-westliches Volk nennen, und die Russen, welche zur zweiten Abtheilung gehören, noch viel weniger eine *süd*-östliche Nation. Der *Ursprung* aus dem Süden ist allen slavischen Stämmen gemein: der Ausdruck nördliche und südliche kann daher blos relativ gebraucht werden, und jener Theil der Slaven, welche Russland bewohnen, haben bekanntlich nie in einer südlicheren Gegend gelebt, als ihre böhmischen Brüder. Wir nehmen daher die Eintheilung der Slaven in *östliche* und *westliche* Stämme an, welche uns noch die genaueste zu sein scheint [1]).

Die nachfolgende Aufzählung der noch existirenden verschiedenen Nationen slavischen Stammes mag über diese Eintheilung weiteres Licht verbreiten.

A. Oestliche Stämme.

I. Der russische Zweig.

1. *Russen.* Die Russen slavischen Ursprunges bilden die Mehrzahl der Bevölkerung des europäischen Russlands. Alle mittleren Provinzen dieses weitläufigen Reiches sind fast ausschliesslich von einem Volke rein slavischen Ursprunges bewohnt. Die zahlreichen Slaven, welche durch das asiatische Russland zerstreut sind, gehören demselben Stamme an. Sie sind Anhänger der griechischen Kirche. Es ist schwer, genau die Zahl der verschiedenen Stämme einer Nation zu bestimmen. Die statistischen Regierungs-Ausweise gewähren keinen Behelf, da die Regierung die Unterschiede der Stämme so viel als möglich zu verwischen sucht. Schaffarik giebt in seiner slavischen Völkerkunde die Zahl der Russen auf **38,400,000** an. Wir folgen ihm als dem fleissigsten und genauesten Forscher über diesen Gegenstand; allein wir müssen auch bemerken, dass seine statistischen Angaben Erstaunen erregt haben und auf Widerlegungen gestossen sind.

---

1) Wir geben jedoch zu, dass der letztere Name eine Beschränkung bezüglich der Slovenzi oder Wenden in Kärnthen und Krain erleide, welche, trotz ihrer mehr westlichen Lage, zu den östlichen Stämmen gehören.

2. *Russniaken* oder *Ruthenen*, auch Russinier und Gelb-Russen genannt. Sie leben in Gelb-Russland, dem südlichen Polen, Galizien, Lodomerien oder Roth-Russland, der Bukowina, im nördlichen Theil von Ungarn und zerstreut auch in der Wallachei und Moldau. Die Kosaken, speziell die Zaporogen, gehören vorzüglich diesem Stamme an, während die Kosaken vom Don mehr mit reinen Russen vermischt sind. Ihre Zahl beläuft sich über 13 Millionen. Sie gehören alle zur morgenländischen Kirche, obgleich ein Theil von ihnen griechisch-katholisch oder Anhänger der unirten Kirche ist.

II. Der illyrisch-serbische Zweig.

1. Der eigentliche *illyrisch-serbische* Stamm, öfters auch *Raitzen* genannt, umfasst *fünf* Unterabtheilungen:

a) Die *Serbier* in Serbien, welches zwischen den Flüssen Timock, Drina, der Save, der Donau und dem Gebirge Balkan liegt, und als türkische Provinz *Serf Vilayeti* genannt wird. Ihre Zahl ist mindestens Eine Million. In früheren Zeiten, besonders gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, wanderten viele von ihnen nach Ungarn aus, wo auch noch jetzt etwa drei bis viermal hundert Tausend ansässig sind, abgesehen von ihren nahen Verwandten, den Slavoniern, im Königreiche Slavonien.

b) Bosnier, zwischen Dalmatien, dem Balkan-Gebirge und den Flüssen Drina, Verbas und der Save; etwa 4—500,000 an der Zahl. Die meisten von ihnen gehören, wie ihre Brüder, die Serbier, der griechischen Kirche an; etwa 100,000 sind römisch-katholisch. Es giebt auch Mohamedaner unter ihnen, welche noch ihre Sprache und die meisten ihrer slavischen Sitten beibehalten haben.

c) Montenegriner (Tsernogortzi). Dies sind slavische Bewohner der türkischen Provinz Albanien, zwischen den Bergen von Montenegro. Sie haben sich von Bosnien bis an die Seeküste, gegen Antivari hin, ausgebreitet. Die Türken konnten dies merkwürdige Volk nie gänzlich unterjochen. Sie geniessen einer Art von militärisch-republikanischer Freiheit; ihr Haupt ist ein Bischof, aber mit sehr beschränkter Macht. Sie zählen etwa 60,000 Seelen und gehören zur morgenländischen Kirche. J. G. Wilkinson giebt ihre Zahl auf 80,000 und darüber an.

d) Slavonier. Sie sind die Einwohner des österreichischen Königreichs Slavonien und des Herzogthums Syrmien, zwischen Ungarn gegen Norden und Bosnien gegen Süden, ungefähr eine halbe

Million an der Zahl. Eine nicht grosse Mehrzahl ist römisch-katholisch; die übrigen gehören zur griechischen Kirche.

e) Dalmatier. Das Land längs des adriatischen Meeres, zwischen Kroatien und Albanien, sammt den benachbarten Inseln heisst das Königreich Dalmatien und gehört ebenfalls dem Kaiser von Oesterreich. Es hat, sammt dem nördlich liegenden Istrien, an 600,000 Einwohner, von denen 500,000 slavisch-serbischen Stammes sind. Sie gehören alle zur römisch-katholischen Kirche, mit Ausnahme von etwa 80,000 Seelen, die den griechischen Ritus bekennen.

2. Das österreichische Königreich *Kroatien* der Gegenwart, zwischen Steyermark, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Dalmatien und dem adriatischen Meere, ist nicht das alte Kroatien des Konstantin Porphyrogenitus. Es enthält die kroatischen Kolonisten Ungarns und, die Bewohner des türkischen *Sandshak Banialouka* mit eingerechnet, 800,000 Seelen. Von diesen gehören kaum 200,000 zur griechischen Kirche, die Mehrzahl sind Katholiken. Wir werden später sehen, dass die Kroaten, bezüglich ihrer Sprache, in zwei Abtheilungen geschieden werden; die eine ist mit den Serben und Dalmatinern verwandt, die andere mit den Slovenzen aus Kärnthen und Krain.

3. Die *Slovenzen* oder *Wenden.* Diese Namen umfassen die slavischen Einwohner der Herzogthümer Steyermark, Kärnthen und Krain und auch jene an den Ufern der Flüsse Raab und Mur in Ungarn. Ihre Zahl ist eine Million. Mit Ausnahme weniger Protestanten sind sie alle Katholiken. Sie nennen sich selbst *Slovenzi*, sind aber aus fremden Schriftstellern unter dem Namen *Wenden* bekannt.

III. Der bulgarische Zweig.

Die Bulgaren bewohnen die türkische Provinz *Sofia Vilayeti* zwischen der Donau, dem schwarzen Meere, dem Balkan und Serbien; sie sind etwa drei und eine halbe Million, der Rest einer grossen Nation. An 80,000 sind in Bessarabien und den anderen Provinzen Süd-Russlands zerstreut. Schaffarik zählt 7000 als österreichische Unterthanen im grossen Völkerhause Ungarn auf. Die meisten von ihnen gehören zur griechischen Kirche.

B. Westliche Stämme.

I. Der czechisch-slovakische Zweig.

1. *Böhmen und Mähren* (Czechen), die slavischen Einwohner des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren, beide zum österreichischen Kaiserthum gehörend. Sie sind etwa vier und eine halbe Million an der Zahl, von denen 100,000 Protestanten, die übrigen Katholiken sind. Schaffarik rechnet noch 44,000 slavische Einwohner von Preussisch-Schlesien hinzu.

2. *Slovaken.* Fast der ganze nördliche Theil von Ungarn ist von Slovaken bewohnt, überdies sind sie durchs ganze Land verbreitet und sprechen verschiedene Dialekte. Man schätzt sie auf zwei bis drei Millionen.

II. Der polnische oder leckische Zweig.

Er umfasst die Bewohner des jetzigen Königreichs Polen, jene eines Theiles der seit 1772 russisch-polnische Provinzen genannten Gegenden, jene des Grossherzogthums Posen, und jene von Galizien und Lodomerien. Die Mehrzahl des Volkes in letztgenanntem Lande sind Russniaken oder Ruthenen. In den russischen Provinzen, welche einst Weiss-Russland, Schwarz-Russland und Roth-Russland genannt wurden und in früheren Zeiten von den Polen erobert worden waren, sind die Bauern Russen und Russniaken; in Lithauen sind sie Lithauer oder Letten, ein Stamm aus einer andern Familie von Nationen. In allen diesen Ländern sind blos die Edelleute und die Städter wahre Polen oder Slaven vom leckischen Stamme. Zu demselben Stamme gehört die polnische Bevölkerung Schlesiens und ein kleiner Haufen in der preussischen Provinz Pommern, die Kassuben genannt. Die Slaven vom leckischen Stamme erreichen kaum die Zahl von zehn Millionen, sie sind, mit Ausnahme einer halben Million Protestanten, alle Katholiken.

III. Der serbisch-wendische Zweig.

Hierzu gehören die Reste der alten Sorben und mehrerer anderer slavischen Stämme in der Lausitz und einigen Theilen von Brandenburg. Ihre Zahl ist kaum 2,000,000; sie sind zur Hälfte Protestanten, zur Hälfte Katholiken.

Es kann kaum bezweifelt werden, dass ausser den hier aufgezählten noch viele slavische Stämme durch Deutschland, Siebenbürgen, die Wallachei, ja durch die ganze Türkei zerstreut sind. So hat man z. B. nachgewiesen, dass der tchakonische Dialekt, welcher im östlichen Theile des alten Sparta gesprochen wird und den anderen Griechen ganz unverständlich ist, slavischen Ursprungs sei [1]). Aber die Zahl dieser Stämme anzugeben, die oft nur aus sehr wenig Seelen bestehen, ist fast unmöglich und auch von wenig Bedeutung.

Wir unterscheiden also unter den Nationen slavischen Stammes zwei grosse Familien, deren einzelne Glieder, ganz abgesehen von ihrer gegenwärtigen geographischen Lage, durch gewisse Eigenthümlichkeiten des Idioms sich unter einander als verwandt herausstellen. Die Kennzeichen anzugeben, an denen der Philologe erkennt, zu welcher Familie eine Nation gehöre, ist hier nicht am Orte. Der der Sprache unkundige Leser würde sie nur schwer verstehen, und der ihrer kundige wird sich besser hierüber in den philologischen Werken unterrichten. Was uns hier interessirt, ist der allgemeine Charakter, der Genius der Sprache. Zu diesem Behufe wollen wir eine kurze Uebersicht ihrer Grammatik entwerfen, und vorzüglich jene Züge hervorheben, welche meist allen Dialekten gemein sind.

Die Aehnlichkeit zwischen der slavischen und der Sanskrit-Sprache besteht in der That im Gleichlaute einer Menge von Wörtern; der Bau der erstern ist jedoch rein europäisch, und sie steht in dieser Beziehung dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen näher, mit welchen Sprachen sie ganz ersichtlich die Urquelle gemein hat [2]). Die slavische Sprache hat drei Geschlechter. Wie die

---

1) Von Kopitar, siehe Wiener Jahrbücher 1822. Bd. XVII. *Kastanica, Sitina, Gorica* und *Prasto* sind slavische Namen. Ein Ort heisst sogar *Σκλαβοχωρί*, slavisches Dorf. *Leake* giebt in seinen Untersuchungen an, dass slavische Ortsnamen durch ganz Griechenland vorkommen.

2) Die Verwandtschaft der slavischen und griechischen Sprache ist in neuerer Zeit in verschiedenen Werken anerkannt worden. *Dankovsky* behauptet in seinem Buche: *Die Griechen als Sprachverwandte der Slaven*, Pressburg 1828, dass die Kenntniss der slavischen Sprache für die griechischen Philologen von höchster Wichtigkeit sei, und das einzige Mittel, durch welches er viele dunkle Stellen aufzuklären und die Bedeutung zweifelhafter Wörter festzustellen im Stande sei. Nebst den geschichtlichen Beweisen giebt er ein Verzeichniss von 306 slavischen und griechischen Wörtern von schlagender Aehnlichkeit. Er spricht sich weiter aus: „Von *drei* Schwestern blieb die

lateinische, hat sie keine Geschlechtswörter, wenigstens gilt das von der ursprünglichen slavischen Sprache, denn jene Dialekte, welche ihren nationalen Charakter verloren haben, wie das Bulgarische, oder jene, welche durch den Einfluss der deutschen Sprache modificirt wurden [1]), wenden das anzeigende Fürwort als Geschlechtswort an. Der bulgarische Dialekt hat die albanische Sitte, einen Artikel den Nennwörtern beizufügen. Aus diesem Grunde sind die Abänderungen in der slavischen Sprache vollkommener als im Deutschen und Griechischen, denn die verschiedenen Endungen sind, wie im Lateinischen, durch angehängte Sylben oder Endlaute unterschieden. Die einfache Zahl hat sieben Endungen, die vielfache blos sechs; die fünfte Endung gleicht ganz der ersten. Im Dual, einer Form, welche nicht in allen slavischen Sprachen gebräuchlich ist, ist die erste Endung gleich der vierten, die zweite gleich der Ortsendung, die dritte gleich der Zweckendung.

Für die Abänderung der Beiwörter hat die slavische Sprache nur zwei Hauptformen, je nachdem sie *bestimmte* oder *unbestimmte* sind. Das Alt- oder Kirchen-Slavische hat nur zwei Vergleichungsstufen, die positive und komparative; sie hat keinen Superlativ oder hat vielmehr denselben Ausdruck für Komparativ und Superlativ. Dieser wird durch die Anhangssylbe *ii* bewerkstelligt, welche mit

---

eine treu ihrer Muttersprache — die slavische; die *zweite* veredelte ihr Erbtheil im höchsten Grade — die griechische Sprache; die *dritte* vermischte es mit einem fremden Idiom — die lateinische Sprache." Ein Buch, das dieselbe Tendenz hat, wurde in griechischer Sprache von dem griechischen Priester Konstantine, Wien 1828, veröffentlicht. Es enthielt ein 800 Seiten langes Wörterbuch von *russischen* und griechischen Wörtern, welche dem Laute und der Bedeutung nach sich entsprechen. Dass diese Ansichten nicht neu sind, ist allgemein bekannt, obschon sie früher kaum so weit getrieben wurden, mit Ausnahme vielleicht von *Levesque*, dem Verfasser einer russischen Geschichte, welcher die Lateiner als eine slavische Kolonie betrachtet, oder von *Solarich*, welcher alle neueren Sprachen von der slavischen herleitet. *Gelenius* hat schon in seinem *Lexicon Symphonum*, 1557, den ersten etymologischen Versuch bezüglich der slavischen Sprachen gemacht. In neuerer Zeit schenkten *Dobrovsky*, *Linde*, *Adelung*, *Bantkje*, *Fritsch* u. A. der slavischen Etymologie grössere Aufmerksamkeit. Ein *Etymologicon universale* wurde 1811 zu *Cambridge* in England von *W. Whiter* veröffentlicht. — *Galiffee* stellte in seinem *Italy and its Inhabitants* 1816 und 1817, die Meinung auf, das *Russische* wäre die Originalsprache, und das Altslavische und alles Uebrige wären nur Dialekte.

1) Oder vielmehr einige Schriftsteller der Lausitz und der unter dem Namen des Königreichs Illyrien einbegriffenen österreichischen Provinzen.

einer jener zahlreichen Sylben verbunden wird, für welche die englische Sprache nur schwer Buchstaben oder Zeichen hat, *sh*, *tsh*, *sht*, *shtsh* u. s. f. In den neueren Dialekten wurde diese Lücke ausgefüllt; in den meisten von ihnen wird der Superlativ durch Versetzung der Sylbe *nai* ausgedrückt, z. B. im Serbischen *mudar*, weise, *mudrii*, weiser, *naimudrii*, der weiseste. Die Russen haben ausser dieser und auch einigen anderen superlativen Formen einen vollkommenen Superlativ, der vom Beiworte selbst ausgeht, z. B. *doroghii*, theuer, *doroshe*, theuerer, *doroshaishii*, am theuersten. Eben so reich ist diese Sprache an Vergrösserungs- und Verkleinerungsformen nicht nur des Hauptwortes, sondern auch des Beiwortes, eine Vollkommenheit, die kaum in der italienischen Sprache in solchem Grade vorhanden ist und die in aller slavischen Sprachen mehr oder weniger vorkommt. Fast die meisten russischen Hauptwörter haben zwei Vergrösserungs- und drei Verkleinerungsformen, einige haben sogar deren mehr. Wir enthalten uns nur mit Mühe, Beispiele anzuführen, allein wir wollen die uns selbst gesteckten Grenzen nicht überschreiten. Es verdient als eine Eigenthümlichkeit angeführt zu werden, dass die Slaven blos die ersten vier Ordnungszahlwörter als Beiwörter, die folgenden aber als Hauptwörter betrachten. Aus diesem Grunde steht anstatt der zweiten oft die vierte Endung: *osm sot* (I. Endung *sto*), acht hundert. So wenden sie auch in allen Verneinungssätzen statt der zweiten die vierte Endung an. Eine doppelte Verneinung kommt im Slavischen öfters vor, ohne eine Bejahung auszudrücken, denn wenn selbst schon ein Verneinungswort gesetzt worden ist, haben sie noch die Gewohnheit, dem Zeitworte als Vorsatzsylbe die Verneinungspartikel *ne* oder *nje* beizugeben.

Es ist schwer, einen allgemeinen Begriff vom Charakter des Zeitwortes zu geben, denn gerade bezüglich dessen Beugungen oder Abwandlungen herrscht die grösste Verschiedenheit in den zahlreichen Dialekten der slavischen Sprache. Dieselbe Endbeugung, welche im Altslavischen oder Russischen unveränderlich die erste Person der gegenwärtigen Zeit ausdrückt, das *u* oder *gu*, drückt im Serbischen die dritte Person vielfacher Zahl der gegenwärtigen und halbvergangenen Zeit aus, und die gewöhnliche Abwandlung der ersten Person gegenwärtiger Zeit im Serbischen und Polnischen: *am*, *em* oder *im* ist im Altslavonischen und Russischen für die vielfache Zahl gebräuchlich: *em* und *im*. Für die zweite Person der

gegenwartigen Zeit giebt es jedoch in allen slavischen Dialekten dieselbe Grundform, die Endung in *ash*, *esh* oder *ish*, und dies ist auch die Person, an welcher erkannt wird, zu welcher Abwandlungsart ein Zeitwort gehört.

Die in allen europäischen Sprachen angenommene Eintheilung der Zeitwörter in *aktive* und *passive* scheint im Slavischen überflussig zu sein, denn diese ihre Eigenschaft hat auf die Abwandlung keinen Einfluss, und das *Passivum* und der *Deponent* der lateinischen Sprache muss im Slavischen durch eine Umschreibung ausgedrückt werden. Eine Eintheilung von grösserer Wichtigkeit und aus der Eigenthümlichkeit der Sprache selbst entspringend ist jene der Zeitwörter in *vergangene (perfecte)* und *halbvergangene (imperfecte)*. Weder die griechische, noch lateinische, noch deutsche Sprache, noch eine der von ihnen abgeleiteten Sprachen hat eine ähnliche Unterscheidung aufzuweisen. Es ist daher auch sehr schwer, Personen, welche mit keinem slavischen Dialekt bekannt sind, einen klaren Begriff hiervon beizubringen. Und doch ist diese Eigenthümlichkeit einer der bezeichnendsten Züge der Sprache, welcher ihren allgemeinen Reichthum und ihre Kraft bedeutend erhöht. Das Verhältniss, in welchem die vergangenen und halbvergangenen Zeitwörter zu einander stehen, ist ungefähr dasselbe, wie jenes der vergangenen und halbvergangenen Zeiten in der Abwandlung der lateinischen Zeitwörter. Ein vergangenes Zeitwort drückt aus, dass eine Handlung nur Einmal geschehen sei, und daher vollständig erfüllt und vorbei sei; aus dieser seiner Eigenschaft geht hervor, dass es keine halbvergangene Zeit hat, und seine Abwandlung im Allgemeinen unvollständig sein muss. Halbvergangene Zeitwörter drücken aus, dass die Handlung noch fortdauert. Beide haben in den meisten Fällen dieselbe Wurzelsylbe, und können mit einer gewissen Art von Freiheit gebildet werden, so z. B. im Serbischen *viknuti*, einmal schreien, *vikati*, schreiend sein; *umriyeti*, sterben, *umirati*, sterbend sein. Es giebt jedoch auch andere, welche im nämlichen Verhältnisse zu einander stehen, ohne von demselben Wurzelstocke auszugehen, z. B. im Serbischen *tchuti* und *slushati*, hören, *reiji* und *govoriti*, sprechen u. s. f.

Die polnische Sprache, welche in jeder Art von Beugungen besonders reich ist, hat eine noch einfachere und regelrechtere Methode, die Verölterungsform eines jeden Zeitwortes zu bilden; z. B. *czytam*, ich lese, *czytywam*, ich lese oft, *biore*, ich nehme,

bieram, ich nehme oft u. s. f. In der böhmischen Sprache, welche die ausgebildetste aller slavischen Mundarten ist, giebt es einen Ueberfluss an Zeiten, von welchem man sich selbst bei genauer Kenntniss der klassischen Sprachen kaum einen Begriff machen kann, und dessen rechten Gebrauch der Fremde nur selten, wenn überhaupt jemals erlernt. Dauer, Entschiedenheit, Wiederholung, alle die verschiedenen Nüancen von Zeit und Vorsatz, welche andere Sprachen nur durch lange Redensarten umschreiben können, drückt die böhmische Sprache nur durch eine kleine Veränderung von ein oder zwei Sylben aus.

Nicht weniger reich in diesen Abwandlungen der Zeitwörter ist die russische Sprache. Abgesehen von einem ungeheuren Reichthume ursprünglicher *unbestimmter* Zeitwörter *(verba indefinita)*, wie alle jene genannt werden, welche den Charakter der Zeitwörter anderer Sprachen haben, ohne eine Beziehung zur Dauer, zur Fortdauer der Handlung auszudrücken, haben sie auch einfache, Veröfterungs- und Vervollständigungs-Zeitwörter *(verba simplicia, frequentativa, perfecta)*. Ein Beispiel wird dies erläutern:

Unbestimmtes Zeitwort *(verbum indefinitum)*: *dvigat'* [1]), bewegen;
Einfaches Zeitwort *(verbum simplex)*: *dvinut'*, blos Einmal bewegen;
Veröfterungs-Zeitwort *(verbum frequentativum)*: *dvigivat'*, wiederholt bewegen [2]);
Vervollständigungs-Zeitwort *(verbum perfectum)*: *sdvigat'*, vollständig bewegen.

Der Leser ist nun selbst im Stande, zu beurtheilen, welche Präcision, Kürze und Kraft einer Sprache eigen sei, die so weniger Umschreibungen bedarf. Es muss jedoch erwähnt werden, dass nicht alle diese Zeitwörter vollständig sind, und es geht übrigens schon aus der verschiedenen Bedeutung derselben hervor, dass viele von ihnen einzelner Zeiten entbehren müssen. Wahrscheinlich aus diesem Grunde nehmen selbst einige der ausgezeichnetsten Grammatiker diese Eintheilung der Zeitwörter nicht an, sondern bringen

1) Das *t'* bedeutet das *Yehr* oder das *sanfte Zeichen* der Russen als Beigabe zum *t*. Dieser Buchstabe, der in der englischen Sprache nicht existirt, ist einigermassen dem Hauchlaut der griechischen Sprache, wie z. B. in *νυκτ' ἡμερον*, geschrieben *νυχθήμερον*. Der Timbre des Lautes ist ähnlich dem sanften *ch* nach *t* im Deutschen, wie in Städtchen, Hütchen.

2) Man kann diese Form mit dem lateinischen *verbum frequentativum* vergleichen, z. B. *factitare* anstatt *facere*, *cursitare* anstatt *currere* etc.

alle diese Wechselformen unter die Abwandlungsnorm eines einzigen Zeitwortes als verschiedene Zeiten, — ein Verfahren, welches viel dazu beiträgt, dem Ausländer die slavische Sprachlehre sehr zu verleiden.

Wenn dieser kurze und magere Umriss schon kaum hinreicht, um dem Leser einen Begriff von dem Reichthum, der Schärfe und der Bildungsfähigkeit der slavischen Sprachen beizubringen, so ist es noch viel schwieriger, ihn mit ihren *Lauten* bekannt zu machen, gegen welche fast unter allen Nichtslaven der grösste Widerwille herrscht. Das altslavische Alphabet hat **46** Buchstaben, und aus dieser Anzahl kann man schon schliessen, dass die ursprüngliche Sprache fast eben so viel Laute gehabt habe, welche man aber in den neueren slavischen Sprachen nicht mehr findet. Es ist wahr, dass alle Dialekte vergleichweise auch an Vokalen arm sind, und, wie die orientalischen Sprachen, der Doppellaute sogar gänzlich ermangeln [1]). Sie haben weder ein *oe* noch ein *ai*, welche Laute die Deutschen als die besten ihrer Sprache ansehen, noch die griechischen Doppelvokale *ει, υι, αυ, ευ* und ähnliche, und noch weniger verschiedene Aussprachen eines und desselben Vokales, wie die Engländer. Die Polen, Russen und Böhmen besitzen jedoch ein doppeltes *i* [2]), ein weicheres und ein härteres, welches letztere in keiner andern europäischen Sprache zu finden ist und dem Ohr der Fremden unangenehm klingt. Die Polen haben noch überdies *Nasen-Vokale*, wie andere Sprachen Nasen-Konsonanten haben [3]).

Es ist eine auffallende Eigenthümlichkeit, dass slavische Worte nur selten mit einem reinen *a* anfangen [4]), noch weniger mit einem *e*. In der ganzen russischen Sprache giebt es nur zwei Worte slavischen Ursprunges, welche ein Anfangs-E haben, und etwa zwanzig fremde, in welchen dieser Buchstabe in seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt wurde; in allen übrigen Wörtern ist vor das *e* ein *y* gesetzt; z. B. *Velisaveta*, Elisabeth, *yest*, lateinisch

---

1) Mit Ausnahme des slovakischen Dialektes.

2) Man spreche es wie das *i* im englischen Worte *machine*, Maschine, aus.

3) Durch Schrift die verschiedenen Nüancen in der Aussprache derselben Buchstaben im Polnischen auszudrücken, ist fast unmöglich. Sie müssen durch's Ohr erfasst werden, und werden selbst dann nur schwer von der Zunge des Fremden nachgeahmt.

4) Wie das *a* im Worte *father*, Vater.

est, es ist, *Yepiscop, episcopus*, Bischof u. s. f. Ein *a* am Anfange ist schon häufiger, und ist in den meisten fremden Eigennamen beibehalten, so z. B. Alexander, Anna; oder in anoern fremden Worten, wo sie das *H* auslassen, wie z. B. *Ad, Hades*, die Hölle, *Alleluya*, Hallelujah. Aber auch hier geht der natürliche Trieb der Sprache dahin, mit einem *y* anzufangen; so sagen sie *yagnya* lieber als *agnya*, lat. *agnus*, obgleich man es auch so in alten Kirchenbüchern findet, *yasti*, essen, *yakor*, der Anker, *yavor*, Ahorn [1]). Das *o* am Anfange des Wortes bleibt in den meisten slavischen Dialekten rein, d. h. ohne einen vorausgehenden Mitlaut. Im Russischen klingt es häufiger wie ein *a* als wie ein *o*, z. B. *adin* anstatt *odin*; *atiotz*, Vater, anstatt *otetz*. Aber die Wenden der Lausitz sprechen es als *wo* aus; so auch die Böhmen in der gewöhnlichen Umgangssprache, obgleich sie im höheren Style ein reines Anfangs-O haben. Die Kroaten besitzen hingegen wieder kein reines Anfangs-U; sie sagen *vuho* statt *uho* oder *ucho*.

Bezüglich der Mitlaute herrscht in den slavischen Sprachen eine grosse Verschiedenheit. In keinem ursprünglich slavischen Worte findet man ein *f*; und selbst in Wörtern, die fremden Sprachen entlehnt sind, hat es oft seinen Laut verändert. So machten die Böhmen aus dem deutschen: Farbe, *barwa*. Für den Zusammenhang der slavischen und lateinischen Sprache ist die Vergleichung folgender Wörter interessant: *bob* mit *faba*, *bodu* mit *fodio*, *vru* mit *ferveo*, *peru* mit *ferio*, *plamen* mit *flamma*, *pishcala* mit *fistula* u. s. f.

Die grösste Verschiedenheit herrscht unter den slavischen Buchstaben bezüglich der Zischlaute. Deren sind sieben, wesentlich von einander verschiedene, von welchen einige schwer in andern Sprachen wiederzugeben sind [2]). Sie sind Lieblingslaute der slavischen Sprache. Nicht nur die Kehllaute *g*, *ch* und *k*, sondern auch *d* und *t* werden in vielen Fällen in ähnliche Zischlaute nach bestimmten und einfachen Regeln verwandelt. Andererseits haben die Slaven eine ihnen in dieser Ausdehnung ganz eigene Methode, die Härte der Mitlaute zu mildern. Der Franzose hat sein *l mouillé*,

---

1) Vergleiche den sanften Hauch der Griechen, und das Semitische *Aleph* oder *Elif*.

2) Im Altslavonischen und Russischen giebt es für das *shsh* einen einzigen Buchstaben. Der Pole schreibt *szcz*.

der Spanier sein *elle doblado* und *ñ*, der Portugiese sein *lh* und *nh*; die slavischen Nationen besitzen einen Milderungslaut für die meisten ihrer Mitlaute. So ist die gewöhnliche Endung des russischen Zeitwortes in *at'* oder *it'*, wo andere slavische Nationen *ati* oder *iti*, oder der westliche Zweig *acz* oder *ecz* sagen. Dasselbe geschieht auch öfters nach Anfangs-Mitlauten, so z. B. *mjaso*, Speise; *bjel*, weiss; *ljubov*, Liebe etc.

Die Buchstaben *l* und *r* haben in allen slavischen Sprachen den Werth von Selbstlauten; Worte, wie *twrdy*, *wjtr*, welche ihrem Ansehen nach, sie aussprechen zu können, jede fremde Zunge verzweifeln würde, werden als zweisylbige Worte gebraucht. So klingt *Wlk*, *Srp* nicht härter als *Wolk* und *Serp*. Wir geben jedoch zu, dass diese Beispiele nicht hinreichen, um das gegen den Wohllaut der slavischen Sprache herrschende Vorurtheil zu bannen. Wir lassen sie, statt ihr selbst das Wort zu reden, von einem ihrer beredtesten und wärmsten Vertreter gegen den Vorwurf der Härte und Rohheit vertheidigen [1]). „Wohllaut und weibischer Weichklang einer Sprache sind zwei sehr verschiedene Dinge. Es ist wahr, dass in den meisten slavischen Dialekten, mit Ausnahme des serbischen, die Konsonanten vorherrschen; allein, betrachtet man eine Sprache vom philosophischen Standpunkte, so erscheinen die Konsonanten als die eigentlichen Zeichen der Gedanken, und die Vokale nur als Diener der Konsonanten, mithin beide in einem anderen Lichte, als gewöhnlich angenommen wird. Je reicher eine Sprache an Konsonanten, desto reicher auch an Ideen. *Exempla sunt in promtu.* Der Wohllaut einzelner Sylben ist nur ein partieller und ein sehr relativer; die Harmonie einer ganzen Sprache hängt vom Wohlklange der Perioden, Worte, Sylben und einzelner Buchstaben ab. Welche Sprache besitzt diese vier Elemente der Harmonie in gleicher Menge? Zu viele Vokale klingen eben so unangenehm, als zu viele Konsonanten; einer verhältnissmässigen Zahl und Abwechselung beider bedarf es, um die wahre Harmonie zu erzeugen. Selbst harte Sylben gehören zu den nothwendigen Eigenschaften einer Sprache, denn die Natur selbst hat harte Laute, welche der Dichter ohne den Besitz solcher kaum wiedergeben könnte. Die Rauhheit der slavischen Idiome, über welche die Ausländer sich oft beklagt haben, ist daher entweder ausschliesslich der Ungeübtheit und Geschmack-

1) Schaffarik in seiner Geschichte etc. Seite 40 u. f.

losigkeit mancher Schriftsteller zuzuschreiben, oder einem wirklich lächerlichen Missverständnisse jener Leser, die, unbekannt mit der Sprache, die Laute mit den Augen und nicht mit den Ohren auffassen." — „Die reine und entschiedene Vokalisation, die es nicht dem Belieben des Sprechers anheimstellt, gewisse Vokale auszusprechen oder sie zu vertauschen, wie dies der Fall in der deutschen, französischen und englischen Sprache, gewährt den slavischen Sprachen den Vortheil eines regelmässigen Sylbenmasses, wie im Griechischen, welcher Umstand sie zur Nachahmung der alten klassischen Versmasse tauglicher als jede andere Sprache macht. Wir müssen aber gestehen, dass dieses Thema bisher in den meisten von ihnen vernachlässigt oder nur mit wenig Geschick behandelt wurde. Wir meinen nämlich, um noch deutlicher zu reden, Folgendes: Jede slavische Sylbe ist von Natur aus kurz oder lang, daher hat jeder slavische Vokal ein doppeltes Zeitmass, ein kurzes und ein langes. Diese natürliche Kürze und Länge der Sylben ist, wie bei den Griechen, ganz unabhängig von der grammatikalischen Steigerung oder Senkung der Stimme, oder mit andern Worten, vom *prosodischen Tone*, die *Quantität* beruht allein auf der Natur der Aussprache, auf der längern oder kürzern Dauer des Vokales selbst und nicht auf dem grammatikalischen Accent. Dieser letztere kann sowohl auf eine, prosodisch kurze als auch lange Sylbe zu ruhen kommen." —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen kehren wir wieder zum geschichtlichen Theile unseres Buches zurück, und erinnern den Leser an unsere Eintheilung der Slaven in östliche und westliche Stämme. Wir beginnen mit dem höchst merkwürdigen Alt- oder Kirchen-Slavischen, der Sprache ihrer Bibel, die jetzt wohl keine lebende Sprache mehr ist, aber eine unerschöpfliche Quelle der schönsten und reinsten Worte für ihre jüngeren Schwestern darbietet. Dann folgen die *vier*, vollkommen von einander verschiedenen Sprachen, welche die östlichen slavischen Nationen sprechen, nämlich die russische, die illyrisch-serbische, die wendische und die bulgarische. Drei von ihnen besitzen eine eigene Literatur, ja eine, die illyrisch-serbische, sogar eine doppelte; denn politische Umstände und der Einfluss früher Trennung in eine abend- und morgenländische Kirche haben die Nation unglückseliger Weise in zwei Theile zerstückelt, deren jeder eine andere Schreibart derselben Sprache annahm, wie wir später zeigen werden. Und hierauf folgen

auch unter den westlichen slavischen Nationen *drei* oder *vier* verschiedene Sprachen, je nachdem wir den czechischen und slovakischen Dialekt als einen oder zwei gelten lassen wollen, nämlich die böhmische (slovakische), polnische und serbische Sprache der Lausitz. Die erste und dritte dieser Sprachen haben jede eine ausgedehnte Literatur [1]).

1) Um unser Buch nicht unverhältnissmässig anschwellen zu machen, enthalten wir uns aller weitläufigen historischen Erörterungen; selbst geschichtliche Notizen geben wir eben nur so viele, als ihres Zusammenhanges mit der Sprache willen unumgänglich nöthig sind. Unsere philologischen Quellen haben wir alle gewissenhaft angeführt.

Erster Theil.

Geschichte der Alt- oder Kirchen- (gewöhnlich auch die „slavonische" genannten) Sprache und Literatur.

Man kann kaum daran zweifeln, dass in sehr alten Zeiten alles, was Slave war, nur Eine Sprache gesprochen hat. Diese scheint jedoch schon bald in mehrere Dialekte sich abgetheilt zu haben, ein Faktum, welches das natürliche Resultat der so weiten Ausdehnung dieses Volkes sein musste. *Eginhard*, der Sekretär und Geschichtsschreiber Karls des Grossen († 839), führt die slavischen Nationen an, welche sein Herr unterjocht hat, nämlich die Veletaber, Soraben, Obotriten und Böhmen, und erwähnt ausdrücklich, dass sie nicht alle dieselbe, aber doch eine sehr ähnliche Sprache sprächen. Es ist schwer zu entscheiden, welche von den noch existirenden slavischen Sprachen man für die reinste halten soll; das Altslavische hat seine Gräcismen, das Serbische seine Turcismen, das Polnische und Böhmische seine Germanismen, und das Russische seine Tartarismen, Germanismen und Gallicismen. Keine Sprache in der Welt wird auf die Dauer dem Einflusse ihrer Nachbarn widerstehen, und selbst die hohe chinesische Mauer konnte die Einwohner dieses grossen Reiches nicht vor Korruptionen ihrer Sprache schützen. Es herrschte früher allgemein die Ansicht, das Kirchenslavonische als die Stammmutter aller lebenden slavischen Dialekte zu betrachten, und es giebt in der That noch jetzt viele Philologen und Geschichtsschreiber, welche dieser Meinung anhängen. Neuere genauere Untersuchungen von Männern, die gleich grosse Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe vereinten, haben aber genügend dargethan, dass das Kirchenslavonische nicht als die Mutter der andern slavischen Sprachen, sondern blos als ältere Schwester derselben anzusehen sei, — als ein *Dialekt* wie sie, aber früher entwickelt und ausgebildet. Die

ursprüngliche Muttersprache, von welcher sie alle herzuleiten sind, muss schon viele Jahrhunderte früher zu Grunde gegangen sein. Aber *wo* das Altslavische einst gesprochen wurde, und welche der noch lebenden Sprachen *unmittelbar* und *zunächst* aus ihr sich entwickelt hat — eine Ehre, auf welche alle Nationen des östlichen und auch Eine des westlichen Stammes Anspruch machen, — ist eine Frage, welche alle Untersuchungen und Schlussfolgen der tüchtigsten Geschichtsschreiber und Philologen bis jetzt nicht auf befriedigende Weise gelöst haben. Die grössten Autoritäten in slavischen Sprachangelegenheiten sind hierüber getheilter Ansicht. Die Streitigkeiten hierüber wurden mit einem Eifer geführt, der kaum im Verhältnisse zur eigentlichen Wichtigkeit der Sache steht, ja in neueren Zeiten mit einer an Heftigkeit grenzenden Leidenschaft, und was noch mehr zu bedauern ist, nicht mit jener Rücksicht auf Wahrheit und Billigkeit, welche die Grundlage jeder geschichtlichen Untersuchung sein sollten. Die grossen politischen Fragen, welche im östlichen Europa den Frieden der Nationen allmälig zerstört haben, — die Idee des Panslavismus, der Streit um das Uebergewicht zwischen Oesterreich und Russland, die Eifersucht der slavischen Völker gegen die Deutschen und untereinander, — haben einen entscheidenden Einfluss selbst auf diese rein geschichtliche Frage geübt.

Die Ansprüche der Russen in dieser Beziehung wurden schon längst, als gehörig widerlegt, zurückgewiesen, da sie in der That jeder geschichtlichen Grundlage entbehren. Der Umstand jedoch, dass die Sprache der slavischen Bibel in Russland, bis auf Peter den Grossen, ausschliesslich die Büchersprache war, bestärkte die Eingebornen lange Zeit in dem Glauben, das Alt-Russische und das Kirchenslavische seien ein und dieselbe Sprache, und das Neu-Russische sei der unmittelbare Abkömmling derselben, bis neuere Kritik diesen ganzen Gegenstand besser beleuchtet hat [1]).

Die grosse Aehnlichkeit der *slovakischen* Sprache mit dem Altslavischen, besonders jenes Dialektes, welchen die durch ganz Ungarn zerstreuten Slovaken sprechen, und die Uebereinstimmung beider bezüglich grammatikalischer Form und Beugung in einem Grade, der keiner andern slavischen Sprache zukommt, schien für

1) Siehe später bei der Geschichte der russischen Sprache, und die sogenannte Verbesserung der Bibel und Kirchenbücher.

die Slovaken zu entscheiden. Einer historischen Grundlage entbehrt diese Ansicht ebenfalls nicht, denn die Slovaken gehörten einst zu dem grossen Königreich Mähren, wo, zufolge der alten Geschichtsschreiber, Cyrill und Methodius am längsten lebten und lehrten [1]).

Andererseits entscheidet sich der ehrwürdige böhmische Abt Dobrovsky, der die Ansichten seiner Vorgänger mit grosser Schärfe und Gelehrsamkeit geprüft hat und die Natur der slavischen Dialekte genauer als irgend ein Philologe vor ihm untersucht hat, für die *Serbier*. Nach seiner Ansicht war das Altslavische, zu den Zeiten des Cyrill und Methodius, der serbisch-macedonisch-bulgarische Dialekt, die Sprache der Slaven in Thessalonien, dem Geburtslande dieser zwei slavischen Apostel [2]).

Seine Gründe schienen in der That unwiderlegbar, bis *Kopitar*, ein Name von gleich grosser Autorität und Geltung in slavischen Angelegenheiten, welcher früher mit ihm übereinstimmte [3]), in einem späteren Werke [4]) bewies, durch Gründe von nicht geringerem Gewichte, dass die wahre Heimath der Sprache der slavischen Bibel unter den *ungarischen* (pannonischen) oder Kärnthner *(Carantano-)* Slaven, den *Slovenzen* oder *Wenden* unserer Tage zu suchen sei. Die Aufnahme einer Zahl von *deutschen* (nicht *griechischen*) Worten für christliche Begriffe, als *tzerkwa*, Kirche, *post*, fast, *chrestiti*, die Taufe, kann nur, wie er meint, durch die deutsche Nachbarschaft und den deutschen Einfluss erklärt werden. Diese pannonischen Slaven waren die eigentliche Diöcese des Methodius; für ihren Unterricht wurde die heilige Schrift zuerst übersetzt, und blos durch die beiden Brüder in einer spätern Zeit zu den Bulgaren und Mähren gebracht, welche leicht den verwandten Dialekt verstanden.

---

1) In neueren Zeiten wurde diese Ansicht vorzüglich von russischen Philologen vertheidigt, vom Erzbischof *Eugene*, von *Kalajdowitch* u. a. f.

2) Siehe seinen *Cyrill und Methodius*, Prag 1823. Schlözer betrachtet ebenfalls das Altslavische als einen bulgarischen Dialekt des neunten Jahrhunderts. Siehe seine nördliche Geschichte S. 330. An einem anderen Orte nennt er sie die Mutter der slavischen Sprache; siehe seinen Nestor I. S. 46.

3) In seiner Grammatik der slavischen Sprache in Kärnthen, Krain und Steyermark.

4) Jahrbücher der Literatur, Wien 1822. Bd. XVII. Grimm ist derselben Meinung, siehe dessen Vorrede zur Uebersetzung der serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitch.

Kopitar's Beweise haben jedoch bisher andere ausgezeichnete slavische Gelehrte noch nicht überzeugt, besonders jene der böhmischen Schule, welche es noch immer als eine Thatsache annehmen, dass die Sprache der slavischen Bibel im neunten Jahrhundert der serbisch-bulgarische Dialekt war und Bulgarien seine Heimath. Schaffarik, ein anderer grosser Name in slavisch-philologischen Untersuchungen, schien in einem früheren Werke der Meinung von Kopitar beizupflichten; allein, nachdem er seine Forschungen fortsetzte, kam er zu dem Resultate, dass Bulgarien die Heimath des Altslavischen wäre, und dass die in dieser Provinz gesprochene Sprache, welche in der That mehr als irgend ein anderer slavischer Dialekt durch fremden Einfluss verdorben ist, sein unmittelbarer Abkömmling wäre [1]).

Wie dem aber auch immer sei, das Altslavische ist schon seit lange her das Gemeingut aller slavischen Nationen, und seine Schätze sind eine unerschöpfliche Fundgrube Aller geworden. Dobrovsky zählte in ihm 1605 Wurzelsylben [2]). Daher ist es nicht nur in seinem gegenwärtigen Zustande reich, sondern es enthält auch das unschätzbare Vermögen, seinen Reichthum immer zu vermehren, nämlich die Fähigkeit, neue Ausdrücke für neue Ideen zu schaffen. Seine grosse Vollkommenheit beruht jedoch nicht blos auf seiner Fülle von Worten. *Schlözer*, der grosse Geschichtsschreiber und Linguist bemerkt treffend: „Unter allen neueren Sprachen ist das Slavonische (Altslavische) eine der entwickeltsten, von ihrem Reichthum und anderen Vollkommenheiten ganz abgesehen. Wie sie so wurde, erklärt die Geschichte ihrer Bildung hinlänglich. Ihr Muster war die griechische Sprache, zu jener Zeit die gebildetste der Welt, obschon *Cedrenus* nicht mehr wie *Xenophon* schrieb. Kein Idiom war fähiger, die Schönheiten des Griechischen aufzunehmen, als das Slavische. Die Uebersetzer, welche eine wörtliche Uebersetzung im Auge hatten, und nicht wie *Caedmon*, der Angel-

---

1) Diese Ansicht entwickelt Schaffarik in seinen „Slavischen Alterthümern" und in seiner „Slavischen Ethnographie". Palacky, ein ausgezeichneter böhmischer Gelehrter, nahm dieselbe Meinung an in seiner „Geschichte Böhmens", Prag 1836. Beide wurden in einer wüthenden Kritik von Kopitar bekämpft in *Ukert's* österreich. Geschichtsforscher III. 1838, besonders abgedruckt unter dem Titel „Der Pannonische Ursprung der slavischen Liturgie" u. s. f.

2) Dobrovsky's „Entwurf zu einer allgemeinen slavischen Etymologie", Prag 1812. Siehe auch die „Slovanka" dieses berühmten Gelehrten.

sachse, oder *Otfried*, der Deutsche, eine blose poetische Uebertragung, wurden gewissermassen genöthigt, ihre eigene Sprache zu *unterjochen*, sie biegsam und geschickt zu machen, und neue Wendungen zu erfinden, um das Original getreu wiedergeben zu können[1]).

Da die altslavische Sprache seit Jahrhunderten aufgehört hat, eine Umgangssprache zu sein, hat sie auch jene Biegsamkeit und Leichtigkeit verloren, welche allein eine lebende Sprache, die die täglichen Bedürfnisse der Menschen auszudrücken hat, möglicher Weise erlangen kann. Aus eben demselben Grunde aber hat sie an Würde und Feierlichkeit gewonnen. Imponirend schon durch ihren Klang, in Millionen Gemüthern erhebende religiöse Gedanken erregend, scheint sie für den gewöhnlichen Gebrauch unschicklich geworden und ausschliesslich zum Ausdruck heiliger, oder wenigstens zu ernsten und würdigen Gegenständen bestimmt zu sein.

Es giebt, wie wir schon früher erwähnt haben, viele Umstände, welche die Meinung rechtfertigen, dass die Slaven schon sehr frühe im Besitze eines gewissen Grades von Bildung waren, welcher es in der That schwer macht, zu glauben, dass sie nicht auch schon vor dem neunten Jahrhundert hätten lesen und schreiben können. Ditmar von Merseburg, der Deutsche, spricht von Inschriften, mit welchen die heidnischen Obotriten, die slavischen Einwohner von Mecklenburg, ihre Götzenbilder ganz vollzuschreiben pflegten. Die südlichen Slaven hatten noch weit grösseren Vorschub. Denn es kann kaum wahrscheinlich schein, dass diese Nachbarn der Griechen, und im beständigen Verkehr mit ihnen, sowohl als Nation durch Krieg und Handel, als auch durch einzelne Individuen, welche am Hofe zu Konstantinopel lebten, nicht schon früh Versuche gemacht haben sollten, das griechische Alphabet der slavischen Sprache anzupassen, oder ein neues auf diese Basis gegründetes zu erfinden. Und doch giebt es keinen *genügenden* Beweis, dass dies mit irgend einem Erfolge vor dieser Zeit geschehen sei, trotz der Gründe, durch welche neuere Schriftsteller, eifrige und beredte Vertreter dieser Ansicht, sie zu stützen suchen[2]). Es ist erst seit

---

1) Schlözer's Nestor III S. 224.

2) *Bakarecky* in seiner Ausgabe der *Pravda Russka*. Warschau 1820 — 22. *Katancsich*, „*Specimen Philologiae et Geographiae*" u. s. f. 1795. Siehe auch Frähn's Schrift „Ueber die älteste Schrift der Russen", Petersburg 1835, wo eine Probe der Schriftform vorkommt, welche der arabische Schriftsteller *Ibn Abi Jakub el Nedim* den Russen zuschreibt. Dieser Schriftsteller lebte am Ende des zehnten

Kopitar's Entdeckung einiger glagolitischen Manuskripte, welche *höchstens* gleichzeitig mit den ältesten bekannten Cyrill'schen Dokumenten sind, dass diese Frage ein anderes Gesicht gewonnen hat. Ob aber ein slavisches Alphabet damals existirte oder nicht, jedenfalls ist es zweifelhaft, ob es Cyrill kannte, denn die slavischen Stämme, unter welchen er und Methodius lebten, waren mit ihm unbekannt, und alle Legenden und frühesten geschichtlichen Nachrichten stimmen darin überein, Cyrill den Erfinder des slavischen Alphabets zu nennen.

Dieses Alphabet, wie es Cyrill eingeführt hat, ist auf das griechische basirt. Cyrill wendete bei seiner Uebertragung die griechischen Buchstaben an; einige von ihnen haben jedoch im Laufe der Zeit ihr Aussehen so geändert, dass man sie unter ihrer gegenwärtigen Form kaum wiedererkennen würde, so das *Z* und *I* der Griechen. Das erstere wird wie im Englischen, nicht wie im Griechischen ausgesprochen; das letztere ist in seiner veränderten Gestalt das gemeine *I* der slavischen Sprache, und entspricht so der Aussprache des Neu-Griechischen. Das *H* oder *Eta* in unveränderter Gestalt ist das *N* des slavischen Alphabets. Das griechische *B*, *β* ging in den sanfteren Laut *V*, *e* [1]) über, und ein anderes Zeichen wurde für das *Buki* oder *B* gewählt. Diese Buchstaben und alle jene, die slavische Laute bezeichnen, welche Cyrill im griechischen Alphabet nicht fand, entlehnte er anderen orientalischen Sprachen, wo er nur immer ähnliche Laute treffen konnte, und vermied so äusserst scharfsinnig jene Anhäufung von Buchstaben zur Bezeichnung eines einzigen Tones, welche man so oft in den vom Lateinischen abgeleiteten Sprachsystemen findet. Auf diese Weise brachte er sein Alphabet auf 46 Buchstaben oder Zeichen; denn einige von ihnen sind in der That Zeichen für den Ausdruck von Nüancen der Aussprache, welche in andern Sprachen durch Striche oder Punkte angezeigt werden. Einige andere werden gar nicht ausgesprochen, und scheinen auch bei dem gegenwärtigen Standpunkte der slavischen Sprachen völlig überflüssig. Daher haben auch die Russen und Serbier die Zahl ihrer Buchstaben bedeutend gemindert, obgleich die Russen noch einige haben, die man sehr gut mit andern verschmelzen oder ganz

---

Jahrhunderts, und wird als eine Autorität betrachtet, weil er als Gesandter von einem kaukasischen Fürsten an den Beherrscher der Russen gesendet war.

1) Wie im Neu-Griechischen, siehe Buttmann's Grammatik § 3. 2.

weglassen könnte. Ob das Altslavische, zur Zeit der Erfindung Cyrill's, auch im Leben so verschiedene Laute hatte, ist jetzt schwierig zu entscheiden, nachdem diese Sprache durch so viele Jahrhunderte nur als reine Büchersprache existirt hat.

Cyrill, oder, wie er mit seinem Taufnamen heisst, Konstantin, und Methodius, sein Bruder, gehören zu den Wohlthätern des Menschengeschlechtes, denn sie verschafften den slavischen Nationen schon um das 9. Jahrhundert den unschätzbaren Vortheil, die heiligen Schriften in einer ihrem Ohr und Gemüthe befreundeten Sprache lesen zu können, während dieses heilige Buch den übrigen europäischen Christen noch Jahrhunderte durch unzugänglich und ein ausschliessliches Eigenthum der Priesterschaft blieb. Sie waren in Thessalonika, am Anfange des 9. Jahrhunderts, aus einer edlen Familie geboren, man weiss nicht, ob griechischer oder slavischer Abstammung. Macedonien, dessen Hauptstadt zu der Römer Zeiten Thessalonika war, wurde schon in sehr früher Zeit von vielen Slaven bewohnt. Konstantin, welcher wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente den Namen des Philosophen erhielt, konnte hier auch slavisch gelernt haben, ohne gerade zur slavischen Nation zu gehören. Als eine blühende Handelsstadt war Thessalonika ein besonders geeigneter Ort zur Aneignung verschiedener Sprachen, und es ist wahrscheinlich, dass Konstantin auch die Kenntniss des Armenischen sich erwarb, denn die Einführung einiger armenischen Buchstaben in das slavische Alphabet scheint zu beweisen, dass ihm die genannte Sprache nicht fremd war. Als erwachsenen Jüngling sandten ihn seine Eltern nach Byzanz, wo er in den geistlichen Stand eintrat.

Es wird erzählt, dass Gesandte von den Khazaren, einem hunnisch-tartarischen Volke, nach Byzanz kamen, um von dem Kaiser Michael einen Lehrer im Christenthume zu erbitten. Auf die Empfehlung von Ignatius wurde Konstantin für diese Mission bestimmt, wozu er durch seine Beredsamkeit und Frömmigkeit besonders geeignet schien. Auf der Reise hielt er einige Zeit in Cherson am Dnieper an, wo er die khazarische Sprache lernte. Das Reich der Khazaren erstreckte sich von der Wolga und dem kaspischen See um den kaukasischen Isthmus und die Halbinsel Tauris bis zur Moldau und Wallachei. Mehrere slavische Stämme waren ihnen tributpflichtig; aber um die Mitte des 9. Jahrhunderts, zur Zeit der Mission Cyrill's, begann ihre Macht abzunehmen. Ihre Vasallen wurden ihre Feinde und nach und nach ihre Eroberer, bis endlich

gegen das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrhunderts ihr Reich völlig zu Grunde ging. Konstantin bekehrte und taufte ihren Khan, dessen Beispiel ein grosser Theil der Nation folgte. Wahrscheinlich ging Cyrill nach seiner Rückkehr von dieser Mission an die Bekehrung der Bulgaren. Um diese Zeit, oder kurz zuvor, erfand er, nach Dobrovsky's Ansicht, die slavischen Lettern, und übersetzte während seines Aufenthaltes zu Byzanz die Evangelien. Dies ist jedoch nicht mehr als eine Annahme, welcher von anderen Gelehrten andere Annahmen entgegengestellt werden. Zwischen dem Jahre 861 und dem Jahre 863 kam eine andere Gesandtschaft vom mährischen Fürsten Rostislav an den Kaiser, welcher Fürst nicht nur um einen Lehrer zum Unterrichte seiner Unterthanen im Christenthume, sondern auch im *Lesen* bat. Die meisten Mähren wurden damals auch getauft. Konstantin wurde, begleitet von seinem Bruder Methodius, nach Mähren gesendet und von dem Volke daselbst mit grosser Freude aufgenommen. Sie führten die slavische Liturgie ein und predigten in slavischer Sprache.

Ein besonderer Umstand verlieh ihrer Persönlichkeit eine mehr als gewöhnliche Heiligkeit: Konstantin war nämlich so glücklich gewesen, in Cherson die Knochen des heiligen Klement zu entdecken, Reliquien, die er überall hin mit sich nahm. Nach drei oder vier Jahren lud der Pabst die beiden Brüder nach Rom ein, wo der Besitz dieser Reliquien ihnen grosse Ehren und Auszeichnungen verschafften. Der Pabst Adrian, gefolgt von viel Geistlichkeit und Volk, ging ihnen und ihrem Schatze vor die Thore von Rom entgegen. Beide Brüder wurden zu Bischöfen geweihet, und jene ihrer mährischen Schüler, welche ihnen nach Rom gefolgt waren, zu Priestern und Diakonen ernannt. Konstantin nahm wohl die Weihe als Bischof, nicht aber die ihm angebotene Diöcese an. Mit der Erlaubniss des Pabstes nannte er sich Cyrill und starb vierzig Tage später, am 13. Februar 868. Sein Andenken lebt als ein heiliges bei den slavischen Nationen fort, und schon um das Jahr 1056 findet man im Kalender des „Evangeliums von Ostromir" den 14. Februar zur Feier seines Andenkens geweiht.

Methodius kehrte in demselben Jahre (868 n. Chr.) nach Mähren zurück. Er bekleidete die Stelle eines sogenannten *episcopus regionarius*, und hatte daher keinen bestimmten Aufenthaltsort. In den Zuschriften des Pabstes Johann VIII. wird er Bischof von Mähren und Pannonien genannt. Das erstere der beiden Länder war um

diese Zeit der Schauplatz blutiger Kriege; die slavischen Einwohner waren frühestens um das Jahr (n. Chr.) 798 von deutschen Priestern zum Christenthume bekehrt worden. Daher traf Methodius den lateinischen Ritus und die lateinische Sprache in Uebung. Seine Reform, dem Volke das Evangelium in einer Sprache, die es verstand, vorzuführen, fand schnell den günstigsten Anklang bei diesem. Desto mehr Widerstand begegnete er aber von Seiten der Priester. Die ganze, volle Eifersucht der römischen Kirche erwachte bei diesem Vorgang von Methodius. Jedoch fand er im Pabste selbst einen Gönner, da dieser den völligen Abfall der slavischen Bevölkerung und ihren Uebergang zur morgenländischen Kirche für sehr möglich hielt. Nichts desto weniger wünschte er eifrigst, das ganze Ansehn der lateinischen Sprache zu wahren. In einem Briefe an den mährischen Prinzen Svatopluk dringt er nachdrücklichst darauf, „dass in allen mährischen Kirchen das Evangelium, zur Aufrechthaltung grösserer Würde, zuerst in lateinischer Sprache gelesen, und sodann für das gemeine Volk ins Slavische übersetzt werden sollte."

Die Frage, welcher Theil der heiligen Schrift von Cyrill selbst, welcher von seinem Bruder übersetzt wurde, und welche Zusätze ihre unmittelbaren Nachfolger machten, kann kaum genügend beantwortet werden. Die Ehre der Erfindung des Alphabets gehört ausschliesslich dem Cyrill; in dem heiligen Werke der Uebersetzung aber war Methodius nicht minder thätig. Dazu waren seine Verdienste um Bekehrung und Unterricht der Slaven durch ein längeres Leben begünstigt. Nach der Angabe Johannes des Exarchen von Bulgarien übersetzte Cyrill blos ausgewählte Stellen des Evangeliums und der Apostel. Er verfasste ein sogenanntes *Lectionarium*, d. h. Auszüge aus den heiligen Schriften, der Art geordnet, dass sie für jeden Tag des ganzen Jahres als täglicher Unterricht benutzt werden konnten. Die Russen nennen eine solche Sammlung *Aprakos*, die Griechen *ἀπρακτικὰ ἐκλογάδια*. Ein Werk dieser Art ist das früher erwähnte Evangelium von Ostromir vom Jahre 1056, das eigends für den häuslichen Gebrauch des Ostromir, *Posadnik* von Novogorod[1]), eines nahen Verwandten des Grossherzogs von *Izjaslav*, verfasst wurde. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass Cyrill zuerst das ganze Evangelium übersetzte, wie es ein Manuskript vom Jahre 1144 enthält, das in der Moskauer Kirchenbibliothek sich befindet.

1) *Posadnik* bedeutet dasselbe wie *mayor, maire*, Bürgermeister.

Ein Bischof von Dioklea, der um das Jahr 1161 als Schriftsteller thätig war, schreibt dem Cyrill nicht nur die Uebersetzung der Evangelien, sondern auch der Psalmen, ja in einer spätern Zeit sogar jene des ganzen [1]) alten und neuen Testaments und jene der *Missa*, die der griechischen Liturgie des Basilius und Chrysostomus zu. Diese Ansicht ist seitdem allgemein angenommen worden. Hinsichtlich des alten Testaments ist sie jedoch zu bezweifeln, da von diesem weder ein so altes Manuskript existirt, noch je dessen Existenz nachgewiesen wurde. Vom neuen Testamente muss jedenfalls die Apokalypse ausgenommen werden.

Welchen Theil der Uebersetzung Methodius besorgt hat, weiss man nicht. Johann, Exarch von Bulgarien, welcher in demselben Jahrhunderte lebte, übersetzte die Bücher des Johannes Damascenus ins Slavische. Im Verlaufe des 10. und 11. Jahrhunderts beriefen russische und serbische Fürsten viele gelehrte Griechen, welche in der slavischen Sprache bewandert, das Werk der Uebersetzung fortsetzen sollten. Dem Geschichtschreiber Nestor zu Folge hatte man im 12. Jahrhundert die Sprüche Salomons in slavischer Uebersetzung. Das Buch der Weisheit, den Prediger Salomo, die Propheten und Hiob wurden ins Serbische im 13. und 14. Jahrhundert übertragen, der Pentateuch ins Russische oder Polnische um's Jahr 1400. Es ist gewiss, dass gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die ganze Bibel ins Altslavische übersetzt war. Nach Dobrovsky wurden ihre verschiedenen Theile erst um das Jahr 1488 gesammelt, als nämlich die Prager böhmische Bibel gedruckt wurde. Diese letztere diente zum Muster der slavischen Bibel, das Mangelnde wurde ergänzt, und jene Bücher des alten Testaments, welche aus dem Griechischen übersetzt worden waren, wurden nach der Vulgata revidirt und korrigirt. Das Manuskript von Moskau, vom Jahre 1499, die älteste, jetzt noch existirende Abschrift der ganzen Bibel in altslavischer Sprache, ist wahrscheinlich auch die erste vollständige slavische Bibel.

Das Terrain der altslavischen Sprache, welches Anfangs einen so grossen Umfang hatte oder zu haben schien, wurde bald, durch die wohlbekannte Eifersucht der römischen Kirche, auf Russland und Serbien beschränkt. In Böhmen, welches seine Bekehrung

---

1) In der slavischen Uebersetzung der dalmatischen Chronik sind statt der Psalmen die Episteln genannt

deutschen Priestern verdankt, scheint die slavische Liturgie nie allgemein eingeführt worden zu sein, und die altslavische Kirchensprache hat daher einen nur unbedeutenden Einfluss auf die Böhmen geübt. In Polen war die slavische Liturgie nur *geduldet*, obschon die ersten Bücher mit Cyrill'schen Typen *dort* gedruckt wurden. In Mähren, Pannonien und Illyrien wurde der slavische Gottesdienst nach einigem Widerstande durch den lateinischen ersetzt. In den beiden letztgenannten Ländern wurde die Sprache jedoch beibehalten und der abendländische Gottesdienst in slavischer Sprache versehen, d. i. in einer Sprache, welche zu jener Zeit den Illyriern vollkommen verständlich war.

Es scheint, dass die Priester dieses Landes nie das Alphabet annahmen, welches Cyrill zum Nutzen ihrer Brüder in Pannonien oder Bulgarien erfunden hatte [1]). Sie waren bezüglich ihrer Kultur weit hinter jenen der Stämme zurück, die an Italien grenzten, und konnten weder lesen noch schreiben. Die letztgenannten hingegen waren im Besitze eines Alphabetes von sehr altem und geheimnissvollem Ursprunge.

Denn das erste Bekanntwerden der glagolitischen Buchstaben (*glagol* bedeutet im Slavischen „*Wort*" oder vielmehr „*Zeitwort*") ist noch immer in tiefe Dunkelheit gehüllt. Ein fast fabelhaftes Alter schrieben einige alte Schriftsteller diesem Alphabete zu. Nach einigen von ihnen stammt es von den Gothen oder Geten her, nach anderen von den Phrygiern und Thraciern, und ein sehr verbreitetes Gerücht machte den heiligen Hieronymus, welcher ein geborner Dalmatiner war, zum Erfinder desselben. Die scharfsichtigere Kritik unserer Zeit scheint aber zuletzt bewiesen zu haben, dass alle diese Meinungen unhaltbar sind. Das älteste glagolitische Manuskript, welches man vor dem Jahre **1830** kannte, war ein Psalter vom Jahre **1220** n. Chr.; es ist also drei und ein halbes Jahrhundert jünger als das Cyrill'sche Alphabet und ersichtlich nach einem bekannten Manuskripte in letzterer Sprache kopirt. Dieser Umstand,

1) Die Ansicht scheint unhaltbar, dass das *glagolitische* Alphabet, wie man gelehrt hat, von Cyrill erfunden und sodann allmälig in das später bekannt gewordene Cyrill'sche umgewandelt worden sei. Sie scheint es, weil erstens keine Schreib-Form innerhalb Eines oder Zweier Jahrhunderte sich der Art verändern könnte, und weil zweitens in einigen Manuskripten aus jener frühen Zeit beide Alphabete gemischt oder vielmehr abwechselnd gebraucht vorkommen.

in Verbindung mit einigen anderen, verführte den gelehrten Dobrovsky, das ganze Alphabet für das Produkt eines frommen Betruges zu erklären. Es überrascht, diese Ansicht allgemein angenommen zu sehen, wenigstens für eine gewisse Zeit. Dobrovsky setzt sie auf folgende Art auseinander.

Auf einer zu Spalatro in Dalmatien im Jahre 1060 abgehaltenen Synode wurde Methodius, obschon er von einigen Päbsten heilig gesprochen worden war, fast 200 Jahre nach seinem Tode für einen Ketzer erklärt, und es wurde beschlossen, dass fortan nur in lateinischer oder griechischer Sprache Messe gelesen werden sollte. Aus dem Beschlusse dieser Synode geht hervor, dass sie den gothischen und slavonischen Dialekt für einen und denselben hielten. Ein grosser Theil der Einwohner Illyriens blieb nichts desto weniger seiner Muttersprache und einem Gottesdienste, der ihm durch diese Sprache lieb geworden, treu. Ein sonderbares Mittel aber wurde, nach Dobrovsky's Angabe, von einigen Priestern zu Hilfe gezogen, um ihre eigene Neigung mit dem eifersüchtigen Despotismus Roms einigermassen in Einklang zu bringen. Sie erfanden ein neues Alphabet oder veränderten und umstalteten vielmehr die Cyrill'schen Buchstaben der Art, dass sie gewissermassen sich den koptischen näherten. Um der neuen Erfindung einigen Anschn zu verschaffen, wurde sie dem heiligen Hieronymus zugeschrieben. Dieses Alphabet ist, so behauptet man, das sogenannte glagolitische, welches die slavischen Priester Dalmatiens und Kroatiens bis auf den heutigen Tag anwenden. Cyrill's Uebersetzung der Bibel und der liturgischen Bücher war mit diesen Buchstaben geschrieben und zeigt nur geringe Modifikationen der Sprache selbst, welche wahrscheinlich ihren Grund in dem Unterschiede des dalmatischen Dialektes haben, oder das Resultat des Fortschrittes waren, denn dieses Ereigniss fand ungefähr 360 Jahre nach der Erfindung des Cyrill'schen Alphabetes statt. Mit dieser Veränderung gelang es den Priestern, sowohl das Volk als Rom zufriedenzustellen. Die Sprache *klang* dem Volke dieselbe, und *erschien* dem Pabste als eine andere. Das Volk machte gern die Ceremonien des römischen Gottesdienstes mit, wenn nur ihre geliebte Muttersprache beibehalten wurde. Der Pabst andererseits, der nicht ohne Grund den Uebergang des ganzen slavischen Volkes zur griechischen Kirche fürchtete, gestattete die Messe in slavonischer Sprache zu lesen, zufrieden, doch im Allgemeinen seinen Einfluss erhalten zu haben.

Diese Hypothese war allgemein gut aufgenommen worden, als im Jahre 1830 einige glagolitische Manuskripte von Kopitar in der Bibliothek des Grafen Klotz in Tyrol aufgefunden wurden, welche ganz entschieden das Ansehen hatten, schon aus der Mitte des 11. Jahrhunderts herzustammen. Die gleichzeitige Existenz des verdächtigten Alphabets mit dem ältesten bekannten Cyrill'schen Manuskripte (dem Evangelium von Ostromir) war ein Todesstoss für die eben angeführte Auslegung der Sache. Kopitar veröffentlichte den neuentdeckten Kodex, begleitet von einer donnernden Philippika gegen die Vertheidiger der früher dargestellten Ansicht und zu Gunsten des Alterthums des glagolitischen Alphabets und des pannonischen Ursprungs der slavischen Liturgie (*Glagolita Clozianus*, Wien 1836). Allein hierbei blieb die Angelegenheit stehen. Noch hat man keine Spur von Gewissheit (soviel wir wissen) über die erste Entdeckung oder Einführung dieses Alphabets, noch kennt man nicht das Verwandtschaftsband mit der Cyrill'schen Schreibart.

Nach Vostokoff, einem russischen Gelehrten von grosser Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Schriftsteller über altslavische Literatur [1]), kann man die Geschichte der altslavischen oder Kirchen-Sprache und ihrer Literatur in *drei* Perioden eintheilen:

1. Von Cyrill, oder dem 9. bis zum 13. Jahrhundert. Dies ist das *alte* ursprüngliche Slavonische, wie es aus den Manuskripten dieser Zeit ersichtlich ist.

2. Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Das *Mittelalter* der slavonischen Sprache, schon verändert durch russische Kopisten und voller Russicismen.

3. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Diese Zeit umfasst das *Neu*-Slavonische der in Russland und Polen gedruckten Kirchenbücher, vorzugsweise seit der *Drucklegung* dieser Schriften so genannt.

Die ältesten Dokumente der altslavischen Sprache sind nicht alter als aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Indessen hat man neuerlichst ein Manuskript von der Uebersetzung des Johann von Damaskus von Johann, Bischof von Bulgarien, aus dem 9. Jahrhundert entdeckt. Vostokoff beweist jedoch durch philologische Gründe,

1) Man sehe seinen Versuch „Ueber die altslavische Sprache" in der russischen Zeitschrift „Abhandlungen für Freunde der russischen Literatur", Nro. XVII. Moskau 1820.

dass es nicht das Original sein kann, sondern eine spätere Kopie ist. Das früher erwähnte Evangelium von Ostromir (1056) ist das früheste Denkmal der Sprache, über dessen Zeitbestimmung kein Zweifel herrscht. Es wird in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg aufbewahrt [1]). Nach Vostokoff ist es die dritte oder vielleicht die vierte Abschrift von Cyrill's eigener Uebersetzung. Diese letztere selbst scheint unauffindbar verloren, so auch die für Wladimir den Grossen hundert Jahre später gemachte Abschrift.

Nur wenige Jahre jünger ist die *Sbornik* (1073), eine Sammlung von Kirchenschriften, im Jahre 1817 entdeckt, und eine ähnliche *Sbornik* vom Jahre 1076. Die erstere befindet sich in einem Kloster bei Moskau, die andere in der Bibliothek der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg. Ausser diesen hat man noch das *Evangelium* von *Mistislav*, etwa um das Jahr 1225 für den Prinzen Mistislav Wladimirovitsch geschrieben, und noch ein Evangelium vom Jahre 1143, beide jetzt in den Kirchen-Bibliotheken zu Moskau.

Ausser diesen ehrwürdigen Dokumenten giebt es noch verschiedene Inschriften auf Steinen, Gräbern, Denkmälern von gleichem Alterthume und eine ganze Reihe politischer Urkunden, Kontrakte, Befehle und ähnlicher Schriften, unter welchen eine der merkwürdigsten das alte Manuskript der *Pravda Russkaya* [2]) ist, eine Gesetz-Sammlung von Jaroslav (1280). Die Bibliotheken der russischen Klöster besitzen eine grosse Menge von Manuskripten, deren einige sich von hohem Werthe erwiesen, als sie vor ungefähr 20 Jahren von einer eigens für diesen Zweck von der Akademie der Wissenschaften bestimmten Kommission [3]) geprüft wurden. Der Geist kritisch-historischer Untersuchung, welcher in unserm Jahrhundert in Deutschland waltete, hat auch die russischen Gelehrten beseelt, und

1) Auszüge findet man in der werthvollen von *P. v. Koppen* veranstalteten Dokumenten Sammlung *Sobranie Slovenzki Pamjatnikov*, Petersburg 1827. Siehe auch Hanka's Ausgabe von Dobrovsky's *Slavin*, Prag 1834.

2) Dieses merkwürdige Manuskript war bis 1738 unbekannt, in welchem Jahre es in den Chroniken von *Novgorod* entdeckt wurde. Es ist seitdem in 6 verschiedenen Auflagen veröffentlicht worden, die erste durch Schlözer 1767 vorbereitet, die letzte von dem polnischen Gelehrten *Rakowiecky* mit Bemerkungen und Erläuterungen versehen.

3) *Akty Sobranyje etc.* d. i. Sammlung von Akten und Dokumenten, gefunden in den Bibliotheken und Archiven des russischen Reiches, von der archäographischen Kommission der Akademie etc. 4 Bände. Petersburg 1836 u. 1837. Das älteste Dokument ist nicht älter als vom Jahre 1294.

ihr Eifer wird noch dazu von der Regierung mit einem eben so ehrenvollen als freigebigen Eifer unterstützt. Die Arbeit war nicht gering. Die Kirchen-Bibliothek von Moskau hat allein einen Schatz von 700 altslavischen Kodices; die Petersburger Akademie der Wissenschaften besitzt eine gleiche Anzahl slavischer Manuskripte. Unter den Bibliotheken anderer Länder findet sich auch kaum eine, welche nicht ebenfalls Handschriften von mehr oder minderem Werthe besitzt. Jene zu Wien und zu Rom sind in dieser Beziehung besonders reich. Diese beiden wurden sorgfältig von einer ähnlichen Kommission [1]) durchsucht. Ueber die grosse Thätigkeit und den kritischen Geist, welchen die russischen Geschichtsschreiber unserer Zeit rücksichtlich ihrer eigenen Geschichte an den Tag gelegt haben, werden wir in unserm Umriss der russischen Literatur sprechen.

Die Zahl der Ueberbleibsel des Altslavischen wächst bedeutend in der *zweiten* Periode, und wir können daher nur die wichtigsten erwähnen. An ihrer Spitze steht der *Laurentinische Codex*, die älteste existirende Kopie der Annalen von Nestor (1377), jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg befindlich. Nestor, ein Mönch in einem Kloster bei Kiew, 1096 geboren, war der Vater der russischen Geschichte. Er schrieb Annalen in altslavischer Sprache, welche die Grundlage der slavischen Geschichte bilden und nicht ohne Wichtigkeit für die ganze Geschichte des Mittelalters sind. Sie wurden zuerst im Jahre 1767, und hierauf noch in vier Auflagen, die letzte 1796 gedruckt. Schlözer, der grosse deutsche Geschichtsschreiber, welcher sie wieder im Jahre 1802—9 mit einer Uebersetzung veröffentlichte, erhöhte ihren Werth bedeutend durch die Hinzufügung kritischer und geschichtlicher Erläuterungen. Aber selbst diese Ausgabe genügte dem kritischen Geiste unserer Zeit nicht. Eine neue wurde im Verlaufe der letzten sieben Jahre veröffentlicht, für welche nicht weniger als 53 Manuskripte sorgfältig verglichen worden waren. Dieses Verdienst gehört der archäographischen Kommission der Akademie.

Die *dritte* Periode beginnt mit dem sechszehnten Jahrhundert. Im Laufe der Zeit, und durch den Umstand, dass sie durch die Hand so zahlreicher unwissender Abschreiber gegangen waren, hatten die

1) Ueber das interessante slavische Manuskript, „*Texte du Sacre*" genannt, welches durch diese Kommission entdeckt wurde, siehe in Theil II. Kapitel 3 die *glagolitische* Literatur

heiligen Bücher wesentlichen Schaden gelitten, sie waren stellenweise unverständlich geworden. Die Nothwendigkeit einer völligen Revision wurde daher sehr lebhaft gefühlt. Im Jahre **1512** sandte der Patriarch von Konstantinopel, auf Ersuchen des Czars Basilius Ivanovitsch, einen gelehrten Griechen (einen Mönch vom Berge Athos) nach Moskau, die Kirchenbücher zu revidiren und sie nach den griechischen Originalen zu verbessern. Dieser Mann fiel aber einige Jahre nachher in Ungnade und konnte daher seine Aufgabe nicht vollenden. Sie wurde zwar noch im Laufe desselben und im folgenden Jahrhunderte wieder aufgenommen, aber erst im Jahre **1667** war die Revision der liturgischen Bücher, jene der Bibel erst im Jahre **1751** vollendet. Die Grundsätze, nach welchen die Verbesserung gemacht wurde, waren in direktem Widerspruche mit der Rücksicht, die man dem Genius der slavischen Sprache schuldig war. Die Verbesserer, eine sehr unvernünftige Methode befolgend, suchten blos das griechische Original strenge nachzuahmen und die grammatikalische Richtung soviel als möglich mit dem Russischen ihrer Zeit in Einklang zu bringen. Sie handelten so in der Ueberzeugung, dass die Sprache der Bibel und der liturgischen Bücher blos *altes* Russisch wäre. Ja die letzten Revisionäre der Bibel **1751** wussten nichts von Cyrill und Methodius, und zweifelten nicht daran, dass die erste Uebersetzung in Russland unter Wladimir dem Grossen (988) in jener Sprache, die damals gesprochen wurde, gemacht worden wäre.

Viele andere altslavische Werke aus dieser Periode gehören mehr der russischen und serbischen Literatur an. Wir haben aus dem Vorhergehenden ersehen, dass sich das Altslavische wesentlich noch und nach geändert habe und dass es gewissermassen mit anderen Dialekten amalgamirt wurde. Wir werden im Verlaufe sehen, dass es nach und nach sogar von ihnen verdrängt wurde [1]).

1) Nach Vostokoff unterschieden sich die verschiedenen slavischen Dialekte zur Zeit von Cyrill's Uebersetzung viel weniger von einander, als jetzt; ja sie waren um die Mitte des 11. Jahrhunderts so ähnlich, dass die verschiedenen Nationen sich leicht gegenseitig verstanden, so wie sich die gegenwärtigen Bewohner der russischen Provinzen unter einander verstehen. Die Unterschiede der slavischen Sprachen waren damals auf den lexikalischen Theil der Sprache beschränkt, die grammatikalischen Differenzen, die heut zu Tage zwischen ihnen bestehen, existirten damals auch nicht. Die Hauptzüge durch welche das jetzige Russische sich von dem Altslavischen unterscheidet, findet man in einem Aufsatze über russische Literatur in der *Foreign Quarterly Review* Bd. I. S. 607.

Von gedruckten altslavischen Büchern kennen wir bis jetzt nur die Bibel und was mit ihr im Zusammenhange steht. Das erste gedruckte slavonische Buch war mit glagolitischen Buchstaben gesetzt. Es ist dies ein Messbuch vom Jahre **1483** [1]). Die früheste Cyrill'sche Druckerei wurde etwa **1490** in Krakau von Svaipold Fool errichtet. Noch um dieselbe Zeit (**1492**) begann man in Serbien und der Herzegowina mit Cyrill'schen Buchstaben zu drucken. Im Jahre **1518** wurde eine Cyrillisch-Slavonische Druckerei zu Venedig errichtet, und um dieselbe Zeit wurde ein Theil des alten Testaments im weiss-russischen Dialekte, mit Cyrill'schen Buchstaben gedruckt, zu Prag in Böhmen veröffentlicht.

In Russland, jetzt dem Hauptsitze der östlichen slavischen Literatur, wurde die Buchdruckerkunst erst um die Mitte des **16.** Jahrhunderts eingeführt. Das erste Buch wurde in Moskau **1564** veröffentlicht und eine Ausgabe der *Apostel* durch die Bemühungen zweier Buchdrucker ausgeführt. Sie scheinen jedoch in Russland nicht viel Glück gemacht zu haben, denn einige Jahre später finden wir den Einen von ihnen in Lemberg mit dem Drucke desselben Buches, und den Andern in Wilna mit jenem der Evangelien beschäftigt. In Russland wurden die Evangelien zuerst im Jahre **1606** gedruckt. Die erste vollständige slavonische Bibel wurde zu Ostrog in Volhynien (Polen) **1581**, Fol., nach einem Manuskripte von **1499** gedruckt, welches auch das erste war, das die ganze Bibel umfasste. Die zweite Ausgabe der ganzen slavonischen Bibel wurde **82** Jahre später, in Moskau **1663**, gedruckt. Eine Aufzählung aller späteren Auflagen ist unten in der Anmerkung gegeben [2]).

---

1) Wir hören, dass P. v. Köppen vor einigen Jahren ein 1475 gedrucktes slavisches Buch aufgefunden hat; da wir jedoch mit den näheren Details dieser Entdeckung unbekannt sind, können wir nichts Weiteres über sie berichten.

2) Die zwei ersten Auflagen wurden schon früher angegeben. Die *dritte* Auflage erschien erst fast um Ein Jahrhundert später, nachdem die Revision des Textes vollendet worden war. Moskau 1751, Fol. Hierauf erschienen folgende Ausgaben: Moskau 1756, Fol. — ebend. 1757, Fol. — Petersburg 1756, Fol. — Kiew 1758, Fol. — Petersburg 1759, Fol. — Moskau 1759, 3 Bde., 8. — ebend. 1762, Fol. — ebend. 1768, Fol. — ebend. 1778, 5 Bde., 8. — Kiew 1779, Fol. — Moskau 1781, Fol. — Kiew 1788, 5 Bde., 8. — Moskau 1790, Fol. — ebend. 1797, Fol. — ebend. 1802, Fol. — Ofen 1801, 5 Bde., 8. — Moskau 1806, 4 Bde., 8. — ebend. 1810, Fol. — ebend. 1813, 5 Bde., 8. — ebend. 1815, 8. — Petersburg 1816, 8. — Stereotyp-Ausgabe bis zum Jahre 1821, sechszehnmal aufgelegt. Auch eine Stereotyp-Ausgabe in 4., von 1819—1821, fünfmal aufgelegt.

Die philologische Seite der kirchen-slavischen Sprache war nicht schon so frühe entwickelt, als wünschenswerth gewesen wäre. Jedoch hat man schon vom Jahre 1596 eine in Warschau veröffentlichte Sprachlehre von *Zizania*. Zwanzig Jahre später erschien eine andere von M. Smotrisky in Wilna (1618). Dieses, wie Zizania's Sprachlehre in weiss-russischem Dialekte geschriebene [1]) Buch wurde lange Zeit für eine Autorität angesehen; es erschien in mehrern Auflagen, und diente den meisten im 17. und 18. Jahrhundert geschriebenen Sprachlehren als Grundlage. M. Stroyeff fand in der Pariser Bibliothek das Manuskript einer alten slavischen Sprachlehre, in lateinischer Sprache abgefasst, von Johann Uzewicz, einem Studenten der Theologie an der Pariser Universität 1643. Im Jahre 1822 veröffentlichte Dobrovsky seine *Institutiones Linguae Slavicae dialecti veteris*, eine Sprachlehre, welche, wie alle Arbeiten dieses ausgezeichneten Gelehrten, ein neues Licht über den Gegenstand verbreitete, und alle früheren Werke ähnlichen Inhalts überflüssig machte.

Der lexikalische Theil dieser Literatur ist weit mangelhafter. Die meisten vorhandenen Wörterbücher sind nur kurze und ungenügende Wort-Verzeichnisse. Das älteste ist von P. Berynda, *Lex. Slaveno-Russicum*, Kiew 1627. Mehr im Gebrauch sind jetzt das *Kratkoi Slowar Slavjanskoi*, oder „kurzes slavisches Wörterbuch", von Eugenius, Petersburg 1784, und das grössere „Kirchen-Wörterbuch", von Alexejef, 4. Auflage, Petersburg 1817—19. Ein Wörterbuch dieses Dialekts zum Gebrauche von Nicht-Russen giebt es nicht [2]).

In neueren Zeiten hat man auf die Untersuchung der altslavischen Sprache und ihr Verhältniss zu verwandten Dialekten viel Fleiss und Eifer verwendet. Antiquarische und palāographische Untersuchungen wurden geschickter Weise mit philologischen Forschungen verbunden, und die ausgezeichneten Namen, welche

1) In *J. Lewicky's „Grammatik der ruthenischen oder Neu-russischen Sprache in Galizien"*, Przemysl 1834, der eine kurze Geschichte der ruthenischen Literatur beigegeben ist, scheinen der russische und weiss-russische Dialekt gänzlich verwechselt worden zu sein.

2) Schaffarik erwähnt, dass eine altslavische Grammatik und ein gleiches Wörterbuch von Vostokoff vorbereitet und im Manuskripte schon im Jahre 1826 fertig war. Wir wissen nicht, ob diese Bücher gedruckt worden sind.

man unter diesen fleissigen und tiefdenkenden Forschern findet, versprechen die besten Aussichten für den guten Erfolg ihrer Be.. ühungen [1]).

Zweiter Theil.

Die östlichen Slaven.

Erstes Kapitel.

Geschichte der russischen Sprache und Literatur.

Der Name „*Russland*" und „*Russen*" stammt erst aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Der nördliche Theil dieses grossen Reiches war jedoch schon lange früher von slavischen Nationen bewohnt, welche unter selbstgewählten Fürsten in kleine Staaten zerfallen gewesen zu sein scheinen; friedlich von Charakter und meist tributpflichtig an mächtigere Nachbarn. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts entstanden bei der Wahl eines neuen Oberhauptes oder *Posadniks* Streitigkeiten im Innern unter den Slaven von Novogorod. Da sie zu derselben Zeit auch von aussen durch die eroberungssüchtigen und unternehmenden Varegier, einem skandinavischen Stamme, beunruhigt wurden, fühlten sie sich zu längerem Widerstande zu ohnmächtig, und wählten deshalb 862 Rurik, das Oberhaupt der Varegier zu ihrem eigenen. Diese Skandinavier wurden von den Finnen *Ruotzi* genannt, ein Ausdruck, der in ihrer Sprache „Fremdlinge" bedeutete. Dieser Name ging dann in etwas veränderter Form auf die Einwohner des neu gewonnenen Gebietes über, mit welchen die Eroberer sich bald amalgamirten. Rurik gründete so den ersten

1) Sehr werthvolle und detaillirte Nachrichten über Alles, was mit der altslavischen Sprache und der neuern russischen Bibel in Beziehung steht, findet man in *Henderson's „Biblical Researches and Travels in Russia"*, London 1826. Dieses Buch enthält die beste in englischer Sprache vorhandene Anleitung über slavische Zustände und Sprache. Man findet dort auch eine aus Dobrovsky's *Institutiones* entlehnte Tabelle des Cyrill'schen und glagolitischen Alphabets.

lavisch-russischen Staat, und seine Begleiter, die lange an ein kriegerisches Nomadenleben gewöhnt waren, liessen sich unter den slavischen Einwohnern des Landes nieder. Die Nationalität der Fremdlinge, die vergleichsweise sehr wenige waren, ging in jener der Eingebornen allmälig unter, übte aber in Einer Beziehung einen grossen Einfluss auf Letztere, flösste ihnen nämlich den ihr eigenthümlichen kriegerischen Sinn ein. Erst seit dieser Zeit finden wir die Slaven als Eroberer auftreten. Ihr Reich wuchs im Verlauf der nächsten hundert und funfzig Jahre reissend; zugleich stieg natürlich ihre Macht und ihr äusserer Einfluss, während doch die alten bürgerlichen Einrichtungen der eingebornen Slaven geachtet und verbessert wurden.

Zu Anfange des **11.** Jahrhunderts theilte Jaroslav, der Sohn Wladimirs des Grossen, seines Vaters Beispiel nachahmend, auf seinem Todtenbette sein Reich unter seine Söhne, und säete so die Keime zu Streit, Anarchie und blutigen Kriegen, ein Umstand, der in der älteren Geschichte sich so oft wiederholt, dass er einer der wenigen zu sein scheint, aus welchen die Fürsten der Gegenwart eine ernste Lehre geschöpft haben. Die Mongolen brachen in's Land ein, unterjochten leicht die damals durch innere Streitigkeiten zerrütteten Russen, machten sie **1237** zinspflichtig, und hielten sie fast **200** Jahre in der schmählichsten Abhängigkeit. Während dieses langen Zeitraumes ging jeder Keim von literarischer Bildung zu Grunde. Um die Mitte des **15.** Jahrhunderts befreiete Ivan Vasilievitsch **III.** (auch Ivan I. genannt) sein Land von den asiatischen Barbaren, die damals durch innere Streitigkeiten beschäftigt waren, besiegte seine russischen Nebenbuhler und vereinigte Novogorod mit seinem eigenen Fürstenthume Moskau. Von dieser Zeit an wuchs die Macht und Ausdehnung Russlands ohne Unterbrechung bis zur gegenwärtigen Zeit. Zugleich schritt auch die wissenschaftliche Bildung seiner Einwohner vor; anfangs freilich kaum im Verhältniss mit dem äussern Wachsthume des Reiches, aber nun durch mehr als Ein Jahrhundert durch die Thätigkeit seiner Regenten mit wunderbarer Schnelligkeit.

Die Geschichte der russischen Literatur hat fünf gut zu unterscheidende Epochen.

Die *erste* umfasst eine Zeit von mehr als neun Jahrhunderten, von unsern ersten Kenntnissen der russischen Slaven bis auf die Zeit Peters des Grossen **1689**. Dieser Zeitabschnitt würde leicht

mehrere Unterabtheilungen zulassen, und, wollten wir in diesem Buche nicht blos einen *Umriss* der Literatur-Geschichte geben, würden wir sie jedenfalls aufstellen. Diese lange Epoche aber ist sowohl absolut als relativ so sehr arm, dass wenige Worte genügen, ein übersichtliches Bild von ihr zu geben, um so mehr, als die Leistungen dieser Zeit innig mit der Geschichte der altslavischen Sprache verwebt sind und bei deren Geschichte schon erwähnt wurden.

Die *zweite* Periode reicht von Peter dem Grossen bis zur Thronbesteigung seiner Tochter Elisabeth **1741**, dem Beginn von *Lomonosoff's* Einfluss.

Die *dritte* Periode reicht von Lomonosoff, dem Schöpfer der russischen Prosa, bis auf Karamzin, ihren Reformator, der **1765** geboren wurde.

Die *vierte* Periode enthält die Zwischenzeit von Karamzin bis auf Kaiser Nikolaus im Jahre **1825**.

Die *fünfte* Periode beginnt mit der Thronbesteigung von Nikolaus im Jahre **1825** und reicht bis zur gegenwärtigen Zeit.

Bevor wir jedoch unsere geschichtlichen Daten beginnen, mögen einige Worte über die charakteristischen Züge der russischen Sprache hier Platz finden. Es sind in ihr drei Hauptdialekte zu unterscheiden.

1. Der *eigentlich russische*, die wahre Schriftsprache der ganzen russischen Nation und *Umgangssprache* in Moskau und dem ganzen mittlern und nördlichen Theil des europäischen Russlands. Es sei hier auch die bemerkenswerthe Thatsache hervorgehoben, dass der Bauer an der Wolga, an der Moskwa u. s. f. dasselbe reine Russisch spricht, wie die gebildete Welt. Volksthumliche und verdorbene Arten dieses Dialektes sind jene von Suzdal und Olonetzk, welche letztere mit finnischen Worten untermengt ist.

2. Das *Gelb-Russische*, die Sprache von Südrussland, besonders gegen Osten hin. Der vorzüglichste Unterschied zwischen diesem Dialekte und dem eigentlichen Russischen besteht theils in der Aussprache einiger Buchstaben, so z. B. des Mitlautes **Г**, welcher in der letztern wie ein hartes *g*, in der erstern wie *h* klingt, so *hospodin* statt *gospodin*, Herr, theils in mehrern veralteten Ausdrücken, welche dem Gelb-Russischen eine nähere Verwandtschaft mit dem Altslavischen zu verleihen scheinen, in welchem ähnliche Worte zu finden sind. Der Einfluss der Polen, welche durch fast zwei Jahrhunderte die Herren dieses Landstriches waren, ist noch in

der Sprache bemerkbar. Dieser Dialekt ist besonders an Nationalliedern reich. Viele von ihnen sind von grosser Schönheit, besonders ihrer Naivetät und poetischen Wahrheit wegen, welche allen künstlichen Schmuck weit übertrifft. Die grössere Anzahl dieser Lieder hat einen elegischen Charakter, wie dies in der That der Fall mit den meisten Volks-Gesängen ist. Der Dialekt selbst taugt nur wenig zum Ausdruck des Komischen. Man hat eine Travestie der Aeneide, von Kotliarevski, einem Kosaken, welche in ganz Russland viel Beifall gefunden hat, deren Eigenthümlichkeiten und Schönheiten gehörig zu würdigen jedoch ein Fremder weniger im Stande ist; denn die poetische Vortrefflichkeit einer komischen Beschreibung kann nur von Jenen ganz empfunden werden, welche mit allen jenen geringfügigen örtlichen und geschichtlichen Nebenumständen genau bekannt sind, auf die Anspielungen eine Arbeit eben so piquant machen können.

Fast dasselbe Verhältniss, wie bei dem Gelb-Russischen, findet bei dem Idiom der *Russniaken* statt, welches in dem östlichen Theil von Galizien und den nordöstlichen Distrikten von Ungarn zu Hause ist; die wenigen in ihm vorkommenden Unterschiede sind übrigens wenig untersucht worden. Man hat diesem Zweige des slavischen Stammes nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und ihre schönen Nationallieder, die unter einem weit ausgebreiteten Volke zerstreut sind, wurden erst in neuerer Zeit Gegenstand der Neugier und Prüfung.

3. Das *Weiss-Russische* ist der in Lithauen und einem Theil von Weiss-Russland, besonders Volhynien, gesprochene Dialekt. Die geographische Lage dieser Provinzen erklärt hinlänglich den Ueberfluss an Polismen. Alle historischen Dokumente Lithauens sind in diesem Dialekte geschrieben, und mehrere russische Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts zogen ihn dem altslavischen vor. Die erste russische Uebersetzung der Bibel war in ihm geschrieben. Er ist der jüngste der russischen Dialekte.

Was zuerst bei der Betrachtung der russischen Sprache als Ganzes auffällt, ist ihr ungeheurer Reichthum. Der *frühe* Einfluss fremder Nationen erscheint hier als ein entschiedener Vortheil. Die deutsche Sprache, welche doch im höchsten Grade für fremde *Ideen* und *Denkformen* empfänglich ist, behält dessen ohngeachtet alle fremden Worte und Ausdrucksformen als unnatürliche Anhängsel. Sie ist ganz ersichtlich durch die Annahme fremdländischer Worte

entstellt und kann die ihr eigenthümliche Schönheit nur durch ein Festhalten an ihren nationalen und unerschöpflichen Quellen bewahren. Die russische Sprache hingegen, die schon in früher Zeit nach und nach dem Einflusse des Schwedischen, Mongolischen, Tartarischen und Polnischen ausgesetzt war, kann gewissermassen mit dem Englischen verglichen werden, in welchem das Altbritische, das Lateinische, Sächsische, Dänische und Französische, so wie die Ideen dieser verschiedenen Nationen mit einander verschmolzen wurden. Daher scheint auch kein Element überflüssig, das zur Zusammensetzung dieser reichen Sprache beitrug; alle gehören gleichsam zu ihrer gesetzmässigen Eigenthümlichkeit. Der grosse Vorzug des Russischen wird in dem *Gebrauche* ersichtlich, welchen es von den angenommenen Schätzen macht. Ihre grosse Biegsamkeit befähigt sie, fremde Worte blos als *Wurzeln* zu verwenden, aus denen national aussehende Stämme und Zweige sprossen. Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit in *Wurzel*-Sylben ist es, welche der russischen Sprache in gewisser Beziehung den Vorrang vor allen anderen slavischen Sprachen verleiht.

Ein anderer Vorzug ist die grosse Freiheit der Konstruktion, welche sie erlaubt, ohne unverständlich oder zweideutig zu werden. Sie gleicht in dieser Beziehung den klassischen Sprachen, von welchen sie sich jedoch durch die geringe Zahl ihrer Abwandlungsarten unterscheidet. Dieser Mangel an Abwandlungsarten wurde dieser Sprache als eine Lücke vorgeworfen; aber gerade scheint er eine der Ursachen ihrer Klarheit und Bestimmtheit zu sein, denn eben deshalb kann sie nur verhältnissmässig kurze Sätze bringen. Auch ihre grosse Tauglichkeit für Poesie ist unleugbar, und ihre schönen Volkslieder würden auch eine reiche Ausbeute für Formen darbieten, wenn nur die Natur immer den vollständigen Sieg über einen durch Sitte verkehrten Geschmack davontragen könnte. Es ist noch eine Streitfrage unter den ausgezeichnetsten slavischen Philologen, ob diese Sprache wirklich befähigt ist, die klassischen Versmasse nachzuahmen. (Siehe Schaffarik: Geschichte u. s. f. Seite 178, Anmkg. 4). Was ihren Wohlklang betrifft, so hat das über die slavischen Sprachen im Allgemeinen Gesagte für die russische Sprache ganz besonders seine Giltigkeit. Jedoch kann nur das Ohr eines vorurtheilsfreien Zuhörers hier entscheiden.

Erste Periode

bis auf Peter den Grossen 1689.

Der Einfluss der Varegier bezüglich der Sprache scheint nur unbedeutend gewesen zu sein, da ihr eigenes Idiom bald in jener der Eingebornen unterging. Rurik's Enkel hatten schon slavische Namen (Sviatoslav, Jaropulk, Jaroslav u. s. f.) Die vorzüglichste Thatsache in diesen alten Zeiten, welche auch den meisten Einfluss auf den Fortschritt der Bildung übte, ist hier, wie überall, die Einführung des Christenthums gegen das Ende des 10. Jahrhunderts. Wladimir der Grosse, der erste christliche Monarch, gründete die ersten Schulen. Griechische Künstler wurden von Konstantinopel zur Verschönerung der zu Kiew neuerbauten Kirchen gerufen, und die Poesie fand sowohl ihren Gönner als zugleich ihren ausgezeichnetsten Vertreter in Wladimir. Wladimir und seine Ritter sind der russische Karl der Grosse und seine Vasallen, König Arthur und seine Tafelrunde. Ihre Thaten und Fahrten geben eine reiche Quelle für Volkserzählungen und Lieder ab, und verleihen noch jetzt der frühern Geschichte Russlands eine romantische Färbung, deren das Mittelalter gänzlich entbehrt. Der Einführung des Christenthums folgt die Einführung der Cyrill'schen Uebersetzung der heiligen Schrift und der liturgischen Bücher. Die verwandte Sprache dieser Schriften war ihnen verständlich; sie unterschieden sich jedoch von dem Altrussischen noch hinlänglich, so dass sie neben einander als zwei verschiedene Sprachen bestanden: die eine fertig und unabänderbar, die Sprache der heiligen Schrift, der Priester und der Gesetze, die andere sich ändernd, fortschreitend, an Ausdehnung gewinnend und sich dem Bedürfnisse der Zeit anpassend.

Dass die letztere, das ursprüngliche Altrussische, ihre Dichter hatte, war bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts blos durch historische Ueberlieferung bekannt; es schien kein Ueberbleibsel von ihnen vorhanden zu sein. Um die letztere Zeit aber (1794) entdeckte ein russischer Edelmann, der Graf Mussin-Pushkin, das Manuskript eines epischen Gedichts „Igor's Zug gegen die Polovtzi", welches anscheinend aus dem 12. Jahrhundert stammt. Es ist eine National-Dichtung von grosser Schönheit, Kraft und Anmuth. Was aber noch mehr überrascht, ist der Umstand, dass man auch nicht eine Spur von jener Rohheit in ihm findet, welche man doch erwarten könnte von einer Zeit, in welcher noch tiefes Dunkel das

östliche Europa bedeckte, und von einem Dichter einer Nation, welche wir kaum erst seit hundert Jahren aufgehört haben für Barbaren zu halten. Es ist eine Sanftheit über das Ganze ergossen, welche oft die Kraft der Darstellung zu beeinträchtigen droht.

Die Originalität dieses Gedichts ist, so viel uns bekannt, nie in Frage gestellt worden, allein es ist in der That ein überraschendes Faktum, dass bei der neuern eifrigen Durchsuchung aller Bibliotheken des Landes um alte Manuskripte auch nicht ein mit ihm zu vergleichendes aufgefunden werden konnte. Dieses merkwürdige Gedicht steht in der Geschichte der alten russischen Literatur ganz isolirt da und ist eines der unerklärlichsten Räthsel seiner Literatur-Geschichte [1]).

Im Ganzen besassen die Russen um diese Zeit eben so viel geistige Bildung, als irgend ein anderes Land des nördlichen Europa's. Unter ihren Fürsten gab es einige Schriftsteller. Jaroslav, der Sohn Wladimir's des Grossen, war in der Förderung des Christenthums und alles damit in Verbindung Stehenden nicht minder thätig als sein Vater. Er sandte Priester durch das ganze Land, um das Volk zu unterrichten, und gründete in Novogorod ein theologisches Seminar für dreihundert Studenten. Er trug auch dafür Sorge, dass die Uebersetzung der Kirchenbücher fortgesetzt wurde; aber das wichtigste Denkmal seiner Regierung, sowohl in historischer als philologischer Beziehung, ist eine Gesetzsammlung, die *Pravda Russka (Jus Russorum)*. Ein anderer grosser russischer Herzog, Wladimir Vsevolodovitsch Monomach, der 1125 starb, schrieb einen „Unterricht für seine Kinder"; einer seiner Nachfolger, Konstantin Vsevolodovitsch, schrieb, hundert Jahre später, eine Geschichte der russischen Fürsten, welche bis jetzt für verloren gilt. Die Geistlichkeit, die in ihren Zellen vor den Stürmen des Krieges sicher war, beschäftigte sich mit Uebersetzungen aus dem Griechischen. Nestor schrieb seine werthvollen Annalen, ein anderer Priester, Basilius,

1) Das chronographische Manuskript, in welchem das oben erwähnte Gedicht gefunden wurde, heisst *Slovo o polku Igora*, wörtlich Gespräche über Igor's Zug. Dieses Manuskript soll auch noch andere Poesien enthalten haben. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit ging das Manuskript, nachdem Igor kopirt worden war, wieder verloren. Wir hörten auch von einer alten poetischen Erzählung „Geschichte des gottlosen Czar's Mamai", allein wir können weder über das Alter dieses Gedichts, noch über seinen Werth, ja nicht einmal über seine Existenz etwas Sicheres sagen.

beschrieb die Ereignisse seiner Zeit in Süd-Russland, Sylvester, Bischof von Perejaslavl († 1124), und mehrere andere Geistliche setzten Nestor's Annalen fort [1]), während *Daniel* seine Reise nach Palästina zu Anfange des 12. Jahrhunderts schrieb.

Die theologischen Arbeiten des frühern Abschnittes dieser Periode sind von weit geringerem Werthe als die historischen. Und doch wurde dieses Feld fleissig bebauet. Man hat noch mehrere Predigten, oder vielmehr Synodal-Gebete, deren einige von einem gewissen Cyrill, Erzbischof zu Kiew (1281), nicht ohne Rednerkunst sein sollen. Die meisten Produkte dieser frühen Zeit, welche indess in der That mehr der slavonischen als der russischen Literatur angehören, gingen in den Verwüstungen und Feuersbrünsten der Mongolen zu Grunde.

Von 1238 bis 1462 waren die russischen Fürsten, wie wir schon früher angeführt haben, die Vasallen der mongolischen Tartaren oder der „goldenen Horde" [2]). Im Verlauf dieser zwei Jahrhunderte ging fast jede Spur von Bildung zu Grunde. Keine einzige Schule gab es durch diese ganze Zeit in Russland. Die Mongolen legten Feuer an die Städte, suchten und zerstörten, was sie an geschriebenen Dokumenten finden konnten, und demolirten vorsätzlich alle Denkmäler von National-Kultur. Nur die Klöster genossen einer Art Schutz von ihnen. Die Wissenschaft wurde daher fast das ausschliessliche Eigenthum der Mönche. Aber auch unter diesen fand sich keine Spur von klassischer Gelehrsamkeit, höchstens einige Brocken scholastischer Weisheit. Glücklicher Weise verwendeten sie doch ihre Zeit sowohl zum Nutzen der Nachwelt durch

---

1) Diese werthvollen Chroniken wurden unter verschiedenen Titeln, aber ohne Unterbrechung, unter der Regierung von Alexis, Vater Peter's I., fortgesetzt.

2) Die Mongolen und Tartaren sind öfters von Geschichtsschreibern verwechselt worden, und sind doch zwei gänzlich von einander verschiedene Stämme, die Ersteren eine nordöstliche, die Letzteren eine südwestliche asiatische Nation. Die Mongolen jedoch, welche in der Zeit zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert die Besieger der Tartaren, sowie von halb Asien und von Europa bis gegen Schlesien hin, und verhältnissmässig nicht sehr zahlreich waren, verschmolzen nach und nach mit den unterjochten Tartaren, unter welchen sie sich niederliessen. Die gegenwärtigen Mongolen sind theils unter der Oberherrschaft China's in der alten Mongolei, dem Lande, woher *Jenghis Khan* kam, theils russische Unterthanen, zerstreut im Gouvernement Irkutzk, und mit Kalmucken und andern asiatischen Stämmen vermischt.

die Abfassung von Annalen, als für ihren eigenen Vortheil durch Sammlung von Reichthümern.

Die Wiederherstellung der russischen Unabhängigkeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte einen sehr belebenden Einfluss auf die nationale Bildung und Literatur. Zu lange aber war dieses Volk gänzlich zurückgeblieben, um nun noch ihre östlichen Nachbarn überflügeln zu können. Mit diesem Zeitpunkte beginnt ein neuer Abschnitt dieser Periode. Einige russische Fürsten waren Männer von starkem und thätigen Geiste, sie luden Künstler und Handwerker von Griechenland, Italien und Deutschland in ihr Land und belohnten sie freigebig. Ivan IV. (auch Ivan II. oder Ivan der Grausame genannt, der russische Nero der neuern Geschichtsschreiber) befahl (1538—84), dass in allen Städten seines Reiches Schulen gegründet werden sollten; unter seiner Regierung wurde auch die erste Druckerei zu Moskau (1564) errichtet. Bald hierauf wurde zu Kiew eine theologische Akademie errichtet. Boris Godunof (1598—1605) sandte 18 edle Jünglinge auf fremde Universitäten. Die Fürsten aus dem Hause Romanoff zeigten sich nicht minder thätig. Alexis und Fedor, der Vater und Bruder Peter's des Grossen, bahnten diesem kühnen Reformator den Weg und sind seine würdigen Vorgänger; in der That gebührt das Verdienst mehrerer Verbesserungen, welche gewöhnlich Peter zugeschrieben werden, ihnen. Durch diese ganze spätere Zeit übte die polnische Sprache und Literatur einen entschiedenen Einfluss auf das Russische, und einige Schriftsteller gebrauchten den weiss-russischen Dialekt, eine unreine Mischung beider Sprachen, während das reine Russische vernachlässigt wurde. Das Gelb-Russische oder der ruthenische Dialekt wurde also durch den Einfluss der polnischen Sprache eher als das rein Russische betrieben und gepflegt; das letztere begann erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese Ketten abzuschütteln und eine selbstständige Gestalt zu gewinnen.

Die ersten Keime dramatischer Kunst wurden gleichfalls von Polen nach Russland gebracht. In Kiew führten die Studenten der Theologie Kirchen-Dramen auf, und reisten während der Feiertage herum, ihre Spiele auch in anderen Städten darzustellen. Die Scenen, die sie am häufigsten wiederholen mussten, waren die drei Männer im feurigen Ofen und die Hinrichtung Haman's. Die Trauerspiele Simon's von Polotzk in altslavischer Sprache machten um die Mitte des 17. Jahrhunderts viel Glück. Ihr Ruf drang aus den Klöstern

bis an den Hof, wo sie vor dem Czar Fedor, dem Vorgänger Peter's, aufgeführt wurden [1]). Sein Minister, Matveyef, der slavische Mäcen seiner Zeit und selbst Schriftsteller, lud die ersten Schauspieler nach Russland ein: auf seine Veranlassung wurde vor den Fürstinnen und ihren Ehrendamen eine Uebersetzung von Molière's „*Médecin malgré lui*" vorgestellt. Die Schwester der beiden Czaren, die Czarin Sophia, war eine grosse Beschützerin der dramatischen Kunst, und verfasste selbst mehrere Tragödien und Lustspiele, die von ihren Frauen aufgeführt wurden.

Der letzte Abschnitt dieser ersten Periode, so arm diese auch im Ganzen ist, hat doch mehrere Reisewerke aufzuweisen. Ein Kaufmann von Tver, Athanasius Nikitin, reiste im Jahre 1470 nach Indien, besuchte Dekkan und Golkonda, und gab bei seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Gegenden heraus. Zwei andere Kaufleute von Moskau, Korobeinikoff und Grekoff, beschrieben ein Jahrhundert später ihre Reisen durch Syrien, Palästina und Egypten. Fedor Baikoff, russischer Gesandter in China, veröffentlichte ebenfalls ein Buch über dieses merkwürdige Land.

Auf dem Felde der Geschichte war dieser letzte Zeitabschnitt der ersten Periode erstaunlich produktiv. Nicht nur die Annalen des ehrwürdigen Nestor, die Grundlage aller slavischen Geschichte, wurden von den Mönchen mit grosser Genauigkeit und Eifer fortgesetzt, sondern auch noch eine ganze Reihe anderer Annalen, Biographien einzelner Fürsten und Chronographien wurden veröffentlicht, und selbst fremden Nationen wendete man seine Aufmerksamkeit zu [2]). Uebrigens darf der Leser nicht etwa auch nur eine Spur philosophischen Geistes, noch eine logische Darstellung der Begebenheiten in diesen Arbeiten zu finden hoffen. Gänzlich unbekannt mit der klassischen Literatur waren die griechischen Schrift-

1) Die meisten dieser Dramen findet man im Manuskripte in der Kirchenbibliothek zu Moskau. Eine Auswahl wurde abgedruckt in der *Drevn. Rossisk. Bibliotheka*, d. h. altrussische Bibliothek, Moskau 1818.

2) Die oben erwähnten Chroniken, und eine Reihe von Annalen genealogischen Charakters, bekannt unter dem Titel *Stepennaja knigi*, ergänzen sich gegenseitig. Simon von Suzdal, der Domherr Cyprian, ein Serbe von Geburt, und Makarius, Erzbischof von Moskau, ein Geistlicher von grossem Verdienst, müssen hier erwähnt werden. Eine andere alte Chronik, *Sofiiskii Wremennik* genannt, wurde im Jahre 1820 von Strojef veröffentlicht. Eine Chronik von Novogorod aus dem 16. Jahrhundert wurde von denselben Gelehrten in der Pariser Bibliothek aufgefunden.

steller des byzantinischen Zeitalters, ihre einzigen Muster. Treue und Wahrheit in der Aufzählung der Thatsachen ist noch ihre beste Eigenschaft [1]).

Der vorzüglichste Literatur-Zweig des letzten Theils dieser Periode ist der theologische, von dem wir auch im Nachfolgenden einen kurzen Umriss geben. Es ist wahr, dass die Umarbeitung der alten Kirchenbücher mit vielem Eifer vorgenommen wurde, aber in welchem Geiste dies besonders in philologischer Beziehung geschah, haben wir früher in der Geschichte der altslavonischen Literatur erwähnt, welcher die Uebersetzer eigentlich angehören. Nikon, Patriarch von Russland († 1681), förderte dieses Werk mit der grössten Thätigkeit und veranstaltete noch ausserdem eine Sammlung von geschichtlichen Annalen [2]). Das Licht der Reformation, welches zu dieser Zeit seinen wohlthätigen Glanz über ganz Europa verbreitete und besonders auf Polen einen so mächtigen Einfluss übte, drang nicht in die Nacht der russischen Kirche, deren Dunkel jedoch immer durch eine Gesinnung voll Milde und christlicher Liebe gesänftigt wurde. Und doch finden wir unter den priesterlichen Arbeiten dieser Zeit einige, die vom polemischen Geiste ihrer Epoche erfüllt sind. Sie kehrten jedoch nicht gegen die kühnen Neuerungen der Lutheraner oder Kalvinisten, sondern gegen die *jüdische* Ketzerei ihre Waffen [3]). Eine Uebersetzung der Psalmen David's, Moskau 1680, verdient vor ähnlichen Arbeiten genannt zu werden. Ihr Verfasser war der Mönch Simon von Polotzk, der Verfasser der früher erwähnten geistlichen Dramen und der Lehrer des Czars Fedor. Noch merk-

1) Doch findet man im Style Nestor's und seiner unmittelbaren Nachfolger einen Anlauf zu lebendiger Darstellung. Gespräche und Dialoge sind angewendet, und fromme Betrachtungen und biblische Sentenzen durch das Ganze eingestreut.

2) Unter dem Titel *Nikonov spisok* bekannt, veröffentlicht in Petersburg 1767—92. 8 Bände. Für die Umarbeitung der Bibel erhielt Nikon, durch Verwendung des Patriarchen von Konstantinopel und anderer griechischen Vornehmen, 500 griechische Manuskripte, welche das ganze neue Testament oder Theile desselben enthielten. Einige von ihnen enthielten auch die Septuaginta. Sie waren meist vom Berge Athos und bilden jetzt die berühmten Moskauer Manuskripte, gesammelt von Matthäi. Siehe Henderson, S. 52 u. 53.

3) Joseph Sanin, ein Mönch, schrieb eine Geschichte der jüdischen Ketzerei, wie er es nannte, im 15. Jahrhundert, und eine Reihe von Predigten gegen sie. Auch Gennadius, Bischof von Novogorod, schrieb solche Predigten. Die russische Kirche hatte einen eifrigen Vertheidiger an Erzbischofe Lazar Baranowitsch u. s. f.

würdiger ist der erste Versuch, die Bibel ins Russische zu übersetzen. Franz Skorina, der Uebersetzer, ebenfalls in Polotzk geboren, wo der polnische Einfluss stärker denn irgendwo wirkte, war Doktor der Medizin; allein die Zeit war nun gekommen, wo man es durch ganz Europa fühlte, dass das heilige Buch nicht nur ausschliesslich der Geistlichkeit gehöre. Blos einige Theile seiner Uebersetzung wurden gedruckt [1]).

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden verschiedene Druckereien in Russland errichtet, die ausschliesslich zum Verlage theologischer Werke bestimmt waren. Fast alle historische Schriften wurden hingegen in Manuskripten aufbewahrt und sind erst in neuerer Zeit gedruckt worden. Das plumpe, schwerfällige Aussehen des Cyrill'schen Alphabets schien die Ausbreitung des Lesens unnöthiger Weise zu erschweren. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts machte Elias Kopiovitsch einige Verbesserungen im Aussehen der Buchstaben; es war jedoch Peter's reformirendem Arme vorbehalten, ihnen eine bestimmte und bleibende Gestalt zu geben.

Zweite Periode.

Von der Mündigkeit Peter des Grossen 1689 bis auf Lomonosoff 1731.

Die Geschichte der eigentlichen russischen Literatur beginnt mit der Anwendung der Volkssprache in allen bürgerlichen Dokumenten. Peter der Grosse war es, der diese Sprache zur Sprache der öffentlichen Geschäfte erhob, in welcher nun alle Verhandlungen der Gerichtshöfe hinfort abgehalten und alle Gesetze erlassen wurden. Bevor es dieser energische Mann im Stande war, eine russische Druckerei in seinem Reiche zu errichten, gab er, um keine Zeit zu verlieren, dem deutschen Buchdrucker Tessing ein Privilegium für den Druck russischer Werke auf 15 Jahre. In Amsterdam wurde 1699 das erste russische Buch gedruckt. Im Jahre 1704 erfand Peter selbst einige Veränderungen in den slavischen Buchstaben, vorzüglich deshalb, um sie dem Lateinischen ähnlicher zu machen. Er liess die Typen dieser neuen Buchstaben von deutschen Künstlern

1) Ein Theil des A. T., Prag 1517—19; die Episteln, Wilna 1525. Skorina entschuldigt sich in einer seiner Vorreden über die Vermengung heiliger Dinge mit andern durch das Beispiel des heiligen Lukas. Der Dialekt der Uebersetzung ist der weiss-russische, und das Buch Hiob enthält die erste Probe gereimter russischer Poesie.

schneiden, und die erste russische Zeitung wurde mit ihnen 1705 in Petersburg gedruckt. Diese Buchstaben wurden, mit einigen nachträglichen Modifikationen im Verlaufe der nächsten zehn Jahre, allgemein für die russische Sprache angenommen, und sind noch jetzt im Gebrauche. Dieselben Buchstaben werden auch, mit einigen sehr geringen Veränderungen, von jenem Theile der Serben gebraucht, welche der östlichen Kirche angehören, die andern Serben bedienen sich des lateinischen Alphabets. In allen theologischen Schriften wurden aber die alten Buchstaben beibehalten. Dies ist der Unterschied zwischen dem *grashdanskii* und *tzerkvennii*, oder dem bürgerlichen und dem Kirchen-Alphabet [1]).

Die Energie, mit welcher dieser Kaiser, ein vollendeter Autokrat, vorschritt, machte sein Volk ein ganzes Jahrhundert überspringen. Wenn auch für einen freisinnigen Geist vielleicht etwas Empörendes in der ihm eigenen Hast liegt, mit welcher er eine grosse Nation eines Theils ihrer National-Eigenthümlichkeiten durch willkürliche Entscheidungen in Allem, was ihm gut schien, beraubte, so liegt eine grosse Befriedigung in dem Faktum, dass der Widerstand, auf den er stiess, nicht vom Volke, sondern von dem hartnäckigen Stolze eines gekränkten Adels und dem schwachsinnigen Zelotismus einer unwissenden und eifersüchtigen Priesterschaft ausging. Die russische Nation selbst ist in der That, mehr als irgend ein anderes Volk, tiefer Eindrücke fähig. Daher sind sie auch im Allgemeinen Neuerungen nicht abhold, und waren zu Peter's Zeiten so willig als jetzt, sich von einer Hand leiten zu lassen, deren geistiges Uebergewicht sie anerkannten. In Folge dieser guten oder schlechten National-Eigenschaft sind sie sehr fähig, bald in neue Formen gebracht zu werden.

Ob die Schnelligkeit oder vielmehr die Gewalt der Verbesserungen des Czars eine wirkliche Wohlthat für die Nation waren, wollen wir hier nicht untersuchen; für die freie Entwickelung der Sprache und Literatur aber waren seine Vorgänge, wie leicht ersichtlich, ungeachtet ihrer wunderbaren Wirkungen, schädlich. Obschon die russische Sprache alle Elemente der Vollständigkeit besitzt, und trotz der nicht unbeträchtlichen Menge von Talenten, welche sich im Verlaufe der Zeiten in ihr entwickelt haben, hat doch die russische

1) Die Russen konnten jedoch statt der 46 Buchstaben des slavischen Alphabets nur 45 benutzen; die Serbier, zufolge Wuk Stephanovitsch, nur 28.

Literatur auch nicht ein einziges Werk von grossem und entscheidendem Original-Werthe aufzuweisen. Ihre besten Bücher sind Nachahmungen, und ihr bester Schriftsteller ist jener, der sein Urtheil zum Wohle der besten Vorbilder führt. Es ist zweifellos, dass der jetzige Standpunkt der russischen Literatur im Allgemeinen viel niedriger wäre und ihr Umfang ein bedeutend geringerer, wenn es dem russischen Genius gestattet gewesen wäre, sich seinen eigenen Weg zu brechen; aber es ist eben so zweifellos, dass er in diesem Falle seine ursprüngliche Originalität bewahrt haben würde, die wunderbare Vereinigung von Ost und West, von asiatischer Schmiegsamkeit und europäischer Kraft, von welcher ihre Volkslieder so liebenswürdige und einzelne so kraftvolle Muster sind.

Peter veranlasste die Uebersetzung vieler Bücher aus dem Deutschen, Französischen, Englischen und Holländischen ins Russische. Die Eile jedoch, mit welcher sie gefertigt wurden, und das grössere Augenmerk des Czars auf den Gegenstand als auf die Form, hatte die natürliche Folge, dass die meisten dieser Uebersetzungen miserable Arbeiten, ohne die geringste Sorgfalt für die Sprache selbst waren. Peter's einziges Augenmerk strebte dahin, seine Unterthanen zu einem *lesenden* Volke zu machen und ihnen durch die Bücher nützliche Kenntnisse beizubringen. Schönheit des Styls, ja selbst Reinheit der Sprache gehören zum Luxus der Literatur; der Czar dachte nur auf den Nutzen.

Diese Neuerungen in der Literatur fanden viele Widersacher unter der Geistlichkeit; doch gab es unter den höchsten Würdenträgern der Kirche einige erleuchtete Priester, welche die Pläne des Czars im Allgemeinen förderten. Das Gebiet der Theologie wurde in dieser Periode etwas mehr bebauet. Theophan Prokovitsch, Erzbischof von Novogorod († 1736), schrieb allein 60 Werke, von denen jedoch nur die Hälfte gedruckt ward. Er war Peter's treuer Gehilfe, und nicht nur seine Gelehrsamkeit und seine geistigen Gaben, sondern auch sein erhabener moralischer Charakter, verschafften ihm einen entschiedenen Einfluss. Er wurde der russische Chrysostomus genannt.

Ein Erzbischof von Rostof, der heilige Demetrius († 1709), war gleichfalls ein sehr produktiver theologischer Schriftsteller. Er wurde von seinen Zeitgenossen als ein wahres Muster des Christenthums angesehen, und war auch durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Der Erzbischof Stephan Javorsky († 1722) war durch

seine kirchliche Beredsamkeit berühmt. Gabriel Bushinsky, Bischof von Rjazan und Murom († 1731), war nicht nur ein theologischer Schriftsteller, sondern übersetzte auch geschichtliche Werke. Ein merkwürdiger Mensch dieser Periode ist Elias Kopiyevsky [1]) († 1701), der in Holland Theologie studirte, und Protestant, sowie später Pastor in Amsterdam wurde. Er wirkte eifrig bei Peter's Uebersetzungen mit. Verschiedene geschichtliche und philologische Werke wurden von ihm übertragen und von Tessing gedruckt. Luther's Katechismus wurde um dieselbe Zeit vom Pastor Glück übersetzt, welcher von den Russen zum Gefangenen gemacht und nach Moskau gebracht worden war. In seinem Hause wurde Katharina, die zukünftige Kaiserin von Russland, auferzogen [2]).

Unter den weltlichen Schriftstellern dieser Periode muss vor Allen der Fürst Antiochus Kantemir († 1745) genannt werden. Von griechischer Herkunft, in Konstantinopel geboren, mit allen Vorzügen einer sorgfältigen Erziehung und der Kenntniss vieler hochgebildeten Sprachen ausgerüstet, wählte er demohngeachtet für seine poetischen Arbeiten die russische Sprache. Sie sind meistens Satyren und tragen den Stempel einer gründlichen Kenntniss der Klassiker. Ausser diesen schrieb er über viele naturphilosophische Gegenstände und übersetzte eine Auswahl von Briefen des Horaz und Fontenelle's Buch über die Vielheit der Welten. Um dieselbe Zeit schrieb Leont. Magnitzky die erste russische Arithmetik mit arabischen Ziffern.

Unter den lyrischen Dichtern verdienen zwei Kosaken, Cyrill Daniloff und Semen Klimofsky, eine Erwähnung, ja der Erstere der Beiden, unter seinem abgekürzten Namen *Kirsha* Daniloff besser bekannt, eine besondere Aufmerksamkeit. Die Russen hatten ebenso, wie die westlichen Nationen, ihren Cyklus von Helden-Legenden. Wladimir und seine Boyaren sind ihnen was Arthur und seine Tafelrunde, Karl der Grosse und seine zwölf Vasallen den Britten, Franzosen und Deutschen sind. Diese Traditionen lebten noch zu Kirsha Daniloff's Zeiten unter dem Volke und kursiren jetzt noch als Ammen-

1) Oder *Kopiyevitsch*, derselbe, den wir früher als Verbesserer der Gestalt der Buchstaben angeführt haben.

2) Derselbe Glück übersetzte die Evangelien ins Lettische, und machte auch einen Versuch, die Russen mit einer Uebersetzung der heiligen Schrift in ihrer Volkssprache zu beschenken. Das Nähere hierüber in Henderson's Untersuchungen, S. 111

Mährchen. Kirsha übertrug sie in Verse, und änderte sie, wie wir lurchten, im Sinne der Zeit um. Sie wurden erst im jetzigen Jahrhundert gedruckt und veröffentlicht, etwa 75 Jahre nachdem sie geschrieben worden waren, denn Kirsha war ein Zeitgenosse Peter's I. Ohne Zweifel verdankt man nur ihm ihre Erhaltung in einer Zeit voll falschen und pedantischen Geschmacks, welche diese Reliquien einer barbarischen Vergangenheit nur verachtet haben möchte und sie über die französirte Literatur gänzlich vergass [1]).

An geschichtlichen Arbeiten ist diese Periode nicht ganz arm; da aber die Autoren auch nicht die geringste Aufmerksamkeit auf den Styl verwandten, auch nicht wussten, an welche Grundsätze sie sich halten sollten, so blieb die Sprache selbst gänzlich zurück. Man hatte damals noch keine Idee von einer russischen Sprachlehre. In der Dichtkunst waren gereimte Verse, deren Sylben nicht gemessen, sondern wie bei den Polen gezählt wurden, im Schwunge. Die Volkslieder jedoch blieben den altrussischen wohl unregelmässigen aber sehr wohlklingenden Zählungen treu, welche blos das Gehör zu Rathe zogen. Trediakoffsky, 1703 geboren, war der Erste, welcher die Natur der Sprache etwas genauer untersuchte und die Anwendung der auf das Sylbenmass gegründeten klassischen Versarten anrieth. Er machte eigentlich blos jene Grundsätze geltend, welche, schon ein Jahrhundert früher, Zizania und Smotrisky für das altslavische Idiom mit gleicher Genauigkeit festgestellt hatten. Allein, da er die Gabe nicht besass, seine Regeln durch passende Beispiele zu erläutern, hatten seine Bemühungen nur wenig Erfolg, und sein Name und sein Streben waren bald vergessen [2]).

Dritte Periode.

Von Lomonossoff bis auf Karamzin 1711 – 1766.

Wir sind nun zu jenem Zeitabschnitt gekommen, von welchem das Gebäude der russischen Literatur, wie es jetzt besteht, datirt

1) Kirsha Daniloff's Buch wurde zuerst in Moskau (1804) unter dem Titel *Древнія Русскія Стихотворенія* Altrussische Gedichte, gedruckt. Eine vollständigere Ausgabe von Kalaidowitsch erschien 1818. Ein werthvolles kleines deutsches Buch von C. v Busse „Fürst Wladimir und seine Tafelrunde", Leipzig 1819, hat wahrscheinlich jenes von Daniloff zur Grundlage.

2) Als ein Charakteristikon für diesen Dichter erwähnen wir blos die Sitte Katharinen's, ihren Hofnarren als Strafe für kleine Vergehen (üble Laune, heftigen Streit u. s. f.) das Auswendiglernen und Recitiren einiger Verse Trediakoff-ky's aufzutragen.

werden muss. Peter's Hand legte den Grundstein, Lomonosoff begann es aufzuführen, und Elisabeth's und Katharinen's Eitelkeit verschaffte ihm mehr Arbeiter, als sonst auf irgend eine Weise hätten herbeigezogen werden können. Akademien für Wissenschaften und Künste wurden gegründet, zahlreiche Erziehungsanstalten für alle Stände und Altersstufen errichtet und mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet. Im Jahre 1758 wurde die Universität Moskau ins Leben gerufen; wissenschaftliche Institute aller Art entstanden durch Katharinen's grenzenlose Liberalität. Im Jahre 1783 wurde die Errichtung von Buchdruckereien freigegeben, jedoch mit Vorbehalt einer strengen Censur von Seite der Regierung. Ein Seminar für Bildung von Volksschullehrern wurde errichtet in der Absicht, im ganzen Lande Gymnasien einführen zu können. Alle diese Massregeln hatten ohne Zweifel einen wesentlichen und wohlthätigen Einfluss auf die allgemeine Bildung der Nation. Aber das gemeine Volk, der Bauernstand, blieb gänzlich vernachlässigt.

Und doch wurde in einer Familie von niedrigstem Stande Michael Lomonosoff (1711) geboren. Sein Vater war ein Fischer im Gouvernement Archangel. Während der langen Winter, in welchen das Vaters Geschäft unterbrochen war, lernte Lomonosoff von einem der Kirchendiener lesen. Die Schönheiten der Bibel und der beim Gottesdienste gesungenen Psalmen in der gereimten Uebersetzung Simons von Polotzk, erweckten zuerst sein eigenes poetisches Talent. Eine brennende Begierde nach Unterricht machte ihn seine Heimath heimlich verlassen und den Weg nach Moskau suchen, wo, wie er gehört hatte, eine Anstalt war, in der fremde Sprachen gelehrt wurden. Das Schicksal begünstigte ihn; er fand freigebige Gönner, wurde hernach in Kiew und Petersburg erzogen, und erhielt Mittel, nach Deutschland zu gehen. Hier verband er philosophische Studien mit den mathematischen, welche er bisher vorzugsweise betrieben hatte, verbrachte eine geraume Zeit an der berühmten Bergschule zu Freiberg und hörte in Marburg den Philosophen Wolf. Auf seiner Reise durch Braunschweig entkam er mit Noth den Massregeln des preussischen Militär-Systems. Es glückte ihm, Holland zu erreichen, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte, wo er gut aufgenommen und von der Regierung vortheilhaft angestellt wurde. Er starb 1765, wohl allgemein, aber bei weitem nicht in jenem Masse geschätzt, wie dies eine gerechtere und verständiger würdigende Nachkommenschaft thut. Es glückte ihm zuerst, eine bestimmte

Scheidelinie zwischen der altslavischen und der russischen Sprache zu ziehen, welche beide bis auf ihn in einer fast unerträglichen Art vermengt worden waren. In seiner russischen Grammatik theilte er Grundsätze und bestimmte Regeln als Führer der Sprache mit, ohne jedoch den Einfluss des Kirchen-Slavonischen mehr als nöthig abzuschütteln. Er schrieb einen Grundriss der russischen Geschichte, ein langes Gedicht, die *Petreide*, Gespräche, Oden, Tragödien und mehrere Werke über Chemie und Mineralogie. Keine einzige seiner Arbeiten ist ganz ohne Verdienst, jedoch war er mehr scharfsinnig und Denker, als Poet. Seine Gedichte sind alle kalt und künstlich, mit Ausnahme seiner Uebersetzung einiger weniger Kapitel des Buches Hiob, wo die Schönheiten des Originals ihn begeistert zu haben scheinen. Seine Gespräche und Oden sind in jenem schmeichelnden Style geschrieben, welcher damals wie noch heut zu Tage sich in allen Arbeiten russischer Poesie oder Prosa fand, die auch nur die geringste Beziehung auf die kaiserliche Familie hatten, und welcher, verbunden mit der bombastischen Manier in der Beschreibung der National-Thaten, Fremden die russische Literatur gänzlich verleidet [1]).

Die zwei berühmtesten Schriftsteller unter Lomonosoff's Zeitgenossen, obschon etwas jünger als er, waren Alexander Sumarokoff († 1777) und Michael Kheraskoff (geboren 1733, † 1807). Beide waren sowohl in Poesie als Prosa produktiv, und überschütteten das lesende Publikum mit Trauer- und Lustspielen, Oden und Briefen; der Letztere auch mit zwei grossen epischen Gedichten, das eine von zwölf, das andere von achtzehn Gesängen. Beide wurden sehr bewundert und die Produkte ihrer Feder mit Gier verschlungen. Kheraskoff wurde der russische Homer genannt. Die Kindheit, in der die russische Literatur damals lag, ist nicht die Zeit der Kritik; unbefangenere Richter einer späteren Zeit haben diesen Arbeiten kaum das Verdienst der Mittelmässigkeit zuerkannt.

Das erste russische Theater wurde in Jaroslav 1746 errichtet. Die Erlaubniss, welche die Schauspieler 1754 erhielten, sich in Petersburg niederzulassen, und mehr noch die Gründung eines National-Theaters in Moskau 1759, trugen viel dazu bei, das ent-

1) Lomonosoff's Werke wurden zuerst 1801 von der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, 6 Bände, gesammelt und veröffentlicht in verschiedenen Ausgaben.

schiedene dramatische Talent der Russen zu wecken; ein Talent, das sie in einem vielleicht unvergleichlichen Masse besitzen und in dem sie gewiss von keiner andern Nation übertroffen werden. Mehrere sehr begabte wissenschaftliche Männer schrieben für's Theater. So z. B. J. Knjashnin († 1791), ein Nachahmer der Franzosen, aber auch nicht ohne eigenes Talent; von Wisin († 1792), der Verfasser zweier, an komischen Elementen sehr reichen Lustspiele; Matkoff, Nikoleff, Klushin u. s. f. Blos die ausgezeichneten Produkte von Wisin sind bis auf unsere Zeit beliebt geblieben [1]).

Unter den ausgezeichneten Dichtern von mehr vermischter Art verdienen Erwähnung: Hyppolit Bagdanovitsch (geb. 1743, † 1805), Verfasser einer Erzählung in Versen, *Dushenka*, Psyche, die nicht ohne Anmuth und Naivetät ist; Chemnitzer († 1784), der Verfasser der besten russischen Fabeln, Gabriel Dershavin (geb. 1743, † 1816), der berühmteste russische Dichter seiner Zeit. Der Ruhm Katharina's II. und ihrer Armee war sein Lieblingsthema; aber selbst der übertrieben lobende Styl seiner Oden, der gefährlichste Feind nicht nur der Moral, sondern auch der poetischen Wahrheit, vermag nicht den Eindruck seines wahrhaft poetischen Talents zu schwächen. Seine Ode „An Gott" wurde nicht nur in alle europäische Sprachen, sondern sogar auch in's Chinesische übersetzt, und in China im Palaste des Kaisers, mit goldenen Buchstaben auf weisse Seide geschrieben, aufgehängt [2]). — Basilius Kapnist (geb. 1756, † 1823), stand als lyrischer Dichter zunächst Dershavin; Bobrof, sehr vertraut mit der englischen Literatur, welche er nachzuahmen sich bemühte, voll Fantasie, aber bombastisch und unverständlich; der Furst Dolgorucky, ausgezeichnet durch seine philosophische Richtung; Neledinsky Meletzky, dessen Lieder sogar unter den niederen Ständen bekannt sind.

1) Sein Meisterstück *Nedorosl*, der Mutter Liebling, 1787 veröffentlicht, zeigt ein vortreffliches Gemälde der Sitten, Gewohnheiten u. s. f. der russischen Landedelleute. Potemkin, Wisin's Gönner, war nach einer Vorstellung dieses Lustspiels so entzückt, dass er dem Verfasser rieth, nun zu sterben. „Stirb jetzt, Denis!" rief er aus, „Du kannst nichts Besseres schreiben, überlebe Deinen eigenen Ruhm nicht." Ein nachgelassenes Drama von demselben Verfasser wurde neuerlichst aufgefunden und gedruckt.

2) Auch in's Japanesische wurde sie nach Golownin's Angabe übersetzt und auf ähnliche Weise im Tempel von Jeddo aufgehängt. Siehe Bowring's russ. Anthol. I. S. 3.

In dieser Periode wurde auch das Feld der Uebersetzung stark bebauet. Kostroff übersetzte die Ilias in gereimten Versen 1787, und Makpherson's Ossian aus dem Französischen. Petroff gab eine Uebersetzung der Aeneide 1793 heraus. Bulgakoff machte das russische Publikum zuerst mit Ariost bekannt, Popovsky mit Pope und Locke u. s. f. — Als ein Schriftsteller von allgemeinem und günstigem Einfluss auf die Literatur dürfen wir nicht den Namen N. Novikoff vergessen, den Herausgeber mehrerer Zeitschriften, den Verfasser der ersten russischen Bibliographie und einen Mann von jener wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher, wenn auch ohne eigene grosse Produktivität, jene Anderer sehr anregt.

Der Patriotismus, welcher die Russen veranlasste, ihrer National-Geschichte grosse Aufmerksamkeit zuzuwenden, verdient das höchste Lob. In allen Zeitabschnitten ihrer Literatur wurde dieser Zweig mit Eifer betrieben. Jedoch ist es vorzugsweise fleissige Sammlung und treue Bewahrung des Materials, durch welches sie sich verdient machten, während in der Verwendung dieses Materials nur wenig philosophischer Geist zu finden ist. Auch bezüglich der Sprache muss man bemerken, dass die russische Prosa immer hinter der russischen Poesie zurück war. G. F. Müller († 1783), ein Deutscher von Geburt, der sein ganzes Leben der russischen Literatur widmete, gab die erste, rein historischen Gegenständen gewidmete Zeitschrift heraus [1]). Er veranlasste auch den Druck mehrerer alten Manuskripte, und erhöhte ihren Werth bedeutend durch seine Forschungen und Kommentare. Fürst Shtsherbatoff schrieb funfzehn Bände russischer Geschichte, ausserdem noch einige kleinere Werke; die ersteren sind blos eine Sammlung von Thatsachen, deren Wichtigkeit aber durch von Boltin († 1792), einem ausgezeichneten Geschichtsforscher, hinzugefügten Uebersichten und kritischen Bemerkungen erhöht ist. Tchulkoff schrieb eine Handels-Geschichte; Jemin, Rytchkoff, Golikoff und Andere schrieben über einzelne Theile der russischen Geschichte.

1) Es war dies eine Monatsschrift, zuerst 1755 herausgegeben. Das Verzeichniss von Deutschen, deren Arbeiten für Russland von grosser Wichtigkeit waren, ist sehr gross; unter ihnen sind Pallas, Schlözer, Frähn, Krug u. s. f. Das Gebiet der Statistik wurde nur ausschliesslich von Deutschen, Liefländern u. s. f. betrieben, und Alles, was die Russen auf dem Gebiete der Philologie und Geschichte geleistet haben, stützt sich auf vorhergegangene gründliche Arbeiten deutscher Gelehrten.

Für das philologische Studium der Sprache war die Gründung der russischen Akademie (1783) von grosser Wichtigkeit. Sie veröffentlichte eine Sprachlehre und ein etymologisches Wörterbuch in den Jahren 1787—90, beide nach einem ganz neuen Plan, an welchen beiden Büchern die Kaiserin Katharina nicht geringen Antheil hat. Ihr Beispiel munterte unter den Magnaten des Landes mehrere Mäcene auf, und es wurde Gegenstand vornehmen Ehrgeizes, die Wissenschaft und ihre Vertreter zu beschützen [1]).

Auf dem theologischen und biblischen Gebiete treffen wir in dieser Periode kaum Eine interessante Erscheinung. Mit Ausnahme einiger Lehrbücher über Dogmatik und Rhetorik, einigen Katechismen und ähnlichen Sachen beschränkt sich die Produktivität dieses Zweiges ausschliesslich auf Predigten, oder vielmehr auf geistliche Unterhaltungen. Sie ermangeln zwar nicht immer alles Talents, ja bisweilen findet sich ein bedeutender Fond von natürlicher Kraft, aber die Sprache, obgleich sie doch zuerst durch derlei Arbeiten entwickelt wurde, ist so bombastisch, geschmacklos und voll Redefiguren, dass der Gedanke ganz in diesen untergegangen zu sein scheint.

Demetrius Sjetchinoff, Erzbischof zu Novogorod († 1767), und der Erzbischof von Weiss-Russland, Konissky († 1795), galten als bedeutende Redner. Platon Levshin, Erzbischof zu Moskau, war der produktivste unter den Kirchen-Schriftstellern. Er starb 1812, und schrieb bis an's Ende seines Lebens; seine Arbeiten gehören daher, rücksichtlich der Zeit, der nächsten Periode der russischen Literatur an [2]). Anastasius Bratanoffski, Erzbischof von Astrachan († 1806), nimmt, was Styl und Herrschaft über die Sprache betrifft, den ersten Platz unter den russischen Kirchenrednern ein, obschon man grössere Kraft und innigere Gefühle dem Erz-Priester von Kiew, Ivan Levanda († 1814), zuerkannt. Hier endet unser Register. Alle übrigen theologischen Schriftsteller von einiger Bedeutung gehören, obschon sie nur wenige Jahre jünger, als die hier erwähnten sind, doch bezüglich der Sprache der folgenden Periode an.

---

1) Zur Ehre der Russen sei es erwähnt, dass es noch so ist. Dershavin und Dmitrief waren Staatsminister; Griboyedoff war Gesandter, Karamzin bekleidete, und Shishkoff und Shukovsky bekleiden noch hohe Aemter.

2) Sein „Summarium christlicher Göttlichkeit" wurde von Dr. Pinkerton übersetzt und in seinem Buche „Der gegenwärtige Zustand der griechischen Kirche in Russland" veröffentlicht.

Vierte Periode.

Von Karamzin 1796 bis zum Anfang der Regierung des Kaisers Nikolaus 1825.

Die Zahl der russischen Schriftsteller nimmt in dieser Periode so bedeutend zu, dass wir uns mehr als früher noch beschränken müssen, nur die ausgezeichnetsten namhaft zu machen; es werden daher ohne Zweifel viele Namen übergangen werden, die weit eher eine Erwähnung verdient hätten, als viele früherer Zeiten, welche ihren Ruhm nur der Armuth der Epochen, in denen sie lebten, verdanken.

Der Kaiser Alexander bewies in den ersten Jahren seiner Regierung einen Eifer und eine Sorgfalt für die geistige Bildung und Aufklärung seiner Unterthanen, welche ihn in den Augen des bewundernden Europa als einen grossen Wohlthäter der Menschheit erscheinen liess. Wer sich aber die Mühe nehmen will, genau der Bahn dieses Fürsten zu folgen, und den Beifall, der ihm Anfangs zu Theil wurde, mit der Missachtung zusammenzuhalten, in die er einige Jahre später, als ein schwaches und willenloses Gemüth, fiel, weiter den Enthusiasmus zu erwägen, der ihn in seinen besseren Zeiten als den Befreier Europa's vergötterte, und diesem die Rolle gegenüberzustellen, die er dann in dem System des von allen europäischen Fürsten angenommenen *Obscurantismus* spielte, kann sich über das geringe Mass gesunden und unbefangenen Urtheils der Welt im Allgemeinen nicht täuschen. Ein nüchterner und hellsehender Beobachter konnte schon im Anfang seiner Regierung, so rühmlich sie auch war, ersehen, dass nicht Alles Gold sei, was da glänzt. Alles, was gethan wurde, geschah mit so viel Lärm und Ostentation, dass es dem Fremden kaum imponiren konnte. Universitäten wurden wohl nach Art der vortrefflichen Institute in Deutschland gegründet, allein Alles, was zu ihrer eigentlichen Nutzbringung nöthig war, mangelte; die erhabensten Wissenschaften wurden Anfängern anvertraut, welche selbst in den Anfangsgründen derselben zurück waren. Wir wollen hiermit nicht sagen, dass nicht vieles Gute geschah, und wenn auch mehrere Anstalten nicht gleich unmittelbar ihren Nutzen zeigten, so kam später die Zeit, oder wird noch kommen, wo sie das thun werden. Ueber funfzig Schulen, Gymnasien oder Gouvernements-Schulen genannt, und mehr als doppelt so viele niedri-

gere oder Provinzial-Schulen wurden unter Alexander's Regierung errichtet [1]).

Ausser den acht Universitäten, deren fünf von Alexander gegründet wurden, giebt es in Russland noch eine bedeutende Anzahl Fachschulen; unter diesen vier theologische Akademien. Im Jahre 1823 wurde zu Petersburg eine Anstalt für das Studium der orientalischen Sprachen gegründet, und 1829 eine ähnliche in Odessa, einer Stadt, deren Lage die natürlichsten Hilfsmittel zur Erlernung der asiatischen Sprachen, mehr als irgend ein anderer Ort, darbietet, und wo man meist von Lehrern, denen diese Sprachen Muttersprache sind, unterrichtet werden kann. Ferner enthält das mit der Schule zu Petersburg verbundene asiatische Museum alle möglichen Hilfsmittel und Quellen für diese Studien. Schon durch die Freigebigkeit Alexander's reichlich dotirt, der wissenschaftliche Schätze aller Art ankaufte, wurde dieses Museum besonders während des letzten Krieges mit Persien bedeutend vergrössert. Denn auf Befehl des Kaisers wurden in allen eroberten Städten alle Bibliotheken, sowohl öffentliche als private weggenommen, und bei dem Friedens-Vertrage wurde die persische Regierung verhalten, an Russland über 400 Manuskripte auszuliefern, deren Verzeichniss von den Orientalisten Fraehn und Senkofsky angefertigt ward. Unter diesen befand sich die Geographie des Ptolomäus und verschiedene arabische Uebersetzungen griechischer und lateinischer Werke, die im Original verloren gegangen waren. Obgleich es der eigentliche Zweck der orientalischen Schulen in Russland war, Dolmetscher für die diplomatischen Missionen zu bilden, so haben sie sich doch auch für die Philologie der orientalischen Sprachen im Allgemeinen von grossem Nutzen erwiesen, besonders durch viele sehr begabte Deutsche in russischen Diensten, welche mit Freuden diese Gelegenheit zu Studien ergriffen, welche ihnen in ihrem Vaterlande gänzlich fehlten. Der Leser wird jedoch bald ersehen, dass auch mehrere gelehrte Russen diesem Wissenszweig, besonders in den letzten zwanzig Jahren, ihre Aufmerksamkeit zuwendeten.

Die russische Bibel-Gesellschaft, im Jahre 1813 gegründet, wurde Anfangs vom Kaiser begünstigt. Unter seinen Auspicien und

1) Eine Uebersicht der Zahl und Eintheilung der Universitäten und Schulen in Russland zu dieser Zeit findet man in dem *American Quarterly Observer for* Jan. 1834, Vol. II. No. 1.

auf seine eigene Anregung wurde eine Uebersetzung der heiligen Schrift in's Russische vorbereitet. Im Jahre 1820 gingen nicht weniger als 50,000 Exemplare Evangelien und Apostelgeschichten aus der Presse hervor; 1823 wurde das neue Testament beendigt, und im Verlauf von acht Monaten waren 20,000 Exemplare verbreitet. Für diese Uebersetzung zeigten die Landleute, denen die altslavische Kirchen-Bibel nur halb verständlich war, eine solche Vorliebe, dass bald der Aerger der Geistlichkeit rege gemacht wurde. In einigen von der Hauptstadt entfernten Gouvernements hatten diejenigen, welche diese Bibel lasen, sogar ernste Verfolgungen auszustehen. Zwischen der Bibel-Gesellschaft in England und ihrer Tochter in Petersburg entstanden auch, bezüglich der Uebersetzungen in fremde Sprachen, Rivalitäts-Streitigkeiten. Die Petersburger Gesellschaft bereitete nicht nur Uebersetzungen in 31 verschiedene Sprachen und Dialekte des russischen Reiches, sondern auch in einige von asiatischen Nationen vor, und gründete Filiale in den Wüsten Sibiriens, unter den Don'schen Kosaken und in den Cirkassischen Provinzen. Im Jahre 1820 hatte diese Gesellschaft 53 Sektionen und 145 Filiale, und die Zahl der durch sie verbreiteten Exemplare des alten und neuen Testaments überstieg die Zahl 400 000. Aber 1822 hielt die Gesellschaft ihre letzte Jahres-Versammlung, und drei Jahre später brachten es einige hochgestellte russische Geistliche dahin, dass ihre Jahres-Berichte aufhören mussten. Im April 1826 wurde die Thätigkeit der Gesellschaft gänzlich eingestellt, sie wurde, wie der Befehl lautete, „suspendirt" durch einen, auf Veranlassung der Erzbischöfe Eugene und Seraphim erlassenen Ukas des Kaisers Nikolaus. Seit dieser Zeit durfte nur noch der Vorrath bereits gedruckter Bibeln verkauft werden [1]).

Die russische Bibel-Gesellschaft stand mit den Gesellschaften für fremde Missionen in Verbindung, war aber in dieser Beziehung vorzüglich nur durch die Agenten der vereinigten oder mährischen Brüder thätig. Im Jahre 1813 sandten die Mähren von Sarepta, mit ausdrücklicher Bewilligung des Kultus-Ministers, zwei Missionäre zu den Kalmucken, in deren Sprache die Evangelien von Schmidt in

1) Ueber Alles, die russische Bibelgesellschaft Betreffende, findet man in Henderson's biblischen Untersuchungen das interessanteste Detail. Der lebhafte Antheil jedoch, den er den Jesuiten bei der Unterdrückung dieser Gesellschaft zuschreibt, ist durchaus nicht als begründet erwiesen.

Petersburg übersetzt worden waren. In demselben Grade aber, in dem sie das Volk empfänglich für die göttliche Wahrheit fanden, begegneten sie dem Widerstande der Geistlichkeit. Die Khans, dem Einflusse der Priester nachgebend, zwangen sie, wieder auszuwandern, und die russische Regierung fand es selbst rathsam, die Mission zurückzuziehen. Ein interessanter Bericht über diese Mission wurde 1824 im Petersburger Journal veröffentlicht. 1824 wurde auf Veranlassung des Bischofs von Archangel eine Mission der griechischen Kirche zu den Samojeden gesandt. Dies war überhaupt der erste Versuch, der je zur Bekehrung dieses wilden Volkes zum Christenthum gemacht wurde; über die Resultate sind wir nicht unterrichtet.

Die russische Literatur wuchs durch die ganze Regierungszeit Alexander's, d. i. von 1800 bis 1822, mit merkwürdiger Schnelligkeit. Im Jahre 1787 überstieg die Zahl der im altslavonischen und russischen Dialekte geschriebenen Bücher nicht jene von 4000 (siehe Rackmeister's *Russische Bibliothek*, Riga 1772—87; vor dem Jahre 1820 war schon das Doppelte dieser Zahl vorhanden; das Jahr 1820 brachte allein 3400 Bücher zu Tage, von denen 800 Uebersetzungen aus dem Französischen, 483 aus dem Deutschen und 100 aus dem Englischen sind. Sopikoff zählt in seinem bibliographischen Versuche die Titel von 13.249 russischen und slavonischen Büchern auf, die in Russland vom Jahre 1552—1823 gedruckt wurden. Um diese Zeit aber scheint die russische Literatur ihren höchsten Grad der Produktivität erreicht zu haben; hierauf sank sie wieder mit bedeutender Schnelligkeit, wahrscheinlich in Folge politischer Massregeln der Regierung. Das Jahr 1824 brachte nur 204 russische Werke hervor. Die jährliche Zahl literarischer Produkte, theils Originalien, theils Uebersetzungen, war, von 1800 bis auf diese Zeit, 3—400. Diese Zahl wird vielleicht dem Leser nicht so gering erscheinen, wenn er hört, dass im ganzen 18. Jahrhundert nur 1000 Bücher gedruckt wurden. 350 lebende Autoren zählte man im Jahre 1822, von denen die Mehrzahl dem Adel und nur ein Achttheil der Geistlichkeit angehörte. Die literarische Thätigkeit der Russen gegen das Ende dieser und dem Anfang der nächsten Periode war grösstentheils nur auf Produkte der Fantasie beschränkt, besonders auf Novellen und lyrische Poesie. Um die letztere Zeit aber begann ein regeres Interesse an ihrer National-Geschichte wach zu werden. Dieses Gebiet war eigentlich gänzlich vernach-

lässigt worden, mehr als 10.000 uneröffnete und ununtersuchte Manuskripte lagen in den kaiserlichen und Klöster-Bibliotheken aufgehäuft.

Nikolaus Karamzin, von dessen beginnendem Einfluss diese Periode der russischen Literatur datirt, war 1765 geboren. Er wurde in dem Hause eines deutschen Professors zu Moskau erzogen. Trotz der frühen Entwickelung seiner wissenschaftlichen Neigungen trat er in militärische Dienste, welcher Stand zu jeder Zeit in Russland der geachtetste war. Nachdem er zwei Jahre Europa bereist hatte, eröffnete er seine literarische Laufbahn mit einem periodischen Werke, dem Moskauer Journal, welches einen entschieden günstigen Einfluss auf die russische Literatur übte, obschon die Arbeiten von Karamzin selbst, welche Anfangs in diesem Journal erschienen, noch sehr deutlich das Gepräge der Jugend des Verfassers haben. Sowohl in seinen prosaischen, als lyrisch-poetischen Produkten aus jener Zeit herrscht eine gewisse süssliche Sentimentalität, hinter welcher man vergebens nach kräftigen und wahrhaft poetischen Gedanken sucht. Eine grössere Reife zeigte er schon in seiner zweiten Zeitschrift, dem europäischen Boten, in welchem politische und moralische Gegenstände seine Feder beschäftigten. Seinen eigentlichen Ruf verschaffte ihm aber seine Geschichte des russischen Reiches. Er wurde bei der Abfassung dieses Werkes von der Regierung sehr unterstützt; es wurden ihm alle Archive geöffnet, alle Urkunden zu Gebote gestellt. Als es vollendet war, wurde er mit Belohnungen und Auszeichnungen auf wahrhaft kaiserliche Art überhäuft, und diese auch, nach seinem Tode († 1826), auf seine Wittwe und Kinder ausgedehnt [1]).

Die Schönheiten in Karamzin's Styl sind so rein „idiomatischer Natur", dass nur Jemand, der mit der Sprache vollkommen vertraut ist, den wahren Reiz seiner Schriften zu würdigen versteht. Auf Ausländer mit gesundem kritischen Geiste machen hingegen seine früheren Schriften einen fast ekelhaften Eindruck wegen ihres

1) Von Karamzin's [illegible] Geschichte des russischen Reiches, bis zur Regierung des Hauses Romanoff (1613) reichend, in 11 Bänden, wurde 1818 eine zweite Auflage veröffentlicht. Seine andern Werke sind in 9 Bänden gesammelt, deren 3. Auflage 1820 erschien. Das grosse Geschichtswerk wurde zweimal in's Deutsche übersetzt, zuerst von Hanenschild und Oertel, später von Töppe, und zweimal in's Französische, Petersburg 1818, und von St. Thomas und Jauffret, Paris 1820.

affektirten Gefühles und ihrem Haschen nach Originalität. Und selbst in dem solideren Style seines grossen Geschichtswerkes entgeht dem Leser, trotz der grossen Schönheiten der Sprache, dem anerkannten Fleiss und der Sorgfalt in der Prüfung der Thatsachen, nicht jener *Mangel an Wahrheit*, welcher, ohne wohl das Faktum selbst anzugreifen, doch durch Färbung und Charakter der Darstellung es in ein falsches Licht setzt. Seine geschickte Feder umhüllte die notorische Barbarei der älteren Zeiten mit einem Verschönerungs-Gewande von chevalieresker und romantischer Zeichnung historischer Personen und Thatsachen, gegen welche Ort und Zeit in offenbarstem Widerspruche stehen. Nicht selten erzählt er statt eines Faktums eine Novelle.

Auf diese Weise schmeichelte er dem Nationalgefühl seiner Landsleute, und gewann in demselben Grade ihr Lob, in welchem er alle anderen Nationen disgustirte. Seine Geschichte Russlands wird demohngeachtet immer ein Hauptwerk der slavischen Literatur bleiben, theils wegen des Reichthums ihrer Quellen, theils wegen der grossen Gelehrsamkeit und des Forschungsgeistes ihres Autors.

Karamzin's Neuerungen in der Sprache wurden bald durch oppositionelle Bestrebungen ihres Einflusses beraubt. Er war der Meinung, die französische und englische Konstruktionsweise passe besser für den gegenwärtigen Standpunkt der russischen Sprache, als die Nachahmung klassischer Formen, welche den bisherigen russischen Styl so steif und linkisch gemacht hatten. Er selbst wandte die Eigenthümlichkeiten der neueren Sprachen mit Leichtigkeit und Anmuth an, allein ein grosser Theil seiner Nachfolger dachte denselben Zweck durch Einführung von Gallicismen zu erreichen. Und gerade um diese Zeit bildete sich eine Opposition, deren Haupt, der Admiral Shishkoff, auf dem Einfluss des Kirchen-Slavonischen auf die russische Sprache bestand, und Karamzin vorwarf, die Reinheit der letztern durch Einführung fremder Formen verdorben zu haben. Diese beiden Parteien, welche noch jetzt die russische Literatur in zwei Feldlager theilen, werden die *russische* und *slavonische*, oder auch die Moskauer und Petersburger genannt.

Einen nicht geringern Einfluss, als Karamzin auf die russische Prosa, übte der 1760 geborne Ivan Dmitrieff auf die Poesie. Er hatte mehr Geschmack und Sprachreinheit, als irgend einer seiner Vorgänger, und bewies, der Erste, durch eine grosse Zahl poetischer Erzählungen, Fabeln, Oden u. s. f., dass Fantasie und Korrekt-

heit der Sprache nicht unvereinbar sind. Die nennenswerthesten seiner Nachfolger sind folgende:

Basilius Shukoffsky, geb. 1784, ein Dichter von wahrem und tiefem Gefühl, ohne Affektation, mehr als irgend ein Russe das besitzend, was die Deutschen „Subjectivität" nennen. Er wählte die Deutschen zu seinem Vorbild, ahmte sie nach und übersetzte sie mit vielem Erfolg.

Ivan Kosloff, interessant durch seinen persönlichen Charakter und sein Missgeschick, verdient als einer er besten Uebersetzer aus dem Englischen und Deutschen genannt zu werden. Seine literarischen Talente wurden erst zu jener Zeit in ihm erweckt, in welcher er bereits die Fähigkeit verloren hatte, die Welt zu geniessen. Er wurde nämlich schon frühzeitig durch Krankheit des Gebrauchs seiner Füsse beraubt, und einige Jahre später auch dessen seiner Augen. Er trug diese schweren Schläge mit der liebenswürdigsten Philosophie, widmete sich gänzlich der Literatur und studirte und übersetzte die englischen Dichter, besonders Byron. Ein anderer glücklicher Uebersetzer dieses grossen Poeten, der in Russland ebenso wie in andern Ländern das höchste Interesse erregte, war der Baron Rosen.

Als lyrische Dichter sind ferner noch geschätzt: Der Fürst Vjazemsky, Vostokoff, auch als altslavischer Philolog ausgezeichnet, Chwostoff, Batjushkoff [1]), Rileyeff [2]), Baron Delwig, Glinka u. s. f.

An der Spitze der russischen Dichter stand, fast ohne Rivalen, Alexander Pushkin, geb. 1798, † 1835; da aber seine Hauptarbeiten der nächsten Periode angehören und auch sein Einfluss erst unter den jüngeren Poeten sich geltend machte, verschieben wir für jetzt eine genauere Schilderung seiner Schriften und seines Schicksals.

Die Russen sind besonders an Fabeln reich. Ausser dem schon früher erwähnten Chemnitzer, der flach und prosaisch ist, hat von Kryloff (geb. 1768) in diesem Genre einen bedeutenden Ruf. Er kann mit Recht der Liebling der Nation genannt werden. Seine Fabeln, unter allen Ständen gleich verbreitet, sind das erste Buch, das ein russisches Kind liest. Viele von ihnen sind in's Französische und Italienische übersetzt worden; theils vom Grafen Orloff in Paris

1) Die *Foreign quarterly Review* enthält unter dem Titel „Kritische Umrisse" eine Kritik der Arbeiten von Batjushkoff und eine Probe seiner Poesie Band IX S. 218.

2) Als Theilnehmer der Verschwörung von 1825 hingerichtet.

und theils von dessen Freunden, Damen und Herren aus den besten Zirkeln dieser Hauptstadt, unter welche der Graf die Arbeit der Uebersetzung vertheilte. Er veröffentlichte sie dann sammt dem Original im Jahre 1825. Die völlige Harmlosigkeit und Naivetät dieses Schriftstellers machten ihn auch zum Liebling der Regierung, und als er, 12 Jahre später, seinen 70. Geburtstag feierte, wurde er mit Ehren und Auszeichnungen aller Art überhäuft.

Als dramatische Dichter verdienen Shakhoffskoi, Chmelnitzky, Gribojedoff [1]) und Ozeroff Erwähnung; der Erstere vorzüglich als Lustspieldichter, der Letztere als der Verfasser einer sehr beliebten Tragödie, *Gore ot Uma*, Unglück und Verstand. Während die Russen unzweifelhaft ein entschiedenes Talent für das Komische, sowohl als Dichter wie als Schauspieler haben, ist es andererseits auch faktisch, dass sie nicht ein einziges Trauerspiel von grosser Bedeutung besitzen. Ozeroff, der eine nicht unbeträchtliche Menge schrieb, gehört dem Geiste nach mehr einer früheren Periode an, in welcher der französische Geschmack als Muster diente. Seine Erfolge erklären sich nur durch den völligen Mangel an Rivalen.

Kein Genre poetischer Produktion war bei den Russen beliebter, als die historische Novelle. Sie wurde um diese Zeit bedeutend kultivirt; die Blüthe ihrer Leistungen fällt aber in die nachfolgende Periode. Eine umfangreiche Novelle, *Bursak* betitelt, von B. Nareshnoi, gehört einem anderen Typus an. Sie ist mit viel harmlosem Humor geschrieben, im Genre von *Le Sage's Gil Blas*. Sie erzählt die Geschichte eines *Bursarius*, die eines Zöglings aus den geistlichen Seminarien in Gelb-Russland, und ist voll Abenteuer, lebendigen Beschreibungen und unterhaltenden Begebenheiten. (*Bursak, Malorossiiskaja powiest.* Moskau 1824).

Auch Uebersetzungen beschäftigten sehr viele Federn. Hier verdient Erwähnung: Gnjeditsch's Uebersetzung der Iliade, Merzljakoff's Uebersetzung von Tasso's Jerusalem, Wojeikoff's Aeneide, Martynoff's Uebersetzung mehrerer alter Klassiker u. s. f.

Für Ausländer sind die russischen Land- und See-Reisen der interessanteste und lehrreichste Theil der russischen Literatur. Die vorzüglichsten ihrer weltbekannten Expeditionen wurden zwar von Deutschen geleitet, so Krusenstern, Kotzebue, Bellinghausen,

---

1) Er wurde als russischer Gesandter nach Persien geschickt und daselbst 1829 vom Pöbel umgebracht.

Wrangel, einige jedoch auch von Russen, wie Golovnin, Lazareff und Anderen. Die Früchte Aller aber gehören Russlands Ehre an, und sind in dem Tempel ihrer Literatur veröffentlicht. Die Landstriche von Gelb-Russland, am Kaukasus, Tauris, von denen nur wenig bekannt war, wurden durch Muraviev-Apostol, Glinka, Broneffsky und Anderen untersucht und von ihnen in werthvollen Werken beschrieben. Eine Beschreibung China's von Timkoffsky wurde 1827 in's Englische übersetzt. Die Werke des Mönches Hyacinth Bitchourin, des Hauptes der russischen Mission in Peking, in den Jahren 1828—32 veröffentlicht, sind für die Kenntniss von China, Thibet und dem Lande der Mongolen von grösstem Werthe [1]).

Der grosse Patriot und Mäcen Romyanzoff, dessen Namen die ganze civilisirte Welt kennt, veranlasste den Druck von Abulghasi's *Historia Mongolorum et Tartarorum* im Jahre 1825 unter der speciellen Aufsicht des ausgezeichneten deutschen Orientalisten Frähn. Auch die Veröffentlichung des mongolischen Werkes, „Geschichte der östlichen Mongolen und ihrer Fürsten", verfasst von Ssanang Ssetzen, mit deutscher Uebersetzung, Noten und Bemerkungen von J. J. Schmidt, verdient, obgleich es kein russisches Buch ist, hier einer Erwähnung, da es nur durch russische Mittel und die Unterstützung seiner Beherrscher ermöglicht wurde. Derselbe Verfasser, der literari-

1) Diese ehrwürdige Missionsbotschaft, die zu Peking von 1807—1821 ihren Wohnsitz hatte, veröffentlichte nach ihrer Rückkehr nach Russland eine Reihe von werthvollen und lehrreichen Werken, deren Verzeichniss auch dem deutschen Leser nicht unwillkommen sein wird, da sie überall mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen wurden. 1) *Sopiski o Mongolii*. Beschreibung von Mongolien. Petersburg 1828, 2 Bde. Sie enthält einen Theil ihrer Reise, eine Beschreibung des Landes und des Volkes, und eine Uebersetzung der mongolischen Gesetzsammlung. — 2) *Opisanie Tibeta*, die Beschreibung von Thibet in seinem gegenwärtigen Zustande, aus dem Chinesischen übersetzt mit Anmerkungen, Petersburg 1828. Dieses Werk wurde auch in's Französische übersetzt und von Klaproth veröffentlicht unter dem Titel *Description du Tubet partiellement du Chinois en Russe par le P. Hyacinth Bitchourin, et du Russe en Français par M. . . . etc. Accompagnée de Notes par M. Klaproth*, Paris 1831. — 3) Beschreibung von Dshoongary und dem östlichen Turkestan in 2 Bänden unter dem Titel *Opisanie Dshoongarii i vostotschnago Turkestana* u. s. f., Petersburg 1829. — 4) *Istorija pervych chetyrech chanov* d. i. Geschichte der ersten vier Khans aus dem Hause Jenghis, Petersburg 1829. — Dieses und das vorhergehende Werk sind nicht eigentlich Uebersetzungen, sondern vielmehr aus *chinesischen* Quellen geschöpfte Originalwerke. Ausser diesen Arbeiten hat Hyacinth noch einige von geringerer Bedeutung, Uebersetzungen aus dem Chinesischen u. s. f., veröffentlicht.

schen Welt durch seine gelehrten Untersuchungen über das östliche Asien bekannt, übersetzte auch die Evangelien in die mongolische und kalmückische Sprache für die russische Bibelgesellschaft. 1828 bereitete er eine mongolische Grammatik vor, und 1834 wurde ein mongolisch-deutsch-russisches Wörterbuch angekündigt. Ein mongolisch-russisches Wörterbuch war schon früher von Igumnoff von Irkutzk herausgegeben worden. Volkoff verfasste ein tartarisches Wörterbuch; schon früher (1804) hatte Giganoff eines herausgegeben. Für das Studium des Armenischen waren zahlreiche Gelegenheiten geboten; der armenische Archimandrit Seraphim veröffentlichte 1819 eine armenische Elementar-Encyklopädie und 1822 ein russisch-armenisches Wörterbuch. Die orientalischen Studien der Russen beschränkten sich übrigens nicht auf die Sprachen des russischen Reiches. Eine hebräische Grammatik veröffentlichte Pavsky, der gelehrte Verfasser der russischen Uebersetzung des alten Testaments, und im Jahre 1821 waren, nach Henderson's Angabe, an vierzig seiner Schüler als Lehrer in den verschiedenen Akademien und Seminarien des Landes angestellt. Eine arabische Grammatik wurde von Boldyreff, und von demselben auch eine persische Chrestomathie 1826 herausgegeben. Senkofsky übersetzte den *Derbent-Nahmeh*, und gab auch das ursprünglich von dem Schweden Berggren abgefasste französisch-arabische Wörterbuch, ein Buch von grossem Werthe für den arabischen Gelehrten, mit vielen Zusätzen heraus. Dieses Buch ist nicht ein einfaches Wörterbuch, sondern voll geographischer Noten und vielseitiger Belehrung, kurz ein Werk, welches zufolge des vom gelehrten Frähn geschriebenen Prospectus „Alles enthält, was dem Reisenden, Diplomaten, Missionär, Arzte oder Kaufmann nützlich sein kann". Der Herausgeber hat auch die gangbare Aussprache der Araber in lateinischen Lettern beigefügt, welche Aussprache sich von jener der Grammatiker wesentlich unterscheidet.

Unter den geistlichen Schriftstellern dieser Periode werden Ambrosius Protasoff, Erzbischof von Kazan und Simbirsk, und Philaret Drozdoff, Erzbischof von Moskau, als die berühmtesten angesehen. Der Letztere ist Verfasser mehrerer Werke über Kirchengeschichte. Andere theologische Schriftsteller sind folgende: Eugen Bolchovitinoff, Erzbischof von Kiew [1]), Ambrosius Podobjedoff, Erzbi-

1) Der Ruf dieses Geistlichen gründet sich jedoch mehr auf seine bibliographischen und literarisch-geschichtlichen, als auf seine theologischen Arbeiten.

schof von Novogorod, und Michael Desnitzky, Erzbischof von Petersburg. Stanislaus Bogush, ein römisch-katholischer Priester, veröffentlichte eine Geschichte von Tauris und mehrere andere geschichtliche Werke in russischer Sprache. Das Genre *Memoiren*, im französischen Sinne des Wortes, wurde auch in neuerer Zeit sehr kultivirt. Die Schriften des Grafen Munich 1818, des Prinzen von Shakhoffsky 1821, des Generals Danilevsky 1830 und des Admirals Shishkoff 1832 sind werthvolle Beiträge zur Geschichte unserer Zeit. Die zwei Letzteren, obgleich ihrem Erscheinen nach der späteren Periode angehörend, fallen doch bezüglich ihres Inhaltes in die eben in Rede stehende Epoche.

Das Nationalgefühl veranlasste die Russen, die Natur ihrer Sprache durch den ganzen Verlauf ihrer Literatur-Geschichte zu untersuchen, und alle diese philosophischen Forschungen oder antiquarischen Nachsuchungen, welche nur irgend ein Licht auf die Vergangenheit werfen konnten, wurden von einflussreichen und hochgestellten Personen unterstützt, so z. B. durch den Admiral Shishkoff, der selbst über verschiedenes Derartiges schrieb. Er liess von diesem Gesichtspunkte aus eine neue Auflage des Wörterbuches der russischen Akademie veröffentlichen, und veranlasste die Vorbereitung eines ähnlichen noch vollkommneren und auf einen ganz verbesserten Plan gegründeten Werkes [1]). Unter diese antiquarischen Philologen gehören der schon oft erwähnte Vostokoff, Sokoloff, Kalaidovitsch und Stroyeff; die zwei Letzteren sind gelehrte und scharfsinnige Kommentatoren alter Manuskripte, die sie zuerst veröffentlichten und die ohne sie noch in Staub und Vergessenheit modern würden. Auf dem Felde der Literatur-Geschichte und Bibliographie sind zu nennen: P. Köppen, Verfasser des gutgeschriebenen Artikels „Kunst und Alterthum in Russland" in den Wiener Jahrbüchern und mehrerer anderer werthvoller kleinerer Schriften in russischer Sprache; ferner Gretsch, Sopikoff, Anastasevitsch, der früher erwähnte Erzbischof Eugen, Pletneff, Mussin-Pushkin, Korshavin, Katchenofsky u. A. Die meiste Thätigkeit und Produktivität dieser Schule gehört der folgenden Periode an.

1) Die etymologischen Tabellen, die seit 1849 von Shishkoff als Beweis der Arbeiten der Akademie veröffentlicht werden, sind sehr interessant. Wir finden hier die Worte auf die ersten Elemente der Sprache zurückgeführt und in einzelnen Fällen über 2000 Worte aus einem einzigen Wurzelworte abgeleitet.

Fünfte Periode.

Von 1825 bis auf die gegenwärtige Zeit.

Die Regierung des Kaisers Nikolaus begann mit einer blutigen Tragödie, die uns hier nur so weit interessirt, als der unbefriedigte, aufbrausende, krankhafte Geist der literarischen Jugend Russlands darin auf eine schlagende Weise sich kundgab.

Mehrere Dichter und Männer von einigem literarischen Rufe waren unter den Verschwörern. Rileyeff, Bestusheff und Andere wurden die Opfer ihrer Unklugheit. Es war ersichtlich, dass die russische Muse nicht mehr die gute alte geschwätzige Dame im französischen Cour-Style war, welche jeder Person von Rang und Einfluss demüthig den Hof machte, sie war auch nicht mehr die Schäferin, die Dmitrieff zu seinen sanften aber zahmen Versen begeisterte. Sie war durch das Beispiel und den schädlichen Einfluss der neueren philosophischen Schulen nach und nach in eine wild-romantische Maid verwandelt worden, die frei zu denken, ohne polizeiliche Aufsicht die wahre poetische Quelle aller Völker zu trinken und ohne Fesseln und Bande in dem Reiche der Fantasie sich umzuschauen brannte. Die Mittel, welche der Kaiser wählte, um sie von diesen Excentricitäten zu heilen, um sie wieder in ihr Haus zu sperren, um sie mit einem Worte wieder „*russisch*" zu machen, waren gewiss sehr *klug*.

Wir sahen, dass der Eifer für geschichtliche und archäologische Studien, sowie das Interesse an den slavischen Sprachen in der vorhergehenden Periode immer wach waren. Die Regierung unterstützte beide so viel als nur möglich, und that Alles, um jenen wahren patriotischen Eifer zu nähren, der die Vergangenheit zur Auffindung von Verknüpfungspunkten zwischen ihr und der Gegenwart durchsuchte. Aller andere Einfluss wurde aber so viel als möglich beseitigt, die Lehrstühle der Philosophie an allen Universitäten aufgehoben (1827), die Scheere der Censoren zu noch grösserer Schärfe angehalten; der Katalog der verbotenen Bücher wurde bedeutend länger, die Erlaubniss zu Reisen oft verweigert, und das äusserste Mass gesetzlicher Abwesenheit für einen russischen Unterthanen auf fünf Jahre festgesetzt. Im Innern des Landes aber traf man, unbeschadet der chinesischen Mauer, die man zur Verhütung vor dem ansteckenden Fieber der Zeit zog, die energischsten Massregeln, die National-Erziehung zu heben, und alle jene Gebiete der Wissenschaft zu pflegen, welche nichts mit Politik zu thun haben.

Von allen politischen Ideen wurde nur Eine begünstigt, die grosse Idee des *Panslavismus* nämlich, d. i. jene einer engen Verbindung aller slavischen Nationen unter einander. Russland ist das natürliche Haupt, die belebende Seele jener grossen Familie, von der einzelne Glieder schon nach einer kurzen Blüthe dahinwelken müssten, wenn sie nicht durch das Ganze getragen würden; in Russland müssen zuletzt alle aufgehen. Diese Idee, zuerst nur in wissenschaftlicher Beziehung von böhmischen Gelehrten ausgesprochen und von ihrem Stolze mit Vorliebe gehegt, da dieser durch die Unterdrückung und unverhaute Verachtung der Deutschen gröblich beleidigt war, wurde von den russischen Literaten gut aufgenommen, und besonders von jenen, welche die Polen liebten und die harten Massregeln der Regierung gegen sie nicht billigten. In Polen selbst gab es eine Schule, welche diese Idee aufgriff; daher giebt es auch einige polnische ausgezeichnete Gelehrte, welche sie als ihren eigenen Gedanken ausgaben. Nach ihrer Auslegung sind nur die Oesterreicher und Preussen die eigentlichen Usurpatoren; das Aufgehen in Russland hingegen, als ein Glied des grossen slavischen Reiches, war nur Polens eigentliches Schicksal, und nur so kann es eine glorreiche „panslavische" Restauration mit Recht erwarten, d. i. eine Restauration als ein Glied des grossen Ganzen [1]). Mit Rücksicht auf die historischen Untersuchungen, welche in dieser Periode in allen Wissenschafts-Zweigen angestellt wurden, kann man sie füglich die „*historische*" Periode nennen. Die Forschungen der archäologischen Kommission wurden schon früher erwähnt. Sie wurde **1834** gegründet und **1837** erweitert. Die Untersuchung von Manuskripten wurde nicht nur auf die Grenzen des Reiches beschränkt; Stroyeff wurde nach Paris, Neweroff nach Deutschland, Solovyeff nach Dänemark und Schweden, Wenelin nach Bulgarien gesendet, und Nadeshdin reiste unter den verachteten russischen Stämmen Nord-Ungarns. **1844** wurden fünf Bände russischer Annalen gedruckt, abgesehen von einer Reihe von geschichtlichen und juridischen Urkunden, welche noch früher erschienen. Die Moskauer historisch-geographische Gesellschaft, ein altes Institut, und

1) Diese Ansicht scheint der Graf Adam Gurowski, der jetzt in Amerika ist, aufgestellt zu haben. Er ist der Verfasser der „Europäischen Pentarchie", Leipzig 1839, eines Werkes, in welchem viel geistige Kraft und grosser Scharfsinn zur Vertheidigung der Ansprüche Russlands und zur Erschütterung deutscher Unabhängigkeit angewendet ist

die 1846 gegründete Petersburger historische Gesellschaft trugen das Ihrige zur Belehrung bei; auch unter den höheren Klassen erwachte wieder ein allgemeines Interesse dafür.

Der neue kritische Geist der Zeit gab sich zuerst in der selbstständigen Stellung kund, die der Herausgeber einer Zeitschrift, der „Telegraph", annahm. Polevoi war Autodidakt, ein Kaufmann ohne alle klassische Bildung, ohne gründliches Wissen. Durch seinen grossen Scharfsinn aber, durch seine seltene Energie und durch seine rastlose Thätigkeit gewann er mehr Einfluss über seine Landsleute, als irgend einer seiner Vorgänger, und es gelang ihm, seiner sehr verbreiteten Zeitschrift eine gewichtige Stimme in allen Angelegenheiten der Literatur zu verschaffen. Im Jahr 1829 kündigte er eine neue Geschichte von Russland in zwölf Bänden an und sprach zugleich die Ansicht aus, dass Karamzin's Werk weder praktisch brauchbar noch philosophisch sei und nicht mehr des gegenwärtigen Standpunktes der russischen Literatur würdig. Sein eigenes Buch, das bald erschien und das mit jener Schnelligkeit nach einander folgte, die *den* Mann charakterisirte, bewährt, dass es leichter ist, die Fehler Anderer zu rügen, als sie selbst zu vermeiden.

Die junge historische Schule fand einen andern Kämpen in Sergei Skromnenko, welcher das Ansehn Nestor's oder vielmehr das diesem ersten russischen Annalisten zugeschriebene Alter angriff; er bemühte sich zu beweisen, dass Nestor nicht vor dem Anfange des 14. oder vielleicht gegen das Ende des 13. Jahrhunderts schrieb [1]). Ein anderer junger Geschichtsschreiber vertheidigte diese Ansicht. W. Perewostschikoff prüfte sie in einem eigenen Buche [2]). Pogodin, ein Name von mehr Gewicht, widerlegte sie in seinen „Studien über Nestor" und seitdem hat man sie, wie es scheint, fallen lassen.

Ein anderes Werk von einiger Bedeutung war der „Versuch einer Geographie des altrussischen Reiches" von Nadeshdin; in welchem der Verfasser mit Geschick und Erfolg die alten Wohnsitze der slavischen Nationen zu bestimmen versucht. Mehrere Monographien und Geschichten einzelner Gegenden oder Perioden erschienen zwi-

1) *O mnimoi drewnosti etc.*, d. h.: Ueber das vorgebliche Alter, die frühere Form und die Quellen unserer Geschichte; zuerst in der Zeitschrift „die Bibliothek" 1835 abgedruckt.

2) *O Russkich Letopisiach etc.*, d. h.: Ueber Russische Chroniken und ihre Verfasser, Petersburg 1836.

schen 1830 und 1842. So z. B. die Geschichte des unglücklichen Prinzen Ivan und seiner Verwandten von Polenoff; jene Katharinen's II. von Lefort, des Czars Boris Godunoff von Krayeffski, jene Peter's II. von Arsenieff. Auch eine Geschichte der Unruhen (d. i. die Zeit zwischen Boris Godunoff und dem Regierungsantritte des Hauses Romanoff) von Buturlin; die Biographien der drei ersten Czars aus dem Hause Romanoff von Berg, die Geschichte von Kiew von Samaloff, jene von Pskow von Pogodin, jene Sibiriens von Slowzoff; über die Schönheit von Nishni-Novogorod, welches Buch bis ins 14. Jahrhundert zurückgeht, von Zuboff; jene der Zaporoguischen Kosaken von Sreznefski. Dieses letztere werthvolle Werk ist besonders reich an geschichtlichen Volksliedern, die früher nie gedruckt wurden. Ferner erschien eine Geschichte des Aufstandes von Pugatscheff, von dem Dichter Pushkin; geschichtliche und statistische Uebersicht Russlands von T. Bulgarin, und die Memoiren für russische Geschichte von Svinyin († 1839). Die beiden letzteren Schriftsteller sind bekanntere Novellisten, als Geschichtsschreiber, und das rosige Licht, in welches der erstere von beiden jedwedes Ding kleidet, spricht mehr für sein Talent zum Roman, als zur treuen, geschichtlichen Darstellung.

Jedoch war dies der Geist, in welchem die Regierung die Geschichte geschrieben wünschte. Ein Buch von grossem Einflusse erschien 1839, eine Geschichte Russlands, in der die Principien des *Panslavismus* auf eine schlagende Weise entwickelt sind. Der Verfasser, Professor Oustrialoff, der sich durch mehrere Monographien über russische Geschichte sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, zeigt in diesem Werke nicht nur beträchtlichen Scharfsinn, sondern auch bedeutende Vorarbeiten und Gründlichkeit [1]). Seine Haupttendenz ist, Russland als den natürlichen Centralpunkt des slavischen Stammes nachzuweisen. Das unmittelbare Resultat des Erscheinens dieses Werkes war, dass Oustrialoff von der Regierung beauftragt wurde, einen Leitfaden für den historischen Unterricht in allen Schulen des Reiches zu schreiben.

Obschon nun diese panslavistische Ansicht in Russland sehr beliebt ist, so wählen sich doch die russischen Geschichtsschreiber mit Vorliebe Gegenstände, die vor die Regierung Peter's I. fallen, wegen der grösseren Freiheit, die ihnen in Untersuchungen über jene

1) 1846 erschien eine deutsche Uebersetzung davon.

Zeiten zugestanden ist. Karamzin hat durch das Bild, welches er von Ivan dem Schrecklichen entwirft, bewiesen, dass ein gerechtes, aufrichtiges Urtheil über diese frühe Zeit wohl gestattet war. Daher lässt sich's auch erklären, wie Boris Godunoff, der Volksfreund, der Beförderer freisinniger Ideen und neuerer Reformen, das Lieblingsobjekt der jungen historischen Schule werden konnte.

Die Behandlung der neueren Geschichte hat in Russland ihre eigenen, leicht begreiflichen Schwierigkeiten, und kein Buch darf ohne Approbation der Regierung erscheinen. General Michailovski-Danilevski, der eine Geschichte des Krieges von 1812—14 schrieb, kann als ihr Repräsentant gelten. Er schreibt alles Verdienst des Schluss-Krieges der Alliirten den Russen allein zu. Unter mehreren über diese Zeit geschriebenen Werken von ähnlichem Geiste verdient „die Beschreibung der Feldzüge von 1812 bis 1814" eine eigene Erwähnung, da ihr Verfasser eine Frau v. Doroff ist, welche in der Armee als gemeiner Soldat diente, und blos das beschreibt, was sie sah. Ein anonymes Buch, von einem Augenzeugen geschrieben, erzählt den Türkenkrieg von 1828—29. Ein Buch, „Biographien russischer Admirale" (1834) giebt eine Geschichte der russischen Schifffahrt.

In keinem Gebiete blieb die russische Literatur mehr zurück, als in der Behandlung fremder und besonders europäischer Geschichte. Die hierüber erschienenen Werke sind fast ausschliesslich lückenhafte Uebersetzungen oder schale Nachahmungen. Dieser Mangel war für die russischen Gelehrten viel weniger als für das gesammte übrige Publikum fühlbar, da fast alle fremde Sprachen lesen und verstehen. In neuerer Zeit hat Pogodin diesem Gegenstande grössere Aufmerksamkeit geschenkt.

Ueber die Geschichte vieler asiatischen Nationen haben wir nur russische Schriftsteller. Der Priester Hyacinth, dessen wir früher schon ehrenvoll gedachten, setzt seine nützliche Thätigkeit fort. Es verdienen weiter hier Erwähnung: Chopin über die Provinzen am Kaukasus (1840); Nefedyeff über die Wolga-Kalmucken, mehrere Artikel im Sibirischen Merkur, einer Zeitschrift; eine Geschichte der Mongolen aus dem Persischen von Grigoryeff; die Kirgisen von Khanikoff, und mehrere Arbeiten der geographischen Gesellschaft in Petersburg. Die Werke zweier Ausländer, das eine von Haguemaster über den Handel mit Persien und der Türkei, das andere von Chaudoir über die Münzen von China, Japan und Korea mögen hier auch

genannt werden, da sie in russischer und französischer Sprache zugleich erschienen und beide von der russischen Regierung veranlasst wurden.

Das Interesse der Russen für die Jurisprudenz wurde erst in neuerer Zeit rege. Prinz Peter von Oldenburg, ein Cousin des Kaisers, gründete 1832 eine juridische Schule. Seit dieser Zeit stiftete der Adel mehrere Rechts-Professuren an den Universitäten, und die Namen N. Kryloff und Manoshkin sind auf diesem Felde vortheilhaft bekannt.

In der Statistik ist Arsenyeff eine Autorität. Viele werthvolle Beiträge findet man in Stepanoff's Beschreibung des Gouvernements Jeniseisk und in verschiedenen russischen Zeitschriften; besonders in den Jahresberichten mehrerer Bureau's, welche von Zeit zu Zeit von der Regierung veröffentlicht werden, und in den von der Akademie herausgegebenen statistischen Jahrbüchern.

Die Reise-Literatur kann für jetzt nicht reich in einem Lande sein, in dem es mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, in fremde Länder reisen zu können, und wo selbst Reisen ins Innere des Landes nicht leicht gemacht werden können. Zu den werthvollsten Produkten in diesem Genre gehören: Noroff's Reise ins gelobte Land, Petersburg 1838; Davidoff's Reise nach Griechenland und Italien; Demidoff's in die Moldau und Wallachei; Korf's nach Persien; Wrewolodski's in den Orient und durch Europa; Gretsch's in den Westen Europa's u. s. f. Auch zwei Sammlungen *alter* Reisen wurden jüngst veröffentlicht; die eine von Russen in fremde Länder, unter welchen die Beschreibung einer Reise ins heilige Land im 12. Jahrhundert, die andere von Fremden, welche Russland in alten Zeiten bereisten.

Neuere Reisewerke wurden in Russland geschrieben von A. Demidoff, Baer, Böthlingk, Glagolyeff, Kavelin u. A. Die meisten dieser Reisen wurden für wissenschaftliche Zwecke angestellt. Mouravyeff's Pilgerschaft zu den Wallfahrtsorten Russlands gehört eigentlich unter die theologischen Werke.

Wir wollen hier auch eine kurze Uebersicht dieses eben genannten Zweiges der russischen Literatur geben. Zu ihm gehören auch die andern Werke Mouravyeff's, eines seiner Kirche mit Fanatismus anhängenden Mannes. Sie sind erstens: eine Geschichte der griechischen Kirche, zweitens: Briefe über den griechischen Kirchendienst. Eine vollständige Geschichte des russischen Patriarchats,

vor einigen Jahren veröffentlicht, wird dem Bischof Philaretes zugeschrieben, einem Geistlichen, der einen etwas unmässigen Eifer im Proselytenmachen in den baltischen Provinzen an den Tag gelegt haben soll. Auch eine biographische Geschichte der russischen Heiligen von Veristoff gehört hierher. Von theologischer „*Wissenschaft*" findet man kaum eine Spur in einem Lande, wo alle freie Forschung über kirchliche Gegenstände verboten ist. Die theologische Literatur beschränkt sich ganz allein auf Predigten und einige ascetische Schriften. Russland ist noch heut zu Tage streng orthodox, und die Alleinherrschaft der griechischen Kirche ist das grosse Objekt, welches besonders in den baltischen Provinzen Klerus und Laien sehr beschäftigt. Unter den Predigern wird Innocenz, Vikar an der Metropolitankirche zu Kiew, besonders bewundert.

Literaturgeschichte ist in neuerer Zeit ein Lieblingsgegenstand geworden. Polevoi, Gretsch, Schevyroff, Maximovitsch, Nadeshdin, Nikitenko, und hinsichtlich der Sprachen und Alterthümer Kalaidovitsch, Vostokoff und Köppen, der Letztere deutschen Stammes und schon in der frühern Periode erwähnt, sind Namen von bestem Klange in diesem Fache.

Wir sind nun bei den *belles lettres* angelangt, jenem Gebiete der Literatur, durch welches der Geist einer Nation am besten charakterisirt wird. Die Tendenzen, welche in Russland in allen andern Zweigen vorwiegen, nämlich das lebhafte Interesse für alles Slavische und für die Vergangenheit, die Reaktion gegen die Zeiten der Vorliebe für Fremdes und Ausländisches sind auch auf diesem Felde der Literatur ganz deutlich wahrnehmbar. Jedoch treten die Russen, durch ihren grossen Czar gleichsam gewaltsam auf den Weg der Nachahmung getrieben, auch jetzt noch meist nur als Nachahmer auf, und sind noch weit davon entfernt, den Rückweg zu ihrer einfachen Volks-Poesie gefunden zu haben.

Nach Vorausschickung dieser Bemerkung wird es nicht befremden, dass gegen Ende der letzten und besonders gegen Beginn der gegenwärtigen Periode die historische Novelle mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde und ausschliesslich mit der *russischen* Geschichte sich beschäftigte. T. Bulgarin, P. Svinyin, Sagoskin, Massalski schrieben die beliebtesten Werke dieser Art. In noch neuerer Zeit aber kehrten die Novellisten wieder mehr zu moralischen und Sitten-Schilderungen zurück, als dem ihnen mehr entsprechenden Thema. Pawloff, Fürst Odoyeski, Lermontoff, Gogol, Laschetnikoff, Weltmann,

Pabl, der unter dem Namen des Kosaken Luganski schrieb, sind die bekanntesten Schriftsteller in diesem Genre. Karamzin und Shukofski gelten für Muster in demselben.

Wir wollen hier jenes unglücklichen Jünglings Alexander Bestushef nicht vergessen, welcher als Lieutenant in einem der Petersburger Regimenter diente und wie sein Freund Rileyeff in die Verschwörung von 1825 verwickelt war. Er wurde seines Adels und seines Namens verlustig erklärt, in die Minen von Sibirien gesendet und später, und dies galt als eine Art von Verzeihung, als gemeiner Soldat in die kaukasische Armee gesteckt, in der er es bis zum Offizier brachte, als welcher er durch die Kugeln der Tscherkessen fiel. Er war bei seinen Landsleuten als der Herausgeber einer beliebten Zeitschrift, der Polarstern, bekannt, auch als Verfasser einer sehr geistreich und klar geschriebenen Uebersicht der russischen Literatur, die durch kurze charakteristische Schilderungen der vorzüglichsten Dichter ausgezeichnet ist. Der Name Bestushef wurde verbannt, allein sein Träger erlebte eine bessere Zeit, als er unter dem Namen Alexander Marlinski literarischen Ruf erlangte. Seine Bilder aus dem Kaukasus und Sibirien, seine Erzählungen: Amulat Beg und Mullah Nur sind belebte und geistreiche Bilder ganz neuer und frischer Scenen. Man hat ihn mit dem deutschen Novellisten Spindler verglichen; allein wenn er auch von diesem an Erfindungstalent übertroffen wird, so steht er unserer Ansicht nach in poetischer Beziehung weit über ihm. In vielen seiner Schilderungen findet sich eine Kraft, eine Frische und eine Originalität, welche ihn unter die wahren Dichter reihet, selbst abgesehen von der Neuheit der Scenerie, welche in ihnen erscheint und die ihnen in der That einen eigenthümlichen Reiz verleihet. Nichts war natürlicher und zugleich ehrenvoller für das russische Publikum, dass, als natürliche Wirkung des Mitleids und Bedauerns für den jungen Schriftsteller, sein übrigens so ausgesprochenes Talent kurze Zeit überschätzt wurde. Aber bald nach seinem Tode schien die Regierung diesen Enthusiasmus für ihn eben nicht gerne zu sehen; denn in einer Sammlung, in der bisher ungedruckte Arbeiten von etwa 110 Schriftstellern sammt ihren Porträts angekündigt wurden [1]), durfte Marlinski's Porträt nicht erscheinen.

1) *Sto Literatorow* etc. Herausgegeben von Smirdin, Petersburg 1840 u. f.

Die Aufmerksamkeit der russischen Literaten wurde einige Zeit lang vorzüglich durch die Deutschen auf die Schätze ihrer eigenen Volkspoesie aufmerksam gemacht. Diese ist vorzugsweise an Ammen-Märchen reich, für welche das Volk in der That immer eine grosse Vorliebe hegte, an deren Erhaltung für die Literatur man aber in einer Periode voll falschen pedantischen Geschmacks nicht gedacht hatte. In engem Zusammenhange mit diesem Thema steht die Pflege der Volks-Dialekte. Grebenko und Kwitka, der Letztere unter dem Namen Osnovianenko, schrieben ihre reizenden Novellen im gelb-russischen oder ruthenischen Dialekte. Mehrere talentvolle, aus Gelb-Russland gebürtige Schriftsteller bemühten sich, ihre Sprache, neben der gross-russischen, zu einer Schriftsprache zu machen. Uebrigens steht die Vernünftigkeit solcher Bemühungen um so mehr, als die russische Literatur kaum aus der Periode der Kindheit in jene der Jugend getreten war, sehr in Frage zu ziehen, selbst wenn ihre praktische, leichte Ausführbarkeit zugegeben wird.

Was die Poesie betrifft, dürfte der Leser wohl erstaunt sein, zu hören, dass selbst russische Kritiker der so kurz lebenden Blume auf russischem Boden ein baldiges Verwelken prophezeiheten, um so mehr, als die Produktivität ihrer Dichter ganz ersichtlich im Abnehmen war. Pushkin's Genius wurde von keinem andern erreicht. Alexander Pushkin, 1799 geboren, zeigte schon frühe ungewöhnliche Talente; er wurde in einem der kaiserlichen Institute erzogen und stand im Dienste der Regierung; eine mit etwas zu viel Kühnheit geschriebene Ode an die Freiheit veranlasste den Kaiser Alexander, ihn aus Petersburg zu verbannen. Er erhielt jedoch in den südlichen Provinzen von Russland eine Anstellung, und das Leben in diesen wilden und poetischen Gegenden war für die Entwickelung seines Genies viel günstiger, als es je die Hauptstadt gewesen wäre. Alle seine Poesie trägt den Stempel von Byron's Einfluss; man würde ihn aber falsch und unwürdig beurtheilen, wenn man ihn für einen blosen Nachahmer des grossen Dichters hielte. Seine poetischen Erzählungen *Ruslan* und *Ludmilla*, aus den Helden-Zeiten Russlands; *der Gefangene der Berge*, eine kaukasische Scene (1823) und *die Quelle von Baktshiserai*, eine tartarische Erzählung (1824), enthalten jede grosse Schönheiten. Der Kaiser Nikolaus rief ihn bei Gelegenheit seiner Krönung zu Moskau zurück, und erwies sich als sein Gönner. Er machte ihn zu einem der Historiographen des

Reiches, und liess ihm die Archive öffnen. Im Ganzen war jedoch diese Gnade dem Genius des Dichters eben nicht sehr günstig. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr in das vornehmere Leben war: „Eugen Onegin", eine Novelle in Versen, welche das Leben eines *homme blasé* erzählt. Von dem Einflusse Byron's zeigen sein Gefangener und eine grosse Zahl seiner andern kleineren Gedichte. Dies ist auch der Hauptzug, welcher sich bei Pushkin's Nachfolgern und Nachahmern bemerkbar macht. Es ist wirklich peinlich, zu gewahren, wie man in einer reichen, unverdorbenen, selbstständigen Sprache statt Frische, Kraft und Heiterkeit, die man erwartete, nur Langeweile, Unzufriedenheit und die Indifferenz blasirter *Roues* findet. Es scheint, als ob sie diese Welt, deren eitle Vergnügungen sie bis auf den letzten Tropfen geleert haben, nun verachteten, obschon ihr Geist für keine bessere taugte. In seinen späteren Arbeiten, besonders in seinem *Boris Godunoff*, ein Drama, welches eher den Namen eines tragischen, geschichtlichen Gemäldes, als jenen einer regelmässigen Tragödie verdient, zeigt Pushkin eine erhabenere Gesinnung und eine objektivere Anschauungsweise. Sein letztes Werk war, wie wir glauben, seine *Istorija Bunta*, Geschichte der Insurrektion von Pugatscheff; ein Aufstand, der kein edler Kampf für Freiheit, sondern eine blose Meuterei war. Er starb 1835 zu Petersburg, kurze Zeit nach einer durch freie Wahl und aus Neigung geschlossenen Ehe, in einem Duell, welches man hinterlistig durch hervorgerufene Eifersucht herbeigeführt hatte.

Andere beliebte lyrische Dichter dieser Periode waren: Chomiakoff, Baratinski, N. Jazikoff, A. Timofeveff, Benediktoff, Sokolovski, A. Podolinski, Lucian Jakubovitsch, A. Ilitshevski u. s. f. Auch einige Damen bestiegen in neuerer Zeit den Pegasus. Die Fürstin Volkonski, Gräfin Rostoptshin, Miss Tepleff sind bekannte Namen; auch Anna Bunin und Frau Pawloff. Letztere eine gute Uebersetzerin. Eine Frau, Helene Han, die unter dem Namen Zeneide R. schrieb, wird mit der George Sand verglichen. Noch dürfen wir nicht zwei Männer aus dem Volke vergessen, die Verse schrieben, der eine, ein geborner Serbe, Alipanoff, der andere Kolzoff. Die aufgezählten lyrischen Dichter der letzten Periode sind meist noch alle am Leben und schreiben noch alle.

Die sehr beschränkte Produktivität der russischen Poeten ist übrigens ein sehr bezeichnender und herabstimmender Zug. Während in den belebten Gauen deutscher Poesie, selbst in den grössten

Zeitwirren, zahlreiche Lieder und Gesänge von jedem Zweige schallten, hören wir im russischen Haine nur einzelne Stimmen, und diese auch sind schon, kaum gehört, wieder verstummt. Ein Band von zwanzig Bogen wird in Russland schon für eine ganz ansehnliche Sammlung betrachtet. Pushkin ist fast der einzige unter ihren Dichtern, dessen Verse wirkliche Gedanken enthalten.

Desto grösser finden wir hingegen die Produktivität einiger ihrer dramatischen Dichter. Polevoi, den wir schon früher als den Herausgeber des „Telegraphen" und als scharfen Kritiker von grossem Einflusse genannt haben, brachte eine ganze Fluth von Tragödien und Komödien zur Welt. Dem Beifall nach zu urtheilen, mit welchem sie auf der Bühne aufgenommen wurden, war er glücklicher in diesem Genre, als in seinen historischen Arbeiten. Ausser ihm versorgten Lenski, Koni, Feodorof und Andere, so wie zahlreiche Uebersetzer, die Bühne mit Vorrath. Das meiste Talent zeigte Kukolnik, von dem seine Landsleute einen hohen Begriff haben, dem aber fremde Kritiker mehr lyrisches und dramatisches Talent zuerkennen. Die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit der Russen an ihren Kaiser zeigt sich in sehr vielen, von den dramatischen Dichtern gewählten Titeln. Eines von Kukolnik's Dramen hat den seltsamen Titel: „Die Hand Gottes beschützt den Czar". Ein Stück von Glinka heisst: „Unser Leben für den Czar" u. s. f.

Die über alle slavischen Lande verbreitete Volks-Poesie hat auch hier endlich die ihr gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Jene Russlands datirt nicht aus so früher Zeit, als die anderer slavischen Stämme, ausgenommen einige Hochzeits-, Fest-, Trauer- und andere Lieder, welche bei gewissen Gelegenheiten gesungen werden. Unter diesen sind einige, die grossentheils noch aus den heidnischen Zeiten herstammen. Die Ukraine, überhaupt Gelb-Russland im Allgemeinen, und alle Gegenden, wo Ruthenen wohnen, sind an Volks-Poesie sehr reich. Werthvolle vermischte Sammlungen haben Fürst Tzerteief, Maximovitsch, Sacharoff, die polnischen Literaten Bielowski und Siemienski, Bodianski u. A. veranstaltet.

Zu den früher S. 69 aufgezählten philologischen Werken gehören noch folgende Arbeiten dieser Periode: Brosset, über Literatur und Sprache von Armenien und Georgien [1]); die Wörterbücher dieser

1) In Verbindung mit diesem Werke steht die von demselben Verfasser in französischer Sprache geschriebene Grammatik: *Elemens de la langue Georgienne*, 1838.

Sprachen von Chodubasheff und Tschubinoff; das letztere (Georgisch oder Grusinisch) ist das erste je hierüber veröffentlichte; eine chinesische Grammatik von dem Priester Hyacinth, welcher auch vor einigen Jahren eine chinesische Geschichte vorbereitete, die wohl unterdessen erschienen sein mag. Ein neues türkisches Wörterbuch wurde 1830 von Rhasis veröffentlicht. Der Fürst Alexander Handsheri bereitete ein anderes französisch-arabisch-türkisch-persisches vor, auf das der Sultan mit 200 Exemplaren subskribirte. Sjogren, ein Akademiker, bekannt durch seine Studien über die finnische Sprache und Literatur, widmete seinen Fleiss nebst den letzteren auch dem kaukasischen Idiome und veröffentlichte die Resultate in den Abhandlungen der Akademie. Eine türkisch-tartarische Grammatik schrieb Kasemberg, ein Tartar, im europäischen Russland geboren und Professor dieser Sprachen an der Universität Kazan.

In den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaften waren die Fortschritte der Russen, obgleich sie kaum begonnen haben, in neuerer Zeit ungeheuer. Es ist dies das Resultat der sehr weisen Massregel der Regierung, alljährlich eine gewisse Anzahl junger Leute auf deutsche Universitäten zu schicken. Philosophie als Wissenschaft wurde förmlich verabscheut und den deutschen Pedanten und Bücherwürmern als ausschliessliches Eigenthum belassen [1]), allein seit die deutsche Philosophie eine praktischere Wendung genommen hat, erregte sie auch mehr Interesse. Die Regierung, welche im ersten Unwillen nach der Verschwörung von 1825 alle Professuren der Philosophie aufgehoben hatte, begann minder streng zu werden, ja sie ging so weit, junge Leute eigens zur Betreibung dieses Studiums nach Deutschland zu schicken und auf mehrern russischen Universitäten die Lehrstuhle für dasselbe wieder einzurichten. Die Philosophie wurde jedoch noch immer als eine *„gefährliche"* Wissenschaft angesehen und die in ihr erlangte Gelehrsamkeit einiger jungen Geistlichen — Golubinski, Gabriel und vor Allen Sidonski — wurde sorgfältig überwacht und übte auf das grosse Publikum nur wenig Einfluss.

1) Es giebt hiervon einige wenige ehrenvolle Ausnahmen. Das Buch: *Les vrais philosophiques sur l'homme par de Jacob*, Halle 1818, ist, obschon französisch geschrieben, die Arbeit eines Russen, des spätern Schriftstellers Poletika, dem Bruder des frühern russischen Gesandten dieses Namens in Amerika.

Die Zahl *politischer* Journale war sehr gering. Jene, welche die Verdienste und Thaten der Russen am meisten lobten, wurden alle Zeit auch als die besten betrachtet und von der Regierung und der Nation auch am meisten begünstigt. In Russland wird das *Lob* eines Landes und *Vorliebe* für dasselbe als gleichbedeutender Gedanke genommen. Der belletristischen Journale, deren die meisten vermischten Inhalts sind, giebt es eine grösaere Zahl, auch werden sie mit ziemlich kritischem Geiste redigirt. Die mit rein wissenschaftlicher Tendenz bestehen selten länger als einige Jahre; so z. B. das sehr werthvolle bibliographische Journal, das P. Köppen 1825—26 herausgab. Die ephemere Race der *Taschenbücher*, dieser Gaben eines oberflächlichen Geschmacks, machte sich bald auf dem russischen Parnassus breit. Im Jahre 1839 wurden 180 verschiedene Bücher in Russland veröffentlicht; unter diesen nur 73 Uebersetzungen. Die Zahl der Journale und Flugschriften, die meist sehr ansehnlichen Umfangs sind, erreichte nur 53. 1842 wuchs diese letztere Zahl auf 139; beinahe dreimal so viel als im vorigen Jahre. Von diesen waren 98 in russischer, 22 in deutscher, 8 in französischer, 1 in italienischer, 3 in polnischer und 3 in lettischer Sprache geschrieben [1]).

In einem neuen Werke über russische Literatur von *F. Otto* (Geschichte der russischen Literatur, mit einem Verzeichniss russischer Schriftsteller. Aus dem Deutschen ins Englische von *G. Cox* übersetzt, Oxford 1839) enthält das Verzeichniss der Schriftsteller 250 Namen, und der englische Uebersetzer des Buches von Otto giebt an, noch eine Liste von fast 1200 Namen im Besitze Otto's gesehen zu haben. Wir misstrauen dieser letztern Angabe etwas, um so mehr, als in dem gedruckten Namensverzeichnisse fast 30 Deutsche und Polen angeführt sind, welche wohl *über* russische Gegenstände, aber nicht *in* Russland schrieben. Es ist weiter auch sehr sonderbar, unter den russischen Schriftstellern nicht nur den Grossfürst Konstantin von Kiew zu finden, weil er ein *Gönner* der Wissenschaft war und die erste altslavonische Bibel drucken liess, sondern auch

1) Offiziellen Berichten zufolge wurden in den 10 Jahren von 1833 bis 1843 mehr als sieben Millionen Bände russischer Bücher gedruckt und vier und eine halbe Million ausländischer Bücher eingeführt. In denselben 10 Jahren wurden 781 neue Schulen errichtet. 1842 gab es im russischen Reiche 2166 Schulen aller Art, darunter 6 Universitäten.

den alten Barden Bojan, einen Mann der Sage, der in dem alten, früher angeführten Epos „Igor" erwähnt wird.

Die letzten politischen Bewegungen in Europa haben die chinesische Mauer, welche die Grenzen Russlands umgiebt, noch höher und unübersteigbarer gemacht. Schon im Entstehen derselben ergriff neuer Schreck die Regierung, und sie bemühte sich ängstlich, jeden Strahl des neuen Lichtes entfernt zu halten. Sie bewies dies durch mehrere sehr strenge und unliebsame Massregeln, unter welchen wir z. B. die anführen, dass alle in fremden Ländern reisenden Russen zurückgerufen wurden und die Zahl der Studenten an jeder Universität strenge *auf* 300 beschränkt wurde.

Hier ist nicht der Ort, weitläufig die ausgezeichneten Verdienste zu beleuchten, welche Ausländer, insbesondere Deutsche, sich um russische Geschichte, Statistik u. s. w. erworben haben. Ihre Arbeiten bilden aber einen Theil der Literatur der Sprache, die sie zum Objekte hatten, und man kann sie daher von den Schriften der eingebornen Autoren nicht füglich trennen. Die ausgezeichnetsten deutschen Namen in diesem Gebiete sind: Heym, Vater, Tappe, Puchmayer u. s. f. Das Verzeichniss von Elementarbüchern über die russische Sprache ist zu lang für unsere Zwecke; wir geben blos die besten in englischer, deutscher und französischer Sprache geschriebenen Werke an. Englische Grammatiken und Wörterbücher der russischen Sprache giebt es in der That so wenige, dass ein Amerikaner oder Engländer nur schwer anders, als durch Vermittelung der deutschen oder französischen Sprache eine gründliche Kenntniss der russischen sich erwerben kann. Und doch wurde die erste je veröffentlichte russische Grammatik zu Oxford gedruckt. Wir geben in einer Anmerkung die Titel der vorzüglichsten Sprachlehren und Wörterbücher für die russische Sprache [1]).

---

1) Dies war Ludolf's *Grammatica Russica et manuductio ad linguam Slavonicam, Oxon.* 1696. —

Englisch-russische Sprachlehren giebt es folgende: *Novaya russ. Gramm. dlya Anglichane.* „russische Grammatik für Engländer". Petersb. 1822; Heard's „*Praktische Grammatik für die russische Sprache*", Petersb. 1827. 2 Bde. 8. —

Deutsche russische Sprachlehren: Heym's *Russ. Sprachl. für Deutsche*, Riga 1789, 1794, 1801. — Vater's *Gramm. der russ. Sprache*, Leipz. 1808, 1811. — Tappe's *Neue russ. Sprachl. für Deutsche*, Petersb. 1810, 1814, 1820. — Schmidt's *Prakt. russ. Gramm.*, Leipzig 1813. — Puchmayer's *Lehrgebäude d. russ. Spr.*, letzte Aufl., Prag 1843. — Gretsch *Grundregeln d. russ. Spr.*, aus dem Russ. von Oldekop, 1828. — Die neuesten deutsch-russischen Sprachlehren sind: J. E.

Zweites Kapitel.

Geschichte der illyrisch-serbischen Sprache.

Erste Abtheilung.

Sprache und Literatur des eigentlichen serbisch-illyrischen Stammes.

Die Literatur der westlichen serbischen Slaven wurde bisher immer getrennt von jener ihrer Brüder, die der orientalischen Kirche angehören, abgehandelt, und galt als ein eigener Zweig [1]). Da jedoch

---

Schmidt's *Russ. Sprachl. und Leitfaden etc.*, Leipzig 1831. — *Noakovski Grammatica Rossiiskaya*, Leipzig 1836. — Eine gelb-russische Sprachlehre, *Malo-Ross. Gramm.*, wurde von Pawloffski veröffentlicht, Petersb. 1819. — Schmidt's russische Sprachlehre, Hamburg 1846.

Französisch-russ. Grammatiken sind: Maudru's *„Elémens raisonnés de la langue Russe"*, Paris 1802. — Langan's *„Manuel de la langue Russe"*, Petersb. 1825. — Charpentier's *„Elemens de la langue Russe"*, Petersb. von 1768—1805, fünf Auflagen. — Greisch *„Grammaire raisonnée de la langue Russe"*, von Reiff, Petersb. 1828. —

Wörterbücher. Englische: Parenogo's *„Lex. Anglisko-ross.*, und russisch-engl. Lex., 4 Bde., 1808—17. — Zdanoff's *„Anglo-ross.* und *Russian-Engl. Dict.*, Petersb. 1784. — Konstantinow's *Russian Grammar and Dict.*", 3 Bde., 8. London. — 4. *Russian-Engl. and Engl.-Russ. Dict.*, 18., Leipzig, Tauchnitz, 1846. —

Deutsche: Heyne's *„Russisch-Deutsch.* und *Deutsch-Russ. Wörterb."*, Riga 1795—98. Desselben Autors *„Russisch-Deutsch.* und *Franz. Wörterb."* in verschiedenen Ausgaben und Auflagen, Riga 1796 bis 1812, auch Moskau 1828; zuletzt eine verbesserte Auflage bei Tauchnitz, Leipzig 1844. — Oldekop's *„Russ.-Deutsch.* u. *Deutsch-Russ. Wörterb."*, Petersb. 1825. — J. A. E. Schmidt's *„Russ.-Deutsch.* u. *Deutsch-Russ. Wörterb."*, Leipzig, Tauchnitz, 1841. — Desselben Verfassers *„Poln.-Russ.-Deutsch. Wörterb."*, 2 Bde. 8., Breslau 1934—36. —

Französische: Tatishtcheff's *„Nouveau Dict. Franc.-Russe" etc.*, 2 Bde. 8., Moskau 1832.

1) Dieser Theil des slavischen Volkes war früher gewöhnlich unter der allgemeinen Bezeichnung der *Illyrier* bekannt. Mit Ausnahme der Bulgaren, welche nie darunter mit verstanden worden sind, wurde dieser Name abwechselnd den südlichen slavischen Nationen, bisweilen blos den Dalmatinern und Slavoniern, bald wieder ihnen zusammen mit den Kroaten und Wenden, ein ander Mal wieder den türkischen Serbiern und Bosniern u. s. f. beigelegt. Die alten Illyrier, d. h. die Einwohner der römischen Provinz Illyricum, waren keine Slaven, sondern ein Volk vom Stamme der alten Thracier, den Vorvätern der jetzigen Albanier; siehe Schaffarik's Gesch. S. 23. Anmkg. 2. *Illyricum magnum* umfasste im 4. Jahrhundert fast alle römischen Provinzen des

die Sprache beider wesentlich dieselbe ist, sehen wir nicht ein, warum der rein zufällige Umstand, dass die einen das römische, die andern das Cyrill'sche Alphabet gebrauchen, hinreichender Grund zu dieser Trennung sein sollte. Zudem hat die Literatur keiner von beiden so viele Schätze, um so leichterdings die Ansprüche aufzugeben, welche diese beiden an und für sich reichen, aber wenig ausgebildeten Idiome auf einander machen können. Wir liefern nun im Folgenden in einer kurzen Einleitung die Geschichte dieser Trennung, nachdem einige Bemerkungen über den Charakter der Sprache im Ganzen vorausgeschickt werden, wobei von ihrer Theilung in mehrere Dialekte abgesehen wird. Die serbische Sprache wird von ohngefähr fünf Millionen Menschen gesprochen. Ihr Gebiet erstreckt sich, mit geringen Dialekt-Variationen, über die türkischen und österreichischen Provinzen von Serbien, Bosnien, der Herzegowina, Montenegro und Dalmatien, über Slavonien und den östlichen Theil von Kroatien. Sie ist ferner die Nationalsprache vieler Tausende, welche wegen türkischer Unterdrückung aus ihrem Lande auswanderten und nun als Kolonisten am südwestlichen Ufer der Donau, von Semlin bis zu St. André bei Ofen angesiedelt sind. Die südliche Sonne und die in allen diesen Gegenden so reichen Naturschönheiten waren der Entwickelung der Poesie sowohl, als der Ausbildung der Sprache sehr günstig. Während sie keinem andern slavischen Dialekte an Reichthum, Klarheit und Schärfe nachgiebt, übertrifft sie alle an Wohllaut. Das serbische Idiom wurde oft das *Italienische* unter

---

östlichen Europa. Napoleon, der alle Namen und Titel des alten römischen Reiches erneuerte, nannte das ihm von Oesterreich 1809 abgetretene Gebiet, z. B. Kärnthen und alles zwischen dem adriatischen Meere, der Save und dem türkischen Reiche gelegene Land, seine illyrischen Provinzen, und dessen Einwohner Illyrier. Im Jahre 1815 wurde ein neues Königreich Illyrien als österreichische Provinz gegründet, welches Kärnthen, Krain und Istrien einbegreift. Es kommt wohl auch auf Rechnung dieser Unbestimmtheit, dass die neueren Philologen den Namen *Illyrier* gänzlich verlassen haben, bis er in allerneuester Zeit wieder von einigen kroatischen und dalmatischen Schriftstellern aufgegriffen wurde. Statt seiner wurde der Name *Serbier*, oder eigentlich *Serber*, als allgemeine Bezeichnung von den besten Autoritäten angenommen. Man sehe auch in §. 1, über die Literatur der serbischen Anhänger der griechischen Kirche. Das Wort *Srb, Serb, Serab*, wurde abwechselnd von *Sep*, Scythe, von *Sever*, Norden, von *Sermak*, von *Serbulja*, einer Art Schuh, von *serav*, Diener, abgeleitet u. s. f. Die wahre Etymologie ist noch nicht ausgemittelt worden. Siehe Dobrovsky's Geschichte der böhmischen Literatur 1818, auch seine *Inst. Ling. Slav.* 1822.

den slavischen genannt. Vergleiche dieser Art sind aber immer ganz überflüssig und gewöhnlich parteiisch. — Jedesfalls ist die serbische Sprache die melodiöseste unter den slavischen, reich an Vokalen und an sanften und kräftigen Lauten. Jene den andern Dialekten so oft vorgeworfene Anhäufung von Mitlauten findet man selten, ja fast gar nicht in dem Serbischen. So zum Beispiel vergleiche der Leser das serbische *vetar* mit *vjtr*, *krilo* mit *krsydlo* oder *skrsydlo*, *pao* mit *padl* u. s. f. Diejenigen, welche die Milde der serbischen Sprache von der Nachbarschaft Italiens herleiten, vergessen, dass die östlichen Serben von Italien ganz entfernt sind. Es ist übrigens wahr, dass ihr Dialekt voll Turkismen ist; allein dies sind nur Beigaben, welche leicht, ohne an dem wesentlichen Schatze der Sprache etwas zu ändern, beseitigt werden könnten. Die im Serbischen adoptirten türkischen Ausdrücke sind meist Hauptwörter und von diesen abgeleitete Zeitwörter; ihr Vorkommen erklärt sich leicht aus der schon mehrere Jahrhunderte währenden politischen Verbindung mit den Türken. Wenn wir einer Bemerkung des ausgezeichneten Philologen J. Grimm glauben können, so sind einige Fremdwörter sogar dieser Sprache nothwendig und nützlich. Sie spielen die Rolle eines Binde- und Füll-Mittels, und tragen nicht selten zur Färbung und zum Verständniss eines andern Wortes bei. Die schon seit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts auf die Serben ihrer heroischen Kämpfe wegen gerichtete Aufmerksamkeit der civilisirten Welt wendet sich erst in neuerer Zeit auch ihrer Sprache zu, und dies blos in Folge der Bestrebungen eines einzelnen Individuums. Wir werden über diesen Gegenstand ein Weiteres bei der Literatur der Serben der morgenländischen Kirche vorbringen.

Das alte Illyricum umfasste alle zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, sowie längs der Donau und der Save gelegenen Länder. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts finden wir dieses grosse Land von einem slavischen Volke von einem und demselben Stamme bewohnt, welches abwechselnd Bulgaren, Kroaten, Serben genannt wurde. Es existirten bei ihnen sechs Königreiche: Bulgarien, Serbien, Bosnien (*Rama*), Kroatien, Slavonien und Dalmatien; einige von ihnen waren zur Zeit mächtig und einflussreich, alle aber sind jetzt und schon seit lange vernichtet und existiren nur noch als türkische oder österreichische Provinzen. Auf der frühen Geschichte dieser Länder liegt eine undurchdringliche Nacht, und wenn auch die scharfsinnige Kritik neuerer Philologen über den Gegenstand im

Allgemeinen einiges Licht verbreitet hat, so haben ihre Forschungen doch nur geringen Erfolg für die Geschichte der Sprache gehabt. Alles, was wir wissen, ist das, dass diese Völker schon um das 7. Jahrhundert theilweise Christen waren und durch römische Priester bekehrt worden sind. Unter die Uebrigen wurde das Christenthum von griechischen Missionären um das 8. und 9. Jahrhundert verpflanzt. Die östlichen Serben hatten den Hauptsitz ihrer Macht in der gegenwärtig türkischen Provinz *Serf-Vilayeti*, und wurden von Fürsten regiert, die *Shupans* hiessen. Sie waren in beständigem Krieg mit den griechischen Kaisern und mehrere Jahrhunderte durch auch mit den mächtigen Khans von Bulgarien. Besiegt, unterjocht, fast aufgerieben, erhoben sie sich wieder und gewannen dergestalt an Kraft und Macht unter ihrem grossen Czar, Stephan Dushan, dass sie nicht nur alle ihre Nachbarn im Zaume hielten, sondern auch gegen Byzanz selbst eine drohende Stellung einnahmen, ja sogar den Frieden suchenden Gesandten des stolzen kaiserlichen Hofes Bedingungen diktiren konnten. Allein diese glänzende Phase serbischen Ruhmes, welche noch jetzt nach fünf Jahrhunderten im Herzen des Volkes in frischer Erinnerung lebt und der Gegenstand tausender Legenden und Sagen ist, war nur ein vorübergehendes Meteor. Kaum erschienen, erlosch es auch schon wieder. Stephan's unmittelbare Nachfolger, durch Streitigkeiten im Innern ihrer Familie geschwächt, fielen unter die Oberherrschaft der Türken, die 34 Jahre zuvor in Europa eingebrochen waren. Sie wurden auch bald Sieger über die Serbier, jedoch nicht ohne harte und blutige Kämpfe, und sind noch heut zu Tage ihre Herren und Unterdrücker [1]).

Die westlichen Serbier zerfielen schon frühe in kleine Staaten, deren einige eine aristokratisch-republikanische Regierungsform hatten. Unter diesen verdient blos die Republik Ragusa hier eine Erwähnung, da sie die Wiege des dalmatischen Zweiges der serbischen Literatur ist. Die örtliche Lage dieser westlichen Staaten

---

1) Die Serbier erfreuten sich jedoch unter der Regierung ihres eigenen energischen Landsmannes, des Fürsten Milosch, einige Jahre hindurch eines gewissen Grades von Freiheit, welcher ohne Zweifel für das geistige Leben der Nation nicht ohne gute Folgen war. Eine lehrreiche Uebersicht ihres Landes, ihrer Verfassung und Literatur findet man in einem neuern deutschen Werke „Reise nach Serbien im Spätherbst 1829, von Otto v. Pirch, Berlin 1830. Man sehe auch *Servia and Belgrade*, in den Jahren 1843—44, von A. A. Paton. London 1845.

machte sie von Ungarn abhängig, und so wurden Kroatien, Slavonien, Dalmatien, bald unter dem Titel als Königreiche, bald als Herzogthümer, blose Provinzen dieses grössern Reiches und zuletzt des österreichischen Kaiserthums. Bosnien und die Herzegowina, welche das Band zwischen den östlichen und westlichen Serbiern bildete, waren auch dem Einflusse beider ausgesetzt, und sind auch demzufolge noch heute der Religion und Sprache nach in zwei Abtheilungen geschieden.

I. *Literatur der Serbier orientalischer oder griechischer Kirche.*

Obschon der Umfang des eigentlichen Serbien im Verhältnisse zu jenem Territorium, das die südlichen Slaven einnehmen, gering ist, so sind doch die neueren Philologen der Ansicht, dass der Name *Serbier* die beste gemeinschaftliche Bezeichnung für sie alle sei. Dobrovsky hält diesen Namen sogar für tauglich, die gemeinschaftliche Bezeichnung für *alle Slaven* zu werden. Obschon von etwas dunkler Abstammung, ist er doch, was jetzt gewiss, rein slavischen Ursprungs; ruhmvolle Erinnerungen knüpfen sich an ihn; überdies ist es ein lebender Name, während der früher gebräuchliche gelehrte Ausdruck *Illyrier* ein todter ist, und der von einigen dalmatischen Schriftstellern vorgezogene, der *Bosnier*, auf nicht hinreichend gerechtfertigten Grundlagen beruht. Auf die Dalmatier wurde jedoch, selbst in neuerer Zeit, der Name Serbier nicht angewendet. Ja er wird sogar von ihnen zurückgewiesen, und sie fahren fort, sich selbst *Illyrier* zu nennen.

Unter dem gegenwärtigen Ausdrucke sind, abgesehen von den eigentlichen Serbiern, von welchen eine grosse Zahl schon in früher Zeit nach Ungarn auswanderte, streng genommen, die Bosnier, der grössere Theil der Einwohner der Herzegowina, die Montenegriner oder Tzernogortzi und die Slavonier griechischer Kirche verstanden. Alle diese gebrauchen dieselbe Sprache und dasselbe Alphabet, die vier letzteren haben jedoch keine eigene Literatur, mit Ausnahme einiger Sammlungen von Volks-Poesie.

Die Literatur der östlichen Serbier, das Resultat ihres intellektuellen Lebens als Nation, datirt seit kaum hundert Jahren; ja, von einem andern Standpunkte betrachtet, ist sie nicht 40 Jahre alt. Bis auf diese Zeit schrieben alle der griechischen Kirche angehörenden Serbier, trotz des ehrenwerthen Beispiels Russlands, für das entgegengesetzte Verfahren, Alt- oder Kirchen-Slavonisch, oder, in

neuerer Zeit, eine aus diesem und einigen anderen Dialekten gemischte Sprache. Schaffarik bemerkt, dass von etwa 400, zwischen 1742 oder eigentlich 1761 und 1826 gedruckten serbischen Büchern etwa ein Achttheil in altslavischer Sprache, ein anderes Achttheil im gewöhnlichen Volks-Dialekte und die übrige Zahl in einer Sprache geschrieben sind, welche unzählige Nüancirungen und Abstufungen hat. (Siehe Schaffarik's Geschichte etc. S. 217). Jener im gewöhnlichen Serbisch, einer Sprache, die im Wesentlichen der von den Dalmatiern und der Mehrzahl der Kroaten gesprochenen gleich ist, geschriebene Achttheil datirt aus neuerer Zeit. Und in der That war der Volks-Dialekt, mit Ausnahme eines einzigen Schriftstellers, Obradovitsch, der aber keine unmittelbaren Nachfolger fand, bei der Geistlichkeit und allen Jenen, die Anspruch auf Bildung machten, verachtet, als gänzlich untauglich zur Schriftsprache und nur, wie sich Wuk Stephanovitsch scharf ausdrückt, gut für „Kuhhirten und Schweinehirten". Es ist kaum zu begreifen, wie die einst so blühende Literatur von Ragusa zu solchem Grade der Vergessenheit herabsinken konnte, sowie überhaupt eine so scharfe Spaltung in der Literatur zweier Sprachzweige desselben Volkes, die doch theils durch das Band einer und derselben Umgangssprache, theils durch dieselbe Regierung so innig verknüpft waren, zu den merkwürdigen Erscheinungen in der Literatur-Geschichte gehört.

Das älteste Dokument der serbischen altslavischen Sprache ist aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, nämlich des *Hexaemeron* von Basilius, mit einer Vorrede von Johann, Exarch von Bulgarien. Hiernach folgen die „Schriften der Apostel", geschrieben von dem Priestermönch Damian 1324. Von höherer geschichtlicher Wichtigkeit sind einige weltliche Schriften vom Ende des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, nämlich ein genealogisches Register der serbischen Fürsten und ihrer Thaten, *Rodoslov* genannt und vom Erzbischof Daniel verfasst; ein ähnliches Werk, der *Tsarostavnick* genannt, und vor Allem die Gesetze des Czars Dushan, des Mächtigen, 1336—56. Diese Gesetze, datirt vom Jahre 6837, d. i. 1349 n. Ch., geben uns nicht nur eine gute Uebersicht der Verfassung des serbischen Königreiches, sondern bilden auch einen interessanten und wichtigen Beitrag zur Geschichte seines moralischen Zustandes in dieser frühen Zeit. Der Menschenfreund wird mit grosser Befriedigung eine seltene Uebereinstimmung dieser Gesetze und jener der christlichen Milde finden; er wird den Versuch

finden, jene Uebel zu erleichtern, welche die Macht Eines Mannes nicht gänzlich heben kann — die Härte der Sklaverei, die Unsicherheit des Eigenthums, eine in jenen barbarischen Zeiten gewöhnliche Plage, und die raschen und blutigen Handlungen der Selbsthilfe, welche auf der ganzen Erde von den Starken dem langweiligen Gange der strafenden Justiz vorgezogen wurde. Es ist in der That merkwürdig, zu gewahren, wie diese Gesetze nicht nur den groben Lastern und Verbrechen steuerten (was doch sonst der einzige Zweck der Gesetze ist), sondern auch die charakteristischen Tugenden jener Zeit, z. B. die Gastfreundschaft, wesentlich weckten. Ein Gesetz befiehlt, dass ein Reisender, der an der Pforte eines Hausbesitzers um Nachtquartier bat und nicht eingelassen wurde, das Recht habe, in der Stadt, wo er wolle, sich Unterkunft auszumitteln, und verlor er irgend etwas, so war nicht der erwählte Gastgeber, sondern jener Eigenthümer, der die Unterkunft verweigert hatte, verpflichtet, den Verlust zu vergüten [1]).

Die Mönche dieses und der folgenden Jahrhunderte müssen viel geschrieben haben, wie dies aus den vielen, in den serbischen und macedonischen Klöstern angehäuften Manuskripten hervorgeht, die doch nur erst die Ueberbleibsel jener sind, welche in den langen blutigen und Alles verheerenden Kriegen zu Grunde gingen. Etwa 50 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden von Zeit zu Zeit einige Kirchenbücher in Serbien und Syrmien veröffentlicht. Das früheste serbische gedruckte Buch, das man noch hat, ist vom Jahre 1493, nämlich ein zu Zenta in der Herzegowina veröffentlichter Oktateuch. In Russland begannen sie erst 60 Jahre später zu drucken. 1552 wurden die Evangelien in Belgrad gedruckt, 1562 eine andere Auflage in Negromont. Allein diese schwachen Lebenszeichen erloschen bald, und wir finden auch nicht die mindeste Spur von Literatur mehr unter den Serbiern des türkischen Reichs. Auch unter den österreichischen Serbiern scheint die Literatur todt zu sein, mit Ausnahme einer Geschichte Serbiens, welche Georg Brankovitsch, der letzte Alleinherrscher dieses Landes, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts schrieb und als Manuskript hinterliess. Ein von Dshefarovitsch in Wien 1742 veröffentlichtes genealogisches

1) Diese Gesetze wurden zuerst von Raitsch in seinem früher angeführten grossen Werke über slavische Geschichte gedruckt und von Engel in seiner Geschichte Ungarns und der benachbarten Länder übersetzt. Bd. 2. S. 203.

Werk wurde wegen Mangel an hierzu tauglichen Druck-Typen in Kupfer gestochen. Als man im Jahre 1755 unter der Regierung Maria Theresia's auch den Schulen ihrer illyrischen Provinzen einige Aufmerksamkeit schenkte, musste der Erzbischof von Karlowitz Smotrisky's Sprachlehre [1]) in der Wallachei drucken lassen, weil im ganzen österreichischen Kaiserthum keine slavischen Typen aufgetrieben werden konnten. Einige Jahre später (1758) wurde zu Venedig eine Privat-Druckerei für slavische Sprachen errichtet. In Oesterreich konnten Cyrillisch-slavonische Bücher nicht früher als 1771 gedruckt werden, in welchem Jahre eine Druckerei in Wien eingerichtet wurde; das Monopol für alle serbisch-slavischen wissenschaftlichen Bücher im ganzen Kaiserreich wurde der Ofener Universität verliehen. Von diesem Einen Punkte ging also die ganze literarische Bildung der Serbier orientalischer Kirche im Kaiserthum Oesterreich aus [2]).

Nach dem theilweisen Wiederaufleben der serbischen Literatur im Jahre 1758 wurde eine beträchtliche Menge von Büchern geschrieben; unter ihnen sind nicht wenige, welche, trotz des gemischten und schwankenden Idioms, in dem sie abgefasst sind, die grossen Fähigkeiten dieser Nation beurkunden, und als, freilich unvollkommene, Beweise jener grossen Summe von Talent dienen können, die in ihr verborgen liegt. Unter den historischen Schriftstellern müssen wir vor Allen J. Raitsch nennen. Er schrieb über viele, verschiedene Gegenstände, und hinterliess auch nach seinem Tode eine ganze Bibliothek von theologischen Manuskripten. Seine „Geschichte der slavischen Nationen" [3]) hat ihm einen weit verbreiteten Ruf verschafft. Andere historische Schriftsteller von einigem Verdienst sind Kengelatz, Magarashevitsch, Julinatz, Solaritsch [4]).

1) Siehe früher bei der Geschichte der altslavischen Sprache.

2) Jetzt giebt es noch eine andere Cyrillische Druckerei, in dem Kloster der Armenier in Wien. Seit dem Erscheinen von Wuk's zweiter Auflage der serbischen Volkslieder in Leipzig wurden daselbst noch mehrere andere serbische Bücher gedruckt. Der Vladika von Montenegro hat auch eine Druckerei in seiner Residenz Tzetinja errichtet. Wuk's „Sprichwörter" wurden daselbst gedruckt.

3) Der vollständige Titel dieses werthvollen Werkes ist: *Istorja ruznich Slavonskich narodov naivatchrezhe Chorvatov, Bolgarov, i Sebov*, Wien 1792—95. 4 Bände.

4) Die Schriften dieses sehr produktiven Geschichtsschreibers und Philologen sind jedoch mehr um der Kühnheit und Seltenheit ihrer Schlüsse, als

Schriftsteller über verschiedene naturhistorische und medicinische Gegenstände sind: Orphelin, Stoikovitsch, Beritsch, Jankovitsch, P. Hadshitsch u. s. f. Ueber Statistik und Geographie der oben erwähnte Solaritsch, Vuitsch, Bulitsch, Popovitsch und Andere. Auf dem Felde der Theologie finden wir kaum Ein Werk doktrinärer, sondern meist ethischer Art. Man kann daher die meisten Schriftsteller dieser Sprache in diesem Fache unter das Kapitel der Philosophie, Redekunst und Moral reihen; so Obradovitsch, Raitsch, Terlaitsch, Lazarevitsch, Vuitsch, Davidovitsch, Masovitsch u. s. f. [1]).

Da Poesie und die schönen Wissenschaften von dem Zustande der Sprache abhängiger sind, als die rein wissenschaftlichen Werke, können wir in unserer Darstellung nicht eher weiter gehen, bevor wir nicht unsere Leser mit den jüngsten Neuerungen einiger Patrioten bekannt gemacht haben.

Dosithei Obradovitsch, geb. im J. 1739 im Temeswarer Banat, war der Erste unter den östlichen Serbiern, der es unternahm, Bücher in der verachteten Landessprache zu schreiben. Die Schicksale dieses Mannes sind in mehrfacher Beziehung von ungewöhnlichem Interesse. In einer Klosterschule auferzogen, wurde er, noch nicht 14 Jahre alt, Mönch. Nach einigen Jahren harter Kämpfe floh er. 25 Jahre reiste er durch ganz Europa und kehrte dann in sein vergleichsweise barbarisches Geburtsland zurück, wo er 1811 als Schulinspektor und als Lehrer der Kinder des berühmten Kara George starb. Er hinterliess mehrere Werke.

Einen weit grössern Einfluss auf die serbische Literatur übten Dem. Davidovitsch und Wuk Stephanovitsch Karadshitsch, welche nicht nur dieselbe wissenschaftliche Laufbahn verfolgten, sondern auch die Ersten waren, die theoretisch und praktisch das Prinzip verfochten, die Serben sollten ebenso *schreiben*, wie sie *sprechen*. Ihre Kühnheit fand lebhafte und entschiedene Opposition an der alten Schule, allein der so hervorgerufene Streit, sowie die hierdurch erzeugte Rivalität konnten nur die wohlthätigsten Resultate

---

um ihrer Tiefe willen, ausgezeichnet. In seinem *Rindjani slavenstvovarshii*, Ofen 1818, versuchte er es, die ganze lateinische Sprache von der slavischen abzuleiten. In einem frühern, 1809 geschriebenen Werke behauptete er, die deutsche Sprache wäre nur eine verdorbene Umänderung der an der Elbe gesprochenen slavischen Dialekte.

1) Ein vollständigeres Verzeichniss serbischer Schriftsteller und ihrer Werke findet der Leser in P. v. Pirch's Reisen S. 107, Amkg. 3.

auf den Geist des Volkes haben, den sie zu einer weit grössern Regsamkeit, als in aller Zeit bisher, lebhaft anreiferten.

Davidovitsch gab vom Jahre **1814** bis **1822** in Wien eine serbische Zeitschrift heraus, die nicht blos politischen Inhalts war und durch welche er Belehrung über die verschiedenartigsten Gegenstände verbreiten wollte; sie war das erste Unternehmen der Art in dieser Sprache. Sein Einfluss beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Sprache allein; als Sekretär des Fürsten Milosch, des damaligen Oberhauptes der Serben, war sein Einfluss auch auf die Bildung seiner Landsleute im Allgemeinen sehr bedeutend.

Wuk Stephanovitsch Karadshitsch, geboren **1786** in Türkisch-Serbien, ist der Verfasser der ersten orientalisch-serbischen Grammatik und des ersten derartigen Wörterbuches. In der erstern erweist er sich als einen originellen Grammatiker. Ausser diesen beiden hat er noch mehrere andere Werke geschrieben, eine Biographie des Fürsten Milosch, eine Reihe von Taschenbüchern, einen Band Sprichwörter und Redensarten der Serben [1]). Den vollgiltigsten Beweis aber, den er für die Schönheit, den Reichthum und die Brauchbarkeit des gewöhnlichen serbischen Dialektes geben konnte, gewährt seine Sammlung serbischer Volkslieder, in vier Bänden, welche demohngeachtet nur den vierten oder fünften Theil der in den Gebirgen jener Gegend verborgenen Schätze enthalten. Bei Zusammenstellung dieser Sammlung wählte er mit Vorbedacht und Umsicht nur jene Lieder, welche er selbst aus dem Munde der serbischen Bauern gehört hatte. Schon seit funfzig Jahren kannten die Literaten Europa's gerüchtweise die Schönheit und Originalität der illyrischen Volkslieder, meist durch Mittheilungen italienischer Reisenden und aus den Citaten der dalmatischen Wörterbücher. Herder gab in seiner werthvollen Sammlung von Volks-Poesien zwei geschichtliche Fragmente aus dem Werke eines dalmatischen Geistlichen, A. Cacich. Göthe bringt auch eine hübsche Erzählung, die er aus des Abbé Fortis' Reisen unter den Morlachen entlehnt hat. Beide übersetzten sie aus dem Französischen, und obgleich diese zweifache Uebersetzung die Aehnlichkeit mit dem Originale eben nicht sehr erhöhen konnte, wurden doch beide viel bewundert. Als aber Wuk's Sammlung erschien und ein Theil derselben durch eine vom Verfasser dieses gegenwärtigen Buches (*Talvj*; d. Uebs.) unter-

1) *Narodne Srpske Poslovitze*, Zittau 1836.

nommene Uebertragung in's Deutsche einem grössern gebildeten Publikum zugänglich gemacht wurde, da konnte die Leserwelt und die Kritik dieser Gedichte nicht genug ihrer Erhabenheit und unvergleichlichen natürlichen Schönheit wegen loben. Alles, was die andern slavischen Nationen, oder die Deutschen, die Schotten oder Spanier an Volks-Poesie besitzen, kann kaum mit jenem lyrischen Theil der serbischen verglichen werden, welchen sie selbst *Frauen-Lieder* nennen, weil sie nur von Frauen und Kindern gesungen werden. Auch die grossen epischen Improvisationen, in welchen ein ländlicher Barde, im weiten Kreise anderer Bauern sitzend, in wohl nicht sehr gefeilten, aber doch völlig regelmässigen und harmonischen Versen die heroischen Thaten der Vorfahren und Zeitgenossen besingt, haben seit den Zeiten Homer's nicht ihres Gleichen in der ganzen Literatur-Geschichte [1]).

Wuk Stephanovitsch Karadshitsch [2]) hat in seinem Versuche, für einen Dialekt, der bisher nur als Sprache des gemeinen Volkes, nie

---

1) Man sehe ein Weiteres über serbische Volks-Poesie im 4. Theil. Der Titel von Wuk's Sammlung, von welcher ein Theil in Wien 1814—15 in zwei dünnen Bänden erschien, ist *Narodne Srpske pyesme*, Leipzig 1823—24, 3 Bde. Ein vierter Band wurde in Wien 1833 mit einer sehr lehrreichen Vorrede veröffentlicht. Einige dieser ausgezeichneten Lieder wurden dem englischen Publikum in *Bowring's* serbischer Volks-Poesie, London 1827, zugänglich gemacht. Diese kleine Sammlung enthält eine gut geschriebene und geistreiche Einleitung, welche nicht nur eine klare Einsicht in den jetzigen Zustand der Serben insbesondere, sondern auch über das Verhältniss aller slavischen Nationen untereinander giebt, und nur einige geringe Irrthümer, bezüglich der Eintheilung, enthält. — In Deutschland machte Göthe das allgemeine Interesse für serbische National-Poesie rege, man sehe sein „Kunst und Alterthum" Band V. Nro. I. und II. Deutsche Uebersetzungen giebt es folgende: *Volkslieder der Serben* von Talvj, 2 Bände, Halle 1825—26; nach welchen Bowring vorzüglich übersetzt zu haben scheint. *Die Wila* von Gerhardt, 2 Bände, Leipzig 1828. Diese zwei Werke enthalten beinahe alle von Wuk veröffentlichten Gedichte, wenigstens die seiner ersten drei Bände. *Serbische Volkslieder* von *Gerhardt*, Petersburg und Leipzig 1827. *Serbische Hochzeitslieder* von Eugen Wesely, 1826. Eine französische Uebersetzung dieser Lieder giebt es nicht, obschon sie unter den Literaten Frankreichs grosses Interesse erregt haben. Das zu Paris im Jahre 1827 veröffentlichte Werk *la Guzla*, welches Uebersetzungen dalmatischer Volkslieder zu enthalten vorgiebt, ist unecht; es wurde von dem französischen Dichter *Mérimée* wohl mit viel Talent, aber ohne Kenntniss der serbischen Sprache geschrieben.

2) Das heisst: Wolf, Sohn von Stephan, gehörend zur Familie der Karadshians, d. h. der Bewohner eines gewissen Distriktes oder Dorfes. Die

als Schriftsprache gebraucht worden war, gewisse allgemeine Regeln und Grundsätze aufzustellen, abgesehen von dem mehr philosophischen Theil seines Werkes, auch das slavonische Alphabet zu seinem Zwecke zu adoptiren gesucht. Die gemischte und ungeregelte Sprache, welche bis zu seiner Zeit im Gebrauch war, wurde abwechselnd bald mit altslavonischen, bald mit russischen Buchstaben geschrieben. Die russische Sprache, mit ihrem Reichthum an Lauten, ist sehr passend zu diesem Zweck, nur konnte man in der serbischen einige Buchstaben ersparen, während andere hinzugegeben werden mussten. Daher waren einige Veränderungen des Alphabets nothwendig. Da die Serben, unter welchen Wuk geboren war und bei denen er hauptsächlich jene poetischen Schätze sammelte, welche den Grundstein ihrer jungen Literatur bilden, der griechischen oder orientalischen Kirche angehörten, scheint er die Möglichkeit der Annahme des lateinischen Alphabets für nicht zulässig gehalten zu haben; denn dieses hatte durch mehrere Jahrhunderte in der einst blühenden Literatur der katholischen Serben als Schrift gedient.

Wir müssen übrigens auch zugestehen, dass das slavische Alphabet, wie es Wuk umänderte, tauglicher war, die Laute der slavischen Sprache wiederzugeben, als das lateinische; es ist nämlich sowohl einfacher, als reicher. Wir können aber andererseits doch nicht umhin, zu bedauern, dass er nicht auch verschiedene andere Motive in Erwägung zog, welche zu Gunsten des lateinischen Alphabets sprachen. Es wurde ja von einigen Millionen Menschen für dieselbe Sprache gebraucht, und das schon seit Jahrhunderten. Es würde der jungen serbischen Literatur eine *Geschichte* verliehen haben, wenn sie auf der anerkannten Grundlage jener von Ragusa wäre aufgebaut worden. Und alle slavischen Nationen, mit Ausnahme der Russen, würden diesen Vorgang mit Beifall aufge-

---

Serben im eigentlichen Serbien und Bosnien haben keine Familien-Namen. Diejenigen, welche in früherer Zeit in andere Länder auswanderten, nahmen meist die Namen ihrer Väter mit dem Anhängsel *witsch* als Familien-Namen an; z. B. Markowitsch, Gregorowitsch, d. i. Markson, Gregorson u. s. f. Die serbischen Unterthanen der Türkei, welche sich in anderen Gegenden dieses Reiches niederliessen, folgten meist auch diesem Gebrauche. Wuk unterliess es, und erlangte daher seinen literarischen Ruf unter seinem Taufnamen Wuk. Als Familienvater und als österreichischer Bürger nannte er sich nach seinem Stamme Karadschitsch; wir kennen die Gründe nicht, aus welchen er diesen Namen dem Stephanowitsch vorzieht.

nommen haben. Er hätte ihm wahrscheinlich seine nächsten Landsleute entfremdet, welche überhaupt gegen alle seine Neuerungen, welcher Art sie auch immer waren, die heftigste Opposition machten; sie würde aber, nachdem diese nach Oesterreich zu ihrer Ausbildung gegangen waren, wohl nicht lange gewährt haben. War auch einige Besorgniss vorhanden, dass sich mit dem römischen Alphabet zugleich auch die römische Kirche wieder geltend machen könnte, so musste man auch andererseits bedenken, dass die Zeit von Roms Macht vorbei war und dass die türkische Oberherrschaft sie gegen solche Eingriffe zu schützen schien. Anstatt die künstliche Scheidewand zwischen den beiden Abtheilungen des serbisch-illyrischen Stammes noch zu befestigen, würde ein solcher Vorgang ihre jemalige Existenz vergessen gemacht haben, und Wuk hätte bei seinem grossen philosophisch-grammatikalischen Talente bald Einfluss genug auf die illyrisch-dalmatische Literatur gewonnen, um die Mängel ihrer Rechtschreibung verbessern und die Kroaten und Serben bewegen zu können, die rein aus Caprice herstammenden kleinen Unterschiede aufzugeben. Die vielen einzelnen isolirten Früchte illyrisch-serbischen Verstandes würden in ein grosses Ganzes eingewachsen sein, und wären so auch den Ausländern zugänglich geworden, welche, durch diese Menge von Schreibarten und Buchstaben-Varietäten verwirrt, den Muth verloren, in einen Bau tiefer einzudringen, in dem sie an jeder Thür solche Verwirrung fanden. Und in der That, sie mögen sich dem östlichen oder westlichen Stamm der Südslaven zuwenden, sie finden bei beiden eine völlige individuelle und provinzielle Anarchie; jedoch haben die Letzteren (die westlichen Südslaven) sich viel Mühe gegeben, diese Uebelstände zu verbessern.

Wuk veröffentlichte in Wien 1824 das Evangelium des heiligen Lukas als eine „Probe einer Uebersetzung des neuen Testaments ins Serbische". Wir können aber nicht angeben, welcher Theil dieser Uebersetzung in Leipzig von der englischen und ausländischen Bibelgesellschaft gedruckt wurde, der jetzt unter den Serbiern die Runde macht [1]).

1) Wir müssen hier einen Irrthum berichtigen, welchen Dr. *Henderson* in seinen biblischen Untersuchungen bezüglich des serbischen neuen Testaments begangen hat. Er sagt S. 263: „Eine Uebersetzung des neuen Testaments ins Serbische wurde in der That vor einigen Jahren gemacht, allein sie war nicht so gut, um die russische Bibelgesellschaft zu ihrer Drucklegung einzuladen,

Serbische Dichter neuerer Schule, auf deren Schriften das allgemeine Interesse, welches die Volks-Poesie erregt hat, und ohne

---

diese aber, von der Wichtigkeit des Gegenstandes innig durchdrungen, veranlasste eine neue Uebersetzung durch einen geborenen Serben, Athanasius Stoikovitsch, deren Druck im Jahre 1825 vollendet wurde, allein in Folge der Einstellung aller Thätigkeit der Gesellschaft fand die Verbreitung der Exemplare bis jetzt nicht statt". Dr. Henderson hat seine Nachrichten wahrscheinlich aus Petersburg und kann nicht umhin, ihnen Glauben zu schenken, weil er wahrscheinlich mit dem grossen Schisma, das, wie früher erwähnt, in der neuern serbischen Literatur herrscht, nicht bekannt ist. Unsern Quellen zufolge, denen wir einiges Vertrauen schenken können, rührte die Uebersetzung, deren Verdienst das Comité der russischen Bibelgesellschaft wenig geneigt war anzuerkennen, von Wuk Stephanovitsch her, der besser als irgend Jemand die Bedürfnisse des serbischen Volkes kannte und welcher der gelehrten Welt in dem früher erwähnten Evangelium Lukas eine Probe vorgelegt hatte, die den Beifall aller urtheilsberechtigten slavischen Gelehrten erhielt. Das Comité in Petersburg hingegen war wahrscheinlich aus Oppositions-Mitgliedern zusammengesetzt, da in der That die russischen Serben im Allgemeinen die Vertheidiger der gemischten slavisch-serbischen Sprache sind, in welcher ungefähr funfzig Jahre hindurch alle Bücher für Serben geschrieben worden waren und welche wir früher mit Schaffarik's Worten geschildert haben. Ihren Ideen über die serbische Sprache zufolge war schon der blose Gebrauch des Volksdialektes hinreichend, um über die Kompetenz des Uebersetzers Zweifel einzuflössen, und doch war ja diese Uebersetzung für die ungelehrte grosse Menge bestimmt. Sie veranlassten daher den Professor Stoikovitsch, den Verfasser mehrerer russischen und slavisch-serbischen Bücher und der über zwanzig Jahre in russischen Diensten war, eine neue Uebersetzung zu beginnen. Dieser Mann, welcher, so viel wir nach unserer persönlichen Bekanntschaft mit ihm urtheilen können, das Evangelium bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich zum ersten Male in seinem Leben mit einiger Aufmerksamkeit las, benutzte die verworfene Uebersetzung als Basis, übertrug sie, zufolge seiner Ansichten über die Würde der serbischen Sprache, in das übliche serbisch-slavisch-russische Kauderwelsch und erhielt von der Gesellschaft hierfür einen Preis. Wir wissen nicht, ob diese die später in Leipzig gedruckte und in Serbien durch die englische Bibel-Gesellschaft vertheilte Uebersetzung ist. Aus Privatbriefen wissen wir, dass diese Gesellschaft im Jahre 1827 dem Wuk Stephanovitsch 500 Pfund Sterling bot, wenn er genügende Zeugnisse für die Korrektheit seiner Uebersetzung beibringen könnte und man 1000 Abdrücke von ihr machen würde; sie bevollmächtigte ihren Korrespondenten in Konstantinopel, Herrn *Leeves*, die Angelegenheit mit Wuk abzuschliessen. Aus M. Kopitar's Bemerkung aber, dass die bei den katholischen Dalmatiern gebräuchliche Uebersetzung blos mit Cyrill'schen Buchstaben umgeschrieben zu werden brauchte, um für die östlichen Serbier brauchbar zu sein, schliessen wir, dass die jetzt vorhandene Uebersetzung nicht so ist, wie sie sein sollte, und dass eine korrekte noch immer ein Desiderium ist. Wuk Stephanovitsch scheint also den erwähnten Antrag nicht angenommen zu

Zweifel das eigene Bewusstsein ihrer Macht einen günstigen Einfluss gehabt hat, sind folgende: Lucian Mushitzky, Bischof von Karlstadt, ein Schriftsteller auf mannichfachem Gebiete, und der Verfasser von Oden und andern lyrischen Arbeiten, die alle von seinen Landsleuten sehr hochgeschätzt werden; Milovan Vidakovitsch, Mich. Vitkovitsch, J. Popovitsch, G. Kovatzevitsch u. a. f.

Allgemein bekannter ist Simeo Milutinovitsch, der Verfasser mehrerer kleiner Bände von Gedichten und eines grössern epischen Gedichts *Serbianka*, welches den serbischen Krieg von 1812 beschreibt. Im J. 1837 veröffentlichte er ein historisches Werk über Serbien in den Jahren 1813—15. Die beiden letzteren Bücher sind werthvoll, da er selbst Augenzeuge vieler der beschriebenen Begebenheiten war. Er bekleidete die Stelle eines Sekretärs bei Georg Czerny, welcher weder lesen noch schreiben konnte, und war später beim Fürsten Milosch angestellt [1]).

Zwei interessante Sammlungen von Volks-Poesien der Einwohner von Montenegro und der Herzegowina wurden im Laufe weniger Jahre von Tshubar Tshoikovitsch veröffentlicht; die eine wurde von J. Milowuk herausgegeben, der selbst ein neuerer serbischer Schriftsteller von rühmlicher Thätigkeit ist, die andere vom Sammler selbst [2]).

Zuletzt, obgleich nicht einer der Letzten, ist der gegenwärtige Vladika oder Bischof von Montenegro als ein neuerer serbischer Dichter zu erwähnen. Die halb kriegerische, halb patriarchalische Verfassung dieses kleinen Berglandes ist eine wahre Anomalie im System der europäischen Regierungen im Allgemeinen. Sie bilden eine grosse Gemeinde von ungefähr 20,000 Familien, welche in den Thälern zerstreut sind, die sich in den dunkeln Berg-Gruppen zwischen Cattaro, der Herzegowina, Bosnien und Albanien finden, auf einem Flächenraum von ungefähr 80 oder 90 geographischen Quadratmeilen. Bis auf unsere Tage blieben sie von ihren beiden grossen Nachbarn, sowohl den Oesterreichern, als den Türken, voll-

---

haben. Man sehe Kopitar's Brief an den Herausgeber des *Bibl. Repos.* Band III. 1833. S. 186.

1) Die *Serbianka* von Milutinovitsch wurde zu Leipzig 1826 veröffentlicht; seine Geschichte ebendaselbst 1837.

2) *Pjevanja Tzernogorska i Herzegovatzka etc. izdana Jasifom Milovukom*, Ofen 1833. — *Pjevanja Tzernogorska i Herzegovatzka sabrana i izdana Tshubrom Tshoikovitschem etc.*, Leipzig 1839.

kommen unabhängig. Blos den Kaiser von Russland sehen sie als eine Art von obersten Schutzherrn an, jedoch mehr als Haupt der slavisch-griechischen Kirche, denn als mächtigen Herrscher. Sie stehen unter dem Regimente eines Vladika oder Bischofs, welcher nicht nur ihr geistliches Oberhaupt, sondern auch ihr oberster Richter und Gesetzgeber ist, sowie auch (seit 1832) ihre einzige Executiv-Behörde. Bis zu dieser Zeit wählten sie gewöhnlich einen Statthalter. Allein als dieser sich zu viel Macht herausnahm, um so mehr, als die Stelle in der Familie Radonich gewissermassen erblich geworden war, schafften sie diese Würde ab und übertrugen die betreffenden Geschäfte dem Bischof.

Obgleich die Würde eines Vladika früherhin blos durch Wahl besetzt wurde, wurde sie doch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts durch den Einfluss des Vladika Daniel Petrovitsch von Niegosh in dessen Familie erblich, und seither wurde immer ein Glied aus ihr vom russischen Kaiser bestätigt. Da die griechischen Bischöfe zu den Klostergeistlichen gehören, die nicht heirathen dürfen, während die Weltgeistlichen sogar *genöthigt* sind, es zu thun, geht die Nachfolge immer auf eine Seitenlinie über. Der jetzige Vladika, Peter Petrovitsch Niegosh, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergrösse, schönen Zügen, bedeutendem Talente und einem sehr achtungswerthen Charakter, wurde theilweise in Russland erzogen. Als sein Vorgänger starb, ein gewaltiger Mann, der 53 Jahre regiert hatte, während welcher Zeit er seine Unterthanen zu vielen blutigen Kämpfen führte und der vom gegenwärtigen Bischof heilig gesprochen ward, — wurde eben der Letztere vom Kaiser Nikolaus bestätigt. Da er damals aber erst funfzehn Jahre alt war, wurde Montenegro unterdess von einer Art von Vormund regiert und der Vladika trat erst nach vollendetem achtzehnten Jahre seine Würde an. Die Weisheit, die Energie, die Konsequenz in seinen Reformen, welche er seit dieser Zeit an den Tag legte, lassen, in Verbindung mit seiner Jugend, ihn als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten unserer Zeit erscheinen. Sein Hauptziel dünkt uns dies zu sein, Montenegro zu einem Gliede der grossen europäischen Staatenfamilie zu machen, ohne dabei etwas von seiner Freiheit und Unabhängigkeit opfern zu müssen, und die Ausdauer, mit welcher er dies sein Ziel schrittweise, aber immer weiter und weiter verfolgt, obschon er auf jedem Schritte mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, verdient Aller Lob und Bewunderung.

Das erste Faktum, welches die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Europa auf diesen entfernten Winkel zog, war ein Besuch des gegenwärtigen Königs von Sachsen, der 1838 eine botanische Exkursion in diese „schwarzen Gebirge" machte [1]). Seit dieser Zeit war auch der berühmte ägyptische Gelehrte Wilkinson dort, und dieses Land ist nun den reisenden Künstlern nicht mehr verschlossen. Der Vladika hat die Manieren eines Mannes von Welt; man sagt, er spräche Französisch und verstehe Deutsch, Italienisch und natürlich auch Russisch; dass er für einen der besten Reiter seines Landes gelte, können wir an einem Bischof eben nicht für sehr wichtig halten, allein er studirt auch die Klassiker und übersetzte die Iliade zu seinem eigenen Vergnügen. Seine serbischen Gedichte scheinen meist nur bei besonderen Gelegenheiten geschrieben zu sein. Er dichtete eine Ode an den König von Sachsen bei dessen Rückkunft nach Dresden, welche unglücklicher Weise aber nicht Ein Mensch am ganzen Hofe verstand. Der Verfasser des vorliegenden Buches, der damals so glücklich war, im „deutschen Athen" sich aufzuhalten, wurde um die Uebersetzung angegangen [2]).

Alle im Geiste der Zeit erzogenen serbischen Schriftsteller ahmen auch die neuere Literatur der anderen, mehr vorgeschrittenen Nationen, besonders jene der Deutschen nach. Milutinovitsch hat sogar einen Anstrich von ihrer Philosophie. Man findet auch daher wohl nicht Mangel an Talent, aber an Nationalität bei diesen Schriftstellern; nichts von jener wundervollen Vermischung des Ostens und Westens, jener Gebirgs-Wildheit und christlichen Liebe, jener Barbarei und Civilisation, keine Spur jenes interessanten Gemisches von Asien und Europa, welches wir berechtigt sind, in der *serbischen* Poesie zu erwarten, die da an der Schwelle zwischen dem Islam und dem Christenthum steht. Keines von den

1) *Montenegro*, eigentlich *Montenero*, ist die italienische Uebersetzung von *Tzernagora*, schwarze Berge, ein Name, den man diesem Gebirgszuge wegen der dunkeln Farbe seiner Felsen und Wälder gegeben hat.

2) Ein Weiteres über den Vladika und über Montenegro im Allgemeinen sehe man in dem neuen Werke von J. G. Wilkinson: *Dalmatia and Montenegro*, 2 Bde., London 1848. Auch einen Artikel in dem *British* und *Foreign Review*, Juli 1840, vom Grafen Krasinsky. Eine vollständige und sehr interessante Schilderung des Landes und Volkes findet man in dem kleinen Werke von Wuk Stephanovitsch Karadschitsch: *Montenegro* und die *Montenegriner*. 8. Stuttgart und Tub. 1837, veröffentlicht in *Cotta's* „Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuern Zeit".

Produkten dieser „wohlerzogenen" Männer kann mit den Ergüssen jenes alten blinden Mannes und seiner Bauern-Frauen und Mädchen verglichen werden, wenigstens was Volks-Poesie betrifft.

Wuk's Grammatik, welche in Wien 1818 vor seinem Wörterbuche gedruckt worden war, wurde seitdem den andern europäischen Nationen durch Grimm's Uebersetzung zugänglich gemacht. Eine andere serbische Grammatik wurde in deutscher Sprache von Schaffarik veröffentlicht. Wuk's scharfsinnige alphabetische Reform und Orthographie wurde leider nicht allgemein angenommen, und das russische Alphabet ist theilweise noch in Gebrauch, mit einer Menge von Buchstaben, die für die serbische Sprache überflüssig sind, welche nicht jene Laute besitzt, zu deren Bezeichnung sie dienen sollen.

Die politischen Bewegungen in Serbien im Verlauf der letzten zwölf Jahre waren für die Entwickelung seiner noch sehr jugendlichen Literatur sehr schädlich. Während sie unter der energischen Verwaltung des Fürsten Milosch schöne Fortschritte machte, erstickte das seit seiner Abdankung herrschende Geschrei des Krieges und des Aufruhrs die Stimme der jungen Muse. Zuletzt wurden die Nachrichten von diesem Lande so selten, dass wir in der That jetzt nicht in der Lage sind, ein Bild vom gegenwärtigen Zustande der Dinge geben zu können.

2. *Die Literatur der Dalmatier oder der illyrischen Serbier römisch-katholischen Bekenntnisses.*

a) Die glagolitische Literatur.

Nicht ohne Zögern wagen wir uns in ein Gebiet, auf dem jeder Schritt durch tiefes, gänzliches Dunkel führt. Wir meinen die Zeit der Einführung des glagolitischen Alphabets, dessen hohes Alterthum übrigens, obschon dieses sowohl durch zahlreiche Sagen und Legenden, als durch sein ehrwürdiges, fast hieroglyphisches Aussehen sehr wahrscheinlich gemacht wird, Kopitar's neuere Untersuchungen und Entdeckungen als minder gewiss hinstellten, ohne gerade mehr Licht über seinen Ursprung zu verbreiten.

Das Christenthum wurde in Dalmatien zuerst durch römische Priester eingeführt, daher auch die lateinische Sprache bei religiösen Funktionen im Gebrauche war. Sobald aber das Volk mit der Liturgie von Methodius und ihrer ihnen verständlichen Sprache bekannt wurde, fand diese Reform einen so allgemeinen und innigen

Beifall, dass alle strengen Dekrete der Synoden, sowie des heiligen römischen Stuhles selbst, die Fortschritte ihrer Verbreitung nicht hemmen konnten.

Als 150 Jahre später Methodius feierlich vom Pabste Nikolaus II. für einen Ketzer erklärt und die römische Messe wieder eingeführt wurde, war die Liebe zur Muttersprache zu tief eingewurzelt, um so mit einem Male ausgerottet werden zu können. Seit dieser Zeit blieb das altslavische Idiom mit des Pabstes, freilich mit Widerstreben, gegebener Erlaubniss, die Sprache des Gottesdienstes. Es scheint jedoch, dass das Alphabet, welches ihre Priester in der Schrift ihrer kirchlichen Dokumente anwendeten, nicht ein und dasselbe mit dem von anderen Slaven der morgenländischen Kirche gebrauchten ist, sondern von etwas verschiedener Art, und ganz offenbar, mit Ausnahme einiger Buchstaben, *nicht* vom Griechischen hergenommen. Es wurde das *glagolitische* genannt.

Glagol bedeutet im Altslavischen das *Wort*, oder vielmehr das *Zeitwort*; der Grund der Anwendung aber dieses Wortes auf die illyrischen Serbier der katholischen Kirche *(glagolitae)* und auf die Sprache ihrer heiligen Schriften *(glagolisch* oder *glagolitisch)* ist nicht sicher ermittelt, denn alles, von slavischen Gelehrten hierüber Vorgebrachte ist reine Hypothese. Das älteste, bis zum Jahre 1830 bekannte Manuskript, in welchem sich diese Buchstaben finden, ist ein Psalter vom Jahre 1220. Dieser Psalter wurde von der Sage dem heiligen Hieronymus selbst zugeschrieben, welcher auch gewöhnlich als der Erfinder des slavischen, d. i. des *glagolitischen* Alphabets angeführt wird. Einer dalmatischen Volks-Legende zufolge übersetzte sein Vater, ein geborner Illyrier, die ganze Bibel ins Slavische; es ist aber als ganz sicher nachgewiesen worden, dass er wohl, wie man gut weiss, die alte lateinische Uebersetzung der Bibel verbesserte, jedoch nicht eine Zeile Slavisch schrieb.

Das Geheimniss, in welches der Ursprung des Glagolitischen gehüllt war, und es noch ist, veranlasste die schon früher einmal erwähnte seltsame Hypothese (s. S. 31). Die Entdeckung einiger sehr alten glagolitischen Manuskripte, besonders eins, welches als älter als das Koncilium von Spalatro [1]) nachgewiesen werden konnte, machte diese Hypothese zu nichte, ohne jedoch über seine Erfindung und Einführung nähere Aufklärung zu verschaffen.

---

1) Kopitar. *Glagolita Clozianus.* Wien 1836.

Ein anderes glagolitisches Manuskript von einigem Interesse muss hier erwähnt werden. Es war allgemein bekannt, dass die Könige von Frankreich bei ihrer Krönung zu Rheims den Eid auf ein grosses Buch leisteten, welches der *Texte du Sacre* genannt wurde, in Gold und Edelsteinen gebunden war und die Evangelien in irgend einer unbekannten Sprache geschrieben enthielt. Als 1717 der Czar Peter I. Rheims besuchte, wurde ihm unter anderen Kuriositäten auch dieses Buch gezeigt; da rief er sogleich aus: „das ist mein eigenes Slavonisch". Diese Meinung wurde bald unter den slavischen Gelehrten verbreitet. Allein das kostbare Manuskript hatte zwei Kolumnen, und war in zwei Sprachen geschrieben. Welches Idiom war nun das zweite? Die Franzosen, sagt man, hielten es für griechisch; wahrscheinlicher für koptisch. Als man 1789 einen gelehrten englischen Reisenden, Thomas Ford Hill, in der kaiserl. Bibliothek zu Wien einige glagolitische Manuskripte zeigte, erklärte er augenblicklich, dies sei die mysteriöse Schrift des Rheimser Manuskriptes. Bevor jedoch noch die Wiener Gelehrten Dobner und Alter, die damals in slavischen Sprachangelegenheiten die Ersten waren, die Sache weiter untersuchen konnten, brach die Revolution aus und das kostbare Dokument verschwand. Man hatte auch keine Spur von ihm, und ein halbes Jahrhundert hindurch bedauerten die patriotischen slavischen Gelehrten den Verlust eines Manuskriptes von höchstem Alter. Man vermuthete, dass es gleich Anfangs nach Frankreich von irgend einer slavischen Prinzessin gebracht worden sei, so z. B. durch eine Prinzessin von Kiew, die von Heinrich I., dem Sohn von Hugo Kapet, des Königs von Frankreich, zu Anfang des elften Jahrhunderts heimgeführt wurde. Sylvester von Sacy machte auf diesen Gegenstand eine Anspielung, und seine Darstellung gab einige Hoffnung, die kostbare Reliquie noch erhalten zu finden. Kopitar suchte in Italien und Paris nach, aber vergebens. Zuletzt wurde es in Rheims von dem früher schon erwähnten russischen Gelehrten Stroyeff wiedergefunden, welcher aber, unbekannt mit der glagolitischen Schrift, wenig Gewicht auf diesen Fund legte. Das Buch war seiner kostbaren Hüllen entledigt und konnte daher unter der Regierung Napoleons leichter wiedererlangt werden, denn dieser bemühte sich, so gut er konnte, die Räubereien der Revolution wieder gut zu machen, obgleich er selbst Paris mit dem Raube anderer Nationen füllte.

Die Bibliothek zu Rheims liess, um auf die beste Art den vielen Anfragen und Forschungen der slavischen Gelehrten zu genügen, ein *fac simile* von ihm machen und vertraute es zuletzt der Obsorge des gelehrten Kopitar. Es wurde nun entdeckt, dass dies lang vermisste und betrauerte Dokument zwei unzusammenhängende Stücke der Evangelien enthielt; eines in Cyrill'schen und das andere, beträchtlich längere, in glagolitischen Buchstaben, beide mit ausgezeichneter kalligraphischer Feder ausgeführt. Der glagolitische Theil trug das Datum 1395. Es war in Prag geschrieben und vom Kaiser Karl IV. dem Abte von Emaus geschenkt worden, mit der Bedingung, dass diese *Evangelien* bei der Messe gesungen werden sollten; auch war die Bemerkung beigefügt, dass der Cyrill'sche Theil vom heil. Prokop mit eigener Hand geschrieben sei. Prokop war einer der Schutzheiligen Böhmens und starb im Jahre 1053. Wie dieses werthvolle Manuskript später nach Frankreich kam, ist noch unerklärt. In Rheims wusste man nichts weiter, als dass es von dem Kardinal von Lorraine im Jahre 1554 hierher gebracht worden war. Ein Gerücht schrieb dem Cyrill'schen Theil griechischen Ursprung zu, der glagolitische Theil wurde allgemein als eine Reliquie aus des heil. Hieronymus eigener Bibliothek angesehen. Dieser vermuthete nahe Zusammenhang mit zwei Heiligen erklärt die Ehrfurcht, mit welcher dieses Buch in Frankreich behandelt wurde [1]). Eine sehr splendide Ausgabe dieses Werkes wurde, durch die Gönnerschaft des Kaisers von Russland, von Kopitar vorbereitet, und erschien 1843 in Paris [2]).

Obschon der Gebrauch der slavischen Sprache gewissermassen vom Pabste sanktionirt war, zog doch die dalmatische Geistlichkeit das Lateinische für ihre theologischen Schriften vor. Die glagolitische Literatur war daher fast ausschliesslich auf Abschriften der Produkte ihrer Cyrill'schen Brüder beschränkt. Die glagolitischen Buchstaben hatten jedoch, bezüglich des Druckes der Bücher, den Vorrang vor dem Cyrill'schen Alphabet. Das erste gedruckte glagolitische Messbuch ist vom Jahre 1483, während das früheste in

1) Bei einem noch älteren glagolitischen Manuskripte, das man zu Trient entdeckte, fand man folgende, von einem seiner frühern vornehmen Besitzer geschriebene Note: „Dieses puech hat Sant Jeronimuse mit aigner Hant geschriben in krobatischer Sprach".

2) Eine schöne Kopie dieses prachtvollen Werkes ist bei dem Verleger des englischen Originals dieser Uebersetzung zu haben.

Cyrill'schen Buchstaben gedruckte Buch nicht älter als von **1491** ist. Im 16. Jahrhundert wurden Bücher mit glagolitischen Buchstaben in Zengh (*Segna*), Fiume, Venedig und Tübingen gedruckt. Im Jahre **1621** schenkte der Kaiser Ferdinand II. der Propaganda eine Sammlung glagolitischer Typen, die er von Venedig erhalten hatte. Seitdem wurden mehrere verbesserte Breviere und Messbücher in Rom gedruckt. Heut zu Tage hat nur diese Stadt allein noch eine glagolitische Druckerei. Auf den dalmatischen Inseln wurden gerade kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunst noch Bücher handschriftlich kopirt.

Unter der dalmatischen Geistlichkeit hatten nur Wenige ein wirkliches Interesse für ihre Sprache und für Wissenschaft im Allgemeinen. Raph. Levakovitsch verbesserte **1648** das Brevier bezüglich der Sprache; der Erzbischof Vincenz Zmajevitsch († **1771**), ein grosser Beschützer der einheimischen Literatur, gründete hundert Jahre später ein theologisches Seminar in Zara. Matthias Karaman unternahm bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des Messbuches durch die Propaganda im Jahre **1741** eine gänzliche Revision und Umarbeitung desselben. Die Propaganda gründete auch eine slavische Professur im *Collegio Urbano*, und beschloss die Veranstaltung einer neuen Uebersetzung der ganzen Bibel auf Kosten der Gesellschaft, welche jedoch nicht veröffentlicht wurde. Die Bestrebungen des Priesters Rosa gehören mehr in die Geschichte der weltlichen dalmatischen Literatur.

b) Die weltliche Literatur.

Es ist nicht gewiss, zu welcher Zeit oder durch wen die lateinischen Buchstaben zuerst in der serbischen Sprache angewendet wurden. Die frühesten Lehrer des westlichen Theiles dieses Volkes waren römische Priester, die sich daher ihrer eigenen Buchstaben, beim Schreiben auch slavischer Wörter, bedienten. Das lateinische Alphabet kam daher ohne alle besondere Umstände lange vor Einführung der glagolitischen Buchstaben in Gebrauch. Diese letzteren, mit ihrer plumpen, hieroglyphenähnlichen Gestalt, waren eben nicht sehr geeignet, die lateinischen Formen zu verdrängen. Blos das Beispiel der Polen und Böhmen konnte die ersten dalmatischen Schriftsteller ermuthigen, denselben Weg zu gehen, obschon jede dieser Nationen eine verschiedene Aussprache derselben Buchstaben hat. Die Rechtschreibung der Dalmatier blieb aber noch

lange Zeit völlig ungeregelt und ist es zum Theil noch. Eine noch grössere Schwierigkeit geht aus der absurden Gewohnheit der Slavonier und Kroaten hervor, obschon sie dieselbe Sprache sprechen und schreiben, doch jede mit einer andern Buchstaben-Kombination zu schreiben und zu drucken. Dieser Umstand beschränkt die Zugänglichkeit ihrer einheimischen Schriften auf die wenigen Leser ihrer kleinen Landstriche, während der Rest ihrer Landsleute sie kaum versteht. Diese Trennung nöthigt aber auch uns, getrennt die Literatur der eigentlichen Dalmatier und jene der katholischen Slavonier zu besprechen.

Literatur des eigentlichen Dalmatien.

Die Nachbarschaft der Italiener übte schon in sehr früher Zeit einen glücklichen Einfluss auf die Literatur der Dalmatier. Die kleine Republik Ragusa war während des 14. und 15. Jahrhunderts auf dem Zenith ihres Glanzes. Berühmte Italiener lehrten in ihren Schulen, und die verfolgten Griechen Laskaris, Demetrius Chalkondylas, Emanuel Marulus und mehrere andere, in ganz Europa durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Männer, fanden in ihren Mauern ein Asyl. So wurde die vornehme Jugend von Ragusa mit den Schätzen der Klassiker und des italienischen Mittelalters vertraut, bis endlich, beim Beginn des 16. Jahrhunderts, die Poesie eine nationale Färbung gewann. Der italienische Einfluss blieb jedoch noch immer sehr ersichtlich. Blasius Darxich, Sigmund Menze, Mauro Vetranich und Stephan Gozze († 1576) werden als die frühesten dalmatischen Dichter angeführt. Der Letztere schrieb ein komisches Epos, die *Dervishiade*, welches grossen Beifall gewann. Ein ähnliches Gedicht ist *Jegyupka*, der Zigeuner, von Andreas Gudromavich, gedruckt in Venedig 1559. Dominik Zlatarich († 1608) übersetzte den Tasso und die Elektra von Sophokles und war selbst lyrischer Dichter.

Die Geschichte dieser Periode gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hin berichtet auch den Namen einer Frau, Svietana Zuzerich, als einer illyrischen Dichterin, als italienische Dichterin auch Floria Zuzzeri genannt, denn sie schrieb in beiden Sprachen mit Erfolg. Mehrere andere Frauen folgten diesem Beispiele, so Lukrezia Bogashinovich, Katharina Pozzo di Sorgo u. s. f.

Im 16. und 17. Jahrhundert erfreute sich Ragusa des Friedens und jenes Zustandes von gehäbiger Wohlfahrt, welche den erhabe-

nen Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft so günstig sind. Das erste slavische Theater wurde hier gegründet, und die dramatische Kunst wurde so hoch in Ehren gehalten, dass selbst Edelleute öffentlich spielten, wie man von Junius Palmota berichtet, der 1657 starb. Den edeln Namen Palmota oder Palmotich, Gondola oder Gondolich, denn sie kommen abwechselnd in slavischer und italienischer Form vor, begegnet man häufig in der Literatur von Ragusa. Junius Palmota schrieb Tragödien und wählte seine Stoffe vorzüglich aus der slavischen Geschichte. Seine geschätzteste Arbeit aber ist eine slavische Uebersetzung eines grossen lateinischen Epos über Christus, von M. H. Vita, welches man als eine Art von Vorläufer der Messiade Klopstock's betrachten kann. Johann Gondola, ein vor ihm lebender dramatischer Schriftsteller, übersetzte Tasso's befreites Jerusalem und hinterliess viele lyrische Gedichte.

Im Jahre 1667 zerstörte ein fürchterliches Erdbeben in wenigen Augenblicken das Glück und die Wohlfahrt dieses kleinen Staates für Jahrhunderte. Es war, als ob der Genius der Ragusaer Literatur unter den Ruinen verschüttet worden wäre. Von dieser Zeit an finden wir alles auf Literatur Bezügliche in reissendem Verfall. Die Katastrophe selbst aber lieferte den Poeten einen neuen Stoff. In demselben Jahre noch veröffentlichte *Bonus* ein Gedicht unter dem Titel: Die Stadt Ragusa an ihre Regenten; Jacob Palmota († 1680) schrieb ein elegisches Gedicht: Das erneuerte Ragusa. Die interessanteste Arbeit dieser Periode aber ist eine Sammlung von Volksliedern, welche der Franziskaner-Mönch And. Cacich Miossich herausgab (*Razgovar ugodni naroda slavinskoga*, Venedig 1759. 1811 erschien eine neue Auflage). Dieses Buch, obschon es mit wenig kritischem Geschmack zusammengestellt und durch viele Unterschiebungen entstellt ist, konnte demohngeachtet der literarischen Welt einen Vorgeschmack von jenen Schätzen geben, welche funfzig Jahre später hier entdeckt wurden.

Während die slavische Poesie so viele Anhänger und Jünger unter den Dalmatinern fand, schrieben, ein bemerkenswerthes Faktum, alle ihre Geschichtsforscher in lateinischer oder italienischer Sprache. Sie haben wohl eine sehr alte, vom Jahre 1161 datirende Chronik, die in slavischer Sprache von einem ungenannten Priester von Dioklea geschrieben und auch von ihm selbst ins Lateinische übersetzt ist: allein in der Blüthezeit der dalmatischen Literatur überwog der Ehrgeiz nach einem allgemeineren Rufe, als slavisch geschrie-

bene Werke verschaffen konnten, die Liebe zur Landessprache. Die Namen N. Ragnini, Franz Gondola, Razzi und Kaboga sind hier zu erwähnen. Die Landessprache fand hingegen mehrere Anhänger unter der Geistlichkeit. Sie wurde für einige theologische Werke dem Altslavischen vorgezogen, und statt der glagolitischen Typen wurden späterhin die lateinischen Buchstaben gewählt. Eine altslavische Uebersetzung der Evangelien und Episteln von Bernardin von Spalatro wurde mit lateinischen Lettern zu Venedig (1495) gedruckt. Ebendaselbst erschien (1613) Bandulovich's Uebersetzung derselben heiligen Bücher in der Landessprache. Ein Jesuit, Barth. Kassio, übersetzte (1640) das alte und neue Testament, allein der Druck dieser Uebersetzung wurde von den Bischöfen verboten. Anton Cacich schrieb ein Buch über Moral-Theologie in der gewöhnlichen Landessprache, und mehrere höhere Geistliche veröffentlichten Religionslehren zum Unterrichte in derselben Sprache. Die auf die Katastrophe von Ragusa folgende Periode war an theologischen oder vielmehr religiösen Arbeiten reich. Die Schriften des Archidiakonus Albertus, jene von Gucetich und Andern enthalten Abhandlungen über geistige Erbauung, gottesfürchtige Uebungen u. s. f. Bianko-vitsch, Bischof von Makarska, schrieb eine Abhandlung über die Christenlehre, Venedig 1709, im gewöhnlichen dalmatischen Dialekte. Den glühendsten Vertreter fand dieser Dialekt an einem Priester, Stephan Rosa, welcher sich selbst viel darauf zu Gute that, das alte Kirchen-Slavonisch durch die dalmatisch-serbische Sprache gänzlich verdrängt zu haben. Er machte eine vollständige Uebersetzung der ganzen Bibel und sandte sie an den Pabst mit der Bitte, sie möge unter seinem hohen Schutze gedruckt und statt der Cyrill'schen Bibel eingeführt werden. Zugleich schlug er vor, die Messe im dalmatischen Dialekte zu lesen, indem er besonders den Umstand dringend anführte, dass die Cyrill'sche Sprache der griechischen Kirche angehöre und daher ihr Gebrauch in heiligen Dingen eine Art von griechischer Ketzerei wäre. Der Pabst berief eine Kommission zur Prüfung der neuen Uebersetzung; das Resultat war, wie man leicht erwarten konnte, die Verwerfung eines Vorschlages, der so sehr nach Protestantismus roch. Seit der Zeit dieser Entscheidung (1754) geschah nichts, die katholischen Einwohner Dalmatiens, Bosniens und Slavoniens mit einer Bibelübersetzung zu versehen, bis endlich eine neue Uebersetzung, die erste, welche bezüglich der Sprache befriedigte, verfasst von dem Franziskaner-Mönch und Professor Ka-

tancsich, angenommen und 1832 eingeführt wurde. Das Verdienst, ihren Druck und ihre Veröffentlichung ermöglicht zu haben, gebührt dem letztverstorbenen Primas von Ungarn, dem Kardinal Rudnay [1]).

Die Nachtheile eines solchen anarchischen Zustandes der Rechtschreibung und theilweise auch der Sprachlehre wurden sehr bald gefühlt; es scheint aber, dass die dalmatischen Schriftsteller in dieser Beziehung mehr Fleiss und Eifer, als glückliche Erfolge hatten. Der früher erwähnte Barth. Kassio, und nach ihm ein anderer Jesuit, J. Mikalia, bemühten sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Orthographie zu regeln und sie in bestimmte Gesetze zu bringen. Ardelio della Bella, ein Mitglied desselben Ordens, veröffentlichte 1728 ein Wörterbuch und eine Sprachlehre, in welchen er den von seinen Vorgängern eingeschlagenen Weg verliess, ohne einen bessern zu finden. Jos. Voltiggi bemühte sich, ein drittes System der Aussprache und Rechtschreibung einzuführen; sein Wörterbuch und seine Sprachlehre erschienen 1803. Einige Jahre später veröffentlichte Appendini eine nützliche Grammatik; auch erschien das grosse Wörterbuch von J. Stulli, ein Werk von bedeutendem Verdienste und weit über allen früheren Werken derselben Art stehend [2]).

Alle diese verschiedenen Systeme und Regeln der Orthographie aber, welche in diesen Werken vorgelegt wurden, hatten unglücklicher Weise keinen dauernden Erfolg. Die Dalmatier, die Slavonier, die Kroaten und die Serbier in Ungarn, obschon sie lateinische Buchstaben gebrauchten, fuhren alle fort, nach ihrer gewohnten Weise zu schreiben. Sie thaten das, bis vor etwa zwölf Jahren neue Versuche gemacht wurden, alle die verschiedenen Zweige der illyrischen Serbier, und wo möglich auch die Serbier der griechischen Kirche, zum Gebrauche eines gemeinschaftlichen orthographischen Systems zu

---

1) Den Brief von Kopitar an den Herausgeber siehe *Bibl. Repos.* 1833, S. 136.

2) F. Verantii „*Dictionarium quinque nobiliss. Eur. Ling. Lat. Ital. Germ. Dalm. et Ung.*", Venedig 1595. — Mikalia *Thesaurus linguae Illyricae* u. s. f., Ankona 1651. — Della Bella *Dizionario It. Lat. Illyr.*, Venedig 1728; spätere Ausgabe, Ragusa 1785. — Voltiggi *Ricsoslovnik illyricskoga, ital. i nimacsk.*, Wien 1803. — Stulli *Lexicon Lat. Ital. Illyr. etc.*, Ofen und Ragusa 1801—10, 6 Bände. Den vier letzten Werken sind auch immer Sprachlehren vorausgeschickt. Andere dalmatische Grammatiken sind: Cassii „*Institutiones linguae Illyricae*", Rom 1604. — Appendini „Grammatik der illyrischen Sprache", Ragusa 1808. — Starchsevich *Nuova Gramm. Illyrica*", Triest 1812. — Babukich „Illyrische Grammatik", Wien 1839.

vereinigen. Wir haben früher der in der Büchersprache herrschenden Anarchie erwähnt, welche einige Jahre zuvor die beiden Serbier Davidovitsch und Wuk Stephanovitsch bei ihren Cyrill'schen Brüdern fanden, sowie der Anstrengungen dieser beiden Männer, den reinen Volksdialekt (nämlich die Sprache der Dalmatier) zur Schriftsprache des ganzen Stammes zu machen, so wie auch Wuk's Bemühungen, ein neues alphabetisches System einzuführen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Bemühungen, das Interesse, das sie erregten, und, mehr als alles das, das Lob einiger mit ihnen befreundeten ausgezeichneten Gelehrten, die Eifersucht und den Ehrgeiz der illyrischen Serbier rege machten. Sie waren durchaus nicht bereit, den Namen *Illyrier* für jenen der *Serbier* aufzugeben; sie sahen wohl ein, dass sie nur ein Theil eines grossen Ganzen seien, aber sie wünschten der *vorzüglichste* Theil desselben zu sein. In der Absicht nun, es zu werden, machten sie sich die Vereinigung aller zur Aufgabe. Ein Mann von ungewöhnlicher Energie und Kenntniss, Dr. Ludwig Gaj in Agram, der Herausgeber einer kroatischen Zeitschrift, unterzog sich dieser Aufgabe. Er arbeitete ein neues orthographisches System für alle illyrisch-serbischen Dialekte aus, welches das böhmische zum Muster hatte und grossen Beifall bei allen böhmischen Gelehrten erhielt. Er errichtete selbst eine Buchdruckerei, um seinen Plan ganz ausführen zu können. Zugleich vergrösserte er sein Journal, welches nun den Namen: „Die illyrische National-Zeitung" erhielt, und suchte Gönner von Namen und Einfluss als Beistand zu gewinnen. Schaffarik erklärte sich entschieden zu seinen Gunsten. In wie weit sein Vorhaben glückte und ob es überhaupt den wenigen illyrisch-serbischen Schriftstellern gelang, das schwankende Schiff ihrer jungen Literatur durch die jüngst verflossenen stürmischen Zeiten durchzubringen, vermögen wir nicht anzugeben. Wir wollen nur bemerken, dass wir dem Unions-System des Dr. Gaj den besten Erfolg gönnen, und dass wir uns schon früher darüber geäussert haben, wie wünschenswerth eine solche Vereinigung in jeder Beziehung wäre.

Literatur der katholischen Slavonier.

Die Slavonier der griechischen Kirche bedienen sich der Cyrill'schen Lettern, daher gehören auch ihre Schriften zu dieser Abtheilung der serbischen Literatur. Wir haben schon früher angegeben, dass die katholischen Slavonier weder in Schrift noch Umgang sich

eines andern Dialekts bedienen, aber ihre Schreibart, die eigenthümliche Kombinationsweise, mit welcher sie die Laute derselben Sprache ausdrücken, trennt sie von den dalmatischen Serbiern. Ein näheres Eingehen auf diese Modifikationen würde unsere Leser nur wenig interessiren.

Das Licht der Reformation gelangte bald nach Slavonien und veranlasste eine Art von freilich beschränkter, theologischer oder kirchlicher National-Literatur. Allein die katholische Geistlichkeit brachte es bald dahin, sie zu unterdrücken, und in gleichem Masse gelang es auch der lateinischen Sprache, die Oberhand über die Volkssprache zu gewinnen. In neuerer Zeit zogen fast alle katholischen slavonischen Schriftsteller das Lateinische vor, daher die Literatur auch fast ausschliesslich auf Werke für Religionsunterricht, Katechismen, Gebetbücher u. s. f. beschränkt ist. Uebrigens blieb ihre Sprache, obschon sie in praktischer Beziehung hintangesetzt wurde, nichts desto weniger Gegenstand der Forschung für ihre gründlichsten Gelehrten. So sind z. B. die meisten lateinischen Werke des Prof. Katancsich slavischer Philologie gewidmet. Die früher erwähnte Uebersetzung der Bibel wurde von einigen gelehrten Männern verfasst [1]).

Zweite Abtheilung.

Sprache und Literatur der Kroaten.

Schaffarik führt in seiner Geschichte der slavischen Sprache und Literatur die Kroaten als einen eigenen Zweig des grossen östlichen Slaven-Stammes an. Spätere Untersucher haben sie jedoch, bis auf gewisse Grenzen hin, mit den andern südlichen Slaven oder den illyrischen Serbiern zusammengethan, da sie mit diesen fast dieselbe Sprache gemein haben. Die neueren politischen Ereignisse und ihre Kämpfe gegen die Ungarn haben die Kroaten in unseren Tagen zum Gegenstande des Interesses und der Neugierde gemacht. Es herrscht aber eine solche Verwirrung in der frühern Geschichte dieser Nation, ein solcher Wechsel von Namen, Bündnissen und

1) Wörterbücher und Sprachlehren dieses Dialekts sind: Relcovich's „Deutsch-illyrisches und illyr.-deutsches Wörterbuch", Wien 1796. — Von demselben: „Neue slavonisch-deutsche Grammatik", Agram 1767; Wien 1774; Ofen 1789. — Lanossovich's „Einleitung zur slav. Sprache", mehrere Auflagen von 1778—1795. — Berlich, „illyrische Grammatik", Ofen 1840.

Verfassungen, endlich ein solcher Widerspruch zwischen den Berichten älterer Schriftsteller und der Erfahrung neuerer Zeit, dass eine lange historische Exposition nöthig wäre, um unsern Lesern eine klare Uebersicht ihrer Verhältnisse unter einander und zu ihren slavischen Brüdern zu verschaffen. Für eine solche Auseinandersetzung ist aber hier nicht Ort und Raum [1]).

Die Sache wird viel einfacher, wenn wir die Kroaten blos rücksichtlich ihrer Sprache betrachten, wie sie jetzt bei ihnen gesprochen wird. Sie erscheinen sodann *nicht* als eine besondere Race, jedoch noch immer in zwei Abtheilungen geschieden. Die eine, in der kroatischen Militärgrenze wohnend, welche die militärischen Bezirke von Karlstadt, Warasdin und dem Banate begreift, spricht den dalmatisch-serbischen Dialekt mit sehr geringen Variationen; die andere, in der Provinz Kroatien wohnend, d. i. in Agram, Kreutz und Warasdin, nähert sich mehr den Slovenzen oder Wenden, deren Sprache wir in der nächsten Abtheilung behandeln werden [2]). Der Dialekt dieser letztern Abtheilung der Kroaten bildet in der That gewissermassen den Uebergang und das Verknüpfungsband zwischen den dalmatisch-serbischen und den wendischen Sprachen.

Wir erwähnten früher, dass die Kroaten eine, von jener der Dalmatiner verschiedene Schreibart angenommen haben. Die frühesten Produkte ihrer Literatur stammen aus dem **16.** Jahrhundert und betreffen alle die Geschichte der Reformation. Hier fanden die neuen Lehren die Gemüther sehr empfänglich für ihre Aufnahme, und da mehrere *Magnaten*, unter welchen der berühmte Name Zriny, ihre Beschützer waren, so wurde ohne Schwierigkeit eine Druckerei errichtet, welche zur Verbreitung des neuen Lichtes mit grossem Eifer und Erfolg bestimmt war. Im Verlaufe der zweiten Hälfte des **16.** und zu Anfange des **17.** Jahrhunderts wurde eine grosse Anzahl von kroatischen Büchern, Katechismen, Postillen u. s. f. gedruckt. Einer der wärmsten Verfechter der Reformation war Michael Buchich, der Pfarrer der Insel Murakoz, welcher das kalvinische Glaubens-

1) Siehe den 2. Band von Engel's „Geschichte Ungarns" u. s. f. — Katancsich, „*Specimen phil. et geogr. Pannon.*" etc. 1795. — Schaffarik's „Geschichte" etc. S. 226—31, 245 265.

2) Diese beiden Abtheilungen, die kroatische Militärgrenze und die Provinz Kroatien, bilden zusammen das neue österreichische Königreich Kroatien, welches mit Ungarn vereinigt war.

bekenntniss öffentlich ablegte und sich dessen Verbreitung sowohl durch Schrift als Rede bei den Schafen seiner Heerde sehr angelegen sein liess. Von den Bischöfen verfolgt, von den Synoden in Bann gethan, fanden er und seine Anhänger einigen Schutz bei der christlichen Toleranz des Kaisers Maximilian II. Allein die Nachfolger dieses Fürsten dachten anders, und der mächtigste ungarische Edelmann ergriff die Waffen zur Vertheidigung der römischen Religion. Auf den im Jahre **1607** und **1610** abgehaltenen Landtagen wurde der neuen Lehre und ihren Anhängern der Untergang geschworen und alle Vorbereitungen zur Erfüllung des Eides getroffen.

In der Mitte des **17.** Jahrhunderts war ganz Kroatien zum Katholicismus bekehrt. Von diesem Zeitpunkte an, durch mehr als funfzig Jahre, dachte man auch nicht im geringsten an die Kultivirung der Volkssprache; alle Bücher wurden lateinisch geschrieben und werden es noch bis auf unsere Tage. Der Erste, der sich wieder für die Begründung einer National-Literatur interessirte, war Paul Ritter von Vitezovich († **1713**), der es dahin brachte, dass die Stände eine Buchdruckerei errichteten und auch selbst mehrere Bücher in kroatischer Sprache schrieb. Einige wenige Schriftsteller folgten seinem Beispiele, allein die Thätigkeit der Presse beschränkte sich fast ausschliesslich, und thut es noch, auf den Druck ganz gewöhnlicher katholischen Schriften für religiöse Erbauung und Belehrung. Die Evangelien existiren in kroatischer Sprache, nicht aber die ganze Bibel. Die meisten Kroaten lesen aber und verstehen die Bücher ihrer dalmatischen Nachbarn [1]).

Der Gedanke einer Einigung unter den illyrischen Serben, bezüglich der Rechtschreibung und Literatur, wurde vorzüglich von den Kroaten sehr begünstigt und entstand auch eigentlich unter ihnen. Ihnen gehörten Dr. Gaj und der Graf Janko Draskovich an, welche durch einen patriotischen Aufruf besonders das Interesse der illyrischen *Frauen* für diesen Gegenstand rege zu machen suchten. Die Begebenheiten der neuesten Zeit belehrten uns, wie mächtig im Allgemeinen unter den Kroaten das Gefühl *der slavischen Nationalität*

1) Kroatische philologische Werke sind: *Einleitung zur kroatischen Sprachlehre*, Warasdin 1783. — Kornig's *kroat. Sprachlehre*, Agram 1795. — Gyurkovshky's *kroat. Grammatik*, 1825. — Rukovina von Liebstadt, *kroatische Sprachformen* u. s. f., Triest 1843. — Habdelich, „*Dictionarium croat. lat.*", Gratz 1670. — Belloszteneca, „*Gazophylacium s. Latino-Illyr.*" u. s. f., Agram 1740. — Jambresich's „*Lex. lat. interpr. illyrica germ.*" etc., Agram 1742.

im Gegensatze zum Magyarenthume war. Obschon aber alle die verschiedenen, durch Ungarn zerstreuten slavischen Stämme — die Slovaken, Ruthenen und Serbier — dieses Gefühl theilten, war es doch unter den südwestlichen Slaven am lebhaftesten, welche sich, wie allgemein bekannt, dahin einigten, Jellachich als ihrem Ban und Führer zu folgen.

Dritte Abtheilung.

Sprache und Literatur der Wenden oder Slovenzen.

Die slavischen Einwohner der österreichischen Provinzen Kärnthen, Krain und Steyermark, die sich von hier in zerstreuten Dörfern bis nach Udine, einst dem Territorium Venedigs, und in die ungarischen Comitate Eisenburg und Szala, etwa eine Million an Zahl, ausdehnen, nennen sich selbst *Slovenzen*. Ausländische Schriftsteller bezeichnen sie gewöhnlich als *Winden* oder *Wenden*, ein übrigens wenig bestimmter und wenig korrekter Name, in sofern der Ausdruck Winden oder Wenden in alten Zeiten unter den Deutschen als die gemeinschaftliche Bezeichnung für *alle* slavischen Nationen im Gebrauche war. Die slavischen Ansiedelungen in Krain fanden schon sehr frühe statt, sicher nicht später als im fünften Jahrhundert. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte vermehrte sich ihre Zahl durch neue Auswanderungen von Südosten und sie breiteten sich selbst in die niederen Gegenden von Steyermark und Kärnthen und die westlichen Comitate von Ungarn aus [1]).

Von der Sprache dieses Volkes war es früher als sicher ausgemacht, dass sie vor der Zeit der Reformation nie Schriftsprache gewesen sei. Allein die Untersuchungen neuerer Philologen haben im Gegentheil nachgewiesen, dass dieser Zweig des slavischen Stammes früher, als irgend ein anderer seiner Zweige, mit der Schreibekunst vertraut war, wahrscheinlich sogar noch vor den Zeiten Cyrill's, und seit der Entdeckung einiger sehr alten Manuskripte in der Münchener Bibliothek war aller Zweifel über dieses Faktum niedergeschlagen. Nach Kopitar [2]) ist die wahre Heimath der altslavischen Kirchensprache bei den ungarischen und kärnthner Slaven

1) Siehe Engel d. f. c. W. III. S. 169.

2) Siehe die *Wiener Jahrbücher* 1822 Bd. XVII. Siehe auch den *Glagolita Clozianus* und den Aufsatz „Ueber den pannonischen Ursprung der slavischen Liturgie".

zu suchen: für sie wurde die altslavische Bibel übersetzt. Die Liturgie des Methodius wurde jedoch bald durch den lateinischen Text ersetzt, welcher jedenfalls schon sehr zeitig in diese Gegenden gebracht worden zu sein scheint; das Christenthum soll etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts durch deutsche Priester dort eingeführt worden sein.

Wie dem auch immer sein mag, eine bestimmte Geschichte der Sprache beginnt erst mit der Reformation, und die Bemühungen vorzüglich Eines ausgezeichneten Mannes waren es, welche ihre Einführung in die Literatur bewerkstelligten. Es giebt kein angenehmeres Schauspiel in der moralischen Welt, als das ganze Leben eines Mannes Einer grossen Sache, Einem leitenden Gedanken geweihet, all sein Thun Ein grosses Ziel verfolgen zu sehen, um so mehr, wenn dieses Ziel zu den heiligsten Interessen der Menschheit gehört. Dies war der Fall mit dem *ersten* Truber, den man den Apostel der Wenden und Kroaten nennen kann. Die unmittelbaren Früchte seiner Anstrengungen sind schon längst im Strome der Zeit untergegangen, allein dies nimmt ihnen nichts von ihrem Verdienst, wenn sie auch nicht die Welt mit ihrem Rufe erfüllten. Truber (1508 geboren) war Priester und Seelsorger in mehreren Orten Kärnthens und Krains, und scheint schon sehr bald von den neuen Lehren der Reformation durchdrungen worden zu sein. Sein gesunder Verstand lehrte ihn, dass der sicherste Weg, seine Heerde und das gemeine Volk im Allgemeinen zu veredeln, die Verkündung des neuen Lichtes an sie auf eine Weise sei, welche sie zugleich mit neuen Kenntnissen erfüllte. Und da das Deutsche, welches heut zu Tage fast ausschliesslich die Sprache in den Städten von Steyermark, Krain und Kärnthen ist, damals viel weniger allgemein verstanden wurde, so hielt er es für räthlich, einen neuen, bis dahin noch nie geschriebenen Dialekt zur Schriftsprache zu machen. In der zweiten Auflage seines neuen Testaments (1582) sagte er ausdrücklich: „Vier und dreissig Jahre früher hatte man noch nicht Einen Brief, nicht Ein Register, vielweniger ein Buch in unserer Sprache; man hielt das windische und ungarische Idiom für zu ungeschlacht und barbarisch, um geschrieben oder gelesen zu werden."

Truber und seine Gehülfen bei diesem grossen Werke der Reformation und des Unterrichts, unter welchen wir nur Ungnad von Sonnegg und Dalmatin erwähnen, stiessen überall auf Widerstand und Verfolgung; allein ihre Thätigkeit und ihr Eifer besiegte alle

Hindernisse, und es gelang ihnen zuletzt, ihr Lieblingsziel zu erreichen. Inzwischen hatte Christoph, Herzog von Würtemberg, ein wahrhaft evangelischer Fürst, in seinem Gebiete ein Asyl für alle Jene eröffnet, welche wo immer wegen ihres Glaubens litten. Jede Uebersetzung der heiligen Schrift in eine Volkssprache wurde von diesem Fürsten für eine heilige Pflicht gehalten, und dies bewog ihn selbst, slavische Druckereien in seinem Reiche errichten zu lassen. Hierher kam Truber, und nachdem er mehrere Bücher für den Religionsunterricht hatte drucken lassen, veröffentlichte er das Evangelium Matthäus in einer wendischen Uebersetzung (Tübingen 1555), und, zwei Jahre später, das ganze neue Testament. Da Truber das griechische Original nicht verstand, machte er seine Uebersetzung nach lateinischen, deutschen und italienischen Uebersetzungen. Zu derselben Zeit wurde auch der Plan einer dalmatisch-kroatischen Uebersetzung gefasst und mehrere Werke zur Belehrung dieses Volkes gedruckt und verbreitet. Truber starb im Exil 1586 als Pfarrer im Herzogthume Würtemberg, eben mit einer Uebersetzung von Luther's Hauspostille beschäftigt.

Zwei verschiedene orthographische Methoden waren von Truber und Dalmatin in Anwendung gebracht worden. Es war daher, als 1580 die ganze windische Bibel in Wittenberg gedruckt wurde, nöthig, die Rechtschreibung nach anerkannten Regeln festzusetzen. Dies führte zu grammatikalischen Untersuchungen. Im Jahre 1584 wurde eine windische Grammatik in Wittenberg gedruckt, deren Verfasser, A. Bohorizh von Laibach, ein Schüler Melanchthon's und ein Gelehrter von jenem wahrhaft philosophischen Geiste war, ohne welchen niemals eine Sprachlehre geschrieben werden sollte, selbst wenn man einen schon vorgezeichneten Weg geht, um so weniger, wenn man selbst erst einen neuen eröffnen soll oder will. Hierdurch erlangte die wendische Schriftsprache schon bei ihrer Entstehung eine Korrektheit und Bestimmtheit, welche viele andere Sprachen kaum nach Jahrhunderten voll Versuchen, Neuerungen und literarischen Streitigkeiten errungen haben. Nach dem Urtheile der hierin Sachkundigsten hat die wendische Sprache seit den Zeiten Bohorizh's keine Veränderung erlitten, eine in der That kaum glaubliche Thatsache, und zwar dies um so weniger, als sie während der ganzen Zeit fast ausschliesslich auch eine lebendige Sprache war. Dreissig Jahre nach der Veröffentlichung dieser Grammatik gewannen die Katholiken, durch die Massregeln des Erzherzogs Ferdinand, nach-

maligem Kaiser Ferdinand II., unterstützt, die vollständige Oberhand. Alle evangelischen Prediger und alle ihrem Glauben treu anhängenden Protestanten wurden verbannt, ihre Güter konfiscirt und, mehr als dies, ihre Bücher *verbrannt* und ihre Druckerei in Laibach zerstört [1]). Bruchstücke der Evangelien und Episteln wurden jedoch (1612) in Grätz für die slavischen Katholiken in ihrer eigenen Sprache gedruckt.

Ein ganzes Jahrhundert verging, in welchem die wendische Sprache für Literatur und Wissenschaft gänzlich verloren schien. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde von einigen gelehrten Männern in Krain nach dem Muster der italienischen eine Akademie gegründet und der Sprache der Vorfahren wieder einige Aufmerksamkeit zugewendet. Im Jahre 1715 wurde eine neue Auflage von Bohorizh's Werk, mit verschiedenen Veränderungen und ohne Nennung des wahren Verfassers, von einem Kapuziner, P. Hippolitus, herausgegeben; derselbe hinterliess auch ein wendisches Wörterbuch, das erste dieser Sprache, im Manuskripte. Drei und funfzig Jahre später wurde eine andere Grammatik von dem Mönch Markus Pochlin veröffentlicht, ein Werk, welches, den besten Autoritäten zu Folge, an und für sich ganz werthlos ist, das aber seiner Nothwendigkeit und des Mangels eines bessern wegen reussirte, 1783 noch einmal gedruckt wurde und bis zum Erscheinen von Kopitar's Grammatik in allgemeinem Gebrauche blieb. Dieses letztere Werk [2]), von einem der ausgezeichnetsten Slavisten unserer Zeit geschrieben, machte entschiedene Epoche, nicht nur in der Geschichte der wendischen Sprache, sondern auch durch seine gelehrte Vorrede und seine Bemerkungen in der ganzen slavischen Literatur. Mehrere grammatikalische Werke, die nicht ohne Verdienst sind und sich meist an Kopitar's Grammatik anlehnen, sind seitdem veröffentlicht worden [3]), und seit Gelehrte wie diese sich mit der Pflege der

---

1) Schaffarik bemerkt, „Geschichte" etc. S. 283: „Die öffentliche Bibliothek im Ständehause wurde den Jesuiten, die eben eingeführt wurden, übergeben. Die Bücher, welche diese nicht den Flammen auf dem Scheiterhaufen überlieferten, gingen, sammt dem Hause ihres Kollegiums, in dem grossen Brande von 1774 zu Grunde. In ganz Krain kennt man nur zwei Exemplare von Bohorizh's Grammatik."

2) *Grammatik der Slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steyermark*, Laibach 1808.

3) Sie sind: V. Vodnik's *Pismenost ali gramm. saperre skole*, Laibach 1811. — Metelko's *Lehrgebäude der Slavenischen Sprache*, 1825. — Schmigoz' „*Theol.*

wendischen Sprache beschäftigen, sind die besten Aussichten für diesen und alle verwandten Dialekte vorhanden.

Man hat immer vermuthet, dass auch dieser slavische Zweig, als ein Bergvolk, seine Schätze von Volks-Poesie besitze, und viele einzelne Verse, nicht ohne Schönheiten, wurden dem Publikum in deutschen Uebersetzungen mitgetheilt. Vor zehn Jahren endlich veranstalteten Achazel und Korytko eine *Sammlung* dieser Blüthen, welche reissend schnell sich in dem deutschen Nachbarlande Bahn brachen [1]).

Die Literatur eines Volkes, aus welchem fast jedes besser erzogene Individuum eine andere sehr ausgebildete Sprache im vollsten Sinne des Wortes seine eigene nennen kann — wie dies mit den Böhmen und Slovenzen bezüglich des Deutschen der Fall ist — kann nicht sehr gross sein. Jedoch wurden in neuerer Zeit mehrere poetische und prosaische Werke in wendischer Sprache veröffentlicht, unter deren Verfassern wir nur die ausgezeichnetsten anführen. Diese sind: V. Vodnik, der Verfasser einer Gedicht-Sammlung; Ravnikar, der Verfasser einer biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments und mehrerer Werke für religiöse Erbauung; Farnik, Kumerdey, Popovich u. s. f.

Das wichtigste Werk aber, sowohl in politischer als moralischer Beziehung, ist die Uebersetzung der ganzen Bibel, begonnen von G. Japel und ausgeführt von einem Vereine gelehrter Männer. Da diese Uebersetzung für Katholiken bestimmt war, wurde sie nach der Vulgata gemacht und in Laibach (1800) in fünf Bänden veröffentlicht; das neue Testament erschien getrennt, in zwei Bänden, Laibach 1804. Eine slavische Lehrkanzel, welche vor zehn Jahren in dieser Stadt errichtet wurde, hat der slavischen Sprache schon grosse Dienste geleistet.

Die Bewohner der Kreise Agram, Kreutz, Warasdin und der benachbarten Distrikte, die Provinz Kroatien genannt, welche einen von der wendischen Sprache etwas verschiedenen Dialekt sprechen, aber deren Bibel-Uebersetzung verstehen, haben nichtsdestoweniger mehrere Uebersetzungen in ihrem eigenen Dialekte im Manuskripte liegen und warten nur auf einen Mäcen oder auf andere günstige Umstände, um sie ans Licht treten zu lassen.

---

prakt. windische Sprachlehre, Grätz 1812. — P. Dainko's *Lehrbuch der wind. Sprache*, Grätz 1825. — Mali, *Bezednik Slovenskich*, Laibach 1834. —

1) *Slovenske pjesme Kranjskiga Naroda*, Laibach 1839.

Jenen Theil des wendischen Stammes, der noch protestantischen Glaubens ist, bilden etwa 15,000 Slovenzen in Ungarn. Ihr Dialekt nähert sich gewissermassen jenem der Slovaken und stellt daher gleichsam das Verknüpfungsband zwischen den östlichen und westlichen Slaven-Stämmen vor. Für sie existirt das neue Testament in einer Uebersetzung von Stephan Kuznico, Halle 1771, noch einmal aufgelegt in Petersburg 1818.

Drittes Kapitel

Sprache der Bulgaren.

Nach der Ansicht der russischen und besonders der böhmischen Philologen sind Bulgarien und die daran grenzenden Theile Macedoniens die eigentliche Heimath der altslavischen Sprache, welche hier, wie sie annehmen, als Volkssprache zu den Zeiten Cyrill's, der in Thessalonika geboren war, gesprochen ward. Kein anderer slavischer Dialekt ist aber, wie Kopitar bemerkt, so viel als der bulgarische durch den Lauf der Zeiten und durch fremden Einfluss, sowohl in seinem grammatikalischen Baue als in seinem ganzen Charakter verändert worden [1]). Er hat einen Artikel, welcher den Wörtern *nach*gesetzt wird, wie im Wallachischen und Albanischen. Von den sieben slavischen Endungen besitzt er blos den Nominativ und Vokativ; alle übrigen werden durch Vorwörter ersetzt. Da Bulgarien Jahrhunderte hindurch die grosse Durchgangsstrasse für andere Nationen war, wurden die eingebornen Slaven mit Rumeniern, Tartaren und vielleicht auch Griechen vermischt. Man kann sich auch nur mit Rücksicht auf diese Thatsache den jetzigen Zustand dieser Sprache erklären.

Bis 1392, in welchem Jahre Bulgarien ein unabhängiges Königreich wurde — während es früher dem griechischen Reiche zinspflichtig war, dessen Fesseln es aber zur Zeit seines Verfalles abschüttelte — waren alle ihre Schriften in altslavischer Sprache abgefasst und viele in ihr geschriebene Dokumente finden sich noch in den Kloster-Bibliotheken. Venelin, ein junger russischer Gelehrter, welcher durch seine Untersuchungen über die bulgarische oder, wie er sie nannte, die *bolgarische* Sprache, grosse Hoffnungen in der gelehrten slavischen Welt erregt hatte, wurde 1835 von der

1) *Wiener Jahrbücher der Literatur*, 1822, Bd. XVII.

russischen archäographischen Kommission nach Bulgarien geschickt, um nach historischen Manuskripten zu forschen und die Sprache zu untersuchen. Die Veröffentlichung einer „bolgarischen Grammatik" und zwei Bände einer „Geschichte der Bolgaren" waren die Früchte dieser Reise. Ueber der Vorbereitung des dritten Bandes starb er, weniger von der wissenschaftlichen Welt bedauert, als es einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre, da seine späteren Leistungen nicht die durch seinen Eifer erregten Hoffnungen befriedigt hatten. Er scheint zu jenen errathenden Etymologen gehört zu haben, welche ihre Schlüsse auf die Analogie der Töne und ähnliche zufällige Umstände gründen, einer Klasse von Gelehrten, welche in unserm Zeitalter philosophischer Forschung wenig Aussichten auf Erfolg mehr hat.

Die Geschichte der Bulgaren ist eine Reihe von fortgesetzten Kämpfen gegen die Serben, Griechen, Ungarn einerseits, und andererseits gegen die Türken, welche aber zuletzt siegten und der Existenz des bulgarischen Königreichs im Jahre 1392 ein Ende machten. Das Volk, welches zuerst durch Cyrill und Methodius zum Christenthum bekehrt wurde, blieb bis heut zu Tage der griechischen Kirche zugethan, mit Ausnahme einer kurzen Zeit in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, in welcher es der römischen Kirche gelang, sie unter ihre Herrschaft zu bringen. Seit der Befestigung der türkischen Oberherrschaft war der Uebergang zum Moslamismus in Bulgarien häufiger, als in irgend einer andern christlichen Provinz der Pforte. Die grössere Menge der Bevölkerung blieb jedoch noch immer dem slavisch-griechischen Glaubensbekenntnisse treu. Die spärlichen Kulturkeime, welche zwei oder drei ihrer Fürsten säeten, indem sie die Uebersetzung byzantinischer Bücher in den bulgarischen Dialekt veranlassten, gingen durch die türkische Invasion zu Grunde. Die wenigen Bücher, welche die Priesterschaft heut zu Tage braucht, werden aus Russland bezogen. Sie haben auch keine Spur von Literatur, und der einzige Gesichtspunkt, aus welchem ihre Sprache, so ungebildet sie ist, ein allgemeineres Interesse erwecken kann, ist jener ihrer Volkslieder, an welchen dieser Dialekt vergleichsweise ganz besonders reich ist.

Die russische Bibelgesellschaft hat eine bulgarische Uebersetzung des neuen Testaments vorbereitet, welche jedoch zunächst nur für die bulgarischen Einwohner der russischen Provinz Bessarabien bestimmt war. Die 1823 gedruckte Probe von ihr erregte

aber bedeutende Zweifel gegen die Befähigung des Uebersetzers bezüglich seiner Kenntnisse der bulgarischen Sprache, und es schien räthlich, indessen die weitere Fortsetzung einzustellen. Unter den albanischen Theil seiner Einwohner wurde das neue Testament durch die britische Bibelgesellschaft vertheilt.

Bei dem grossen Mangel an allen philologischen Behelfen für die bulgarische Sprache verdient es die Anerkennung aller slavischen Gelehrten, dass ein amerikanischer Missionär, der ehrenwerthe E. Riggs, der in Smyrna seinen Aufenthalt hat, in neuerer Zeit diesen Gegenstand ergriff und einen kurzen Umriss der Hauptzüge der bulgarischen Grammatik lieferte. Es scheint, dass die Bulgaren selbst die von den amerikanischen Missionären zu Smyrna gegründete Druckerei benutzten und einige Bücher in dieser Sprache gedruckt haben. Hr. Riggs sagt von dieser Sprache, dass „ihre Literatur sehr ärmlich ist, da sie fast gänzlich nur aus wenigen elementaren Werken besteht, die in Bucharest, Belgrad, Ofen, Krakau, Konstantinopel und Smyrna gedruckt wurden." Eine bulgarische Uebersetzung von Gallaudet's *„Child's Book on the Soul"* wurde von diesem Schriftsteller nach New-York geschickt. Aus derselben Quelle erfahren wir, dass eine bulgarische Uebersetzung des neuen Testaments in Smyrna (1840) für die britische Bibelgesellschaft gedruckt wurde und dass (1844) die erste Nummer eines Monat-Journals, „Philologie" betitelt, aus derselben Presse hervorging.

Univ. Bibl. München

Dritter Theil.

Die westlichen Slaven.

Erstes Kapitel.

Der czechisch-slovakische Stamm.

Erste Abtheilung.

Geschichte der czechischen oder böhmischen Sprache und Literatur.

Unter allen slavischen Sprachen ist es die böhmische und ihre Literatur allein, welche bei den protestantischen Lesern mehr als allgemeines Interesse zu erregen vermag und verdient; und das nicht etwa durch ihre sprachliche Eigenthümlichkeit, da sie nur wenig von den andern slavischen Sprachen abweicht, sondern wegen jener merkwürdigen Ereignisse, welche die böhmische Zunge, nächst jener von Wickliffe, in der Nacht des verderbten Katholicismus zum ersten Werkzeug der Wahrheit machten. Wickliffe's Einfluss, so gross und entscheidend er auch gewesen, war nichtsdestoweniger auf die Geistlichen und Gelehrten seiner Zeit beschränkt; seine Stimme fand keinen Anklang unter dem gemeinen Volke, welches *allein* vermag, der abstrakten Theorie praktisches Leben zu verleihen. Böhmen war's, in welchem der Funken zuerst zur lebhaften Flamme wurde, die ein Jahrhundert später ihr leuchtendes Feuer über ganz Europa verbreitete. Die Namen Huss und Hieronymus von Prag werden nie vergessen werden, obgleich ein geringerer Erfolg sie weniger berühmt gemacht hat, als Luther und Melanchthon. In keiner Sprache der Welt wurde die Bibel mit grösserem Eifer und mehr Hingebung studirt; keine Nation war je bereiter, ihr Recht auf das echte Wort Gottes mit ihrem Blute zu besiegeln. Die langwierigen Kämpfe der Böhmen für ihre Gewissensfreiheit und ihre schliessliche Unterdrückung bieten eine der herzzerreissendsten Tragödien der menschlichen Geschichte dar. Nicht minder bereit, ihre Ueberzeugung mit der Feder, als mit dem Schwerte zu verfechten, zeigt die theologische Literatur des 15., 16. und der ersten 20 Jahre des 17. Jahrhunderts einen Reichthum, mit welchem keine einer andern slavischen Sprache verglichen werden kann. Jedoch ist es wahr, dass die meisten dieser Arbeiten den Stempel der Zeit tragen, in

welcher sie geschrieben sind. Dem polemischen Geiste jener Tage entsprungen und meistentheils von einer streitenden Partei gegen die andere gerichtet, enthalten sie wenig wahrhaft Christliches, wenig, woraus der Theologe von heute mehr als höchstens einige geschichtliche Kenntniss schöpfen könnte. Andererseits finden wir in der böhmischen Literatur allein exegetische Untersuchungen und Kommentare, beruhend auf einer wissenschaftlichen Prüfung des Original-Textes der heiligen Schriften, während die theologische Literatur aller andern slavischen Nationen nur auf Predigten, Katechismen, Gebetbücher und andere fromme Uebungen beschränkt ist.

Es giebt wenige Zweige der Wissenschaft oder der Kunst, in welchen die Böhmen nicht einige ausgezeichnete Namen aufzuweisen hätten. Allein das dieser Nation eigenthümlichste Talent ist jenes für Musik. Liebe für Musik und eine natürliche Anlage, sie auszuüben, ist in der That allen slavischen Stämmen eigen; allein während ihre Anlage sich meist nur auf ein feines Gehör und auf das Talent der Nachahmung beschränkt — denn Russen und Polen besitzen wohl einige berühmte musikalische Techniker, jedoch nur sehr wenige ausgezeichnete Componisten, — ist das Talent der Böhmen von weit höherer Art. Der Böhme verbindet den Sinn für Harmonie, welcher den Deutschen charakterisirt, mit dem lieblichen Talente der Melodie, welches dem Italiener eigenthümlich ist, und scheint so wirklich das wahre Ideal eines vollkommenen Musikers zu sein. Ein grosser Theil der ausgezeichnetsten deutschen Komponisten sind Böhmen von Geburt, und kaum fällt irgend etwas dem englischen oder amerikanischen Reisenden in jenem schönen Lande mehr auf, als die allgemeine Verbreitung einer in seiner Heimath so seltenen Befähigung.

Böhmen wurde bis zum sechsten Jahrhundert von einem celtischen Stamme, den Bojern, bewohnt. Nach ihnen wurde das Land Böheim, die Heimath der Bojer, zusammengezogen Böhmen, genannt. Die Bojer wurden durch die Markomannen gegen Süd-Westen hin gedrängt; die Markomannen wurden von den Longobarden überwunden. Nach dem Falle des grossen Königreiches Thüringen um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wurden slavische Stämme nach Deutschland vorgetrieben, und die *Czechen* liessen sich in Böhmen nieder, welches fast verlassene Land ihnen wenig oder gar keinen Widerstand entgegensetzte. Die Czechen, ein slavischer Stamm, kamen von *Belo-Chrobatia*, wie der nördliche Landstrich um die

Karpathen damals genannt wurde [1]). Ihr Name wird gewöhnlich von dem ihres Führers, *Czech*, abgeleitet; allein Dobrovsky derivirt ihn zusagender von dem Worte *czeti, czjti*, beginnen, der Erste sein; nach ihm bedeutet Czechen so viel als Grenz-Slaven [2]). Die Person des Czech hat mehr mythologische, als historische Basis. Die ganze Geschichte dieser Zeit ist in der That so innig mit poetischen Legenden und mythologischen Sagen verwoben, dass man jetzt ausser Stande ist, die wirklichen Thatsachen vom poetischen Schmucke zu unterscheiden. Der Held der alten Chroniken: Samo, der gerechte Krok, die weise und schöne Libussa und der Gatte ihrer Wahl, der Bauer Przemislaus, sind alle mehr weniger Personen einer dichterischen Fantasie. Jedoch haben sie alle ohne Zweifel eine historische Grundlage, denn die Sage pflegt wohl meistens die Dinge zu vergrössern und zu verschönern, selten sie ganz zu erfinden.

Was wir in der Einleitung bezüglich der frühen Spuren von Bildung unter den slavischen Nationen im Allgemeinen gesagt haben, gilt ganz besonders von den Czechen. Die Gerichtshöfe, bei welchen der gerechte Krok und seine Tochter den Vorsitz führten und welche uns die Chroniken beschreiben, bieten in der That die bewundernswerthe Mischung gesicherter Gebräuche einer wohl organisirten Gesellschaft und jenes patriarchalischen Verhältnisses dar, vermöge welches die streitenden Parteien mit kindlichem Gehorsam auf den weisen schiedsrichterlichen Spruch ihres Fürsten horchten. Der Chronik zufolge nahm Libussa (722 n. Chr.) einen *pisak*, einen Schreiber, und ihre Prophezeihungen wurden mit slavischen Buchstaben niedergeschrieben. Dieselbe Fürstin soll Prag gegründet haben. Eine beträchtliche Zahl böhmischer Gedichte, deren einige erst in neuerer Zeit aufgefunden wurden, rühren nachweisbar aus jener heidnischen Periode her. Libussa's Wahl des Landmanns Przemislaus zum Gatten, mit Hintansetzung aller edlen Bewerber,

1) Die Gegend längs der Ufer der obern Weichsel. Andern Schriftstellern zufolge war *Bela-Chrobatia* der Name des Landes zu beiden Seiten der Karpathen-Kette. In einigen alten Chroniken heisst es, die Czechen seien von „Krontien" gekommen, was mehrere neuere Geschichtsschreiber zu der Annahme verleitet hat, sie seien aus dem gegenwärtigen Kroatien ausgewandert. Andere meinen, es sei unter diesem Namen eigentlich Chrobatia verstanden, welches Wort mit dem andern oft verwechselt worden ist.

2) In seiner Schrift: Ueber den Ursprung des Namens Czech, Prag und Wien 1782. In seinen spätern Werken bestätigt er diese Ansicht; siehe Geschichte der böhmischen Sprache und alten Literatur, Prag 1818. S. 65.

weiset auf das frühe Vorhandensein eines freien und unabhängigen Bauernstandes hin. Alle diese einzelnen Züge genügen jedoch nicht, um ein deutliches Bild jener frühen Zeit zu geben, und auch hier, wie bei allen andern slavischen Nationen, beginnt die eigentliche Geschichte erst mit der Einführung des Christenthums. Die kleinen, ursprünglich von den Czechen gegründeten Kreise wurden in den letzten Jahren von Przemislaus in ein Herzogthum vereinigt, welches unter seinem Sohne Nezamysl (um das Jahr 752) in Lehen abgetheilt wurde und eine konstitutionelle Regierungsform bekommen haben soll.

Der Name Bojer, Böhmen, wurde den Czechen von den Nachbarn gegeben. Sie selbst fuhren fort, sich Czechen zu nennen, wie sie es ehemals thaten. Die Mähren, ein nahe verwandter slavischer Stamm, welcher wahrscheinlich um dieselbe Zeit, wie die Czechen, in diese Gegenden kam, nannten sich selbst *Moraweczik* [1]), von *Morawa*, Morast. Bis zum Jahre 1029 waren sie als Volk gänzlich von den Böhmen getrennt. Sie hatten mehrere kleine Staaten gebildet; ihre Häupter hiessen *Kniezi*, ganz so wie bei ihren östlichen Brüdern. Das alte Mähren erstreckte sich aber noch weit jenseits der jetzigen Grenzen dieses Landes bis tief nach Ungarn hinein. Daher war auch ein Theil des slavischen Stammes unter dem Namen der pannonischen Slaven angeführt worden. Wir haben schon früher bei der Geschichte der altslavischen Sprache gehört, dass Mähren, welches durch einen kurzen Zeitraum ein mächtiges Königreich war, den Hauptschauplatz für die Unternehmungen von Methodius darbot.

Als nun um diese Zeit das Christenthum allmälig in diesen Gegenden eingeführt wurde und die Könige Rostislav und Svatopluk, sowie die Mehrzahl ihrer Unterthanen getauft worden waren, sandten sie, wahrscheinlich durch politische Motive bewogen, nach Konstantinopel um einen christlichen Lehrer. Da sie nämlich von den Deutschen unterdrückt wurden und die Eroberungen der deutschen Kaiser vom Stuhle Petri noch gesegnet und bestätigt wurden, wünschten sie zu ihrer Sicherheit, sich an dem byzantinischen Hofe einen mäch-

1) Wir werden in unsern Fällen die Buchstaben, wo Jemand, der nicht Böhmisch spricht, ganz ausser Stande sein würde, den wir im Original geschriebenen Namen richtig auszusprechen — Im Böhmischen und Polnischen wird *c* wie *z* ausgesprochen, also *Janacky* wie *Janatzky*, *Cibor* wie *Zibor* u. s. f. Das böhmische *cz* klingt wie *ch* in *check*, so in ihrem Nationalnamen *Czechen*. Die Vokale *a*, *e*, *i*, *y* werden so ausgesprochen, wie in den englischen Worten *father* (Vater), *they* (sie), *machine* (Maschine), *frisky* (fröhlich).

tigen Verbündeten zu gewinnen. Nach dem Zerfalle des Königreichs Mähren (1029 n. Chr.) kam das gegenwärtige Mähren zu Böhmen, wurde von demselben im Laufe der Zeiten zu wiederholten Malen wieder getrennt und wurde endlich bei Beginn des 17. Jahrhunderts sammt diesem Königreiche ein integrirender Theil des österreichischen Staates.

Die Mähren gehören zu den am frühesten zum Christenthume bekehrten slavischen Stämmen. Schon im 7. Jahrhundert wurde ein beträchtlicher Theil von ihnen von deutschen Priestern getauft. Es war jedoch erst um die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts, als die ersten christlichen Missionäre nach Böhmen kamen. Im Jahre 845 wurden 14 böhmische Fürsten in Regensburg getauft. 894 empfing der Herzog *Borziwog*, das Haupt der Nation, die Taufe, aber seine Nachfolger, und mit ihnen der grösste Theil des Volkes, fielen wieder ins Heidenthum zurück. Dauernd wurde das Christenthum in diesen Ländern erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit wurde der von Methodius in Mähren eingeführte slavische Gottesdienst durch die unermüdlichen Bestrebungen der römisch-deutschen Priesterschaft von dem lateinischen Ritus verdrängt. Und so wurde auch nie wieder der slavische Gottesdienst in Böhmen allgemein, mit Ausnahme weniger Klosterkirchen, welche eigens zu Ehren des Heiligen Hieronymus, Cyrill und Methodius gegründet waren. Auch selbst in diesen wurden die frühern Priester durch deutsch-böhmische Mönche verdrängt, oder sie starben, und mit ihnen verschwand jede Spur der Einrichtungen von Cyrill und Methodius. Daher hat die altslavische Sprache und die vorhandene gute Uebersetzung der Bibel in dieselbe nur einen unbeträchtlichen Einfluss auf das böhmische Idiom gehabt [1]).

Böhmen war unter der Herrschaft seiner Herzoge, und vom Jahre 1198 an unter jener von Königen, unabhängig vom deutschen Reiche, oder gehörte wenigstens nicht zu seinen Kreisen; es erkannte jedoch dem mächtigen Nachbar eine Art Oberherrschaft zu, und die Könige von Böhmen hielten es für eine grosse Ehre, einer jener sieben Kurfürsten zu sein, welche das weltliche Haupt der Christenheit zu wählen hatten. Im Jahre 1306 wurde der letzte männliche Abkömmling von Przemislaus ermordet. Sein Haus hatte in Böhmen

1) Ueber das Schicksal der altslavischen Liturgie und Sprache in Böhmen siehe Dobrovsky's Geschichte der böhmischen Sprache etc. S. 46—64.

in ununterbrochener Aufeinanderfolge geherrscht, obgleich das Königreich nicht ein erbliches, sondern wie Deutschland, Ungarn und Polen ein Wahlreich war. Nach einer kurzen Zwischenzeit kam die Krone von Böhmen an das Haus Luxemburg und wurde so auf einige Zeit mit der römischen kaiserlichen Krone vereinigt. Unter dem Kaiser Karl IV. erreichte Böhmen den Gipfel seines Glanzes. Er war es, der im Jahre 1348 die Universität von Prag gründete, das erste slavische Institut dieser Art [1]). Unter seinem Nachfolger Wenzeslaus begann der Hussiten-Krieg. Im Jahre 1457 übten die Böhmen ihr Recht der Wahl durch Erhebung Georg's von Podiebrad auf den Thron. Die Weisheit und Gerechtigkeit dieses Mannes rechtfertigten ihre Wahl. Im Jahre 1527 wurde Ferdinand I., Erzherzog von Oesterreich, zum König erwählt, und von dieser Zeit an gelang es den Böhmen nie mehr, sich von Oesterreich loszumachen, mit Ausnahme einer kurzen Zwischenzeit, in welcher der unglückliche Friedrich, der aus der Geschichte des 30jährigen Krieges bekannt ist, ihren Thron einnahm. Während des 15., 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Böhmen meist ohne Unterbrechung der Schauplatz blutiger Kriege und Streitigkeiten zu Gunsten seiner religiösen Freiheiten. Darauf folgte eine todtenähnliche Stille, welche mehr als hundert Jahre in diesem erschöpften und gebeugten Lande währte. Sein Wiederaufleben und die gegenwärtige vergleichsweise blühende Lage verdankt es wohl seinen eigenen reichen natürlichen Hilfsquellen und der weisen und milden Regierung der spätern österreichischen Herrscher.

Die böhmische Sprache ist nicht nur Gemeingut der Böhmen und Mahren, welche zusammen etwa drei und eine halbe Million ausmachen, sondern auch noch von nahe zwei Millionen Slovaken, diesen ansehnlichen Resten der alten slavischen Niederlassungen zwischen den karpathischen Bergen und den Flussen Theiss und Donau. Dieses den Czechen so nahe verwandte Volk nimmt den ganzen nordwestlichen Theil von Ungarn ein, und ist noch nächstdem fast

1) Nach des Polen Soltykowicz Angabe wurde die hohe Schule zu Krakau durch Kasimir den Grossen schon im Jahre 1347 gegründet, es ist jedoch gewiss, dass die Organisation erst im Jahre 1400 erfolgte, während das päbstliche Privilegium für die Universität Prag von 1347 datirt ist, die kaiserliche Urkunde aber von 1348. Hieronymus von Prag, einer der berühmtesten Professoren daselbst, wurde im Jahre 1409 nach Krakau eingeladen, um daselbst bei den Einrichtungen der Anstalt mitzuwirken.

über dieses ganze Königreich zerstreut. Sie sprechen zwar freilich einen oder eigentlich mehrere, von der Sprache Böhmens und Mährens verschiedene Dialekte; allein der Umstand, dass sie seit der Reformation die böhmische Sprache zu ihrer Schriftsprache gewählt haben, macht ihre Beiträge zur Literatur mit jenen der böhmischen verschmelzen und giebt ihnen ein gleiches Anrecht auf die Werke der letztern.

Von allen neuern slavischen Sprachen war die böhmische die am meisten ausgebildete. Zwei Bischöfe von Merseburg, *Boso* um die Mitte des zehnten Jahrhunderts und *Werner* zu Ende des elften, sowie funfzig Jahre später ein deutscher Priester, *Bruno*, waren vor Allen thätig, die heilige Sache des Christenthums durch religiösen Unterricht zu befördern. Die Anwendung lateinischer Buchstaben zu slavischen Worten war schon lange bei der deutschen Geistlichkeit im Schwunge, da man schon sehr frühe Versuche machte, die durch ganz Norddeutschland zerstreuten slavischen Stämme zu bekehren.

Sie wurden nun auf das Böhmische angewendet, insofern es der Schreibekunst zum religiösen Unterrichte bedurfte. Alten Chroniken zufolge wurden sogar schon in diesen frühen Zeiten einige regelmässige Schulen errichtet, eine zu Budecz, in der Nähe von Prag, und eine andere etwas später in Prag selbst, in welchen Latein gelehrt wurde. Aber wie dem immer sei, soviel ist gewiss, dass die lateinische und deutsche Sprache ihren Einfluss schon frühe auf die böhmische Sprache äusserten. Viele fremde Wörter wurden aufgenommen und mit ihr verschmolzen; noch mehrere wurden nach dem Muster dieser beiden Idiome aus eigenen Wurzelworten konstruirt. In späterer Zeit wurde diese Fügigkeit der böhmischen Sprache noch sehr erhöht, und so wurde sie eine der wenigen Sprachen, welche in der Philosophie, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit nicht eine von den Römern und Griechen entlehnte Terminologie, sondern ihre eigenen technischen Ausdrücke haben, die nur zum Theil von andern Nationen entlehnt sind. Die ausserordentliche Bildsamkeit des böhmischen Zeitwortes haben wir schon früher in unsern Bemerkungen über die slavischen Sprachen im Allgemeinen angeführt. Bezüglich der freien und ungebundenen Konstruktion nähert sich das Böhmische dem Lateinischen; durch seinen Reichthum an Konjunktionen unterscheidet es sich wesentlich vom Russischen, und ist im Stande, das Griechische in seinen leichtern Schattirungen nachzuahmen. Sie weicht weder an Reichthum noch Schmiegsamkeit, weder an Klarheit noch

Bestimmtheit irgend einer slavischen Sprache, während sie rücksichtlich der lexikalischen und grammatikalischen Ausbildung allen überlegen ist. In der böhmischen Sprache allein unter allen slavischen Sprachen gelang es bisher, die klassischen Versmasse vollkommen nachzuahmen, obgleich auch die slavischen Dialekte hierzu als biegsam genug anerkannt wurden.

Nach so viel wohlverdientem Lobe müssen wir aber auch andererseits erwähnen, dass der Vorwurf von Härte und Mangel an Wohllaut mit mehr Recht gegen keine der slavischen Sprachen geltend gemacht wird. Es ist übrigens wahr, dass alle jene Gründe, welche wir früher zu Gunsten der slavischen Sprachen im Allgemeinen angeführt haben, auch mit gleichem Gewichte für das Böhmische gelten. Es wird aus ihnen ersichtlich, dass diese anscheinende Härte mehr ein Produkt der Neuzeit, als eine nothwendige Eigenschaft der Ursprache sei. Denn das Altböhmische der Legenden und Volkslieder klingt bei weitem wohltönender, und die von den Slovaken gesprochenen Dialekte, welche dem Altböhmischen ähnlich sind, sind voller Selbstlaute und unterscheiden sich sogar von den andern slavischen Mundarten durch Doppelvokale. Andererseits kann man nicht leugnen, dass die Anhäufung von Mitlauten, wie sie in der böhmischen Sprache weit öfterer, wenn auch nicht wie in der polnischen, doch wie in den südlichen und östlichen Mundarten vorkommt, sowie die Bevorzugung des *e* und *i* statt der voller tönenden *a*, *o*, *u*, den Wohllaut der Sprache eben nicht erhöht. Uebrigens scheint es seltsam, einen solchen Vorwurf einer Nation zu machen, die wegen ihres musikalischen Talents so berühmt ist.

Die Geschichte der böhmischen Literatur kann in *fünf* Perioden eingetheilt werden.

Die *erste* umfasst die Zeit von unserer frühesten Kenntniss der Czechen bis auf Huss, d. i. vom Jahre 550 n. Chr. bis 1400.

Die *zweite* umfasst gerade Ein Jahrhundert, von Huss bis zur Ausbreitung der Buchdruckerkunst.

Die *dritte*, das goldene Zeitalter der böhmischen Literatur, umfasst ungefähr einen ähnlichen Zeitraum und reicht bis zur Schlacht am weissen Berge im Jahre 1620.

Die *vierte* geht von der Schlacht am weissen Berge bis zum Wiedererwachen der Literatur im Jahre 1774—1780.

Die *fünfte* Periode begreift die Zeit vom Jahre 1780 bis zur Gegenwart.

Erste Periode.

Von der ersten Niederlassung der Czechen 550 n. Ch. bis auf Johann Huss 1400.

Von der Sprache der Czechen, wenn es bei deren erster Niederlassung in Böhmen eine solche überhaupt gab, ist nichts auf uns gekommen, als die Namen, die sie den Flüssen, Bergen und Städten ertheilten, sowie jene ihrer ersten Fürsten. Alle diese Namen berechtigen uns zu dem Schlusse, dass ihre Sprache damals im Wesentlichen dieselbe wie die gegenwärtige war, nur näherte sie sich wohl etwas mehr dem Altslavischen. Das erste „sichere" geschriebene Dokument ihrer Sprache ist nicht älter als die Einführung des Christenthums. Doch entdeckte man vor etwa dreissig Jahren einige poetische Fragmente, welche man allenfalls aus der heidnischen Vorzeit herleiten könnte [1]). Das Manuskript dieser Fragmente befindet sich im Prager Museum, und die grossen Schönheiten, sowie das sichere Alterthum dieser Gedichte verschaffte ihnen beredte Fürsprecher und bewundernde Ausleger. Allein der Umstand, dass Dobrovsky ihre Aechtheit bezweifelt, veranlasst uns, die ganze Angelegenheit nicht als erledigt zu betrachten; rücksichtlich der Sitten, die sie beschreiben, und der Einrichtungen, auf die sie anspielen, tragen sie ganz augenscheinlich die Kennzeichen eines spätern Ursprungs [2]). Ein anderes sehr werthvolles Ueberbleibsel ist das berühmte Manuskript: die Königinhofer Handschrift, welche der Bibliothekar *Hanka* halb verbrannt unter anderen bei Seite geworfenen und werthlosen Papieren im Jahre **1817** entdeckte [3]).

---

1) Zuerst mitgetheilt in der Zeitschrift *Krok* Bd. I. Theil III. S. 48—61. *Sakowiecky*, *Hanka*, *Czelakowsky* und *Schaffarik* behaupten ihre Aechtheit.

2) Dieses Manuskript, welches bei der Gründung des böhmischen Museums 1818 anonym übersendet wurde und welches Dobrovsky für nachgemacht zu halten geneigt war, wurde seitdem veröffentlicht (1840), im 1. Bande einer Sammlung sehr alter böhmischer Manuskripte herausgegeben von *Palacky* und *Schaffarik*.

3) In einer Kapelle der Kirche von Königinhof oder *Kraloduor*. Sie wurde von *Hanka* 1819 veröffentlicht, mit einer Uebersetzung ins Neu-Böhmische und Deutsche unter dem Titel *Rukopis Kralodworsky*, die Königinhofer Handschrift. Nach *Dobrovsky*, welcher sein Urtheil aus der Schrift schöpfte, gehört diese merkwürdige Handschrift in den Zeitraum von 1290 n. Ch. bis 1310. Aus einer Zählung der Kapitel und Bücher, in welche sie getheilt ist, ergiebt sich, dass die Sammlung drei Bände umfasste, und dass die zufällig der Vergessen-

Diese Sammlung, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln ist, enthält ebenfalls einige Gedichte, deren erste Abfassung ganz ersichtlich in das achte oder neunte Jahrhundert gehört. Aber das Manuskript selbst zählt nicht aus älterer Zeit als vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts und kann daher sicher nicht für ein Sprach-Denkmal aus früherer Zeit gehalten werden. Alle diese National-Gesänge haben einen geschichtlichen Boden; sie preisen Schlachten und Siege, und ihre augenscheinliche Tendenz ist die Erhebung und Begeisterung des National-Gefühls. Sie haben nicht jenen plastischen und objektiven Charakter, welcher Homer und das Serbische Volks-Epos so auszeichnet und deren Dichter ersichtlich, im Schwunge der Begeisterung seinen Gegenstand vollkommen beherrschend, *über* denselben steht, sondern ihre epischen Schönheiten, wie z. B. die russische Erzählung des Zuges Igor's, bestehen ganz in lyrischen Ausbrüchen des fühlenden Dichters, welcher auf diese Weise nicht bemerkte, dass seine ganze Seele im Gegenstande untergegangen sei. Das älteste Denkmal des christlichen Zeitalters finden wir in den Bemerkungen der Tage, welche rein slavischen Ursprunges sind. Das böhmische Vater-Unser, glaubt Dobrovsky, nach angestellten Vergleichen mit der ältesten Abschrift, die er nur auftreiben konnte, sei im neunten oder zehnten Jahrhundert ganz dasselbe wie heute gewesen. Eine Uebersetzung des *Kyrie eleison*, welche Adalbert, dem zweiten Bischof von Prag, zugeschrieben wird, datirt aus derselben Zeit. Während des elften und zwölften Jahrhunderts wurden viele Klöster gegründet und mit ihnen Schulen verbunden; deutsche Künstler, Mechaniker, ja selbst Bauern liessen sich in Böhmen nieder. Der Einfluss deutscher Sitten und Gebräuche zeigte sich immer mehr und mehr, und der Adel begann vorzugsweise die deutsche Sprache zu gebrauchen. Im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts nahm dieser Einfluss noch beträchtlich zu und erstreckte sich selbst auf die lyrische Poesie jener Zeit, als Echo der deutschen Minnesänger; viele Dichter gehörten dem hohen Adel an. Von allen slavischen Nationen ist es die böhmische allein, bei welcher sich die Blüthe des Ritterthums von selbst entfaltete,

---

heit entrissene Handschrift ein geringer Theil des dritten Bandes sei. Göthe widmete ihr eine besondere Aufmerksamkeit und gleiches Lob. *Bowring* gab einige hübsche Stellen aus ihr in seiner Abhandlung über böhmische Literatur im *For. Quart. Review*. Band II. S. 151 — 153.

und die Ursache dieser Entwickelung ist ohne Zweifel in ihrem dem Westen entlehnten Feudal-System und in ihrem beständigen Zusammenleben mit den Deutschen zu suchen. Die angeborne Begierde des polnischen Adels zu heroischen Thaten und chevaleresken Abenteuern wurde hingegen theils durch den morgenländischen Charakter ihres Verhältnisses zum Bauernstande, welcher sie zuletzt zu einer Art von asiatischen Satrapen machte, und theils durch den Mangel einer freien Mittelklasse, sowohl in Polen, als in Russland, darniedergedrückt. Wahres Ritterthum braucht in der That nicht blos den Gegensatz einer niedrigen hilflosen und knechtischen Volksklasse; sein Glanz erscheint nie prächtiger, als gegenüber eines unabhängigen Mittelstandes.

Wenn wir früher die böhmische Poesie dieser Zeit das Echo der Deutschen nannten, so wollten wir damit nicht ihr alle Originalität absprechen. Nur den Umstand wünschten wir hervorzuheben, dass zu jener Zeit dieselben Ideen die Böhmen wie die Deutschen begeistert haben, obgleich sie eigentlich von den Letzteren ausgingen, welche sie jedoch selbst wieder von der romantischen Provence empfingen. Nur wenige dieser heroischen Liebes-Sänge sind auf uns gekommen. Jedoch hat diese Periode auch einige Leistungen aufzuweisen, in welchen der deutsche Charakter nur spärlich zu finden ist und welche rein slavische Züge tragen. Wir wollen hier die erhaltenen Denkmäler der böhmischen Sprache aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert aufzählen und dann zu dem vierzehnten übergehen, welches produktiver war und in mancher Beziehung eine neue Seite darbot.

Das merkwürdigste Ueberbleibsel ist die früher erwähnte Königinhofer Handschrift. Sie enthält, nächst einigen theils vollständigen, theils nur fragmentarischen epischen Gesängen, sieben oder acht reizende lyrische Gedichte. Die nahe Verwandtschaft der slavischen Nationen unter sich giebt sich nirgends schlagender kund, als in ihren kleinen lyrischen Gesängen, welche der unmittelbare Ausdruck ihrer Gefühle, Wünsche und Sorgen sind, während die epische Poesie, die ihre Objecte aus der äussern Welt entlehnt, auch bei jeder Nation je nach der einzelnen Lage, Sitte und Umgebung eine etwas verschiedene sein muss. Mit Ausnahme dieser Handschrift und einiger zerstreuten Liebes-Gedichte und Erzählungen sind alle literarischen Ueberbleibsel dieser Periode religiösen Inhalts; so ein Fragment von der Leidensgeschichte Christi in Reimen, ein

anderes von der Legende der zwölf Apostel und ein Lobgesang zu Ehren des böhmischen Schutzpatrons, des heiligen Wenzeslaus. Ferner hat man einen vollständigen böhmischen Psalter, mit einer ganzen Reihe von Liedern, oder vielmehr von gereimten Gebetformeln, ähnlich den Gebeten der katholischen Kirche, so ein *Te Deum*, ein Todtenlied, ein Gebet um die Fürbitte der Heiligen u. s. f. Eine prosaische Arbeit, „die Klage eines Liebenden an den Ufern der Moldau" benannt, eine seltene Erscheinung in jener frühen Zeit, wurde früher, auf die Autorität von Linde und Dobrovsky hin, für echt gehalten, ist aber seitdem als unterschoben verdächtigt worden. Die ersten Geschichtsschreiber Böhmens, *Cosmas* und *Vincentius*, um die Mitte des **11.** Jahrhunderts geboren, schrieben Beide in lateinischer Sprache. Die Chronik des Erstern hat man noch.

Im **14.** Jahrhundert wuchs der deutsche Einfluss so bedeutend, dass die Eifersucht und Unzufriedenheit eines grossen Theiles der Nation mächtig erregt wurde. Der König umgab sich mit einer deutschen Leibwache, am Hofe waren nur deutsche Sitten und Kleider im Schwunge, und selbst, als im Jahre **1341** die Gerechtsame der Stadt Prag feierlich verbrieft wurden, geschah dies in deutscher Sprache. Unter der Regierung Karl's I., oder des Kaisers Karl IV., der auf seinem Haupte zwei Kronen vereinte, erreichte Böhmen, wie wir schon erzählt haben, den Gipfel seines Glanzes. Er beschränkte kluger Weise die Privilegien der Deutschen in seinem eigenen Königreiche und gewann die Gemüther der Böhmen, indem er ihnen gleiche Befugnisse im deutschen Reiche zusicherte. Er ehrte die böhmische Sprache der Art, dass er ausdrücklich in der goldenen Bulle den Söhnen der Kaiser ihre Erlernung empfahl. Seine Hauptstadt Prag liebte er wie seinen Augapfel, und trug, wo er konnte, zu ihrer Verschönerung und Verherrlichung bei. Er gründete daselbst im Jahre **1348** die erste slavische Universität, nach dem Muster jener von Paris und Bologna. Der überwiegende Einfluss dieses Instituts, nicht blos auf Böhmen, sondern auch auf Deutschland, ja auf ganz Europa, war bald entschieden. Von der Zeit seiner Gründung an bis **1410** war es der gewöhnliche Tummelplatz der Studenten aus Polen, Ungarn, Schweden und Deutschland. Es war ohne Zweifel die Absicht Karl's, dieser Universität Universalität zu verleihen, was ihn bewog, in den Statuten derselben den Böhmen nur Eine Stimme im akademischen Senate, und die andern drei den Fremden zuzuerkennen. Wir werden in der Folge zeigen,

mit welcher Eifersucht die Eingebornen auf diesen entschiedenen Vorzug der Fremden blickten und welchen heftigen Widerstand des National-Gefühls er verursachte.

Vielfache Erfahrung lehrt, dass gelehrte Schulen und Akademien den Funken ursprünglicher Poesie nur wenig wecken, ja dass die Errichtung formwissenschaftlicher Lehranstalten der freien Entwickelung dieser hohen Gaben nichts weniger als günstig ist. So war Böhmen im 14. Jahrhundert sehr reich an gereimten Büchern, allein diese entbehrten meist aller wahren Poesie. Andererseits ist die natürliche Folge einer strengen logischen und klaren Denkweise, wie sie aus einer wissenschaftlichen Erziehung sich ergiebt, dass der prosaische Styl gebildeter, präciser, deutlicher und der Anschauungskreis ein grösserer und weiterer wird. Man hat aus dieser Periode auch einige geschichtliche Werke, und zwar 1) eine böhmische Reimchronik die bis zum Jahre 1313 reicht und um 1318 endet, geschrieben unter König Johann, dem Vater Karl's IV., als der Einfluss des Deutschthums den höchsten Grad erreicht hatte. Glühender Hass gegen die Deutschen diktirte dieses Werk und machte es durch mehr als zwei Jahrhunderte zum Lieblingsbuche des böhmischen Volkes. Der Name des Verfassers ist nicht zuverlässig bekannt; gewöhnlich schreibt man es dem Kanonikus *Dalimil Mezericky* zu [1]). 2) Noch eine böhmische Chronik, auf Befehl Kaiser Karl's IV. lateinisch geschrieben und in's Böhmische von *Przibik Pulkawa* übersetzt. Sie wurde zuerst von *Prochazka* 1786 veröffentlicht, das lateinische Original 1794. 3) *Martiniani* oder eine römische Chronik, 1400 aus dem Deutschen von *Benesh v. Horowic* übersetzt. 4) Noch eine Chronik der römischen Kaiser, aus dem Lateinischen von *Lorenz v. Brezow* übersetzt, dem Verfasser noch mehrerer anderer Werke, von welchen einige im Laufe der folgenden Jahrhunderte gedruckt wurden.

---

1) Es wurde zuerst im Jahre 1620 von *Jesbin* veröffentlicht, später von *Prochazka*, Prag 1788. Der Verfasser lässt kein Mittel unversucht, seinen patriotischen Zweck zu erreichen, welcher ist, seine Nation mit Hass gegen die Deutschen zu erfüllen. Er brachte die absurdesten Fabeln in die früheste Geschichte Böhmens. Unter der Herrschaft des Fürsten Metternich wurde dieses Buch von den Censoren als ultra-national auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt. Erst in neuester Zeit (1849) wagte es *Hanka*, eine neue, sorgfältig nach Vergleichung mehrerer Manuskripte vorbereitete Auflage zu veröffentlichen.

Es gab auch verschiedene Gesetzsammlungen; unter anderen die ältesten böhmischen Einrichtungen von *A. v. Duba*, ein werthvolles, in der kaiserl. Wiener Hofbibliothek befindliches Manuskript; das bürgerliche und das Feudal Gesetz, aus dem Lateinischen übersetzt und in der Prager Bibliothek bewahrt; der berühmte „*Sachsenspiegel*" oder die Gesetze von Magdeburg u. s. f. Der beständige Verkehr mit Fremden richtete die Aufmerksamkeit der Böhmen früh auf den Nutzen der Erlernung fremder Sprachen und machte die Kenntniss ihrer eigenen den Fremden wünschens- und schätzenswerth. Wir finden daher im Laufe dieses Jahrhunderts nicht weniger als sieben Wörterbücher, deren eines, der „*Bohemarius*" (1309), selbst in Hexametern geschrieben ist. Aber alle diese Wörterbücher waren sehr unvollständig, und es wurden seitdem viel bessere, zum Theil auf die früheren gegründet, abgefasst; auch wurden sie nie, so viel uns bekannt, gedruckt, aber sie existirten in vielen Abschriften, und man bewahrt deren in den Bibliotheken von Prag, Brünn und mehreren Kirchen.

Die Poesie schlug in diesem Jahrhundert in Böhmen dieselbe Richtung wie in Deutschland ein, und artete in leichte Produkte der Fantasie aus, die, ein Mittelding zwischen Prosa und Versen, meist allegorische Dichtungen waren, die Vorläufer der heutigen Novelle. Der Art ist der *Trostraum*, in 9000 Versen, eine Uebersetzung aus dem Deutschen; das Leben Alexander's und die Geschichte des trojanischen Krieges, aus dem Lateinischen, beide mehr in novellistischer als historischer Form, und eine grosse Anzahl ähnlicher Werke[1]). Einige Reste eines Helden-Epos, „Der böhmische Alexander", wurden in jüngster Zeit in den Budweiser Archiven vom Professor *Kunbek* gefunden, und in der Zeitschrift des böhmischen Museums veröffentlicht. Alle anderen poetischen Produkte dieses

1) Die Geschichte des trojanischen Krieges war eines der ersten Werke, welche die böhmische Presse verliessen, nach *Dobrovsky* um das Jahr 1476, und dann wieder 1488 und 1691. Es wurde zum vierten und letzten Male von Aemerius 1790 veröffentlicht. Eben kurz vor seiner Drucklegung scheint es in einer grossen Menge von Abschriften vervielfältigt worden zu sein, da es ein Lieblingsbuch der böhmischen Ritter und Frauen war. Sein Verfasser hiess Guido von Kolonna. Siehe *Dobrovsky's* Geschichte der böhm. Sprache S. 153. Ein anderes interessantes Werk des 14 Jahrhunderts ist *Tkadleczek*, der kleine Weber, welches Manuskript in mehreren Kopien existirt, gedruckt wurde es blos in einer alten deutschen Uebersetzung, siehe Dobrovsky a. a. O. Seite 157.

Jahrhunderts sind Fabeln, Satyren, Legenden oder Allegorien von kirchlich-didaktischer Tendenz, wie dies zum Theil schon aus ihren Titeln ersichtlich ist, so z. B. die neun Freuden Marius', die zehn Gebote, die fünf Quellen der Sünde u. s. f. Sie alle aber ermangeln des poetischen Verdienstes gänzlich.

Mit welchen Ideen der Geist denkender Männer und der lesenden Volksklasse sich zu jener frühen Zeit vorzugsweise beschäftigte, wie wohlvorbereitet sie waren, im Anfang des folgenden Jahrhunderts die Lehren eines Huss, Jakobellus, dieser Lehrer einer reineren Gottes-Anschauung, in sich aufzunehmen, beweist gewissermassen die theologische Literatur jener Zeit. Eine Abhandlung über den grossen Verfall der Kirche, von einem Geistlichen Johann Milicz noch vor dem Jahre 1370 geschrieben [1]); mehrere Bücher über die wahren christlichen Tugenden; ein Buch über die Christenlehre von *Shtitny*, einem böhmischen Edelmann, für seine eigenen Kinder geschrieben; eine Uebersetzung eines Buches des jüdischen Rabbi Samuel über die Ankunft des Messias, und mehrere ähnliche Werke. Alle diese Bücher weisen darauf hin, dass die damals herrschenden religiösen Grundsätze nicht länger tauglich waren, die nachdenkend gewordenen Gemüther zu befriedigen. Auch den grössten Theil der Bibel findet man schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ins Böhmische übersetzt [2]), obgleich noch nicht zu einem Ganzen gesammelt. Mehrere Uebersetzungen der Psalmen aus dieser Zeit, sowie der Propheten Jesaias, Jeremias und Daniel und der Sonntags-Evangelien werden im Manuskripte in den Bibliotheken von Prag, Wien und Oels in Schlesien aufbewahrt. Viele andere sind ohne Zweifel im Laufe der Zeit verloren gegangen.

---

1) Dieses Werk wurde 1542 gedruckt; es kam in den erneuerten *Index librorum prohibitorum*, der 1629 zuerst gedruckt wurde und dessen böhmischer Theil zuletzt 1767 erschien. Der Verfasser des *Index* war der berüchtigte Jesuit Koniash, einer der wüthendsten Bücherfresser, die je lebten. Nicht nur alle von den Hussiten oder ihren unmittelbaren Vorgängern geschriebenen Werke, sondern auch viele katholische Schriften jener Zeit wurden auf diese Liste gesetzt, z. B. der Geschichtsschreiber *Hagek*, die Uebersetzungen des Aeneas Sylvius u. s. f.

2) Anna, Königin von England, Schwester des Königs Wenzeslaus von Böhmen, besass eine Bibel in lateinischer, deutscher und böhmischer Sprache, auf welchen Umstand Wickliffe in einer seiner Schriften anspielt. Siehe Dobrovky's Geschichte der böhmischen Sprache S. 142.

Zweite Periode.

Von Johann Huss 1400 n. Ch. bis zur Verbreitung der Buchdruckerkunst 1500.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts stand die Prager Universität am Gipfel ihres Ruhmes. Mehrere hochberühmte Deutsche hatten die Lehrstühle inne, und die Durchschnitts-Zahl der Studenten betrug an zwanzig Tausend. Kein Gebiet der Wissenschaft wurde vernachlässigt, jede Fakultät hatte ausgezeichnete Professoren. Allein die Theologie erregte entschieden das wärmste National-Interesse unter den Böhmen selbst; in der Theologie behaupteten auch die Böhmen als Lehrer den ersten Rang. Die Vorliebe für geistliche Dinge fand sich nicht blos, wie in früheren Zeiten, bei Jenen, welche sich dem geistlichen Stande widmeten; sie durchdrang alle Volksschichten, hohe und niedere. Unmittelbar nach *Wickliffe's* Tode hatte sich durch die Verheirathung einer böhmischen Prinzessin, Anna, der Schwester des Königs Wenzeslaus, an Richard II. von England ein Verkehr zwischen England und Böhmen gebildet. Ein junger böhmischer Edelmann, welcher seine Studien in Prag beendigt hatte, reiste nach Oxford, nahm dort die Gesinnungen und Ansichten *Wickliffe's* in sich auf und übergab bei seiner Zurückkunft nach Prag eine Abschrift aller Schriften *Wickliffe's* an Johann *Huss*, der zu dieser Zeit einer der Professoren der Theologie zu Prag war, und welcher, wahrscheinlich schon für derartige Grundsätze empfänglich, sie mit grossem Eifer und Hingebung zu studiren begann. In der That wurde schon seit einiger Zeit in Böhmen die Anmassung des päbstlichen Stuhles und die Verderbtheit der Geistlichkeit mit besonderem Missfallen und offenem Unwillen angesehen, und als die Professoren *Huss*, *Hieronymus* und *Jakobellus* gegen die Mönche, die Ohrenbeichte und die Unfehlbarkeit des Pabstes aufzutreten begannen, fanden sie in der Brust ihrer Zuhörer ein lautes Echo.

Ein anderer Meinungsunterschied, welcher sehr viel dazu beitrug, den Unwillen der Regierung gegen die Universität zu vermehren, war der Streit zwischen zwei philosophischen Schulen, nämlich jener der Realisten, vertheidigt durch Huss, und jener der Nominalisten, welcher fast alle Deutschen angehörten. Dieser Streit wurde bald eine National-Angelegenheit, oder er hatte, was noch wahrscheinlicher ist, seinen ersten Ursprung in den ungerechten Privilegien

der Deutschen und der durch sie hervorgerufenen Eifersucht der Böhmen. Der Vorzug, welcher den Ersteren bei der Gründung der Universität eingeräumt worden war, nämlich der Besitz dreier von den vier Stimmen in allen durch Stimmenmehrheit zu entscheidenden Angelegenheiten, wurde nun die Veranlassung zum Streite und ganz besonders von Huss, der damals Rektor der Universität war, angegriffen. Nach einem Jahre Widerstand gab endlich der König nach. Ein Erlass desselben vom Jahre **1409** setzte fest, dass in Zukunft das Stimmenverhältniss ein umgekehrtes sein und die Deutschen fernerhin nur Eine Stimme, die Böhmen hingegen drei haben sollten. Für diesen Sieg des National-Stolzes hatte die Universität, die Stadt, ja das ganze Land schwer zu büssen. Denn bald nach diesem Erlass begann die berühmte Auswanderung der Gelehrten. Alle deutschen Professoren und Studenten verliessen Prag auf Einmal. Die unmittelbaren Folgen dieses Schrittes waren die Gründung der Universitäten Leipzig, Rostock und Ingolstadt und das Aufblühen jener von Heidelberg, Erfurt und Krakau. Prag wurde nie wieder, was es gewesen, obgleich es einen vorübergehenden Glanz durch seinen Sieg selbst und durch den Ruhm und das Märtyrerthum einiger seiner eingebornen Lehrer erhielt. Bevor wir in der Geschichte vorschreiten, wollen wir einige Worte den persönlichen Verdiensten und Schicksalen dieser Letzteren weihen.

Johann Huss war **1373** zu Hussinecz, einem Dorfe in Südböhmen, geboren, woher er auch bisweilen den Namen Huss von Hussinecz oder Johann von Hussinecz führt. Obgleich er selbst ohne Vermögen war, so wurde er doch in seinem sechszehnten Jahre durch Geldunterstützungen des Eigenthümers seines Geburts-Dorfes und einiger anderer Gönner in den Stand gesetzt, seine Studien an der Prager Universität fortzusetzen, woselbst er sich bald durch Fleiss und Talent auszeichnete. Im Jahre **1390** wurde er Magister der freien Künste, und zwei Jahre später begann er Vorlesungen über philosophische und theologische Gegenstände zu halten. Im Jahre **1402** wurde er als Pfarrer und Prediger bei der Kapelle Bethlehem zu Prag angestellt und versah dieses Amt neben seiner Professur. In demselben Jahre wählte ihn die Königin Sophie zu ihrem Beichtvater. So erlangte er auf einmal Einfluss auf das Volk, die Studenten und den Hof. Um diese Zeit war es, in welcher er mit den Schriften von *Wickliffe* bekannt wurde. Im Jahre **1407** begann er öffentlich wider die Irrthümer des Glaubens und die in der

Kirche herrschende Verderbtheit zu predigen und zu eifern. Der Erzbischof von Prag, *Zdyniek*, ein ungebildeter und heftiger Mann, dessen Unwissenheit ihn zur Zielscheibe des Studentenspottes gemacht hatte, die ihn den *Alphabetarius* oder den *A B C*-Doktor nannten, sammelte zweihundert Abschriften von Wickliffe's Werken und verbrannte sie, ohne weitere Ermächtigung des Pabstes, als eine vorläufige Aechtung derselben im erzbischöflichen Palaste. Huss rügte nun nicht nur diesen Vorgang, sowohl in seinen Vorlesungen als Predigten, mit sehr scharfen Ausdrücken, sondern übersetzte auch den *Trilogus* und einige andere Werke Wickliffe's ins Böhmische, vertheilte sie unter Männer und Weiber und liess auch neue lateinische Abschriften von ihnen machen. Als der Erzbischof seine Predigten in böhmischer Sprache untersagte, verweigerte Huss nicht nur zu gehorchen, sondern fuhr fort, auf allen gesetzlichen Wegen die Lehren Wickliffe's, die er billigte, zu verbreiten. Zu derselben Zeit erschien die erste Uebersetzung der ganzen Bibel — wir wissen nicht, ob blos als Sammlung der schon vorhanden gewesenen einzelnen Theile, oder als neue Uebersetzung — und wurde in vielen Abschriften unter dem Volke vertheilt. Es ist nicht bekannt, ob Huss diese Uebersetzung zu Tage förderte, aber so viel ist gewiss, dass er Alles, was er konnte, zu ihrer Verbreitung that. Solchen Vorgängen konnte nun natürlich der römische Klerus nicht ruhig zusehen. Huss wurde zweimal nach Rom gerufen, beide Male gehorchte er nicht; zuletzt wurde er vor ein allgemeines Konzilium geladen. In Folge seiner Lehren und einiger von seinen Anhängern herbeigeführten stürmischen Auftritte — Scenen, welche übrigens Huss selbst höchst missbilligte — wurde er durch eine Bulle des Pabstes Johann XXIII. feierlich aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Da er sich nun selbst nicht mehr in Prag unter dem schwachen König für sicher hielt, flüchtete er sich auf das Gut seines Freundes und Gönners Nikolaus von Hussinecz, wo er neue Schriften vorbereitete, von denen einige zu seinen eindringlichsten gehören, und predigte wiederholt im offenen Felde vor einer zahllosen Menge von Zuhörern. Unter seinen Werken machten das grösste Aufsehen seine Abhandlung „über die Kirche", und eine Flugschrift, betitelt „die sechs Todsünden", die er beide an den Mauern und Thüren der Kapelle Bethlehem anschlagen liess. Beide waren gegen den Ablass, gegen den Missbrauch des Bannes, gegen den Handel mit geistlichen Aemtern, gegen die Umwandlung des

Brodes und Weines in Fleisch und Blut und gegen Aehnliches gerichtet, und vor Allem gegen den unbeschränkten Gehorsam, welchen der römische Stuhl forderte, und lehrten hingegen, dass die heiligen Schriften allein die wahre Glaubens-Regel und die wahre Moral für Christen enthalten und lehren.

Im Drange dieser letztern Ueberzeugung war auch die Verbesserung und Verbreitung der böhmischen Bibel seine beständige Sorge. In allen seinen böhmischen Schriften widmete er der Sprache eine ungemeine Sorgfalt und übte einen entschiedenen und nachhaltigen Einfluss auf sie. Er ordnete das böhmische Alphabet, welches aus 42 Buchstaben bestand, von Neuem, und brachte die böhmische Rechtschreibung in bestimmte Regeln [1]). Um sie interessanter und leichter erlernbar zu machen, ahmte er die geniale Methode Cyrill's nach, jedem Buchstaben ein wohlbekanntes böhmisches Wort, welches ihn zum Anfangsbuchstaben hatte, beizufügen, so z. B. *H Hospodin*, Wirth, *K Kral*, König, u. s. f. So widmete er sein ganzes Leben drei verschiedenen Mitteln, seine Landsleute zu belehren, und er hielt ganz richtig eine allgemeine Bildung des Geistes für die beste Vorbereitungsschule, um für die Wahrheit empfänglich zu werden.

Der Ausgezeichnetste unter den Genossen von Huss war Hieronymus von Faultisch, bekannter unter dem Namen Hieronymus von Prag, ebenfalls Professor an der Universität. In Gelehrsamkeit und Beredsamkeit übertraf er noch seinen Freund, in Glaubenssachen stimmte er mit ihm vollkommen überein, jedoch besass er nicht jene Milde und Mässigung, welche Huss auszeichnete. Sein Hass gegen die Missbräuche der römischen Kirche war so heftig,

1) Die Böhmen hatten, wie die Deutschen, das lateinische Alphabet angenommen, aber da sie es eben von den Letzteren empfingen, so erhielten sie auch eben deren verderbte Form; sie ahmten nämlich die sogenannten gothischen Lettern nach, mit welchen auch alle alten böhmischen Bücher gedruckt sind. In neuerer Zeit wurden sie durch die ursprünglich römischen Lettern ersetzt, welchen man verschiedene Zeichen hinzufügte, um sie zur Ausdrückung der slavischen Laute tauglicher zu machen. Das böhmische Alphabet hat eigentlich nur 42 Buchstaben, insofern derselbe Buchstabe mit oder ohne Zeichen als zwei verschiedene Buchstaben angesehen werden kann. Das englische Alphabet würde eigentlich unzählbar sein, wenn alle drei oder vier Arten der Aussprache eines und desselben Buchstaben durch verschiedene Zeichen angezeigt und diese Zeichen mithin aus einem Buchstaben drei oder vier machen würden.

dass er jene Reliquien, welche diese Kirche für heilig hielt, mit Füssen zu treten pflegte. Ja, man erzählt von ihm, dass er einmal einen Mönch, der ihm Widerstand leistete, ins Wasser zu werfen befahl. Er war ein so grosser Bewunderer von Wickliffe, von dem er auch verschiedene Schriften ins Böhmische übersetzte, dass er es nicht unterlassen konnte, in seine Predigten vor dem Kaiser in Ofen, Lehren dieses Reformators einzuflechten, eine Unvorsichtigkeit, welche Ursache war, dass er unmittelbar darauf in Wien verhaftet wurde. Auf Bitten der Prager Universität aber erhielt er seine Freiheit wieder. Er schrieb mehrere Werke für den Volks-Unterricht, Hymnen, Flugschriften u. a. m. in böhmischer Sprache. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Talente gründet sich übrigens mehr auf das Zeugniss seiner Zeitgenossen, als auf seine Werke, von denen nur sehr Weniges übrig ist.

Ein anderer thätiger Gehilfe von Huss, besonders bei der Verbesserung und Verbreitung der böhmischen Bibel, war Jakobellus von Mies, bekannt unter dem Namen Jakobellus vom (Sakramental) Kelch, wegen seines Eifers für die allgemeine Einführung des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalt. Er schrieb Erläuterungen über einige der Episteln, Predigten, religiöse Hymnen u. s. f. Auch er war Professor an der Prager Universität.

Im Jahre **1414** wurde Huss vor das Koncilium zu Kostnitz geladen, um sich selbst vor den versammelten Theologen aller europäischen Nationen zu rechtfertigen. Ohne den mindesten Widerstand, ja voll Freude über diese Gelegenheit, die von seinen Feinden ihm aufgebürdeten Verbrechen zu entkräften und die Wahrheit seiner Lehre beweisen zu können, gehorchte er diesmal dem Rufe. Mit einem Sicherheits-Geleitsschein vom Kaiser Sigmund, und noch überdies auf ausdrücklichen Befehl des Königs Wenzel von mehreren edlen Böhmen begleitet, unternahm er die Reise, ohne Furcht für seine Person, und kam am **4.** November in Kostnitz an. Hier musste er, bevor ihm gestattet wurde, vor dem allgemeinen Koncilium zu erscheinen, mehrere Privat-Audienzen bei einigen Kardinälen nehmen, bei deren einem er, etwa drei Wochen nach seiner Ankunft, verhaftet, ins Gefängniss gesteckt und ohne Rechtfertigung oder Verhör *sechs Monate* gefangen gehalten wurde. Als die Nachricht dieses Verrathes nach Böhmen gelangte, wurde er von dem ganzen Volke als eine National-Beleidigung aufgenommen. Drei Bittschriften, fast vom ganzen Adel unterzeichnet, wurden in kurzer

Zeit nach einander an das Koncilium geschickt, und als die zwei ersten ohne Erfolg blieben, wurde der dritten eine an den Kaiser beigefügt, in welcher derselbe mit eindringlichen Worten an seinen Wortbruch erinnert wurde — da er doch seine kaiserliche Ehre für Huss' Sicherheit verbürgt hatte, — bis endlich der 5. Juni zu einem öffentlichen Verhöre bestimmt wurde. Bei diesem wurde jedoch jeder Versuch von Huss, sich zu rechtfertigen, ja nur zu sprechen, durch das unanständige und lärmende Geschrei der versammelten Geistlichkeit vereitelt, die ihn mit Vorwürfen und Schimpfreden überhäufte. Auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers jedoch, welcher über das ungezogene Betragen des Koncils ärgerlich und beleidigt war, wurde Huss in den zwei folgenden Versammlungen wirklich angehört. Es wurde ihm nun gestattet, sich so weitläufig, als er wollte, über vierzig ihm angeschuldigte Punkte zu rechtfertigen, welche meist aus seinen Schriften mit Hilfe einer verdrehenden oder absichtlich übelverstehenden Auslegung gezogen waren. Obgleich er sich nun von einigen der ihm aufgebürdeten Beschuldigungen ganz rein wusch, so gab er doch so viele andere selbst zu, dass das Koncilium in seinem schon früher gefassten Beschlusse, ihn als einen hartnäckigen Ketzer zu verdammen, nur bestärkt werden konnte. Ein Monat wurde ihm zu seiner Schluss-Antwort vergönnt. Während dieser Zeit versuchten Kardinäle und Bischöfe alle ihre Beredsamkeit, ihn zum Widerruf zu bewegen, sie thaten das auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, welcher zu seiner Ehrenrettung Huss' Leben zu erhalten wünschte. Aber alle diese Versuche konnten die Ueberzeugung und die Standhaftigkeit des gottergebenen und heroischen Mannes nicht beugen, und am 6. Juli 1415 wurde er einstimmig verurtheilt, mit Schimpf der Würde eines Priesters entkleidet und hierauf an demselben Tage lebendig verbrannt. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen [1]).

1) Huss' böhmische Schriften hat man noch theils im Manuskript, theils in einzelnen gedruckten Flugschriften, nicht aber zu einem Ganzen gesammelt. Sie bestehen in Predigten, Gesängen, Briefen an seine Freunde, Auslegungen der heiligen Schrift u. s. f. Seine vollständigen lateinischen Werke wurden zuerst in Wittenberg 1558 gedruckt und dann anderswo nachgedruckt. Sie enthalten Vieles, was ursprünglich böhmisch geschrieben war; unter Anderm auch die Briefe, die auf Luther's Veranlassung, mit einer Vorrede von ihm versehen, in Wittenberg 1536 gedruckt wurden. Luther übersetzte mehrere seiner Hymnen. Die Briefe, welche Huss aus dem Gefängniss bei Kostnitz schrieb, sind der Ausdruck eines reinen und erhabenen Gemüthes

Sein Freund, Hieronymus von Prag, eilte, als er von seiner gefährlichen Lage hörte, nach Kostnitz zu seinem Beistande, ohne den Sicherheits-Geleitsschein des Kaisers abzuwarten. In der Nähe von Kostnitz hielt er an, und versuchte alle möglichen Mittel, einige Garantien für seine persönliche Sicherheit zu erlangen. Da ihm dies aber nicht glückte, trieb ihn die Klugheit, obgleich mit Kampf und Widerstreben, zur Rückkehr nach Böhmen. Aber noch auf der Rückreise wurde er, in Folge eines Streites, in den er mit einem bigotten Priester verwickelt wurde, vom Herzog von Salzburg gefangen genommen und nach Kostnitz gesendet, wo sich dann dieselben Scenen, wie mit Huss, vor dem Koncil wiederholten. Bei seiner ersten Erscheinung riefen tausende von Stimmen: Weg mit ihm! verbrennt ihn! verbrennt ihn! Es ist traurig, in der Geschichte jener Zeit zu lesen, dass selbst dieser feste und fromme Mann durch Schrecken zu einer momentanen Nachgiebigkeit gebracht wurde; nicht durch Furcht vor dem Tode, dem er freudig entgegensah, sondern durch die Androhung einer langen und einsamen Gefangenschaft in einem scheusslichen Kerker. Jedoch verliess ihn sein Muth nicht lange; von seinem eigenen Gewissen gequält, verkündete er beim nächsten Verhör feierlich seinen Widerruf, und erklärte, dass von allen den begangenen Sünden er keine mehr bereue, als seinen Abfall von der Lehre, die er gelehrt. In Folge dieses Schrittes wurde er auf dieselbe Weise, wie sein berühmter Freund, verurtheilt und litt am **30. Mai 1416** den schmerzlichen Tod auf dem Scheiterhaufen mit grossmüthiger Resignation.

Das Geschick dieser beiden ausgezeichneten Männer, die christliche Sanftmuth, welche sie der niederträchtigen Behandlung ihrer Feinde entgegensetzten, die Grossmuth, mit welcher sie ihren Feinden vergaben, die himmlische Geduld Huss', als während seiner Gefangenschaft ihm schwere körperliche Leiden im Verein mit den Verfolgungen seiner Gegner das Leben zu einer schweren Bürde machten, der Heldenmuth, mit welchem beide Männer ihr grausames Ende erduldeten und noch in den schweren Augenblicken eines fürchterlichen Todes die Wahrheit ihrer religiösen Ueberzeugung durch Lobgesang des Herrn verkündeten, alle diese Züge zu-

---

und gewähren die beste Bürgschaft für seinen makellosen christlichen Charakter. Einige von ihnen gehören unter die schönsten Ausdrücke des Erhabenen.

sammen gewähren eines der erhebendsten und ergreifendsten Gemälde in der Geschichte des Märtyrerthums. Die Beredsamkeit von Hieronymus machte einen mächtigen Eindruck auf seine Feinde, und es gab im Verlauf seines Prozesses Augenblicke, in denen selbst seine Richter ihm das Leben zu retten wünschten. Der berühmte *Poggio Braccioloni*, einer der Wiederhersteller der italienischen Literatur, der bei dem Prozess und der Verurtheilung von Hieronymus zufällig gegenwärtig war, gab seine Sympathie und Bewunderung für die Beredsamkeit, Grossmuth und die liebenswürdige Ergebenheit des unglücklichen Märtyrers in einem ungewöhnlichen Grade zu erkennen, obgleich er in religiösen Dingen nicht seiner Meinung war. Man ersieht dies aus seinen Briefen an *Leonardo Aretius*, welcher in seiner Antwort es für rathsam fand, seinen Freund zu warnen, dass er in dieser Angelegenheit nicht zu viel warme Theilnahme zeigen möge [1]).

Die Urheber dieser grausamen Vorgänge ahneten nicht, als sie die Fackeln zum Scheiterhaufen der beiden Märtyrer entzündeten, dass diese Flammen bald über ein ganzes Land sich ausbreiten und Schrecken und Verwüstung durch halb Deutschland bringen würden. Der Krieg, durch welchen die Junger Huss' ihn rächten, ist einer der blutigsten und zerstörendsten der Weltgeschichte. Als die Nachricht von seinem Tode nach Böhmen gelangte, traf sie Jedermanns Herz gleich einem elektrischen Schlage. Doch gehört dies nicht mehr in unser Bereich. Wir müssen, da blos das Schicksal der Sprache und Literatur unser Objekt ist, den Leser auf die geschichtlichen Werke über diese unheilvolle Zeit verweisen, und beschränken uns auf die Erwähnung jener Begebenheiten, welche einen unmittelbaren Einfluss auf diese beiden Zweige äusserten.

Unter der Führung von *Nikolaus v. Hussinecz*, dem Freunde und Gönner von Huss, welchen selbst seine Feinde mehr einen Vertheidiger der Reform, als einen Widersacher und Verfolger der Katholiken nannten, unter *Zhizhka von Trocznow*, einem böhmischen Ritter von grossem Muthe, aber grausamem Sinn, und nach dem Tode dieser beiden Männer unter *Prokop*, einem früheren Priester, trugen die Hussiten ihre siegreichen Waffen durch ganz

1) Diese interessanten Briefe, welche die genaue Schilderung der letzten Tage und des Todes von Hieronymus, seine Reden vor dem Koncil und einen vollständigen Bericht über das unwurdige Betragen seiner Ankläger enthalten, findet man ausführlich in *Shepherd's* Leben des *Poggio Braccioloni*.

Böhmen nach Schlesien, Franken, Oesterreich und Sachsen, und machten diese unglücklichen Länder zum Schauplatz der grausamsten Verwüstungen. Waren sie schon, in mehrere Parteien getheilt, so mächtig und unwiderstehlich, so würden sie einig, im Sinne Huss', noch doppelt so stark gewesen sein. Allein bald (im Jahre **1421**) brach Zwiespalt unter ihnen aus, und sie zersplitterten sich in verschiedene Sekten und Haufen, welche sich unter einander noch grimmiger, als die Römisch-Katholischen hassten. Unter diesen Sekten waren die *Kalixtiner* oder *Utraquisten*, deren vorzüglichstes Streben war, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu empfangen, und die *Taboriten*, die eine vollständige Reform der Kirche wollten, die beiden vorzüglichsten. Zu den Kalixtinern gehörte der gemässigtere Theil des Adels und die ganze Bürgerschaft von Prag. Sie hatten mit den Römisch-Katholischen im Jahre **1434** zu Basel einen Vertrag geschlossen, durch welchen ihnen religiöse Freiheit garantirt war, während sie dafür den Kaiser Sigmund als ihren Herrscher anerkannten. Der schwache König Wenzel war schon **1419** gestorben. Die Taboriten waren nun unfähig, beiden vereinigten Parteien (den Utraquisten und Katholiken) länger zu widerstehen. Ein Theil derselben wurde zerstreut, ein anderer bildete im Jahre **1457** einzelne Gemeinden, die sich selbst die mährischen Brüder nannten. Unter den härtesten Schlägen von Verfolgung und Unterdrückung wuchs die Zahl dieser Gemeinden, welche nach dem Beispiel der ursprünglichen apostolischen Gemeinden eingerichtet waren, in kaum funfzig Jahren bis auf zweihundert. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fanden starke Auswanderungen nach Preussen und Polen statt, wo ihnen vollkommene Duldung zugesagt war. Bei Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurden ihre Gemeinden in Böhmen endlich aufgelöst. Von den Ueberbleibseln dieser verfolgten Christen, welche von den Deutschen böhmische oder mährische Brüder genannt wurden, leitet die zu *Herrnhut* im Jahre **1722** gegründete Gemeinde der auch in England mährische oder vereinte Brüder genannten Herrnhuter ihren Ursprung her, eine Gemeinde, welche zuerst unter dem Schutz und später unter der Leitung des Grafen *Zinzendorf* stand.

Die Folgen der barbarischen Massregeln des Kostnitzer Koncils wurden bald ersichtlich. Gerade das gemeine Volk begann sehr grosses Interesse an den zahllosen theologischen Flugschriften zu nehmen, welche in Böhmen und Mähren für und wider Huss ver-

breitet wurden. Unter den ersteren verdient eine von einer Frau geschriebene besonders erwähnt zu werden. Die Abschriften der böhmischen Bibel wurden sehr vervielfältigt; viele von ihnen wurden von Frauen gemacht, und Aeneas Sylvius nahm öfters Gelegenheit, die biblische Belesenheit der Taboriten-Frauen zu rühmen, während der Abt Stephan von Dolan in Mähren sich über ihre Einmischung in kirchliche Angelegenheiten sehr beklagte. Die Geistlichkeit war in der Revision des Textes der böhmischen heiligen Schrift unermüdet thätig. Vom Jahre 1410 bis 1488 kann man seit der ersten gedruckten Bibel wenigstens vier Ausgaben der ganzen Bibel und noch mehrere des neuen Testaments nachweisen. Die verschiedenen Parteien der Hussiten waren doch wenigstens im warmen Eifer für ihre Sprache einig; die Taboriten begannen schon im Jahre 1423 ihren Gottesdienst in böhmischer Sprache zu halten. Nach dem Vertrag von 1434 versuchten auch die Kalixtiner die Einführung der Messe in böhmischer Sprache, eine Neuerung, welche jedoch viel Verwirrung und Widerspruch nach sich zog. Unterdessen gewann die Landessprache sogar unter den Katholiken ihre natürlichen Rechte; die Privilegien der Stadt Prag, die Statuten der Malerzunft und die Berggesetze wurden ins Böhmische übersetzt. Bei der Ständeversammlung in Mähren (1480) wurde die böhmische Sprache statt der lateinischen eingeführt; in Böhmen selbst geschah dies nicht vor dem Jahre 1495. Die Kenntniss der böhmischen Sprache, welche der Herzog Albert von Baiern am Hofe des Königs Wenzeslaus, wo er erzogen worden war, erworben hatte, übte einen entschiedenen Einfluss auf die böhmischen Stände, als sie ihm 1441 ihre Krone anboten. Unter Georg von Podiebrad, einem gebornen Böhmen, wurde diese Sprache Hofsprache. Nach dem Tode Georg's war einer der Hauptgründe für die Wahl des Polenkönigs Wladislaus die „Hoffnung der Böhmen, durch ihn den Ruhm der böhmischen Nation und Sprache erhöht zu sehen“ [1]). Unter diesem König wurden alle Gesetze und Dekrete in böhmischer Sprache erlassen, welche durch ihre nunmehrige Anwendung in so verschiedener Richtung hin ungemein an Fülle und Reichthum gewann. Den günstigsten Einfluss auf ihre Ausbildung übte jedoch gegen den Schluss des funfzehnten Jahrhunderts die immer mehr überhandnehmende Sitte, die Klassiker zu studiren und sie mit aller jener Treue zu über-

1) Siehe Dobrovsky's Geschichte der böhmischen Sprache S. 201.

setzen, deren das böhmische Idiom fähig war. So näherte sich, vorwärts gebracht durch scharfsinnige Anwendung und patriotische Bemühungen, die böhmische Sprache mit reissender Schnelle ihrem *goldenen* Zeitalter — einem Zeitalter, das in politischer Beziehung freilich leider eine Zeit des Krieges, der Unterdrückung und der Verheerung war, aber eben deshalb einen lohnenden Beweis darbietet, wie mächtig doch die Geisteskraft materiellen Einflüssen gegenüber ist.

An der Spitze der theologischen Literatur dieser Zeit verdient das Leben von Huss, geschrieben vom Pat. *Mladienowicz*, genannt zu werden. Obgleich dieses Buch, streng genommen, kein theologisches ist, so bekam es doch diesen Charakter durch die Sitte der damaligen Zeit, es laut in der Kirche vorzulesen, um das Volk mit allen Umständen über den Tod dieses Märtyrers vertraut zu machen. *Mladienowicz*, der zu Kostnitz als Sekretär fungirte, war so Augenzeuge der ganzen Verhandlung gewesen. Unter den katholischen Schriftstellern jener Zeit schrieben *Hilarius Litomierzicky* († 1467), *Rosenberg*, Bischof von Breslau, *Simon von Tishnow* und Andere gegen die Darreichung des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalt. Aber sie waren ihren Gegnern an Fähigkeiten und noch mehr an Produktivität sehr untergeordnet. *Rokycana*, der Erzbischof der Kalixtiner († 1471), *Koranda*, *Mirosh* und Andere vertheidigten ihr Recht auf den heiligen Kelch und übten ihre Feder in doktrinären Streitigkeiten mit den andern Sekten. Die böhmischen Brüder *Paleczek*, *Procopius*, *Simon*, *Mirzinsky* und Andere schrieben Erklärungen zu einzelnen Abschnitten der heiligen Schrift, polemische Flugschriften, religiöse Hymnen und Loblieder, welche Arbeiten alle theils gedruckt sind, theils noch im Manuskripte existiren. Bei den Streitigkeiten der verschiedenen Parteien wurden alle Arten von Federwaffen für erlaubt gehalten, und besonders führten die Hussiten Witz und Ironie mit vielem Geschick und Glück [1]). *Uricz von Kaleniez* schrieb einen satyrischen Brief des Lucifer an Ludwig von Rozhmital. *Bohuslav von Czechticz* schrieb und kompilirte das

1) In einer polemisch-satyrischen Flugschrift wurde die Frage aufgestellt „Meister, saget mir, welche Vögel sind die besten, jene welche essen und trinken, oder jene welche essen und nicht trinken? und warum sind jene, welche essen, aber nicht trinken, jenen feind, welche essen und trinken?" Eine lateinische Flugschrift, welche zu Gunsten derjenigen entschied, welche nicht trinken, wurde durch eine böhmische widerlegt.

Werk „Der Spiegel der Christenheit" mit vielen merkwürdigen Abbildungen [1]). Der böhmische Bruder *Chelcicky* († 1484), auch der böhmische Doktor genannt, weil er nicht Latein, und daher auch weder Griechisch noch Hebräisch konnte, unternahm es demohngeachtet, abgesehen von einigen andern Werken, einen Kommentar zu den Sonntags-Evangelien zu schreiben. Sein populärstes Buch, *Kopyta* genannt, d. i. der Schuhleisten (er soll der Sage nach selbst ein Schuhmacher gewesen sein), und vom Volke viel gelesen, existirt nicht mehr. Auch eine Flugschrift von *Martin Lupacz* († 1468), betitelt der „Weihwedel", war in Jedermanns Hand. Dieser Priester erwarb sich jedoch noch ein grösseres Anrecht auf die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen durch eine sorgfältige Revision des neuen Testaments, welche er mit Hilfe einiger gelehrten Freunde unternahm. In der That herrschte sowohl unter Geistlichen als Laien der brennendste Wunsch, die heilige Schrift recht zu verstehen, ein Wunsch, der viele Männer, die durch die vorhandenen böhmischen Uebersetzungen nicht befriedigt waren, veranlasste, selbst eine neue zu versuchen.

Aus dieser Periode allein hat man noch **33** Abschriften der ganzen Bibel und **22** des neuen Testaments, theils Kopien anderer Uebersetzungen, theils neugefertigte, alle jedoch nach dem Texte der *Vulgata* gemacht [2]). Die böhmischen Uebersetzungen aus der Ursprache der Bibel gehören der nachfolgenden Periode an.

Obgleich nun die Religion den Geist der Gelehrten in dieser Zeit mehr als in einer andern erfüllte, so absorbirte sie doch nicht ihr Interesse ausschliesslich. Man kann übrigens nicht fordern, dass inmitten solcher politischen und religiösen Kämpfe die Gemüther der Menschen sich so weit über den Drang der Ereignisse erheben soll-

1) Dieses Manuskript, eines der merkwürdigsten jener Zeit, befindet sich in der Bibliothek zu Jena. Es enthält nicht weniger als 88 Gemälde, theils auf Papier, theils auf Pergament, und nächstdem 41 kleinere Zeichnungen in den Text selbst eingeschaltet. Siehe Dobrovsky's Reise nach Schweden Seite 7, und seine Geschichte der böhmischen Sprache Seite 235.

2) Unter ganzen Bibeln verstehen wir hier auch jene Manuskripte, welche zwar jetzt nur noch unvollständig vorhanden sind, deren nun vermisste Theile aber nur als zufällig verloren angenommen werden. Ebenso sind auch nicht alle die neuen Testamente vollständig. Am häufigsten fand und findet man einzelne biblische Bücher und Manuskripte der Psalmen. Siehe Dobrovsky's lit. Magazin für Böhmen, Reise nach Schweden Seite 57, und Geschichte der böhmischen Sprache Seite 211.

ten, um irgend eine Kunst oder Wissenschaft vom Gesichtspunkte ihres eigenen absoluten Werthes zu würdigen. Daher wurde auch die Poesie, mit wenigen Ausnahmen, allein als Dienerin der Religion betrachtet. Wir begegnen vielen Legenden, Biographien der Heiligen und Väter, in Prosa und Versen, theils von katholischen, theils von hussitischen Verfassern. Die Lehren von Huss nahmen nicht, wie jene Luther's, hundert Jahre später, im Glauben an die Heiligen Anstoss. Dobrovsky erwähnt eines alten gedruckten Buches vom Jahre **1480**, in welchem Huss' Briefe, sein Leben von *Mladienowicz* und der Brief von *Poggio* über die Hinrichtung des Hieronymus einem „Passionsbuch" beigefügt sind, wie man damals Sammlungen über das Leben und Leiden der Heiligen nannte. Man hat auch eine Menge taboritischer Kriegslieder, deren viele voll Leben und Feuer sind. Sie scheinen zum Theil aus alten böhmischen Volksliedern hervorgegangen zu sein, denn man findet in ihnen Stellen, welchen man auch in den alten Chroniken begegnet. Dem Bedürfniss der Zeiten gemäss umgeändert, muss ihre Wirkung wundervoll gewesen sein, wenn sie von der Menge gesungen wurden. Diese Periode war auch reich an religiösen Hymnen, die meisten von ihnen waren aus der Bibel übersetzt, so weit es der Reim erlaubte. Aber keine poetische Form war mehr im Schwunge und übte einen grössern Einfluss auf das Volk, als die satyrischen Balladen, welche auf allen Strassen und Wegen erschallten. Alle diese poetischen Erzeugnisse sind nur als charakteristische Zeichen der Zeit von Belang. *Hynek von Podiebrad*, der vierte Sohn des Königs Georg, im Jahre **1452** geboren, ein sehr gebildeter und leutseliger Mann, wird als einer der ausgezeichnetsten Dichter jener Zeit gerühmt.

Politik wurde mit Religion vermischt. *Stibor von Cimburg*, ein patriotischer und ausgezeichneter Edelmann, schrieb **1467** ein genaues Buch in Form einer Erzählung „Ueber die Güter der Geistlichkeit". *Waleczowsky* schrieb über die Laster und die Heuchelei der Geistlichkeit, und *Zidek* **1471** Regierungs-Grundsätze. Alle diese Bücher waren dem König Georg gewidmet, ja das letztere Buch war auf seine Veranlassung verfasst worden. *Hagek von Hodielin* und *Wlczek* schrieben zwischen **1413** und **1457** strategische Werke. *Marko Polo's* Beschreibung des Osten und *Mandeville's* Reisen wurden aus dem Lateinischen übersetzt. *Kabatnik*, *J. Lobkowicz* und *Bakalarz* schrieben Schilderungen aus Palästina zwischen **1490**

und 1500, die zwei ersten in Reisebeschreibungen. *Mezyhor* schrieb das Reisejournal Ludwig's von Rozhmital, welchen er durch Europa und einen Theil von Asien als Spassmacher begleitete. Sammlungen von Gesetzen, scharfsinnigen Entscheidungen, Testamenten und anderen werthvolleren Dokumenten wurden von patriotischen und bisweilen ausgezeichneten Männern gemacht und die in lateinischer Sprache vorhandenen sorgfältig ins Böhmische übersetzt [1]). Dies Alles ist zerstreutes Material für den künftigen Geschichtschreiber, obgleich in jener Zeit selbst Geschichte nur wenig und mit geringem Talent getrieben wurde; wenigstens fehlt es nicht an vielen Quellen. Prokopius, dem Beispiel von Dalimil folgend, schrieb eine neue gereimte Chronik; *Bartosh v. Drahonic* verfasste eine Chronik, die vom Jahre 1419 bis 1443 reicht, in barbarischem Latein, mit Beifügung böhmischer Anmerkungen. Einige andere Chroniken, deren Verfasser man nicht kennt, sind Fortsetzungen jener des vorhergehenden Jahrhunderts, welche den Schicksalen ihres Vaterlandes gewidmet waren. Der früher erwähnte *Zidek* unternahm es auch, eine Weltgeschichte, nach damaliger Sitte, in sechs Zeitabschnitten zu schreiben. Dieses Buch bildet den dritten Theil seines grossen, früher angeführten Werkes „Regeln über Regierung". In diesem Werke benutzt der Verfasser jede mögliche Gelegenheit, den König zu belehren, ihm guten Rath zu geben und ihn zu tadeln. Dobrovsky zufolge artet diese Belehrung nicht selten in Grobheit und Keckheit aus. Ein belustigender Vorwurf, welchen er dem König macht, ist der, dass er nicht Ein Kameel besitze, während Hiob deren sechstausend hatte. Derselbe Mann schrieb auch ein grosses lateinisches Werk, eine Art von Encyklopädie, dessen Manuskript sich in der Bibliothek zu Krakau befindet.

Wir beenden die Geschichte dieser Periode mit einer kurzen Uebersicht über den Stand der Medicin und der Naturwissenschaften in Böhmen. Es ist wohl wahr, dass die Mehrzahl der Gelehrten, die über diese Gegenstände schrieben, die lateinische Sprache vorzog. Aber viele von ihnen hatten die Sitte, zuletzt kurze böhmische

1) *Vikl. Kornelius von Wschehrd* verfasste 1495 ein Werk in neun Büchern „Ueber die Gesetze des Gerichtshofes und der Landtafel in Böhmen", das berühmteste Buch dieser Periode über diesen Gegenstand und seiner Zeit den böhmischen Gesetzkundigen unentbehrlich. Es wurde aufs Neue wieder veröffentlicht im J. 1841. Derselbe gelehrte Mann übersetzte auch den Cyprian, Chrysostomus u. a. Siehe Dobrovsky's Geschichte der böhmischen Sprache.

Auszüge ihrer meist populären Werke zu machen, oder dieselben bisweilen von ihren Schülern ganz übersetzen zu lassen. Unter den medicinischen Schriftstellern dieser Zeit sind zu erwähnen: *Christian Prachatitzky*, ein Geistlicher, *Johann Czerny* und *Klaudian*, böhmische Brüder, *Albik* und *Gallus*; die beiden Letzteren schrieben nur Lateinisch.

Besonders reich ist diese Periode der böhmischen Literatur an botanischen Werken. Einige Lehrbücher der Botanik wurden geschrieben. Ein Manuskript vom Jahre **1447** „über das Inokuliren der Bäume" mag hier angeführt werden, obgleich es mehr in das Gebiet der Landwirthschaft gehört.

Die böhmische Sprache, obgleich sie mit jedem Decennium des 15. Jahrhunderts an Kultur und Ansehn gewann, hatte noch immer nicht die lateinische überflügelt. Viele der ausgezeichneten Gelehrten dieser Zeit zogen es noch immer vor, lateinisch zu schreiben, so: *Hieronymus Balbus*, *Bohuslav*, *Hassenstein-Lobkowicz*, *Schlechta*, *Olomucius* und viele Andere; doch trugen sie alle bei, den böhmischen Namen zu verherrlichen, und übten auf die Nation einen mächtigen Einfluss.

Bezüglich der Zeit, in welcher die Buchdruckerkunst in Böhmen eingeführt wurde, weiss man, dass die erste Buchdruckerei in Prag vom Jahre **1487** datirt. Verschiedene böhmische Bücher waren jedoch schon früher durch reisende Drucker gedruckt worden. Ueber das erste in böhmischer Sprache gedruckte Buch sind die Geschichtsschreiber nicht einig. Jungmann zufolge [1]) war ein Brief von Huss in *Jakaubek* (**1459**) das erste Produkt böhmischer Druckerei, die früher erwähnte Chronik von Troja (**1468**) das zweite und das Neue Testament (**1475**) das dritte. Nach Dobrovsky ist das Neue Testament von **1475** das früheste Druckwerk Böhmens. Von diesem Jahre an bis **1488** scheinen blos sieben böhmische Bücher aus der Presse hervorgegangen zu sein, unter ihnen ein Psalter und noch ein neues Testament. Im Jahre **1488**, nach Gründung einer königlichen Druckerei, wurde zum ersten Male eine ganze böhmische Bibel gedruckt, in demselben Jahre noch ein Mal die Geschichte von Troja und eine römische Chronik, und im folgen-

1) Siehe seine *Historie literatury české*. Prag 1825. Seite 49 u. 68. Schaffarik stimmt ihm bei. Pelzel nimmt an, dass der erwähnte Brief von Huss vom Jahre 1459 in irgend einer fremden Druckerei von einem reisenden Böhmen gedruckt wurde.

den Jahre der erste böhmische Almanach und die Bibel von Kuttenberg. Die nachfolgenden Bibel-Ausgaben gehören der Zeit nach der folgenden Periode an, sind aber unten in der Anmerkung angeführt [1]).

Dritte Periode.

Das goldene Zeitalter der böhmischen Literatur. Von der Verbreitung der Buchdruckerkunst um das Jahr 1500 bis zur Schlacht am weissen Berge im Jahre 1620.

Blos um grösserer Klarheit willen trennen die Geschichtsschreiber über böhmische Literatur diese Periode von der frühern, Charakter und Genius sind in beiden ganz gleich. Was die Böhmen früher *erlangt* hatten, *besassen* sie nun; was sie in der frühern Periode *angestrebt* hatten, *erreichten* sie in der folgenden. Was früher das Eigenthum nur Weniger war, wuchs nun unter ihren fleissigen Händen zu weit verbreiteter Fülle. Aber die Gegenstände und deren Behandlungsweise waren in beiden Jahrhunderten gleich. Wissenschaftliche Bildung, welche im 16. Jahrhundert mehr ausschliessliches Eigenthum der Geistlichkeit und einiger wenigen ausgezeichneten Individuen gewesen, wurde nun in Böhmen Gemeingut des Volkes, welches sich grösstentheils den evangelischen Lehren in ihren mannichfaltigen, obschon wenig differirenden Nüancen zuwendete. Obgleich aber die Religion den Hauptgegenstand des Interesses bildete, so beschäftigte sie doch durchaus die Gemüther nicht ausschliesslich. Und dies ist der Hauptpunkt, durch welchen sich die Geschichte der böhmischen Reformation wesentlich von jener einiger

1) Andere böhmische Bibeln sind: Venedig 1506, Fol., Prag 1527, Fol., das. 1537, Fol., Nürnberg 1540, Fol., Prag 1549, Fol., das. 1556—57, Fol., das. 1561, Fol.; dieselbe Ausgabe mit einem neuen Titel, das. 1570, Fol., Kralicz 1579—98, 6 Bde., schmal Fol., von den mährischen Brüdern vorbereitet, die erste Uebersetzung aus der Ursprache; ohne Angabe des Ortes 1596, 8., ebenso 1613, Fol., durch dieselben; Prag 1613, Fol., für Utraquisten; Neues Testam., Prag 1677, Altes Testam. 1712—15, 3 Bde., Fol., für Römisch-Katholische; Halle 1722, 8., für Protestanten; Halle 1745, 8., für dieselben; Halle 1766, 8., für dieselben; Prag 1769—71, 3 Bde., Fol., für Römisch-Katholische, Prag 1778—80, 2 Bde., 8., für dieselben; Pressburg 1786—87, 8., für Protestanten; Prag 1804, 8., für Römisch-Katholische; Berlin 1807, 8., durch die Bibel-Gesellschaft; Pressburg 1808, 8., für Protestanten; Berlin 1813, durch die Bibel-Gesellschaft.

andern Länder unterscheidet. Luther's erhabener Geist wusste von keinem Vorurtheil gegen diese Blumen des Lebens, mit welchen ein gütiger Schöpfer die Erde geschmückt hatte. Allein die meisten andern Reformatoren machten, entweder aus einseitigen Ansichten oder anderer Umstände willen, entschiedene Opposition gegen die Pflege der eleganteren Literatur und der schönen Künste. Sie zerstörten oder verdammten Gemälde, Musik, Bildhauerarbeit und jeden Gegenstand, der auf irgend eine Weise als weltliche Versuchung das Gemüth von der einzigen Quelle der Wahrheit und Erkenntniss ablenken konnte. Ja sie gingen bisweilen so weit, die Künste und Wissenschaften nur als Dienerinnen der Religion gelten zu lassen, und jede Beschäftigung mit denselben, ohne diese Beziehung, als ein sündiges, weltliches Thun zu verschreien. Von solcher Beschränktheit finden wir nun bei den hervorragenden Personen der böhmischen Reformation auch nicht eine Spur. Sie waren selbst Männer von hoher Bildung, und auch ihre eifrigsten Nachfolger machten sich dieses Fehlers nicht schuldig. Wenn sich politische, poetische und religiöse Gegenstände in ihren Arbeiten vermengt vorfinden, wie wir dies schon in der vorhergehenden Periode sahen, so war dies die nothwendige Konsequenz des Einflusses der Zeitkämpfe. Wo ein Gegenstand vorwaltet, müssen natürlich alle andern untergeordnet werden, allein wo als eine Pflicht gefordert wird, was blos Schwung und Lust einer freien Seele sein soll, ist geistiger Despotismus zu fürchten, und hiervon finden wir fast keine Spur in der böhmischen Literatur. Die Klassiker wurden nie mit mehr Aufmerksamkeit und Eifer studirt, nie mit mehr Geschmack nachgeahmt. Italien, die Wiege der schönen Künste und der Sitz umfassender Bildung, wurde nie fleissiger vom böhmischen Adel besucht, als damals, wo drei Viertheile der Nation der protestantischen Kirche anhingen. Ja zu derselben Zeit, in welcher doch die böhmischen Protestanten auf das ängstlichste über ihre religiösen Freiheiten zu wachen und sie gegen die Eingriffe eines verrätherischen Hofes zu schützen hatten, betrachteten sie es doch durchaus nicht als einen Verrath an ihrem Glauben, mit denselben Römlingen, deren theologische Lehren sie bestritten, Hand in Hand auf dem Gebiete der Philologie, der Astronomie und der Naturwissenschaften zu gehen.

Der Umfang der böhmischen National-Literatur wuchs während des 16. Jahrhunderts so reissend, die Zahl der Schriftsteller vermehrte sich so ausserordentlich, und die Gelegenheiten zur Erlan-

gung wissenschaftlicher Bildung, dem lesenden Publikum durch die Vervielfältigung der Bücher durch die Presse geboten, wurden so zahlreich, dass es nun schon sehr schwer wird, ein gedrängtes Bild jener Zeit zu geben. Ein Umriss der politischen Lage des Landes mag als Hintergrund dienen, um durch seine düstern Schatten das Licht freier geistiger Entwickelung noch mehr erglänzen zu lassen.

Nach dem Tode Georg's von Podiebrad (im Jahre 1471) erwählten die Böhmen — oder vielmehr blos die katholische Partei, deren Pabst den genannten Fürsten in den Bann gethan hatte — Wladislaus, einen polnischen Prinzen, zu ihrem König, welcher, wie sein Sohn und Nachfolger Ludwig, auf seinem Haupte die Kronen von Ungarn und Böhmen vereinigte. Die verschiedenen evangelischen Sekten wurden unter diesem Fürsten mehr oder weniger tolerirt. Nur von Zeit zu Zeit brach eine Verfolgung der einen oder andern Sekte aus, hörte aber auch nach ein oder zwei Jahren, wenn die Gemüther wieder etwas mehr besänftigt wurden, wieder allmälig auf. Es ist eine traurige Wahrheit für den evangelischen Christen, dass die heftigsten Verfolgungen zu dieser Zeit unter den Kalixtinern oder Utraquisten stattfanden. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts waren die Angriffe gegen die mährischen Brüder und ihre Schriften gerichtet. Die letztern wurden verbannt, die Erstern verbannt, bis sie endlich, von Ort zu Ort getrieben, auf dem Besitzthum eines gutmüthigen Edelmannes ein Asyl fanden, wo sie sich nur festsetzten, um vielleicht nach einigen Jahren das Opfer neuer Verfolgung zu werden. Noch grausamerer und blutigerer Art waren die Massregeln gegen die Lutheraner in den Jahren 1522—28, in welchen die fürchterlichsten Torturen an der Tagesordnung waren und viele glaubenstreue Lutheraner und Pikarditen lebendig verbrannt wurden. Während dieser ganzen Zeit übten die Römisch-Katholischen und die Kalixtiner eine sehr strenge Censur aus. So ward befohlen, dass Jedermann, der ein neues gedrucktes Buch nach Prag brachte, es der Durchsicht des Konsistoriums unterbreiten müsse. Diese Befehle wurden jedoch nicht genauer befolgt, als alle ähnlichen Erlasse, die in offenbarem Widerspruche mit dem Geiste der Zeit standen. Unterdessen bekämpften sich die Kalixtiner und Römisch-Katholischen auch unter einander, obgleich Beide wieder gegen alle Andern in ihren Schriften eiferten. Nichtsdestoweniger wurde eine von den Erstern veranstaltete neue Ausgabe der Bibel im Jahre

1506[1]) einstimmig auch von den Römisch-Katholischen angenommen und benutzt. Sie übersahen wohl — es ist interessant, dies hervorzuheben — den Holzschnitt zum 6. Kapitel der Apokalypse, welcher den Pabst mitten in den Flammen der Hölle brennend darstellt.

Im Jahre 1526 starb König Ludwig in der Schlacht von Mohács. Zufolge eines Ehevertrages war Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich und Bruder Kaiser Karl's V., sein Nachfolger. Ferdinand wurde von den Böhmen nur mit Widerstreben als König anerkannt, und nur unter der von den Ständen gestellten Bedingung, dass er das Baseler Edikt unterschreibe, vermöge welches ihnen alle religiöse Freiheit gegeben war. So lange Ferdinand in Ungarn gegen die Türken beschäftigt war, ging in Böhmen Alles gut; als aber in dem Kriege, der auf das Bündniss von Schmalkalden (1547) folgte, die Protestanten Böhmens sich entschieden weigerten, gegen ihre Glaubensbrüder zu kämpfen, begann eine neue und unausgesetzte Verfolgung gegen alle Jene, die unter dem Namen irgend einer Sekte inbegriffen werden konnten.

Das Baseler Edikt war allein zu Gunsten der Utraquisten oder Kalixtiner; die Lutheraner und Taboriten, oder, wie sie damals genannt wurden, die mährischen Brüder, ferner die Pikarditen und Grubenheimer wurden als Sekten betrachtet und gehörten nicht zu den Tolerirten[2]). Ihre Kirchen wurden geschlossen, ihre Priester

---

1) In Venedig, man sehe die frühere Anmerkung. Dobrovsky nennt diese Ausgabe eine prachtvolle, und bemerkt, dass sie nur deshalb in Venedig gedruckt wurde, weil man sie in Böhmen nicht so gut ausgeführt hätte. Gesch. d. böhm. Sprache, S. 343.

2) Die Pikarditen oder Pikarden, auch Adamiten genannt, frühestens um das Jahr 1421 existirend, wurden von Zbizhka aufgerieben, ohne gänzlich vernichtet zu werden. Die Utraquisten verabscheuten sie, weil sie die Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines leugneten, obgleich sie sonst in den Hauptgrundsätzen mit ihnen übereinstimmten. Sie wurden öfters mit den Taboriten verwechselt, unter welchen sich ihre letzten Reste verloren. Die Grubenheimer waren die Ueberbleibsel der Waldenser, welche in Böhmen um die Mitte des 14. Jahrhunderts blüheten. Durch Verfolgung und Verachtung getrieben, pflegten sie sich gewöhnlich in Höhlen und Gruben zu verbergen, daher ihr Name. Unter dem Schutze der Reformation hielten sie sich für sicher, fanden aber bald von neuem Verfolger und Unterdrücker. Es gab übrigens noch zahlreiche andere Sekten und noch mehr verschiedene Namen einer und derselben Sekte. So wurde z. B. eine Sekte der Taboriten, von *Niklas Wlaschsky* gegründet, die *Nicolaiten* genannt, d. h. Nikolaiten (denn Niklas

gefangengenommen und alle Jene, welche sich nicht dem römisch-katholischen Glauben zuwendeten, gezwungen auszuwandern. Besser wurde es wieder unter Maximilian II., Ferdinand's Nachfolger, einem Freunde der Reformation und einem in jeder Beziehung ausgezeichneten Fürsten, welcher auf sich selbst die Verantwortung nahm, die Schicksale einer Nation zu leiten. Die Wohlthaten seiner Regierung fielen, um Schaffarik's glücklichen Bild zu gebrauchen, wie ein milder, befruchtender Regen auf das von Ferdinand's Strenge durchpflügte Feld. Während seines Lebens und durch die ersten zehn Jahre der Regierung seines Sohnes Rudolph erfreute sich Böhmen des Friedens. Die verschiedenen Glaubenssekten wurden geduldet, die Literatur blühte und die böhmische Sprache stand auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Aber die Protestanten — mit Bedauern müssen wir es erwähnen — anstatt durch Einigkeit diese glückliche Epoche zur gesetzlichen Begründung ihrer Kirche zu benutzen, um nicht mehr von der blosen Gnade und der Willkür der Herrscher abhängen zu müssen, lebten in beständigem Hader unter einander, und bemühten sich, Einer dem Andern zu schaden.

Ein Erlass (1596) gegen die Pikarditen, unter welchem Namen die böhmischen Brüder damals begriffen wurden, und noch mehr die im Jahre 1605 eingeführte strenge Censur, trieben sie zuerst wieder an, ihre Kräfte gegen die sie bedrohende Verfolgung zu vereinen, und 1609 bewogen sie den Kaiser, die berühmten *Literae Imperatoriae* zu unterschreiben, ein Edikt, in welchem ihnen völlige Freiheit in religiösen Dingen zugesichert war. Während des Restes dieser Periode blieben die Protestanten die herrschende Partei. Die Universität von Prag, neben der seit dem Jahre 1556 noch eine andere der Jesuiten bestand, war durch das früher erwähnte Edikt ganz in ihre Hände gegeben. Diese Universität, obschon sie theils

heisst im Bohmischen Mikulass) oder auch von ihrem Stifter die *Blaziwitzi*; von ihrem Versammlungsplatze *Pecynowzi*, und von ihrer Gewohnheit zu schreien, die *Plachtiwi*. Siehe *Dobrovsky's* Gesch. d. böhm. Sprache, S. 234. Es sei hier bemerkt, dass die Kalixtiner oder Utraquisten, obgleich sie Anfangs gegen die Unfehlbarkeit des Pabstes protestirten, nichtsdestoweniger bei der Abschliessung des Baseler Vertrags der römischen Lehre beitraten, blos mit Stipulirung folgender vier Punkte, nämlich der freien Vertheilung der Bibel unter das Volk, der Darreichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, einer Reform der Geistlichkeit nach dem Vorbilde der Apostel und Bestrafung der Todsünden nach dem Masse ihrer Grösse.

in Folge der Gründung ähnlicher Anstalten sich nie ganz von dem im Jahre 1410 erhaltenen Schlage erholte, und obschon sie beinahe hundert Jahre hindurch ihrem Verfall entgegenging, gewann um die Mitte des 16. Jahrhunderts doch wieder bedeutend an Ruf und unter ihren Lehrern waren einige ausgezeichnete Namen. Unter den Schulen geringern Ranges hatte jene der böhmischen Brüder zu Hunzlau, Prerow und anderer Orte einen Ruf.

Rudolph war ein grosser Gönner der Literatur und Wissenschaft, und war für die böhmische Sprache sehr eingenommen. Unter seiner Regierung zählte man nahe an 200 Schriftsteller, und unter diesen Männer und Frauen seines Hofes, an dem Tycho de Brahe, Kepler und andere gelehrte Fremde die Hauptzierden waren. Der Eifer für die Ausbildung ihrer Muttersprache schien das gemeinschaftliche Ziel, in welchem sich alle Religions-Parteien Böhmens einigten. Aber während dieses Jahrhunderts, sowie in dem vorhergehenden, wurde die Landessprache nur als Schwester neben der lateinischen betrieben; ja Viele zogen die letztere noch als eine Sprache von allgemeinerem Rufe vor. Andere ausgezeichnete Männer machten es sich zur Hauptaufgabe, ihre Landsleute mit den Klassikern durch böhmische Uebersetzungen bekannt zu machen und ihre Sprache durch getreue Nachahmungen lateinischer und griechischer Formen auszubilden. Unter diesen verdient ein edler und reicher Bürger Prags, Namens *Georg Hruby*, zuerst genannt zu werden[1]); so auch *Pisecky* († 1511), welcher die Briefe des Isokrates an den Demonikus übersetzte; *Niklas Konacz* und *Ulrich von Welensky*, die Uebersetzer des Lucian; *Krupsky*, jener des Plutarch; *Ginterod*, jener der Cyropädie von Xenophon. *Koryn*, ausgezeichnet durch Beredsamkeit und andere Geistesgaben, übersetzte die Kirchengeschichte des Eusebius und Kassiodorus, *Orlicsny* die jüdischen Kriege bis Josephus, einige lateinische Klassiker u. s. f.

Wenn man diesen allgemeinen Eifer für die Muttersprache erwägt, so muss man wirklich darüber erstaunen, dass die erste böhmische Grammatik erst vom Jahre 1533 datirt. Ihr Verfasser war

1) Sein ganzer Name lautete *Georg Hruby Gelensky*. Dieser patriotische und thätige Mann übersetzte und veröffentlichte eine ganze Reihe von werthvollen Werken, unter welchen wir blos Petrarka's Briefe, Cicero's Lälius und Paradoxa etc. anführen. — *Niklas Konacz* übersetzte die böhmische Geschichte des Aeneas Sylvius; zwei Dialoge von Lucian und schrieb und druckte verschiedene andere verdienstvolle und fleissig gearbeitete Werke.

Benesch Optat, welcher auch die Paraphrase des neuen Testaments von Erasmus übersetzte. Eine andere Grammatik erschien (1577) von *Beneshowsky*, eine dritte vom Slovaken *Benedicti* (1603). Aber das Hauptverdienst um die Nationalsprache gebührt *Welenlawin* († 1509), der Professor der Geschichte an der Prager Universität und Eigenthümer der grössten Druckerei in Böhmen war. Theils durch seine eigenen Arbeiten, sowohl Originalien als Uebersetzungen und unter diesen drei Wörterbücher zu verschiedenen Zwecken, theils durch Aufmunterung anderer Schriftsteller und durch seinen thätigen Eifer, verbreitungswürdige Bücher zu drucken, erlangte er unter seinen Zeitgenossen den grössten Einfluss.

Das am eifrigsten bebauete Feld war jedoch noch immer jenes der Theologie, und glücklicher Weise, während der ganzen Periode, mit gleichem Aufwand von Talent und Eifer. Die Schriften der böhmischen Brüder *Thomas Prelausky*, *Laurentius Krasonicky* und besonders jene von *Lukas* gehören theils der frühern, theils der gegenwärtigen Periode an. Der Letztgenannte war ein sehr produktiver Schriftsteller, und da er auch einer der besten Scholasten war, wurde ihm vorzugsweise die Abfassung der Entgegnungen auf die gegen die mährischen Brüder gerichteten Angriffe anvertraut [1]). Einige der Brüder-Schriften, die wir schon in der frühern Periode erwähnten, wurden erst zu Anfange dieser geschrieben und gedruckt. Unter diesen ist (1508) Prokopius' Flugschrift über die Frage: „Ob es einem Christen zukomme, Glaubensabtrünnige oder Heiden zum wahren Glauben zu bekehren", bemerkenswerth als eine der frühesten Gelegenheiten, bei welchen Unduldsamkeit in Glaubenssachen zum Gegenstand öffentlicher Debatte gemacht und zuletzt noch verneinend beantwortet wurde. Im Jahre 1563 wurde das neue Testament zum ersten Male unmittelbar aus dem Griechischen übersetzt von *J. Blahoslav*, einem andern Vorstande der böhmischen Brüder und einem Manne von tiefer Gelehrsamkeit. Die erste Uebersetzung der ganzen Bibel aus dem Originaltexte fand erst einige Jahre später statt. Die

1) Dieser ehrwürdige Mann war zehn Jahre der Vorstand (Bischof) der mährischen Brüder, und sein ganzes Leben scheint religiösen Bestrebungen gewidmet gewesen zu sein. Er stellte ein Gesangbuch zum Gebrauche aller Brüder-Gemeinden zusammen, und schrieb (1501) eine Auslegung der Apokalypse, über die Psalmen (1505), über die Hoffnung (1503), über Eide u. s. f. Seine Schriften, von denen die meisten sehr gelehrt sind, findet man aufgezählt in *Dobrovsky's* Gesch. d. böhm. Sprache, S. 238, 239, 372, 378, 379.

erste splendide Ausgabe dieses Werkes, für welches der patriotische und gottesfürchtige Baron *Johann v. Zherotin* eigens eine Druckerei in seinem Schlosse *Kralice* in Mähren errichtet und alles zu den Ausgaben nöthige Geld hergegeben hatte, wurde 1579 gedruckt. Diese Uebersetzung wird noch immer bezüglich der Sprache als ein Muster und bezüglich der typographischen Ausstattung als unübertroffen betrachtet. Ueber die Treue der Uebertragung und über den Werth der Noten sagt *Schaffarik*, dass „sie einen grossen Theil jener Gedanken enthalten, welche 200 Jahre später die gelehrten Koryphäen der Exegese unserer Zeit für ihre eigenen tiefsinnigen Entdeckungen ausgegeben haben." Die Uebersetzer waren *Albert Nikolai, Lukas Helic, Joh. Aeneas, Georg Stryc, E. Coepolia, J. Ephraim, P. Jessenius* und *J. Capito*. — *G. Stryc* schrieb auch eine gute Uebersetzung der Psalmen in Versen und verschiedene theologische Werke. *J. Wartowsky* übersetzte gleichfalls das Alte Testament aus dem Hebräischen und hinterliess diese Arbeit als Manuskript, das aber nie veröffentlicht wurde. Von seiner Uebersetzung der Erasmus'schen Paraphrase der Evangelien wurde blos das Evangelium Matthäi gedruckt. Unter den böhmischen Brüdern waren *Augusta*, Pileator genannt († 1572), *Stranensky*, der früher erwähnte *Blahoslav*, *Zamrsky* († 1592) durch grosse Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Sie und viele Andere schrieben umfangreiche Werke über theologische Gegenstände und andere biblische Untersuchungen, Reden etc. Einige der genannten Schriftsteller und auch viele andere waren die Verfasser zahlreicher religiöser Gesänge, von welchen noch viele als unübertroffen gelten. *Niklas Klaudian*, welcher zugleich Arzt, Buchdrucker und Geistlicher war, schrieb eine Abhandlung zu Gunsten der Brüder. Dieser Mann war nicht nur Drucker und Verleger mehrerer von ihm und Andern geschriebenen medicinischen Werke, sondern übersetzte auch Stücke von *Seneka* und *Laktantius*, und hat das Verdienst, 1518 die erste Karte von Böhmen herausgegeben zu haben. Die Predigten und auch andere Schriften Luther's wurden ins Böhmische übersetzt, und die religiösen Angelegenheiten Deutschlands begannen unter allen Schichten der böhmischen Nation die grösste Theilnahme zu erwecken.

Die theologischen Arbeiten dieser Periode von Römisch-Katholischen — unter welchen wir die Namen *Pishek*, *Scribonius* genannt, *Makawsky*, die Jesuiten *Sturm* und *Hostowin* hervorheben — hatten meist einen polemischen Charakter. Einige waren Uebersetzungen

der Kirchenväter, besonders der Schriften Augustin's, oder ascetische Originalarbeiten in der Form von allegorischen Erzählungen. Unter den Utraquisten waren mehrere Männer als Prediger berühmt; vor Allen *Ctibor Kotwa*, welcher der böhmische *Cicero* genannt wurde, und *Dikastus Mirkowsky*. Andere schrieben theologische Abhandlungen und Kommentare zu Abschnitten der heiligen Schrift. Solche waren *Beranky*, der Verfasser eines Kommentars vom Propheten Daniel, der Evangelien und Episteln. *Orlicny*, oder wie sein lateinischer Name war, *Aquilinus*, als Uebersetzer der alten Klassiker bekannt (siehe früher). *Turnowsky*, ein Slovake von Geburt, *Rydzhowsky*, *Bilegowsky*, der Verfasser einer böhmischen Kirchengeschichte und einer Geschichte der Hussiten und Pikarditen; *Rwaczowsky*, *Zeletawsky*, *Tesak*, der Verfasser vieler religiösen Volks-Hymnen; *Palma*, welcher gegen zwanzig theologische Werke veröffentlichte; *Peshina*, *Maurenin* und *Borowsky*, welcher Kommentare zu den Episteln und Evangelien schrieb; *Wrbensky*, der Verfasser einer biblischen Synopsis u. a. m.; *Rosacius Sushitzky*, als lateinischer Poet ausgezeichnet; *Martin v. Drazow*, *Jakobides Strihrsky*, *Jakesius Prerowsky* und Andere [1]).

Unter den theologischen Schriftstellern desselben Jahrhunderts, von denen wir vielleicht nur den zwanzigsten Theil genannt haben, sind nur wenige, die nicht mindestens an zehn Bände Originalschriften hinterlassen haben; einige von ihnen brachten es bis zu zwanzig, ja einige sogar bis zu dreissig Büchern. Ueber ein Drittheil dieser Werke enthält Predigten. Die Rednerkunst gewann einen hohen Grad von Ausbildung, und ausser den schon früher genannten zwei utraquistischen Predigern waren noch viele Andere berühmt. Bezüglich der Gelehrsamkeit aber nahmen die mährischen Brüder ganz entschieden den ersten Rang ein. In geistlichen Gesängen waren alle Sekten gleich fruchtbar, und unter diesen Liedern giebt es, wie wir schon früher bemerkten, einige von ausgezeichneter Art. Zu den schon in den frühern Abschnitten genannten geistlichen Poeten seien hier noch folgende angeführt: *T. Sobeslawsky*, *Reshatko*, *Gryllus*, *Herstein von Radowesk*, *Horsky*, *Mart. Pisecky*, *Taborsky*, *Sylvanus*, ein Slovake von Geburt und vorzugsweise *Poeta Bohemicus* (der böhmische Poet) genannt, *Chmelowecz*, *Mart. Philomusa*, *Karlsberg*, *Hanush* und ganz besonders *Lomnicky*, *poeta laureatus* (der

1) Die zuletzt genannten Fünf wurden im Jahre 1621 verbannt.

gekrönte Dichter), welchen man im damaligen Zeitalter für den ersten Dichter Böhmens hielt.

Diese angeführten Namen begreifen fast alle jene Männer Böhmens, welche zu jener Zeit sich mit Poesie im Allgemeinen beschäftigten. Wohl verbissen einige von ihnen zeitweise die heilige Muse und machten Verse nach dem Zeitgeschmacke; so gehören *Lomnicky's* weit und breit bekannte Werke zu dieser Art, wie dies schon deren Titel sagen, z. B. „die Pfeile Cupido's", „der goldene Sack u. s. f.[1]). Aber jedes Werk von echt poetischem Werthe hatte eine geistliche Tendenz, und trägt viel zu viel den Stempel seiner Zeit, um noch heut zu Tage zuzusagen. Unter den Geschichtsschreibern von Verdienst nennen wir Folgende über böhmische Geschichte: *Hagek von Liboczan*, *Kuthen*, *Prokop Lupacz*, *Paprocky*, ein Pole, welcher demohngeachtet mehrere seiner Werke in böhmischer Sprache schrieb, *Nacowsicky* und die früher erwähnten *Weleslawin* und *Bilegowsky*. Als Universal-Geschichtsschreiber traten auf: *Placel*, *Sixt von Ottersdorf*, *Konstantinowics*, *Kocin* und Andere. Diese Periode ist auch an werthvollen Reisewerken reich. Der Graf *Wratislaw v. Mitrowics* († 1635) beschrieb seine interessante Gesandtschaftsreise von Wien nach Konstantinopel; *C. Harant*, ein Hof- und Staatsmann, veröffentlichte seine Reisen in Egypten und Palästina. Der Präfekt von *Wlkanow* gab gleichfalls eine Beschreibung seiner Reise von Prag nach Palästina heraus. *Karl v. Zherotin*, der Sohn des freigebigen Gönners der mährischen Brüder und gleich seinem Vater ihr Beschützer und Freund, hinterliess Reisebriefe und Reisebeschreibungen. Als Gesetzkundige, Redner und politische Schriftsteller sind folgende Namen anzuführen: Baron *Kocin von Kocinet*, dessen wir schon wiederholt erwähnt haben; die Grafen *Sternberg*, *Wratislaw von Mitrowicz* und *Slawata*, der Letztere bekannt als einer jener Männer, welche durch die Gewaltthätigkeit des Grafen *Thurn* von einer luftigen Höhe des Prager Schlosses hinabgeworfen wurden — bekanntlich eines der Vorspiele des 30jährigen Krieges —; Baron *Budowecz von Budow*, gleich ausgezeichnet als Christ und Staatsmann, der

1) *Simon Lomnicky* war Hofpoet und seine Talente verschafften ihm nicht nur das Dichterreis, sondern auch ein Adelsdiplom. Er schrieb 28 Bände, von denen die meisten gedruckt wurden. Unsere Leser, die sich sowohl über seine, als über die Werke der andern oben angeführten Schriftsteller näher unterrichten wollen, verweisen wir auf *Jungmann's Geschichte der böhmischen Literatur*. Prag 1825, und auf *Schafarik's* oftes citirtes Werk.

Gömner und öffentliche Vertheidiger der böhmischen Brüder und bis zu seinem Tode seiner religiösen Ueberzeugung treu; *Christoph Harant*, ein anderer Edelmann von grossem Verdienst, welchen wir schon früher als einen Reisenden im Osten angeführt haben. Die beiden Letzteren wurden im Jahre 1621 hingerichtet. Verdienstvolle Schriftsteller im Gebiete der Jurisprudenz waren die Räthe *Ulrich von Prostibors* unter Ferdinand I., *Wolf von Wresowics*, der Kanzler *Koldin* und Andere. Ueber Gegenstände dieser Art aber schrieb die Mehrzahl in lateinischer Sprache, daher wir ihrer hier nicht erwähnen.

Die Schriftsteller über Medicin und Naturwissenschaften können wir nicht wohl trennen, weil meistens dieselben Männer sich in den Gebieten der Medicin, Astronomie und Mathematik auszeichneten. Die nachfolgenden Namen, nächst vielen andern, werden mit Auszeichnung genannt: *Th. Hagek*, Leibarzt der Kaiser Maximilian und Rudolph und ein berühmter Astronom; *Zhelotyn*, Verfasser von medicinischen und mathematischen Werken, *Zaluzhansky*, Physiker und Naturforscher, welcher noch früher als *Linné* die Lehre von der Geschlechts-Unterscheidung der Pflanzen und ihrer Befruchtung kannte, *P. Crocellius*, Geschichtsschreiber, Philosoph, Theolog und Astronom, welcher über alle diese verschiedenen Wissenschaften schrieb; *Huber von Reisenbach*, Physiker und Rektor der Prager Universität; *Shud*, berühmter Astronom, und mehrere Andere [1]).

Die Zahl der in dieser Periode gedruckten Bücher kann nicht gut bestimmt werden, da bei weitem der grösste Theil in der schrecklichen Katastrophe, welche den Schluss dieser Periode bezeichnet, verbrannt oder auf andere Weise zerstört wurde. Prag allein hatte 18 Druckereien und noch 14 andere gab es in verschiedenen Städten Böhmens und Mahrens. Ueberdies wurden viele böhmische Bücher in Venedig, Nürnberg, Wittenberg, einige sogar in Holland und Polen gedruckt. Im Jahre 1617 gelang es dem Kaiser Matthias die Krone Böhmens für seinen Neffen Ferdinand, den Erzherzog von Oesterreich, zu erlangen. Dies war für die Römisch-Katholischen das Signal, trotz der *Literae Imperatoriae* des Kaisers Rudolph, neue Versuche zur Unterdrückung der Protestanten zu machen. Die Stände brachten ihre Klagen vor den Kaiser, welcher ihnen kein Gehör gab, und so wurde der Funke zur Flamme, welche dreissig Jahre hindurch

1) Man sehe die in der Anmerkung auf voriger Seite angeführten Werke.

in ganz Deutschland wüthete. Nach dem Tode von Matthias (1619) verweigerten die Böhmen, Ferdinand II. als ihren König anzuerkennen und erwählten den Protestanten-Gönner Friedrich V., einen edelmüthigen Fürsten, der ihnen aber keine Hülfe zu bringen vermochte. Die Schlacht am weissen Berge nahe bei Prag (1620) entschied über das Geschick Böhmens. Sieben und zwanzig der Insurrektions-Führer wurden öffentlich hingerichtet und sechzehn wurden verbannt oder zu lebenslänglichem Gefängniss verurtheilt. Ihre Güter, sowie die Besitzungen von sieben hundert und acht und zwanzig Edelleuten und Rittern, welche freiwillig bekannten, am Aufstande Theil genommen zu haben, und von neun und zwanzig andern, welche geflohen waren, wurden konfiscirt, und so kam ein Betrag von drei und funfzig Millionen Reichsthaler aus protestantischem in römisch-katholischen Seckel. Die *Literae Imperatoriae* wurden für null und nichtig erklärt, die protestantische Religion in Böhmen vernichtet und dieses Königreich als eine rein katholische erbliche Monarchie designirt. Alle nicht katholischen Prediger wurden verbannt; dreissig tausend Familien, welche die Verbannung einem Religionswechsel vorzogen, wanderten aus. Unter ihnen waren hundert fünf und achtzig adelige Familien; die andern waren Künstler, Handwerker, Kaufleute und Arbeiter. Nur in einzelnen, zwischen Wäldern und Bergen gelegenen Dörfern, wohin nie ein Soldat noch ein Jesuit gekommen war, blieben viele Protestanten zurück, in eine glückliche Vergessenheit begraben. Von dieser Zeit an wurde die böhmische Sprache nie wieder bei öffentlichen Geschäften gebraucht. Der dreissigjährige Krieg vervollständigte die Verheerung des unglücklichen Landes. Im Jahre 1617 hatte Böhmen 732 Städte und 34,700 Dörfer; als Ferdinand II. (1637) starb, zählte es nur noch 130 Städte und 6000 Dörfer. Seine drei Millionen Einwohner waren zu 700,000 herabgeschmolzen.

Vierte Periode.

Von der Schlacht am weissen Berge (1620) bis zum Wiederaufleben der Literatur 1771—80.

Ueber diese traurige Periode haben wir nur Weniges zu sagen. Ein dumpfer Druck lag auf der Nation, und es war, als ob die schweren Schläge, von denen sie betroffen wurde, sie gänzlich gelähmt hätten. Unzählige Mönche kamen von Italien, Spanien und

Süddeutschland nach Böhmen und verdammten und verbrannten jedes böhmische Buch als ein heidnisches. Es gab unter diesen Mönchen einzelne, die sich rühmten, mit ihren eigenen Händen an 60,000 Werke verbrannt zu haben. Sie brachen in Privatwohnungen ein, und nahmen jedes böhmische Buch, das sie finden konnten, weg. Die nicht verbrannten Werke wurden in den Klöstern in besondere Kammern gebracht, die mit eisernen Gittern, Riegeln und Ketten verschlossen wurden; über der Thüre standen die Worte: *die Hölle.* Sie vertheilten Flugschriften, die von der Hölle und dem Fegefeuer handelten und welche die Gemüther der Leser verwirrten, bis zuletzt die Regierung weise genug war, ein strenges Verbot gegen diese Vorgänge zu erlassen. Die böhmischen Emigranten fuhren in der That fort, ihre Glaubensschriften zu haben, die aber an fremden Orten gedruckt wurden, sie schrieben jedoch wenig neue Werke. Die nach Böhmen trotzdem eingeschmuggelten wurden von den Jesuiten und Kapuzinern in dicken Foliobänden beantwortet, die in einer fast unverständlichen Sprache geschrieben waren. Es gab jedoch einige ehrenwerthe Ausnahmen unter diesen Vätern, und Männer, welche, frei von religiösen Vorurtheilen, ihre Bemühungen zum Frommen der geliebten Muttersprache fortsetzten. Die Jesuiten *Konstanz, Steyer* und *Drachowsky* schrieben grammatikalische Werke, und die zwei Erstern versuchten die Bibel von neuem zu übersetzen. *Plachy* († 1650), *Libertin* und *Taborsky* waren ausgezeichnete Prediger; *Peshina* († 1680), *Hammerschmidt* († 1731) und *Beckowsky* († 1725) schrieben verdienstvolle geschichtliche Werke; *Rosa* († 1689) verfasste eine Grammatik und ein Wörterbuch. Andere schrieben in lateinischer Sprache und unter diesen ist nennenswerth der Jesuit *Balbin* († 1688), welcher mehrere historische und bibliographische Werke von Wichtigkeit vorbereitete, die jedoch theilweise erst lange nach seinem Tode veröffentlicht wurden [1]).

Wir wenden uns nun lieber zu den unglücklichen Auswanderern, und inmitten der Noth, der Entbehrungen und der Opfer, welche die natürlichen Begleiter der Verbannten waren, begegnen wir mit Freu-

1) *Balbin* war Professor der Rhetorik zu Prag. Seine Werke sind für die Literatur-Geschichte Böhmens von Wichtigkeit: *Epitome rer. Bohem.*, Prag 1677; *Miscell. hist. rer. Bohem.*, Prag 1680—88. Nach seinem Tode gab *Unger* (1777—80) seine *Bohemia docta* und *Pelzel* (1775) seine *Dissertatio apologetica pro lingua Slavonica praecipue Bohemica* heraus. Man sehe später bei der fünften Periode der böhm. Literatur.

den einem Namen, der seinen Glanz nicht nur über die allgemeine Armuth dieser Periode verbreitet, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer der frühern Periode übertrifft und der in der That der einzige in der böhmischen Literaturgeschichte ist, der einen „europäischen" Ruf erhalten hat. Dies ist *Komenius*, der letzte Vorstand der böhmischen Brüder. Obgleich er theilweise der frühern Epoche angehört und bezüglich seines Styles entschieden in das goldene Zeitalter der böhmischen Literatur zu rechnen ist, so fällt doch die Zeit seiner vorzüglichsten Thätigkeit in die traurige Zwischenzeit dieses Kapitels. Wir wollen einige wenige Worte dem Leben dieses merkwürdigen Mannes weihen. Er war (1592) im Dorfe *Komna* in Mähren geboren. Sein Taufname war Johann Amos; sein Vater hatte wahrscheinlich keinen Familien-Namen, wie dies zu jener Zeit unter den niedrigen Ständen in ganz Europa der Fall war. Dem damaligen Gebrauche zufolge wurde er von seinem Geburtsorte *Komnensky* genannt, der lateinische Ausdruck hiefür war *Komnenius*, oder, wie es gewöhnlich heisst, *Komenius*. Seine Eltern, die zu der Gemeinde der Brüder gehörten, sandten ihn in die Schule nach *Herborn*. Er zeichnete sich bald so aus, dass er schon in seinem 22. Jahre Rector zu Prerau wurde; zwei Jahre später ward er nach Fulnek übersetzt. Im Jahre 1618 wurde Fulnek von Spaniern geplündert, und Komenius verlor hierbei alle seine Bücher und sein sonstiges Eigenthum. Als die grosse Verfolgung der Protestanten ausbrach, floh er nach Polen. Hier fand er viele Landsleute von der Brüdergemeinde, welche durch die Verfolgungen der frühern Zeit hierher getrieben worden und unter einander Gemeinden ähnlicher Art, wie in Böhmen, gebildet hatten, obgleich sie gewissermassen mit den Dissenters von Polen verschmolzen waren. Im Jahre 1632 wählten sie ihn zu ihrem Bischof. Im Jahre 1631 veröffentlichte er seine *Janua linguarum reserata*, ein Werk, das seinen Ruhm überall hin verbreitete und welches in zwölf europäische Sprachen übersetzt wurde, überdies noch ins Persische, Arabische und Mongolische. Der Hauptzweck dieses Werkes war, eine neue Methode zur Erlernung der Sprachen zu zeigen, durch welche sie als Schlüssel zur Erlangung anderer nützlicher Kenntnisse dienen konnten. Im Jahre 1641 wurde er nach England gerufen, um eine neue Schuleinrichtung ins Werk zu setzen; allein als ein Bürgerkrieg die Ausführung des Projektes vereitelte, ging er von England nach Schweden, wohin ihn der Kanzler Oxenstierna zu einer ähnlichen Aufgabe berufen hatte. Nachdem er

seine Reisen durch halb Europa fortgesetzt hatte, kehrte er nach Lissa, dem Hauptsitze seiner Thätigkeit, zurück. Im Jahre 1650 veröffentlichte er seinen *Orbis pictus*, das erste Bilderbuch für Kinder, welches je erschien, und das denselben Ruhm erlangte, als das oben angeführte Werk. Krieg und die Zerstörung von Lissa nöthigten ihn, einige Jahre später Polen zu verlassen. Er suchte ein Asyl in Deutschland, und liess sich zuletzt in Amsterdam nieder, wo er (1671) starb, mit literarischen Arbeiten bis zu seinem Tode beschäftigt. Nach Adelung schrieb er nicht weniger als 92 Werke, von denen blos 54 bis auf uns gekommen sind. Unter diesen sind 20 in böhmischer Sprache verfasst. Sein Styl erfreut sich einer klassischen Vollendung; der Inhalt seiner Werke ist mannichfaltig, hat aber für unsere Zeit meist alles Interesse verloren [1]). Komenius soll in den letzten Jahren seines Lebens sich einer mystischen Auslegung der Schriften der Propheten hingegeben haben. So wollte er in der Offenbarung Johannis den damaligen Zustand von Europa auffinden, erwartete um das Jahr 1672 das tausendjährige Reich Christi, und glaubte an die weit und breit berüchtigte *Bourignon*, als an eine begeisterte Prophetin.

Ausser *Komenius* sind nur wenige Namen unter den Emigranten als Schriftsteller erwähnenswerth. So *Paul Stransky*, welcher (1628) verbannt wurde und einen Zufluchtsort als Professor zu Thorn fand. Er schrieb eine Geschichte Böhmens (1643 in lateinischer Sprache, die von *Kornova* (1792) übersetzt und mit Anmerkungen und Verbesserungen versehen wurde. *Elsner*, Pastor der böhmischen Brüder in Berlin, und *Kleich* in Zittau liessen Werke für den Religionsunterricht und geistliche Uebungen für Protestanten drucken.

Der grösste Theil dessen, was in dieser Periode geschrieben wurde, rührt von den Slovaken in Ungarn her, einer Nation, welche der Abstammung und Sprache nach zu den Böhmen gehört und die nach der Reformation die böhmische Sprache als ihre Schriftsprache angenommen hatte. In Ungarn waren nämlich die Protestanten, obgleich sie auch immer gegen Unterdrückung und Ver-

1) Eines der Werke von Komenius: *Labyrint sweta a ray srdce*, das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens, erinnert uns sehr an *Bunyon's* berühmte „Pilgerfahrten". Es wurde zuerst zu Prag 1631 in 4. veröffentlicht und nach verschiedenen Auflagen an andern Orten in derselben Stadt 1809 in 12. wieder gedruckt. Seine lateinischen Werke erschienen in Amsterdam 1657 unter dem Titel: *Opera didactica*.

folgung zu kämpfen hatten, nicht so gänzlich vernichtet worden, als in Böhmen, sondern gehörten zu den sogenannten geduldeten Sekten. Ein gewisser Grad von Verwendung für ihre Glaubensbrüder wurde ihnen immer nachgesehen, besonders später unter Maria Theresia. Wir finden jedoch kaum ein anderes literarisches Produkt, als ein geistliches. Die beiden Pastoren *Kromon* und *Bel*, welche Beide um die Mitte des 18. Jahrhunderts starben, Männer von nicht unerheblichem Verdienst als Christen und Lehrer, bereiteten eine neue Ausgabe der böhmischen Bibel vor und übersetzten mehrere Werke von Luther, Arndt u. s. f. *Ambrosius*, ihr Zeitgenosse, schrieb einen Kommentar zu Luther's Katechismus und mehrere andere nützliche religiöse Werke. *G. Bahyl* veröffentlichte eine Einleitung zur Bibel, eine Geschichte der symbolischen Bücher, und stand dem *Komenius* bei seinem *Orbis pictus* bei. *Matthias Bahyl* wurde der Gegenstand grausamer Verfolgung wegen einer Uebersetzung von Meissner's *Consultatio orthod. de fide Lutherana*. Zahlreiche religiöse Gesänge wurden in Böhmen geschrieben von *Hruschowic*, den beiden *Blasius*, *Glosius*, *Augustini* und Andern. *Michalides* übersetzte das *Summarium biblicum* der Theologen zu Wittenberg, und ein anderer protestantischer Priester, *Dolezhal*, schrieb (1746) eine böhmische Grammatik. Aber ihre Bücher wurden, mit geringen Ausnahmen, nur wenig jenseits der Grenzen von Ungarn gelesen und hatten daher nur wenig oder gar keinen Einfluss auf die Böhmen. Die in slovakischem Dialekte geschriebenen Werke gehören nicht hierher.

Fünfte Periode.

Das Wiederaufleben der böhmischen Literatur vom Jahre 1774—80 bis zur gegenwärtigen Zeit.

Im Jahre **1774** veröffentlichte der Marschall Graf *Kinsky* ein Buch über die Vortheile und die Nothwendigkeit einer genauen Kenntniss der böhmischen Sprache. So gross aber war zu dieser Zeit die Vernachlässigung der Muttersprache, dass selbst ein Buch so patriotischer Natur in einer fremden Sprache geschrieben sein musste, um verstanden zu werden. Ein Jahr später erschien eine Lobschrift über die Nationalsprache, welche schon hundert Jahre früher von Balbin in lateinischem Texte geschrieben wurde, neu herausgegeben von *Pelzel*. Diese beiden Schriften machten einen tiefen Eindruck,

und selbst die Regierung scheint ihnen Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Wir finden, dass in demselben Jahre Lehrer der böhmischen Sprache an der Universität zu Wien und an zwei andern Lehranstalten dieser Stadt angestellt wurden. Zu derselben Zeit begann die königliche Normalschule zu Prag verschiedene böhmische Lehrbücher zu drucken. Als die toleranten Ansichten und Grundsätze Joseph's II. bekannt wurden, erschienen auf einmal mehr als hunderttausend heimliche Protestanten; ihre verborgenen Werke kamen wieder ans Tageslicht, und viele Bücher, von denen nur noch einzelne Exemplare existirten, wurden wieder gedruckt. Im Jahre 1781 wurde der grausame Erlass Ferdinand's II. aufgehoben und eine Censur nach vernünftigeren Grundsätzen eingeführt. Im Jahre 1786 hatte die böhmische Sprache schon Freunde genug gewonnen, um die Regierung zur Errichtung eines böhmischen Theaters zu bewegen, welches auch, mit einer kurzen Unterbrechung im gegenwärtigen Jahrhundert, seitdem immer fortbestanden hat. Das unglückselige System von durchgreifender Centralisation, das Joseph II. durchsetzen wollte, war nur der Fortbildung der deutschen Sprache günstig; unter der Regierung seiner beiden Nachfolger jedoch erhielten die Böhmen bedeutende Aufmunterung. Im Jahre 1793 wurde für die Landessprache und Literatur eine Professur an der Prager Universität gegründet, durch verschiedene Regierungsdekrete der Gebrauch dieser Sprache in den Schulen angeordnet, und im Jahre 1818 durch einen Hof-Erlass die Kenntniss der böhmischen Sprache zur Bedingung für Aemter gemacht.

Zur Zeit dieses Wiederauflebens der böhmischen Sprache erschien eine solche grosse Menge von Schriftstellern, solche Beweise von Fleiss und Produktivität kamen im ganzen Volke zum Vorschein, und solch eine Zahl von achtungswerthen Talenten trat ans Licht, dass die lange Zwischenzeit eines finstern, todtähnlichen Schweigens, welche dieser Epoche voranging, wirklich ein kaum zu lösendes Räthsel bleibt. Ein bedeutender Einfluss hierauf mag wohl Deutschland zuzuschreiben sein. Die Grundsätze der Regierung wurden geändert; das Land, früher sowohl physisch als moralisch erschöpft, konnte nach und nach sich wieder erholen; aber alle diese Einflüsse konnten keine Talente schaffen, wenn keine da waren. Ebensowenig vermochten wohl andererseits äusserer Druck und ungünstige Umstände die Keime wahrer Talente zu ersticken, wenn sie vorhanden gewesen wären. Die Schaar der neuern böhmischen

Schriftsteller von Verdienst ist beträchtlich; wir müssen uns jedoch begnügen, nur die vorzüglichsten von ihnen anzuführen, und verweisen den Leser, der sich vollständiger hierüber belehren will, auf ausführlichere Werke, als das gegenwärtige ist.

Unter jenen Männern, die das grösste Verdienst um die Wiedergeburt der böhmischen Literatur haben, muss *Kramerius* (geb. 1753, † 1808) zuerst genannt werden. Er war einer jener unermüdlichen und schöpferischen Geister, die nie ruhen, keinen Augenblick ausser Acht lassen, und durch rastlose Thätigkeit, durch glückliche Erfindungsgabe das Schwerste leicht, das anscheinend Unmögliche möglich zu machen wissen. Vom Jahre 1785 an war er Herausgeber der ersten böhmischen Zeitschrift, vom Jahre 1788 auch eines Kalenders, der „Toleranz-Kalender" genannt. Ueberdies veröffentlichte er über funfzig Werke, theils von ihm selbst, theils von Andern verfasst, von ihm aber mit Anmerkungen oder Erläuterungen versehen. Keine seiner Arbeiten ist über die Mittelmässigkeit hinaus, aber selbst nach dem Urtheile der gediegensten Richter waren sie gut und klar geschrieben; sie wurden populär und übten einen sehr günstigen Einfluss.

Als literarische Geschichtsforscher, slavische Philologen und Alterthumskenner sind *Pelzel*, *Prochazka*, *Durich*, *Puchmayer*, *Negedly*, *Jungmann*, *Tomsa*, *Hanka* und vor Allen *Dobrovsky* anzuführen. Eines der vorzüglichsten Verdienste der meisten dieser Gelehrten ist die Vorbereitung zum Druck und der Herausgabe alter werthvoller Manuskripte, sowie die scharfsinnigen Erläuterungen, welche sie zu neuen Auflagen alter Werke lieferten. *Pelzel* haben wir schon früher als den Herausgeber der Schriften des Jesuiten *Balbin* genannt. Die meisten seiner Werke sind in deutscher, einige in böhmischer Sprache geschrieben. Im Jahre 1804 übersetzten *Prochazka* und *Durich* die Bibel für Katholiken; der Erstere hatte schon (1786) das Neue Testament übertragen. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind geschichtlichen Inhalts. *Durich* schrieb in lateinischer Sprache, aber demohngeachtet hatten seine Untersuchungen die böhmische Sprache und Geschichte zum Gegenstande. *Tomsa* und *Negedly* verfassten böhmische Sprachlehren und mehrere andere slavisch-philologische Arbeiten [1]). *Puchmayer* veröffentlichte eine grosse Sammlung

1) *J. Negedly* übersetzte die Iliade und Young's Nachtgedanken unter dem Titel „Awslese" (Klagen). Er und sein Bruder Albert sind als lyrische Dichter

von Gedichten [1]), zum Theil eigener Arbeit, einem Funken des wiederauflebenden national-poetischen Geistes, der Jahrhunderte lang geschlummert hatte. Seine sehr fleissig gearbeitete russische Grammatik ist eine werthvolle Gabe für die slavische Literatur überhaupt.

Joseph Jungmann hat ausser einer Uebersetzung von Chateaubriand's Attala und von Milton's verlorenem Paradies, welche letztere *Boering* „die bewunderungswürdigste unter den vielen bewunderungswürdigen Uebersetzungen dieses erhabenen Heldengedichtes" [2]) nennt, viele wichtige Aufsätze in Zeitschriften geschrieben. Im Jahre 1820 veröffentlichte er eine böhmische Chrestomathie, 1825 eine Geschichte der böhmischen Literatur und 1830—31 ein vollständiges böhmisches Wörterbuch.

W. Hanka, Bibliothekar in Prag, hat sich besonders durch kritische Ausgaben werthvoller Schriften aus dem goldnen Zeitalter der böhmischen Literatur bekannt gemacht. Im Jahre 1817 war er so glücklich, ein Manuskript zu entdecken, das sowohl in philologischer Beziehung, als rücksichtlich seines poetischen Gehaltes von hoher Wichtigkeit war; er veröffentlichte es (1819) mit einer neuböhmischen und einer von *Svoboda* gefertigten deutschen Uebersetzung. Es ist dies das berühmte Manuskript „von Königinhof." Er hat auch überdies mehrere Werke und Aufsätze in Zeitschriften geschrieben, alle bibliographischen und antiquarischen Inhalts.

Joseph Dobrovsky, im Jahre 1753 in Ungarn von böhmischen Eltern geboren († 1829), ward der Vater der neuern slavischen Literatur genannt, und war einer der gründlichsten Gelehrten unserer Zeit. Seine Verdienste um die slavische Philologie und Geschichte sind allgemein anerkannt, und wir hatten schon so oft Gelegenheit, seinen Namen in diesem Buche anzuführen und auf seine Autorität hinzuweisen, dass wir es für überflüssig halten, uns in eine Kritik seiner Arbeiten hier einzulassen und blos in einer Anmerkung das Verzeichniss seiner Werke geben. Wir wählen diesen Weg um so

wohl bekannt. Eine Reihe neuer Uebersetzungen der Klassiker in ihrem original-Versmasse wurde in neuerer Zeit vorbereitet, deren ersten Band eine böhmische Uebersetzung der Ilias von *J. Hýbl* (Prag 1842) bildet.

1) Im Jahre 1795 der letzte und letzte Band erschien im Jahre 1804. *Boering* gab Beispiele aus dieser Sammlung in der *For. Quart. Review*, Vol. II. S. 115.

2) *For. Quart. Review*, Vol. II. S. 467.

mehr mit Bedacht, als alle seine Werke eigentlich Ein grosses Ganzes bilden und sich gegenseitig ergänzen. Man kann sie kaum getrennt lesen, da Dobrowsky als Forscher in den bisher unbekannten Gebieten bisweilen auf Hypothesen verweist, die in seinen frühern Werken enthalten sind. Er schrieb meist in deutscher Sprache, Einiges in lateinischer; vergleichsweise nur wenige seiner zahlreichen Werke sind in böhmischer Sprache verfasst. Nur auf diese Weise konnten sie jene Verbreitung erlangen, welche der Gegenstand erforderte, und die so viel dazu beitrug, die slavische Literatur im Allgemeinen zu fördern [1]).

Auch unter den Slovaken gab es einige Gelehrte, welche dieselbe Sache mit Fleiss und Talent betrieben. *Leska* († 1818) veröffentlichte vom Jahre 1785 an die erste slovakische Zeitschrift und war ein emsiger und scharfsinniger Sammler für slavische Wörterbuchkunde. *Palkowics* veröffentlichte ein böhmisches Wörterbuch und bereitete (1808) eine korrektere Ausgabe der Bibel vor. *Plachy* hat nächst vielen poetischen und prosaischen Arbeiten eine werthvolle periodische Schrift veröffentlicht; *Schramko* schrieb einige philologische Werke; *Schaffarik* und *Kollar*, von denen später noch weitläufiger die Rede sein wird, waren auch Slovaken.

Ausser der früher erwähnten Gedicht-Sammlung von *Puchmayer* erschienen noch mehrere andere vermischten Inhalts, während die Poesie bis jetzt meist auf religiöse Gegenstände gerichtet war. *Kamaryt*, *Palacky*, *Chmelensky*, *Zdirad*, *Polak*, *Czelakowsky*, *Snaidr*, *Hnewkowsky*, *Turinsky*, *Stulc* [2]), *Jablonsky*, *Tupi*, *Sabin* haben als

1) *Dobrowsky's* vorzüglichere Werke sind folgende: *Script. rer. Bohem.* (mit Pelzel), Prag 1784. — *Böhm. und Mähr. Literatur*, Prag 1779—84. — *Lit. Magazin für Böhmen und Mähren*, 1786—87. — *Lit. Nachrichten von einer Reise nach Schweden und Russland*, Prag 1796. — *Geschichte der böhm. Sprache u. Liter.*, Prag 1792; eine neue ganz umgearbeitete Ausgabe, ebend. 1818. — *Slavin*, Prag 1808; neue verbesserte Auflage von W. *Hanka*, Prag 1834. — *Slovanka*, Prag 1814—15. — *Lehrgebäude d. böhm. Sprache*, Prag 1809 u. 1819. — *Etymologicon*, Prag 1813. — *Deutsch-böhm. Wörterb.*, 1802—21. — *Institutiones linguae Slav.*, Wien 1822. — Cyrill und Methodius, Prag 1823. Ausserdem eine grosse Anzahl kleinerer Abhandlungen, Uebersichten, Kritiken, theils in Zeitschriften, theils einzeln gedruckt.

2) Eine Gedicht-Sammlung dieses Autors erschien erst neulich: *Pomněnky na cestách Života, od Wáclawa Stulce*, Prag 1845, welche auch ins Deutsche übersetzt wurde unter dem Titel: Erinnerungsblumen auf dem Lebenswege, aus dem Neuczechischen von J. Wenzig, Prag 1846.

Poeten gute Namen. *A. Marek* hat mehrere Trauerspiele von Shakspeare übersetzt, *Machaczek* mehrere von Göthe; *Kliczpera*, *Stepanek* und *Sychra* sind geschätzte dramatische Schriftsteller. Unter den Slovaken übersetzte *Holli* die Elegien griechischer und lateinischer Dichter und *Roshnay* den Anakreon.

Als historische Schriftsteller müssen *Tomek* und *Jordan* ehrenvoll erwähnt werden. Gleiche Auszeichnung verdient ein Werk über böhmische Alterthümer, in deutscher Sprache von *J. E. Wocel* geschrieben [1]).

Im Gebiete der Naturwissenschaft verdienen namhaft gemacht zu werden: *Presl*, Graf *Berchtold*, *Strnad*, *Sedlaczek*, *Wydra*, *Smetana* u. s. f. Andere Böhmen schrieben deutsch, so *Haenke*, *Sieber* u. A. Auch Graf *Buquoy* ist böhmischen Stammes. Verdienstvolle Schriftsteller über Moral und religiöse Gegenstände sind *Rautenkranz*, *Zahradnik*, *Parizek* u. A. Der Slovake *Bartholomaeides* hat mehrere verdienstvolle Werke über verschiedene Gegenstände geschrieben. Periodische Schriften voll gelehrter Untersuchungen und interessanten Inhalts sind die von *Hromadko* und *Ziegler* herausgegebene *Dobroslaw* und *Presl's Krok* u. s. f. Neuere Journale mehr allgemeinen Inhalts sind *Wlastimil* (der Patriot), *Dennica* etc. Die Muttersprache fand auch unter dem höchsten Adel mächtige Gönner, und durch die Errichtung eines National-Museums, einer böhmischen Akademie der Wissenschaften und ähnlicher vaterländischer Institute erhielt die National-Literatur einen bedeutenden Vorschub. Einer der Hauptzwecke dieser Institute ist die Veröffentlichung alter Werke und die Begünstigung neuer. Zuerst wurde ein altes böhmisches Gesetzbuch veröffentlicht [2]). Auch die Namen der Grafen *Sternberg* und *Kolowrath-Liebsteinsky* müssen hier angeführt werden, zu welchen aus neuester Zeit noch die der Grafen *J. M.* und *Leo Thun* hinzukommen.

Der vorzüglichste Dichter in böhmischer Sprache unserer Zeit ist *J. Kollar*, im Jahre 1793 zu Thurocz in Ungarn geboren. Im Jahre 1821 veröffentlichte er einen Band Gedichte, und einige Jahre später ein umfangreiches, schönes Gedicht in zwei Gesängen, *Slawy dcery*

1) *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*, Prag 1845. *Jordan's* Geschichte Böhmens ist auch in deutscher Sprache geschrieben.

2) *Victorina Kornelia ze Wšehrd, knihy dewatery prawiech o sudiech i o dskach země České*, Prag 1841, herausgegeben von *W. Hanka*. Es ist dies das früher erwähnte Werk (siehe S. 151 die Anmerkung).

genannt, die Tochter des Ruhms, durch welche er *Slavina* oder die slavische Nation personificirte, denn *Slava* bedeutet Ruhm. Ein Talent ersten Ranges, und dabei ganz nationaler Richtung, ahmt er gewissermassen Petrarka nach: ihm ist sein Volk seine Laura, deren Schönheit er preist und deren endliche Siege er prophezeihet [1]).

Der patriotische Eifer, welcher in unsern Tagen die slavischen Gelehrten angetrieben hat, die Spuren ihrer Sprache und Geschichte bis in die entfernteste Vergangenheit zu verfolgen, um auf eine befriedigende Weise den Ursprung und einstigen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Einzelgliedern der grossen slavischen Familien aufzuklären, sowie deren Beziehung zu den Deutschen, waltete nirgends auf energischere und uneigennützigere Weise, als in Böhmen. Die Idee des Panslavismus wurde hier zuerst systematisch ausgearbeitet. Wenn wir nicht im Irrthum sind, war es derselbe *Kollar*, der czechisch-slovakische Dichter, welcher diese Idee zuerst auffasste oder wenigstens zu Tage brachte. In einer in Ungarn erschienenen Zeitschrift, *Hronka* benannt, trat er mit einer Adresse an seine slavischen Brüder auf, welche er selbst ins Deutsche übersetzte. Er munterte die Slaven auf, ihre zahlreichen geistigen Einzel-Herde aufzugeben, sich selbst als *Eine* grosse Nation zu betrachten, ihre verschiedenen Idiome als wesentlich *Eine* Sprache und ihre getrennten Interessen als *Eines*. Er prophezeihete den *vereinigten* Slaven Macht und überlegene Herrschaft. Diese Idee ward mit Begeisterung erfasst, besonders von den böhmischen Gelehrten, bei welchen eine gewisse Erbitterung gegen die Deutschen, die Unterdrücker ihrer Nation Jahrhunderte hindurch, leicht erklärbar war. An der Spitze dieser Bewegung, soweit sie philologische Forschungen betraf, stand *P. J. Schaffarik*, bezüglich der geschichtlichen Forschungen *Fr. Palacky*, der Erste ein Slovake, der Zweite ein Mähre von Geburt, Beide Gelehrte von gediegenem Wissen, ungemeinem Scharfsinn und unermüdlichem Fleisse, und erfüllt von einem sehr löblichen Nationalitäts-Eifer, die Resultate ihrer Forschungen zur Förderung ihrer patriotischen oder panslavistischen Ideen zu benutzen. Man begreift daher leicht, dass sie auf einen sehr lebhaften, ja leidenschaftlichen Widerstand stiessen.

1) Schöne Stellen aus diesem Gedichte sehe man in *Bowring's* Versuch über die böhmische Literatur in der *Foreign Quart. Rev.* Vol. II.

Schaffarik, dessen werthvolles Werk über slavische Sprache und Geschichte wir für dieses Buch vorzugsweise benutzt haben (mit der nöthigen Rücksicht auf die modificirten und geläuterten Ansichten, welche derselbe in einem späteren Werke vor das Publikum brachte), ist im Jahre 1795 zu *Kbeljarowo* in Nord-Ungarn geboren. Er erhielt eine deutsche Erziehung, und nach dem Beispiel anderer ausgezeichneten slavischen Gelehrten, wie *Dobrovsky* und *Kopitar*, trotz seiner Vorliebe für alles Slavische, schrieb er die meisten seiner früheren Werke in deutscher Sprache. Seine „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur", obgleich eine Jugendarbeit und noch vor zur Vollendung gediehener Reife seiner Ideen geschrieben, hat vielleicht mehr als irgend ein Buch zur Kenntniss der slavischen Literatur und der Eintheilung und gegenseitigen Beziehung der slavischen Mundarten im Allgemeinen beigetragen. Auf der Grundlage fortgesetzter Untersuchungen bereitete er eine „Geschichte der südlichen Slaven" vor, ein Buch, welches jedoch, so viel wir wissen, nicht gedruckt wurde. Anstatt dessen veröffentlichte er ein Werk über „Slavische Alterthümer" in böhmischer Sprache. Es war Patriotismus, welcher ihn nicht nur bewog, diese Sprache statt der deutschen zu wählen und so ein grosses Feld von Einfluss zu räumen, sondern auch eine ihm angebotene Professur der slavischen Sprache in Berlin abzulehnen und sich in Prag niederzulassen. Hier wurde er Professor, Bibliothekar an der kaiserl. königl. Universitäts-Bibliothek und Redakteur einer von Palacky gegründeten Zeitschrift, und war mit diesem und andern slavischen Gelehrten für die Förderung slavischer, vorzugsweise böhmischer Literatur, sehr thätig. Zu diesem Zwecke ward von böhmischen und slovakischen Gelehrten und Notabilitäten eine Gesellschaft gegründet, die *Stalci*, die Beständige, genannt. Sie verpflichteten sich, jedes in böhmischer Sprache gedruckte Buch zu kaufen. 1842 veröffentlichte *Schaffarik* eine „Slavische Ethnographie", ein kleines einleitendes Werk, welches aber auf sehr ausgedehnten Vorstudien basirt ist. Hiervon veranstaltete er auch selbst eine deutsche Uebersetzung [1]).

1) *Schaffarik's* vorzüglichere Werke sind: Eine Sammlung böhmischer Gedichte, Leutschau 1811; eine andere Sammlung slovakischer Volks-Poesien, Pesth 1829. Mit *Palacky* zusammen veröffentlichte er: Anfangsgründe der böhmischen Dichtkunst, Pressburg 1818. Seine Geschichte der slavischen Sprache und Literatur erschien zu Ofen 1826, zwei Jahre später ebendaselbst: Ueber die Abkunft der Slaven, 1828, ferner serbische Lesekörner, 1833. Der

Schaffarik's eifrigster Mitarbeiter ist *Franz Palacky*, ein Gelehrter von grossem Fleiss und Untersuchungs-Talent und um einige Jahre jünger, welcher jedoch einen entgegengesetzten Weg genommen zu haben scheint, in sofern seine früheren Arbeiten in böhmischer Sprache, hingegen seine späteren und vorzüglicheren in deutscher Sprache geschrieben sind. 1829 wurde er von den Ständen als böhmischer Historiograph angestellt; allein er war ein zu warmer Böhme, um unter der Regierung des Kaisers Franz auf Bestätigung hoffen zu dürfen, und erst unter dessen Nachfolger erhielt er die erwähnte Stelle. Durch die „Zeitschrift des böhmischen National-Museums", deren Gründer und Herausgeber er war, hatte er bald das Führerwort in allen jenen Angelegenheiten erlangt, welche die Wiedererstehung der böhmischen Literatur betrafen, hatte aber auch in dieser Eigenschaft seinen Weg durch eine Reihe von literarischen Scharmützeln und Kämpfen durchzumachen, welche oft mit persönlicher Heftigkeit und Erbitterung geführt wurden. Jedoch ward ihm am Ende die Genugthuung, in den wesentlichsten Punkten als Sieger hervorzugehen. Sein wichtigstes Werk ist seine „Geschichte Böhmens", von welcher 1836 (in neuer Aufl. 1847) zwei Bände in deutscher Sprache veröffentlicht waren. Eine böhmische Uebersetzung mit Noten und einer geschichtlichen Einleitung erschien 1848.

Der Geist, der dieses Werk durchweht, macht seinen Autor gewissermassen zum Repräsentanten seiner Nation. Einer der Hauptzwecke dieses Buches ist, die ursprüngliche Stellung des Slavismus auf der einen Seite, und des Germanismus, des Erben des Römerthums, auf der andern Seite zu zeigen: ihre Gegensätze und nothwendigen Konflikte. Die Deutschen kriegerisch, die Unterdrücker aller ihrer Nachbarn und schon in ihren frühesten politischen Einrichtungen die Keime hervorzugter Stände enthaltend, die Slaven friedlich, industriös, in patriarchalischen Gemeinden lebend und die Grundzüge ihrer Verfassung rein demokratisch. Daher, sagt der Verfasser, ist die Grundidee, der Grundzug der böhmischen Geschichte ein ununterbrochener Kampf zwischen Slavismus und Germanismus, und an einer Stelle bemerkt er, dass „die Geschichte

Titel seines grossen Werkes über slavische Alterthümer ist *Slowanske Starozitnosti*, Prag 1837. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: *Schaffarik's* Slavische Alterthümer, aus dem Böhmischen von Aehrenfeld, herausgegeben von Wutke, Leipzig 1844. S. auch *For. Quart. Rev.* Vol. XXVI. No. 51.

von Böhmen vorzugsweise im Streite mit dem Deutschthum bestehe, oder in der abwechselnden Aufnahme und Ablehnung deutscher Sitten und Einrichtungen durch die Czechen" [1]).

Die jüngste Zeit hat den Enthusiasmus hervorgerufen, mit welchem der Gedanke einer völligen Trennung des Slavismus vom Germanismus aufgenommen wurde, als die März-Ereignisse im J. 1848 die unerwartete Aussicht darboten, eine lang gehegte Lieblings-Idee endlich realisiren zu können. Ein grosser Kongress aller slavischen Nationen wurde nach Prag zusammenberufen. Aber eben in dieser Zeit, bei der Versammlung so vieler Glieder der so weit ausgebreiteten Familien, kam es ganz deutlich zum Vorschein, dass es eben eine „Familie von Nationen" war, welche nie werden konnte, was sie seit tausend Jahren nicht gewesen, nämlich *Eine* Nation. Um verstanden werden zu können, mussten viele der Abgesandten deutsch reden, und selbst für das Journal, welches das grosse Central-Organ des Slavismus sein sollte, wurde die deutsche Sprache angewendet.

Die patriotischen Bemühungen, den Untergang der böhmischen Sprache durch die deutsche zu verhüten, sind wohl ehrenwerth und lobenswürdig, allein es scheint sehr zweifelhaft, ob sie ein rechtes End-Resultat haben werden. Indessen haben sich die Zeiten bedeutend verändert, seit Jungmann die gegenwärtige böhmische Literatur „als das Produkt einiger Enthusiasten, welche sich den Pfeilen ihrer Feinde und dem Undank ihrer Landsleute preisgegeben, sich selbst aber der Wiedergeburt einer Sprache gewidmet haben, die nicht todt und nicht lebend ist", bezeichnete. Fünf und zwanzig Jahre haben hierin einen grossen Umschwung hervorgebracht, dieser Enthusiasten sind „nur wenige" und werden noch einen harten Strauss zu kämpfen haben. Es ist zweifelhaft, ob ihre Kraft hinreichen wird, wider den Strom der Zeit zu kämpfen, welcher, in seinem widerstandslosen Laufe die Nationen überflügelt und blos ihre Spuren in zerstreuten Fragmenten an seine Ufer wirft.

---

1) Palacky's böhmische Werke, abgesehen von seinen verschiedenen Jugendarbeiten und vielen werthvollen Aufsätzen in der Zeitschrift des Museums, beide in böhmischer und deutscher Sprache, sind folgende: *Archivalische Dokumente der böhmischen Sprache*, Prag 1840. — *Literarische Reise nach Italien*, 1837 mit Schaffarik. Prag 1838. — *Geschichte von Böhmen* I. Theil, Prag 1836, im Böhmischen *Dějiny národu Českého* I., Prag 1848.

als schwaches Gedenkzeichen ihrer einstigen Existenz für die forschende Nachwelt [1]).

Zweite Abtheilung.

Sprache und Literatur der Slovaken.

Der nordwestliche Theil von Ungarn wird von den Slovaken bewohnt, einer slavischen Nation, welche ein Abkömmling der ersten

---

1) Um sich über die böhmische Literatur ausführlicher zu unterrichten, ist die Kenntniss eines slavischen Idioms oder der deutschen Sprache unumgänglich nöthig; wir kennen keine Schrift über diesen Gegenstand, mit Ausnahme der schon öfters citirten Abhandlung Bowring's. Diese giebt nur eine schwache Uebersicht des poetischen Theiles der Literatur, genügt aber durchaus nicht, deren ganzen Umfang kennen zu lernen. Der grammatikalische und lexikalische Theil der böhmischen Literatur ist ungewöhnlich reich und umfasst nicht geringen Aufwand von Talent. Wir begnügen uns, die in deutscher oder lateinischer Sprache geschriebenen Werke zu citiren. Englische oder französische Hilfsbücher zur Erlernung der böhmischen Sprache giebt es, so viel wir wissen, nicht. *Sprachlehren: Kurze Unterweisung beider Sprachen, deutsch und böhmisch*, Pilsen 1531, und mehrere spätere Ausgaben. — Klatowsky, *böhmisch-deutsche Gespräche*, Prag 1540, und mehrere spätere Ausgaben. — B. Optat, *Anleitung zur böhm. Orthographie etc.*, 1533, Prag 1588 und 1643. — Beneschowsky, *Gramm. Bohem.*, Prag 1577. — Benedikt v. Nudhozer, *Gramm. Bohem.*, Prag 1603. — Drachowsky, *Gramm. Bohem.*, Olmütz 1660. — Constantin, *Lima linguae Bohem.*, Prag 1667. — *Principia linguae Bohem.*, 1670—80, neue Auflage 1783. — Jandit, *Gramm. ling. Bohem.*, Prag 1704, sieben neue Auflagen bis 1753. — Dolezal, *Gramm. Slavico-Bohem.*, Pressburg 1746. — Pohl, *Böhm. Sprachkunst*, Wien 1756, fünf Auflagen bis 1783. — Tham, *Böhm. Sprachlehre*, Prag 1785, auch seine *Böhm. Gramm.*, 1798—1804. — Pelzel, *Grundsätze der böhm. Sprache*, Prag 1797—98. — Negedly, *Böhm. Gramm.*, Prag 1804, vierte Auflage 1830. — Dobrovsky's *Lehrgebäude der böhm. Sprache*, Prag 1809, zweite Auflage 1819. — Koneczny, *Anleitung zur Erlernung der böhm. Sprache*, Prag 1846. — *Wörterbücher*: Wir erwähnen nur jene, welche zur Lektüre böhmischer Bücher genügen, für eine umfassendere Aufzählung verweisen wir die Leser auf Schaffarik's Geschichte S. 301. — Weleslawin, *Sylva quadrilinguis*, Prag 1598. — *Gazophylacium bohem.-lat.-griech.-german.*, Prag 1671. — Rohn, *böhmisch-latein.-deutscher Nomenclator*, Prag 1764—68. — Tham, *Böhmisch-deutsches National-Lexicon*, Prag 1805—7. — Sein, *deutsch-böhm. und böhm.-deutsches Taschenwörterbuch*, Prag 1818. — Tomsa, *böhm.-deutsch-latein. Wörterbuch*, Prag 1791. — Palkowics, *böhmisch-deutsch-latein. Wörterbuch*, Pressburg 1821. — Koneczny, *böhm.-deutsches und deutsch-böhm. Taschenwörterbuch*, Prag 1846. — Derselbe, *Handbuch der böhmischen Sprache*, Prag 1847.

slavischen Ansiedler in Europa zu sein scheint. Zahlreiche Kolonisten desselben Stammes sind auch über andere Gegenden dieses Landes verbreitet. Die byzantinischen Geschichtschreiber, und etwas später der russische Chronist Nestor, geben an, dass die nördliche Donau-Gegend der erste Sitz der Slaven war. In früher Zeit sollen die *Sarmatae limigantes*, oder die *Jazyges metanastae*, nomadische Stämme zwischen der Donau und der Theiss, deren Namen ohne Zweifel ihren slavischen Ursprung anzeigt [1]), das byzantinische Reich beunruhigt haben. Aber bald verschwanden sie gänzlich vom Schauplatz der Geschichte und wir begegnen ihnen erst im 9. Jahrhundert wieder, als sie bereits Christen geworden waren. Zu dieser Zeit erscheint die Slovakei, slavisch *Slovensko*, d. i. die Gegenden, welche an den beiden Flüssen Waag und Gran liegen, als ein Theil des nur kurze Zeit bestandenen grossen mährischen Königreichs. Der übrige Theil von Pannonien war von andern slavischen Stämmen bewohnt, von Bulgaren, Rumeliern und Khazaren. Im Jahre 894 eroberten die Magyaren Pannonien, drängten die Slovaken in die Gebirge zurück und machten sie tributpflichtig, während sie selbst sich in den Ebenen niederliessen. Obgleich aber die Slovaken sich in ihr Schicksal ergeben zu haben schienen, und daher auch mit ihren Besiegern in gutem Einverständniss lebten, so verschmolzen doch die beiden Nationen nie ganz mit einander, und sprechen daher auch noch heute, tausend Jahre später, verschiedene Sprachen. Die Magyaren lernten von den Slaven friedliche Künste, denn diese, abgesehen davon, dass sie Christen waren, hatten schon viele Städte gebaut, und waren Handwerker, Kaufleute und Bauern. Alle Worte und Ausdrücke, die sich auf diese Gegenstände beziehen, haben die Magyaren von ihnen angenommen. Die Slovaken hingegen liessen ihre nationale Existenz in jene ihrer asiatischen Eroberer aufgehen, traten in ihre Armee als Soldaten und nahmen so an allen ihren Schicksalen Theil. Allein der Einfluss der Magyaren auf ihre Sprache konnte nur sehr gering sein, denn der Cirkel von neuen Ideen, welche die Slovaken zum Austausch von ihnen, den Barbaren, erhielten, war ein sehr beschränkter. Die Sprache ist daher auch das einzige Ueberbleibsel ihrer nationalen Existenz, welches die Slovaken erhalten haben; in jeder andern

1) Siehe Schlözer's Ausgabe Nestor's Band II. Seite 76 u. 97. Jazyk bedeutet im Slavischen *lingua*, Zunge.

Beziehung gehören sie ganz zur ungarischen Nation, von der sie einen Theil bilden, so wie die Magyaren einen andern Theil: auf den Ruhm grosser Thaten haben sie beide gleichen Anspruch.

Ungarn, durchschnitten von zwei grossen Flüssen, der Donau und der Theiss, wird in vier grosse Distrikte eingetheilt, gewöhnlich dies- und jenseits der Donau, dies- und jenseits der Theiss genannt. Der Landestheil desseits der Theiss ist vorzugsweise der Sitz der Slovaken. Die Komitate Trencsin, Thurocz, Arva, Liptau und Sohl werden ganz von ihnen bewohnt, beiläufig in einer Zahl von 550.000. In den andern Gegenden desselben Distrikts leben sie mehr gemischt mit Russniaken und Magyaren, und man schätzt ihre Zahl, die zahlreichen slovakischen Ansiedelungen, welche über ganz Ungarn verbreitet sind, mit eingerechnet, auf ohngefähr 1,800.000. Etwa 1,300.000 sind Katholiken und die übrigen 500.000 Protestanten.

Die slovakische Sprache, durch die geographische Lage der Nation dem Einfluss verschiedener anderer slavischen Mundarten ausgesetzt, als der polnischen, böhmischen, russischen, serbischen und wendischen, ist in mehr verschiedene Dialekte zersplittert, als vielleicht irgend eine lebende Sprache. In ihren Grundzügen ist sie der altslavischen Sprache nahe verwandt [1]), eine leicht begreifliche Thatsache, wenn wir erwägen, dass sie das Resultat der ursprünglichen Bildung der Slaven war, und dass die Gegend um die karpathischen Gebirge, der Sitz sowohl der alten, als der gegenwärtigen **Slovaken, die Wiege aller slavischen Nationen gewesen, welche** jetzt über das ganze westliche Europa verbreitet sind. Von allen slavischen Sprachen ist die böhmische der slovakischen am nächsten verwandt, besonders wie sie in den alten böhmischen Schriften vorkommt, ein Umstand, welcher Dobrovsky zuerst bewog, beide Sprachen für wesentlich dieselbe zu halten, oder vielmehr zu behaupten, dass das Slovakische nichts Anderes als das Altböhmische sei. Als er aber auf diesen Gegenstand genauer einging, fand er Gründe, die slovakische Sprache für einen eigenen Dialekt anzu-

1) Wir sahen in der Geschichte der altslavischen Sprache, dass bezüglich der grossen Aehnlichkeit zwischen dem altslavischen und dem slovakischen Dialekte, sowohl in Hinsicht der Form und des grammatikalischen Baues, als der Bedeutung der Worte, mehrere Sprachforscher die Meinung aufgestellt haben, dass die Sprache in der Cyrill'schen Uebersetzung der Bibel der mährisch-slovakische Dialekt sei.

sehen, welcher das Band zwischen dem böhmischen und dem kroatisch-wendischen Dialekt bildet, d. i. zwischen den beiden Abtheilungen, dem östlichen und westlichen Stamme der grossen slavischen Familie.

Alle die Einzelheiten aufzuzählen, durch welche der slovakische Dialekt von den andern slavischen Sprachen sich unterscheidet, würde uns mehr ins Detail führen, als unsern, mit diesen Sprachen meist unbekannten Lesern angenehm sein dürfte. Ueberdies haben die meisten dieser Eigenthümlichkeiten, die man als allgemeine Regeln aufstellt, so viele Ausnahmen, dass es deren fast mehr als Regeln giebt. Das einzige Faktum, welches nur der slovakischen und keiner andern slavischen Sprache zukommt, ist der Gebrauch von Doppel-Vokalen, wo die andern einfache Vokale haben, z. B. *kuon*, Pferd, für *kon*, *liencz* für *lucz* u. s. f. In den an den Grenzen von Galizien gelegenen Gegenden hat die slovakische Sprache viele Eigenthümlichkeiten aus der polnischen Sprache aufgenommen; an der Grenze von Mähren nähert sich die Volkssprache mehr der Landessprache jener Provinz und folglich der böhmischen, welche auch daselbst als Schriftsprache angenommen ist. Auf die Slovaken, welche mehr im Innern des Landes leben, ist der Einfluss der Magyaren, der Siebenbürgen, der Russniaken oder der Serben, je nach der Oertlichkeit, mehr oder minder in die Augen springend. Im Allgemeinen ist der slovakische Dialekt um so reiner, je weniger er dem Einfluss anderer Stämme ausgesetzt war. Aber selbst in seiner reinsten Gestalt hat er, wie wir schon früher erwähnten, eine grosse und entschiedene Aehnlichkeit mit der böhmischen Sprache, von welcher er sich jedoch durch einen gefälligern Ton und grössern Wohllaut unterscheidet, so wie in ihm auch die Vokale voller klingen und häufiger vorkommen. Eine Eigenthümlichkeit aber, welche ihn mehr materiell unterscheidet, ist sein Reichthum von alten Worten und Redensarten, welche in der jetzigen böhmischen Sprache ganz unbekannt sind, obgleich sie im altböhmischen und zum Theil auch im altslavischen, russischen und wendischen Dialekte zu finden sind. Schaffarik erwähnt, dass G. Rybay, ein Pfarrer in der Gegend von Bacz, der viele werthvolle Manuskripte besass, 15,000 Wörter für ein slovakisches *Idioticon* gesammelt habe und dass es leicht sein würde, diese Zahl noch zu vermehren [1]).

1) Geschichte der slavischen Sprache S. 377. 6. *Palkowics*, welcher dieses Manuskript kaufte, hat in sein böhmisches Lexikon eine grosse Menge slovacher Provinzialismen eingeschaltet.

Die slovakische Sprache war nie eine Schriftsprache. Der erste Versuch, sie dazu zu machen, geschah, mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen, vor etwa 40 Jahren; allein der Widerstand, den diese Einrichtung theils von Seiten der Literaten fand, welche die gebildetere böhmische Sprache zur Schriftsprache angenommen hatten, theils auch die politischen Hindernisse, welche die Eifersucht der Magyaren ihrer Einführung entgegensetzten, liessen diesen Versuch nicht aufkommen. Ja in der That ist in Folge der Eifersucht der Magyaren die slovakische Sprache so unterdrückt worden, dass sie selbst nicht in den höhern Lehranstalten der Slovaken, wie doch die ungarische und lateinische Sprache, einen Unterrichtszweig bildet. Schaffarik hält es für wahrscheinlich, dass in alten Zeiten die Muttersprache der von Slovaken bewohnten Gegenden in öffentlichen Dokumenten und ähnlichen Schriften gebräuchlich war und dass solche geschichtliche Denkmäler in den Bibliotheken und Archiven der katholischen Erzbischöfe und Edelleute verbrannt seien [1]). Dieser Gegenstand wurde jedoch nie genügend untersucht. Die geschichtlichen Volkslieder, welche beinahe hundert Jahre bei den slovakischen Bauern im Schwunge waren und deren einige selbst noch aus der heidnischen Periode herzustammen scheinen, sind mit Ausnahme weniger Anfangsverse verloren gegangen [2]). Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts findet sich nicht eine Spur von geistiger Existenz dieser Nation von beinahe 2,000,000 Seelen. Zu dieser Zeit brach ein grosser Schwarm von Hussiten, welche aus Böhmen ausgetrieben worden waren, in Ober-Ungarn ein, und wurde, unter der Anführung des Giskra von Brandeis, von der Königin Elisabeth gegen ihren Nebenbuhler, den polnisch-ungarischen Regenten Ladislaus, nachmaligem König von Böhmen, gemiethet. Die böhmischen Soldaten waren von ihren Weibern und Kindern begleitet und setzten sich endlich an verschiedenen Theilen von Ungarn fest. Andere taboritische Kolonisten folgten ihnen und

1) Siehe dasselbe Werk S. 381.

2) Neuere slovakische Volkslieder findet man in Czelakowsky's Sammlung: *Slowanske narodni pisne*, Prag 1822 u. 1827, auch in *pisnie swietske lidu Slowanskeho w. Uhrich*, Pesth 1823, herausgegeben von Schaffarik. Das kleine Buch, *Slavische Volkslieder* von Wenzig, Halle 1830, enthält 16 slavische Gesänge, meistens aus Czelakowsky's Werk, in deutscher Uebersetzung. Eine grosse Sammlung slovakischer Volks-Poesie wurde 1834 von dem ausgezeichneten Dichter J. Kollar herausgegeben. Sie soll 2300 Nummern enthalten.

vermischten sich nach und nach mit den Slovaken, unter welchen sie sich hauptsächlich niederliessen. Es ist wahrscheinlich, dass zu dieser Zeit die Slovaken mit der böhmischen Sprache als Schriftsprache bekannt wurden, deren Ausbildung und grosse Form-Aehnlichkeit ersichtlich war und ihnen angenehm sein musste. Als die Lehren der deutschen Reformatoren nach Ungarn drangen, fanden sie die Slovaken so gut vorbereitet, dass diese Lehren mit einem Male unter das ganze Volk durch zahlreiche Bücher verbreitet wurden, welche slovakische Geistliche in böhmischer Sprache schrieben. Die Bibel und die Gebetbücher wurden in Böhmen geschrieben und gedruckt und viele Böhmen und Mähren kamen nach Ungarn als Prediger und Lehrer. So entstand die Herrschaft der böhmischen Sprache auf der Kanzel, und wurde, da alle slovakischen Schriftsteller dieser Zeit Geistliche waren, unter den Slovaken auch im Reiche der Wissenschaft ohne Kampf festgesetzt. Katholische Schriftsteller aus dieser Zeit sind nicht bekannt; wenn es deren gab, folgten sie wahrscheinlich der herrschenden Sitte und schrieben böhmisch oder lateinisch. Die Fruchtbarkeit der slovakischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert ist übrigens sehr gering, denn die Zeiten waren zu schwer und die Gemüther der Menschen für freie Entwickelung der Wissenschaften zu gedrückt. Die Bürgerkriege, die Verwüstungen durch die Türken, die religiösen Streitigkeiten, und, nach der Schlacht am weissen Berge, die Glaubens-Unterdrückungen und Verfolgungen vertrieben die friedlichen Musen aus Ungarn und hielten den Geist des Volkes gefesselt. Alle Schriften dieser zwei Jahrhunderte, beziehen sich, mit wenigen Ausnahmen, auf die Theologie, und sind meistens Predigten, Katechismen, fromme Uebungen und geistliche Lieder. Schaffarik bemerkt, dass aus den letzteren eine melancholische Stimmung, welche um göttliche Hilfe und Beistand fleht, hervorleuchte [1]).

Unter die Geistlichen, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Verbreitung der Bibelkenntniss thätig waren, gehören: *M. Bel* und *D. Kroman*, welche eine neue Auflage der Bibel veranstalteten; *G. Ambrosius* und *G. Bakyl*, Verfasser von theologischen Erläuterungen u. s. f. Jene slovakischen Schriftsteller, welche in irgend einer Art ausgezeichnet waren, haben wir jeden an seinem Platze, im Umriss der böhmischen Literatur, aufgezählt.

---

1) Siehe Geschichte der slavischen Sprachen Seite 383.

Der böhmische Dialekt ist, wie wir schon wiederholt erwähnt haben, den Slovaken vollkommen verständlich. Da er aber nicht ihre Umgangssprache ist, kann er ihnen auch nicht geläufig werden. Und wenn es das Volk auch im Verständniss derselben so weit bringt, dem Verlauf der Predigten und gottesfürchtigen Uebungen folgen zu können, so wäre es doch unnatürlich, wenn ihre Gebetbücher, die doch zum Privatgebrauch bestimmt sind, nicht in ihrer Muttersprache geschrieben würden, da sonst ihre Bitten zum Schöpfer, welche, mehr als irgend Etwas, der freie und natürliche Ausdruck der innersten Gefühle sein sollen, eine künstliche Erhebung und Versetzung in ein ungewohntes Gebiet verlangen würden. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, dass, während sonst der Protestantismus und die Bibelfreunde darnach gestrebt haben, im Volksdialekte zu sprechen — gleichsam im Gegensatz einer privilegirten Sprache der Priesterschaft, — unter den Slovaken hingegen die Katholiken sich der Muttersprache bedient haben, diese Einführung bei den Protestanten auf Widerstand stiess. Im Jahre 1718 veröffentlichte Alexander Macsay, ein katholischer Geistlicher, Predigten zu Tyrnau in der gemeinen slovakischen Sprache. Die Jesuiten von Tyrnau folgten seinem Beispiele und veröffentlichten Gebetbücher und andere religiöse Werke in einer Sprache, welche mehr ein Gemisch des Volksdialektes und der böhmischen Schriftsprache ist. Während der letzten zehn Jahre des 18. Jahrhunderts wurde ein etwas glücklicherer Versuch gemacht, den an den Grenzen von Mähren gesprochenen slovakischen Dialekt, der sich der böhmischen Sprache noch am meisten nähert, zum Range einer Schriftsprache zu erheben. An der Spitze dieses Unternehmens standen die römisch-katholischen Pfarrer *Bajza*, *Fandli* und *Bernolak*, besonders der Letztere. Es wurde eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder sich verpflichteten, alle von Bernolak und seinen Freunden geschriebenen slovakischen Bücher zu kaufen. Die Katholiken verfuhren in diesem Unternehmen mit grossem Eifer und wurden von dem Kardinal Rudnay, dem Primas von Ungarn, unterstützt; dieser Letztere veröffentlichte selbst einige seiner im slovakischen Dialekt gehaltenen Reden und veranlasste den Druck eines umfangreichen slovakischen Wörterbuches, einem hinterlassenen Werke Bernolak's [1]).

1) Dies ist derselbe Mann, der den Druck der dalmatischen Bibel veranlasste, siehe früher.

Eine Uebersetzung der Bibel in demselben Dialekte vom Kanonikus G. Palkowics, welcher auch der Verfasser des 4. Bandes des eben erwähnten Wörterbuches ist, wurde 1831 gedruckt.

Die protestantischen Slovaken, welche im Verlauf mehrerer Jahrhunderte durch ihre eigenen Leistungen ein Gewicht in der böhmischen Literatur erlangt hatten — besonders im Laufe des 17. Jahrhunderts, in welchem die meisten eingebornen Böhmen aus ihr verbannt waren, — fürchteten, die Sache der Wissenschaft durch derartige Neuerungen zu gefährden. Sie vereinigten sich zu einer Gesellschaft und gründeten eine Professur der böhmisch-slovakischen Literatur am Lyceum zu Pressburg, welche ein anderer G. Palkowics bekleidete [1]), der in unserer Geschichte der böhmischen Literatur ehrenvoll erwähnt ist. Da die Zahl der protestantischen Slovaken verhältnissmässig klein ist, wurde diese Stelle nicht länger als zehn Jahre unterhalten. Zu den Namen der vorzüglichen slovakisch-böhmischen Schriftsteller dieses und des verflossenen Jahrhunderts, welche wir schon oben angegeben haben, fügen wir noch hinzu jene von *Bartholomäides*, *Tablicz*, *Lovich* und *Moshotzy*. Alle Autoren von Verdienst und eifrige Beförderer der Literatur und Wissenschaft.

Viele unter den Slovaken haben, wie viele ihrer Brüder unter den Magyaren und unter den andern Slaven, den Böhmen und Illyriern, eine deutsche Erziehung empfangen und daher diese Sprache vollkommen in ihrer Gewalt. Theils um einen grössern Ruf, theils um einen stärkern Einfluss zu erlangen, zogen es aber die Meisten vor, deutsch zu schreiben. Unter ihnen war Schaffarik, bis er, aus patriotischem Gefühl, die böhmische Sprache annahm [2]).

---

1) Diese beiden Männer, mit demselben Tauf- und Familien-Namen, Georg Palkowics, die Beide dieselben Ziele verfolgten, und Beide nicht ohne Verdienst, bezüglich ihrer Landsleute, sind, die aber nichtsdestoweniger vermöge ihrer verschiedenen Ansichten entgegengesetzten Interessen dienten, darf man nicht verwechseln. Professor Palkowics bereitete eine neue Ausgabe der böhmischen Bibel für die Slovaken vor, s. Seite 172 u. 178; Kanonikus Palkowics übersetzte die heilige Schrift in den slovakischen Dialekt. Professor Palkowics veröffentlichte ein böhmisches Wörterbuch, Kanonikus Palkowics den 4. Theil von Bernolak's slovakischem Wörterbuche, wie wir schon früher berichtet haben.

2) Es existirt kein Buch, aus welchem man eine vollständige Kenntniss der slovakischen Sprache mit ihren verschiedenen Dialekten schöpfen könnte. Die nachfolgenden Werke von Bernolak betreffen vorzüglich den slovakisch-

Zweites Kapitel.

Geschichte der polnischen Sprache und Literatur.

Die Gegenden an der Ostsee und Weichsel wurden, nachdem die Gothen und Vandalen sie zuletzt verlassen hatten, etwa gegen das 4. Jahrhundert hin, von den Letten und Lithauern eingenommen, welche Völker nach einigen Geschichtsschreibern slavische, nach andern finnisch-scythische Stämme sind [1]). Es ist wahrscheinlich, dass die verschiedenen Nationen, welche diese Gegenden bewohnten, von den Alten unter dem Namen der Sarmaten zusammengefasst wurden. Im 6., nach Andern im 7. Jahrhundert, liessen sich die Lechen, eine den Czechen verwandte Nation, und wie sie, von den karpathischen Gegenden kommend, als sie von den Bulgaren weitergetrieben wurden, an den Ufern der Weichsel und Warthe nieder. Lech (Ljakh) bedeutet im Altböhmischen einen freien und edlen Mann, und hatte diese Bedeutung noch im 14. Jahrhundert. Die Lechen waren in verschiedene Stämme eingetheilt, von welchen nach Nestor zuerst nur diejenigen, welche sich in den weiten Ebenen, *polie*, der Ukraine niederliessen, *Polyane*, Polen, d. i. Einwohner der Ebene, genannt wurden. Die Stämme, welche *Masovia* besetzten, wurden *Mazovshane* genannt; die Lechen, welche nach Pommern kamen, *Pomoriane* u. s. f. Der specifische Name *Polen*, auf alle lechischen Stämme zusammen angewendet, erscheint erst am Schlusse des 10. Jahrhunderts, als die gemeinschaftliche Bezeichnung der Lechen oder Ljachen ausser Gebrauch kam. Im J. 840 vereinigten sich die Häuptlinge der verschiedenen Stämme unter

---

mährischen Dialekt. *Grammatica slavica*, Posen 1790; *Dissertatio de literis Slavorum*, daselbst 1787; *Etymologia eorum Slavorum*, Tyrnau 1791; *Lexicon Slav.-Letto.-Germ.-Hung.*, Ofen 1825; *Slovakische Grammatik*, Ofen 1817.

1) Ueber den Ursprung dieser Stämme, welche mit den alten Liven, Esthen und Preussen verwandt zu sein scheinen, wurden viele Hypothesen aufgestellt, allein die Wahrheit nicht genügend ermittelt. Jedoch scheint es gewiss, dass sie nicht slavischen Ursprungs waren, obgleich diese Meinung von vielen Geschichtsschreibern aufgestellt wurde, welche durch die Ortsverhältnisse irre geführt worden sind. Sogar Schaffarik betrachtet sie in seinen Antiquitäten als einen ursprünglich slavischen Stamm. Siehe Parrot's Versuch einer Entdeckung der Sprache, Abstammung etc. der Liven, Letten u. s. f. Die *Foreign Quarterly Review* enthält einen interessanten Aufsatz über lettische Volks-Poesie Bd. VIII. S. 61.

einem gemeinschaftlichen Oberhaupt. Sie wählten einen Landmann mit Namen Pjast zu ihrem ersten Herzog, und die männlichen Abkömmlinge dieses ersten Fürsten lebten und regierten über 630 Jahre. Das Christenthum wurde aus Deutschland und Böhmen von katholischen Priestern, etwa um das 9. Jahrhundert, nach Polen gebracht. Bei Beginn des 10. Jahrhunderts wurden Versuche gemacht, den slavischen Gottesdienst in Polen einzuführen. Beide Arten des Gottesdienstes existirten für einige Zeit friedlich neben einander, und selbst, als durch die Bemühungen der lateinischen Priesterschaft der slavische Gottesdienst nach und nach vom römischen Ritus überflügelt wurde, ward der erstere noch geduldet. Ja, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war die polnische Stadt Krakau der erste Ort, wo Bücher im altslavischen Dialekt und Stücke der altslavischen Bibel gedruckt wurden [1]).

Im Jahre 965 heirathete der Herzog Miecislav die böhmische Prinzessin Dombrovka und liess sich selbst taufen. Von dieser Zeit an wurden alle polnischen Fürsten und der grösste Theil der Nation Christen. Jedoch giebt es keine slavische Nation, auf welche das Christenthum einen geringern Einfluss rücksichtlich der Geistesbildung geübt hat; auf die Sprache wirkte es gar nicht ein. Es war immer und ist noch eine Lieblingsmeinung einiger slavischen Schriftsteller, dass mehrere slavische Nationen, lange vor ihrer Kenntniss des lateinischen Alphabets, oder der Erfindung des Cyrill'schen Systems, die Schreibekunst gekannt hätten, und unter den Gründen, mit welchen sie diese Ansicht unterstützen, sind in der That einige ziemlich triftige. Allein weder von diesen frühen Zeiten, noch aus den vier oder fünf Jahrhunderten nach der Einführung des Christenthums, giebt es irgend ein Ueberbleibsel oder Denkmal der polnischen Sprache; ja, mit Ausnahme weniger werthloser Reste, ist das älteste Dokument dieser Sprache erst aus dem 16. Jahrhundert. Bis zu dieser Zeit herrschte in Polen die lateinische Sprache ausschliesslich. Die Lehrer des Christenthums in diesem Lande waren nahe an fünf Jahrhunderte hindurch Fremde, nämlich Deutsche und Italiener. Daher kam die unnatürliche Ver-

1) Kopitar erklärt in seiner Kritik über Schaffarik's *Geschichte etc.* diese Etymologie für ein Missverständniss, giebt jedoch keine andere Erklärung für das Wort Lech. *Wiener Jahrbücher* Bd. XXXVII. 1827. Nach Schaffarik (in seinen slavischen Alterthümern) bedeutet *Lech*, wie *Czech*, einen Führer, einen hohen Beamten.

nachlässigung der Landessprache, welche jene nicht kannten, daher der Einfluss der deutschen Sprache, welcher noch jetzt in der polnischen sichtbar ist, und daher die unbegrenzte Herrschaft der lateinischen. Slavisch, Polnisch und Heidnisch waren ihnen gleichbedeutende Worte. Die frühe Geschichte von Polen giebt auch deshalb mehr als die eines andern Theiles der christlichen Welt den traurigen Beweis, wie Leidenschaft und Vorurtheil der Menschen den wohlthätigen Einfluss zu nichte machen konnten, welchen doch das Licht des Christenthums überall verbreitete, wo es in die Nacht des alten Slaventhums eindrang. Allein, obschon nicht für die Landessprache günstig, war doch der Einfluss der frenulen Geistlichkeit auf die andere wissenschaftliche Bildung des Landes nicht ohne Bedeutung. Bei Beginn des **11.** Jahrhunderts waren in den ersten polnischen Schulen Benediktiner-Mönche, und zahlreiche Klöster dieses und anderer Orden boten den Gelehrten einen Zufluchtsort, selbst, als im Jahre **1241** die Mongolen ins Land einbrachen, und während der Bürgerkriege, welche durch die Familienstreitigkeiten der Nachfolger des Pjast herbeigeführt wurden. Einige lateinische Chroniken wurden von Polen, lange vor Beginn der polnischen Literatur, geschrieben, und polnische Edelleute gingen nach Paris, Bologna und Prag, um Wissenschaften zu studiren, für deren Elemente selbst ihre Sprache keine Mittel enthielt.

Die polnischen Schriftsteller theilen die Geschichte ihrer Sprache gewöhnlich in *fünf Perioden* [1]).

Die *erste* reicht von der Einführung des Christenthums bis auf Kasimir den Grossen **1333** n. Ch.

Die *zweite* vom Jahre **1333** bis **1506**, oder der Regierung Sigmund's I.

Die *dritte* ist das goldene Zeitalter der polnischen Literatur, und endigt mit der Gründung der Jesuiten-Schulen **1622**.

Die *vierte* umfasst die Zeit von der Herrschaft der Jesuiten bis zum Wiederaufleben der Literatur durch *Konarski* **1760**.

Die *fünfte* begreift die Zeit vom Jahre **1760** bis zur Revolution von **1830**.

Da die polnische Literatur der Gegenwart ein von jener der früheren Zeiten verschiedenes Gepräge hat, so erlauben wir uns,

1) Siehe Bentkowski's *Histor. literatury Polsk.*, Warschau 1814.

eine *sechste* Periode hinzuzufügen, welche von **1830** bis auf unsere Tage reicht.

Bevor wir die eigentliche Geschichte dieser verschiedenen Perioden beginnen, wollen wir einige Worte der Geschichte und dem Charakter der Sprache selbst widmen.

Die Grösse des Territoriums, in welchem die polnische Sprache die herrschende ist, ist weit geringer, als man nach dem Umfang des Gebiets glauben würde, welches zum Königreich Polen zur Zeit seiner Macht und Unabhängigkeit gehörte. Wir reden hier nicht vom **16.** Jahrhundert, in welchem Polen durch den Erfolg seiner Waffen auf kurze Zeit der mächtigste Staat des Nordens wurde, in welchem die deutschen Ritter, die Eroberer Preussens, gezwungen waren, seine Oberherrschaft anzuerkennen, und in welcher Zeit nicht nur Liefland und Kurland, das eine als ein integrirender Bestandtheil des Königreichs Polen, das andere als Lehen, das alte Smolensk, das ehrwürdige Kiew, der königliche Sitz des Wladimir und die an Galizien grenzenden russischen Provinzen von den Polen unterjocht waren. Wir sprechen von diesem Königreiche zu der Zeit seiner ersten Theilung zwischen Russland, Oesterreich und Preussen. Von den vier oder fünf Millionen Einwohnern der mit Russland verbundenen Provinzen bei den nach einander folgenden Theilungen von **1772**, **1793** und **1795** sind blos ein und eine halbe Million eigentliche Polen, d. i. Lechen, welche die Dialekte dieser Sprache sprechen [1]); in Weiss- und Schwarz-Russland sind die Russniaken bei weitem zahlreicher, und in Lithauen die Lithauer. Neben der eigenen Sprache der Letztern werden auch noch der gelb- und weiss-russische Dialekt in diesen Provinzen gesprochen, und alle Dokumente des Grossfürstenthums Lithauen, vor seiner Vereinigung mit Polen **1569**, sind in letzterem abgefasst.

Die polnische Sprache wird ferner gesprochen: **1)** von den Einwohnern des im Jahre **1815** gebildeten Königreichs Polen, drei und einer halben Million an Zahl, oder zusammengerechnet mit den

---

1) Die statistischen Kenntnisse über die russisch-polnischen Provinzen sind sehr unvollständig und enthalten die grellsten Widersprüche. Becker giebt die Zahl ihrer Einwohner auf 4,000,000, Wichmann im Jahre 1813 auf 6,250,000, Arsenjeff auf 7,000,000 an. Nach Bronsen's „Russland und das russische Reich", Berlin 1819, giebt es nicht mehr als 850,000 Polen unter ihnen, und diese sind fast alle Edelleute; die geneineren Klassen sind Russniaken und Lithauer. Wir folgten in unsern numerischen Angaben Schaffarik.

Polen der polnisch-russischen Provinzen, fünf Millionen; 2) von den Städtern und dem Adel des zu Oesterreich gehörenden Galizien und den Polen Oesterreichisch-Schlesiens, etwa drei Millionen; 3) von den Einwohnern der kleinen Republik Krakau, etwa hundert Tausend; 4) von den Einwohnern des preussischen Grossherzogthums Posen und einem Theile der West-Preussen genannten Provinz sammt den Polen in Schlesien und den Kassuben in Pommern, zusammen etwas weniger als zwei Millionen [1]).

Die polnische Sprache wird mithin von etwa zehn Millionen Menschen gesprochen [2]). Wie alle lebenden Sprachen hat sie mehrere Dialekte, und erfreut sich in einer Gegend grösserer, in andern minderer Reinheit. Aber alle diese Unterschiede sind weder so bedeutend, noch so einflussreich auf die Literatur, dass sie uns hier kümmern könten.

Die alte polnische Sprache scheint den Dialekten der Czechen und der sorbischen Wenden sehr nahe verwandt gewesen zu sein. Obgleich man nur sehr wenig von den Verhältnissen und dem Fortschritte dieser Sprache zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte weiss, so ist doch so viel ersichtlich, dass sie aus der Vermischung ihrer eingebornen Elemente mit jenen des lateinischen und griechischen Idioms hervorgegangen sei. Von den andern slavischen Dialekten hat nur der böhmische allein einen Einfluss auf die polnische Sprache gehabt. Die italienischen und türkischen Worte, welche unter der Herrschaft italienischer Priester und durch die politischen Verwickelungen der Polen und Türken eingeburgert wurden, sind doch nicht so mit der Sprache verschmolzen worden, dass sie nicht leicht durch bessere polnische Ausdrücke ersetzt werden konnten.

Unter allen slavischen Sprachen ist die polnische für den Fremden die schwierigste, theils wegen der grossen Mannichfaltigkeit in der Aussprache der Vokale und einer solchen Zusammenfügung der Mitlaute, dass nur eine slavische Zunge sie besiegen kann [3]), theils

1) Diese Zählungen stimmen nicht mit jenen Hassel's, welcher seine Angaben auf die Zählungen von 1820 gründet. Er spricht von 1,220,969 oesterreichischen Polen und 2,581,121 preussischen. Die Bevölkerung des ersteren besteht aber grösstentheils aus Russniaken und Juden, die Letztern sind an Zahl mit den deutschen Bewohnern fast gleich.

2) Andere Privatschätzungen lassen nicht mehr als 7,000,000 zu.

3) Hieraus geht auch die anscheinende Härte hervor, welche missfällt. Wir zweifeln, ob ein anderer als slavischer Mund den nachfolgenden, polnisch geschriebenen Ortsnamen *Szczebrzeszyn* aussprechen kann.

wegen ihres verfeinerten und künstlichen grammatikalischen Baues. In letzterer Hinsicht unterscheidet sie sich wesentlich von der russischen Sprache, welche, obschon sehr reich, doch merkwürdig einfach und leicht zugänglich ist. Die polnische und böhmische Sprache sind, nach dem Ausspruche der kompetentesten Richter, vor allen andern tauglich, die Schönheiten der klassischen Sprachen wortgetreu wiederzugeben, und die polnische Prosa ist der lateinischen mit einer Vollkommenheit nachgebildet, welche in dem goldenen Zeitalter der polnischen Literatur eine ihrer charakteristischesten Züge war. Es ist daher wirklich befremdend, dass die polnische Sprache, wenigstens die jetzt lebende, in ihren sonst so hoch stehenden poetischen Arbeiten die Einführung der klassischen Prosodie unterlassen hat. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, dass sie ursprünglich wie alle andere slavischen Sprachen, *kurze* und *lange* Sylben benennen haben. So lange jedoch polnische Dichter schreiben, haben sie die Sylben nie gemessen, sondern nach Art der Franzosen gezählt. Mit Ausnahme weniger neuerer Dichter, welche in ungereimten Versen schrieben, und einiger weniger Versuche, die griechischen Regeln über den Accent auf die polnische Sprache anzuwenden, ist alle polnische Poesie wie die französische gereimt, und der französische Alexandriner ist eine bei den polnischen Dichtern sehr beliebte Form [1]).

Erste Periode.

Von der Einführung des Christenthums bis auf Kasimir den Grossen (1333 n. Chr.).

Mit der Eintheilung der frühern Geschichte der polnischen Literatur in zwei Perioden folgen wir dem Beispiele und der Autorität Bentkowski's, obgleich es gewiss seltsam scheinen mag, von einer

---

1) Zaloski und Minasowicz schrieben Verse mit *gezählten*, nicht *gemessenen* Sylben, ohne Reime; Przybylski's und Staszyc's Uebersetzungen des Homer in Hexametern. Dieses Versmass ist in der polnischen Sprache nicht natürlich, wie dies aus den alten Volks-Poesien der andern slavischen Nationen ersichtlich ist, welche ohne alle Reime sind. Der Verfasser des Werkes: „Volkslieder der Polen" betrachtet den Mangel der Reime in einigen von ihnen als einen Beweis ihres Alterthums. Unter den slavischen Volksliedern sind blos jene der Gelb-Russen oder Ruthenen gereimt, und keines derselben kann auf hohes Alterthum Anspruch machen.

Literatur sprechen zu wollen, die noch nicht existirte. Die Geschichte der eigentlichen polnischen Literatur beginnt in der That eigentlich nicht vor dem Schlusse der zweiten Periode; aber die *wissenschaftliche Bildung* der Nation beginnt schon mit dem Anfange dieser Periode, und schwache Spuren von ihr findet man sogar schon um die Mitte der ersten. Von der Sprache selbst hat man nichts als wenige Orts- und Personen-Namen und einige in den lateinischen Urkunden jener Zeit eingestreute polnische Worte übrig, welche aber ohne alle orthographische Regeln geschrieben und daher kaum verständlich sind. Man kennt ein altes polnisches Kriegslied, dessen Verfasser der heilige Adalbert, ein gebornes Böhme und Bischof von Prag zu Ende des **10.** Jahrhunderts[1]) sein soll. Allein Rakowiecki zufolge, einem Philologen, der geschickter als irgend Jemand in der Auffindung *früher* Bildungsspuren der slavischen Nationen, besonders der Polen ist, datirt dieses Lied, wenigstens in seiner jetzt bekannten Form, frühestens aus dem **14.** Jahrhundert. Alles in der in Rede stehenden Periode Geschriebene ist in lateinischer Sprache abgefasst. Nebst einigen unwichtigen Urkunden und einer anonymen Biographie Adalbert's kennt man noch einige geschichtliche Werke aus dem **12.** und **13.** Jahrhundert.

Martin Gallus, ein Franzose, der in Polen zwischen den Jahren **1110** und **1135** lebte, wird als der älteste polnische Geschichtsschreiber angesehen. Andere polnische Chroniken wurden von den Bischöfen von Krakau, Matthias Cholewa und Vinzenz von Kadlubek († **1223**) geschrieben, dann **20** Jahre später eine von Bogufal, Bischof von Posen, und, noch **30** Jahre später, eine von Godzislav Baszko. Strzemieski schrieb gegen die Mitte des **13.** Jahrhunderts eine Geschichte der Päbste und der römischen Kaiser. Im Jahre **1080** liess der Herzog Boleslav, der Sohn von Miecislav, Benedictiner-

1) Dieses Lied, *Bogu Rodzica* genannt, verdient den Namen eines Kriegsliedes in sofern, als es die Polen beim Schlacht-Angriffe zu singen pflegten. Es ist vielmehr ein Gebet an die heilige Jungfrau und endigt mit einem sechsfachen Amen. In poetischer Beziehung hat es keinen Werth. Man findet es in *Bowring's „Specimens of the Polish Poets"*, S. 12, sammt der dazu gehörenden Melodie abgedruckt, beide aus einem Manuskripte kopirt, das aus dem zwölften Jahrhundert sein soll. Eine Uebersetzung ist nicht beigegeben. Es ist merkwürdig, dass dieses Lied noch gesungen wird, wenigstens war dies im Jahre 1812 in den Kirchen jener Oerter der Fall, in welchen der heilige Adalbert lebte und starb, in Kola und Gnesen. Niemcewicz, welcher es veröffentlichte, erzählt, dass er es um die angeführte Zeit selbst an letzterem Orte gehört habe.

Mönche nach Polen kommen, welche Klöster und Schulen zu Sieciechow und Lysagora gründeten. Diesem Beispiele folgten in späterer Zeit andere Orden, und in Polen war länger als in irgend einem andern Lande die Erziehung und der öffentliche Unterricht in den Händen der Priester. Einige Jahrhunderte hindurch waren die Eingebornen von allen geistlichen Würden und Vorrechten ausgeschlossen, und die zahlreichen Klöster waren blos mit fremden Mönchen gefüllt. Selbst noch im 15. Jahrhundert hatten die Fremden ein entschiedenes Uebergewicht. Im Jahre 1237 betrieb Peika, Erzbischof von Gnesen, die Einrichtung von Schulen durch Priester, empfahl aber den Bischöfen, als Lehrer blos Deutsche, welche Polnisch verständen, anzustellen. Im Jahre 1285 jedoch wurde auf der Synode von Leczyc ein Gesetz erlassen, vermöge welchem alle der polnischen Sprache unkundigen Fremden ihrer Stellen als geistliche Lehrer verlustig sein sollten. Aber mehr als 80 Jahre später musste auf der Synode zu Kalisch (1357) dieses Gesetz erneuert werden, und selbst 100 Jahre später (im Jahre 1460) klagt Johann Ostrorog, dass alle die reichen Klöster von fremden Mönchen angefüllt seien [1]). Diese unwissenden Menschen warfen die wenigen in der „barbarischen" Heimaths-Sprache geschriebenen Werke, deren sie habhaft werden konnten, ins Feuer, und erfüllten die Köpfe des jungen Adels mit den unnatürlichsten Vorurtheilen gegen ihre Muttersprache. Ausser der Priesterschaft liessen sich auch noch viele andere Fremde, besonders Deutsche, als Handwerker und Bauern in Polen nieder. Da sie aber fast ausschliesslich in den Städten lebten, hatte ihre Sprache weit weniger Einfluss auf jene des Volkes, als dies in Böhmen der Fall war, wo sie mit allen Volksklassen gemischt waren.

Zweite Periode.

Von Kasimir dem Grossen bis auf Sigmund (1333 bis 1506).

Kasimir ist einer der wenigen Fürsten, welche den Namen des Grossen nicht durch Siege und Eroberungen, sondern durch wirklich wohlthätige Gesetze, durch Gerechtigkeit und durch die Unterrichtsanstalten erhielt, die er für seine Unterthanen errichten liess. Sein Vater, Wladislaus Lokietek, hatte den königlichen Titel, welcher bis auf ihn abwechselnd bald angenommen und bald wieder verlassen

1) Siehe Schaffarik's Geschichte der slav. Sprache, S. 421.

worden war, sich für immer beigelegt, und war der Erste, der Gross- und Klein-Polen bleibend vereinigte. Unter Kasimir kam das gegenwärtige österreichische Königreich Galizien, welches zusammen mit Lodomerien und dem gegenwärtigen russischen Gouvernement Wladimir damals Roth-Russland genannt wurde, durch Erbschaft dazu. Lithauen wurde als ein polnisches Lehen mit Polen (im Jahre 1386) vereinigt, als die Königin Hedwig, die Erbin der Krone Polens, Jagello, den Herzog von Lithauen, heirathete; als ein integrirender Theil des Königreiches Polen wurde es demselben erst im Jahre 1569 einverleibt; Masovien wurde etwa 40 Jahre früher mit ihm vereinigt. Als Jagello Hedwig heirathete, liess er sich taufen und führte das Christenthum in Lithauen ein, ja war bei vielen Gelegenheiten selbst als Apostel thätig.

Der Einfluss Kasimir's des Grossen auf die wissenschaftliche Bildung seiner Unterthanen war mehr mittelbar als unmittelbar. Während sein Zeitgenosse und Nachbar, Karl IV. von Böhmen, die Sprache dieser verwandten Nation liebte und beschützte, schenkte Kasimir der Landessprache seines Reiches auch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Daher geschah auch unter seiner Regierung Nichts für die Fortbildung dieses reichen Dialektes. Dieser König legte aber schon im Jahre 1347 den Grundstein zur hohen Schule von Krakau; die völlige Organisation und der Einfluss dieser Anstalt datirt aber erst von einem halben Jahrhundert später [1]). Durch Einführung eines geordneteren Zustandes der Dinge, durch Abfassung der frühesten Gesetzbücher, durch Einsetzung der ersten konstitutionellen Landtage, durch Befestigung der Städte und Beschützung der Bauern gegen einen rohen und tyrannischen Adel verbesserte und hob dieser König wesentlich den moralischen Zustand der Nation. Eine in solchen Boden gelegte Saat geht, wenn auch langsam, doch sicher auf.

Mit Kasimir starb der Stamm der Pjasten aus. Sein Neffe, Ludwig von Ungarn, ein Prinz aus dem Hause Anjou, wurde zum König erwählt; allein seine Regierung verfloss unter beständigem Kriege und hinterliess daher auch nicht die geringste Spur von

---

1) Eine Geschichte der Krakauer Universität wurde jüngst von Prof. Muczkowski veröffentlicht unter dem bescheidenen Titel: *„Mieszkania i postępowanie“ etc.*, d. h. „Ueber Wohnungen und Sitten der Studenten an der Universität Krakau in frühern Jahrhunderten“, Krakau 1842, Band I. Das ganze Werk war auf 10 Bände projektirt.

Fortschritt und Beförderung des geistigen [illegible] des Landes. Die Beschränkung der Macht des Herrschers und die ausserordentlichen Privilegien des polnischen Adels rühren aus der Regierungszeit dieses Fürsten her. Er residirte meist in [illegible] und gab den Polen in allen ihren Forderungen nach, um nur seinem [illegible] diese Krone zu erhalten. Nach seinem Tode erhielt seine zweite Tochter Hedwig den Vorzug vor dem Kaiser Sigmund, dem Gemahl der [illegible] Tochter Marie, weil Letzterer sich weigerte, die von den polnischen Ständen geforderten Bedingungen zu unterschreiben. Hedwig heirathete Jagello von Lithauen, und unter ihren Abkömmlingen, den Jagellonen, welche fast zwei Jahrhunderte regierten, glänzte Polen auf den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Mit Sigmund II., dem Enkel Jagello's, aber erst dem fünften König nach ihm, begann eine neue Periode der polnischen Literatur.

Die Geschichte der polnischen Sprache beginnt, wie wir schon angeführt haben, eigentlich mit dem Schlusse oder höchstens mit der Mitte der eben in Rede stehenden Periode, als nämlich im Jahre 1469 zu Krakau die erste Buchdruckerei errichtet ward. Von der vorausgegangenen Zeit giebt es, mit wenigen Ausnahmen, nur einzelne und zerstreute Reste. So soll eine polnische Uebersetzung der Bibel existirt haben, welche auf Befehl der Königin Hedwig noch vor dem Jahre 1390 unternommen worden sein soll; jedoch hat man bisher noch keine Abschrift davon gefunden, und man hat Grund genug, überhaupt ihre Existenz zu bezweifeln. Ein altes Manuskript eines Psalters kennt man, welches der Antiquar Thaddäus Czacki für einen Theil von ihr hält, und noch einige andere alte Handschriften von Theilen eines Psalters wurden zu Sáros-Patak in Ungarn gefunden, und scheinen zu ihr zu gehören. Aber auch nicht Eine dieser Handschriften hat ein giltiges Zeichen ihres Alters. Ein Psalter des heiligen Florian aber, welcher (1826) in einem Kloster bei Linz in Oesterreich von dem Bibliothekar Chmel aufgefunden wurde, scheint wirklich der verlorne Schatz zu sein. Diese wichtige Urkunde, deren Ursprung philologisch und geschichtlich bis auf das 14. Jahrhundert zurückgeführt werden kann, war die Veranlassung eines sehr leidenschaftlichen Streites in der slavischen gelehrten Welt, bis sie zuletzt von *Kopitar* in einer vollständigen und gelehrten Ausgabe als das älteste Denkmal der polnischen Sprache anerkannt wurde [1]).

1) Aelteste Denkmäler der polnischen Sprache, Wien 1828.

Alle andern polnischen Handschriften aus dieser Zeit sind nur Bruchstücke, theils Urkunden mit Gesetznachträgen, Uebersetzungen von Erlassen, die ursprünglich in lateinischer Sprache gegeben worden, die zehn Gebote in Versen, eine Uebersetzung einer der Hymnen Wickliffe's u. s. f.

Die Rechtschreibung, und vorzüglich die Annahme des lateinischen Alphabets, scheint die wenigen Schriftsteller dieser Periode ganz ausserordentlich in Verlegenheit gesetzt zu haben. Sie haben allem Anschein nach ihre Regeln, die Buchstaben zu vereinen, abwechselnd nach dem lateinischen, böhmischen und deutschen Gebrauche festgestellt, ein Schwanken, welches die Schwierigkeiten der neuern slavischen Etymologie ungemein erhöht [1]). Im Jahre 1829 wurde eine interessante Handschrift unter dem Titel *Pamietnyki Janozara*, oder Memoiren eines Janitscharen, veröffentlicht. Sie ist das Tagebuch eines polnischen Edelmanns, welcher durch verschiedene Umstände genöthigt wurde, zur Zeit der Eroberung von Konstantinopel (im Jahre 1453) in die türkische Armee einzutreten. Dieses merkwürdige Ueberbleibsel einer Sprache, die so ausserordentlich arm an alten Schriften ist, war dem gewöhnlichen polnischen Leser nicht mehr verständlich. Es musste eine Uebersetzung im neuern Polnisch beigegeben werden, um es zugänglich zu machen.

An polnischen Geschichtschreibern, welche lateinisch schrieben, hat diese Periode keinen Mangel. *Sigm. Rositinus, Dlugosz* [2]), und vorzüglich *Johann Dlugoss*, Bischof von Lemberg, schrieben Geschichten und Chroniken von Polen, und die Arbeit des Letztgenannten wird noch als sehr werthvoll angesehen.

Dritte Periode.

Von Sigmund I. bis zur Errichtung der Jesuiten-Schulen zu Krakau (1505—1622).

In den nördlichen Gegenden folgen die schönen und glühenden Sommertage unmittelbar auf einen langen und finsteren Winter, ohne dass es dem aufmerksamen Geiste des Natur-Liebhabers gegönnt ist, die allmälige Entwickelung der Schönheit unserer Mutter

1) Dobrovsky's *Slowanka*, Band II. S. 237.

2) Sein „*Chronicon Polonorum*" wurde im Jahre 1824 in Warschau wieder gedruckt, zusammen mit Vinzenz Kadlubeck's „*Res gestæ principum et regum Poloniæ.*"

Erde durch die Uebergangsperiode eines [illegible] verfolgen zu können. Auf ähnliche Weise brachen die Blumen der polnischen Literatur aus ihren Knospen mit einer Schnelligkeit, welche in der ganzen Literatur-Geschichte ohne Beispiel ist, und reiften auch mit derselben wunderbaren Schnelligkeit zu Früchten.

Die Universität zu Krakau wurde unter Jagello im Jahre 1400 wieder vollständig restaurirt und nach dem Muster der Prager [illegible] gerichtet. Obgleich die blühendste Epoche dieser Anstalt in das 16. Jahrhundert fällt, so bot sie doch schon im 15. Jahrhundert dem polnischen Adel eine günstige Gelegenheit, die [illegible] zu studiren, und wahrscheinlich ist auch dieser verbreitende [illegible] der alten Autoren das früher erwähnte Faktum bezüglich der [illegible] Literatur zuzuschreiben. Zudem war eben jene Epoche, in welcher der Genius des christlichen Europa die entschiedensten Schritte that, um die Fesseln abzuschütteln, welche die Freiheit der Gedanken festhielten. Die Lehren der deutschen Reformatoren übten, obschon die Zahl ihrer erklärten Jünger viel geringer als in Böhmen war, einen sehr wesentlichen Einfluss auf die allgemeine Richtung des öffentlichen Geistes. Die wilde Flamme eines [illegible] eifers, die in Polen unter den Söhnen und unmittelbaren Nachfolgern von Jagello die Scheiterhaufen mit den Schülern der neuen Lehren bevölkert hatte, welche die Wahrheit ihrer Ueberzeugung mit ihrem Tode besiegeln mussten, erlosch vor der milden Weisheit Sigmund's I., obgleich die erste Zeit seiner Regierung auch nicht ganz frei von religiösen Verfolgungen war. Die Thätigkeit der Inquisition wurde beschränkt. Die neuen Lehren fanden eine entschiedene Stütze in Sigmund August. Polen wurde unter seiner Regierung der Sitz einer damals in der Welt beispiellosen Toleranz. Gemeinden von den verschiedensten Religions-Grundsätzen bildeten sich, Anfangs nur durch die persönliche Güte des Königs, später durch das Gesetz geschützt. Selbst die kühnsten Skeptiker jener Zeit, die beiden *Socini*, fanden in Polen einen Zufluchtsort [1]).

---

1) Unter diesen Sekten waren die Unitarier, auch die Anti-Trinitarier genannt, die neuern Arianer, und später die Socinianer. Sie nannten sich selbst die polnischen Brüder. Ihre Hauptschule und Druckerei war in Rakow; einige ihrer Lehrer waren durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, ihre Gemeinden waren reich und blühend, und nicht wenige der höchsten polnischen Familien gehörten zu ihnen. Die Lehren der zwei verbannten Italiener, Lelio und Fausto Socini, Onkel und Neffe, fanden unter ihnen nur eine beschränkte Anerkennung;

Die böhmische Sprache, welche schon eine sehr ausgebreitete Literatur besass, übte während dieser Periode einen grossen Einfluss auf die polnische. Die Zahl der geistlichen Schriften jedoch, welche in Böhmen so gross war, war vergleichsweise in Polen nur sehr gering. Es ist in der That bemerkenswerth, dass, während in andern Ländern die Verbreitung von Aufklärung durch die Geistlichkeit, zwar nicht durch sie als Körperschaft, jedoch durch einzelne Individuen derselben bewerkstelligt wurde, dies in Polen durch den höchsten Adel geschah, welcher an der Spitze aller literarischen Unternehmungen stand. So giebt es unter den Schriftstellern jener Zeit viele fürstliche Namen und mehr noch unter den heutigen. Dies mag vielleicht daher rühren, weil in Polen die bessere Erziehung fast ganz auf die höhern Klassen beschränkt war, während selbst in jener glänzenden Periode die Landbewohner auf der niedrigsten Stufe der Bildung blieben, und auch *Nichts* geschah, um ihren Geist zu erheben und zu veredeln. Daher sieht auch das gemeine Volk meist auf die Geistlichkeit als ihre natürlichen und pflichtschuldigen Lehrer, und es ist auch die Geistlichkeit, der ein niederer Bildungsgrad der ärmern Volksklassen am meisten zur Unehre gereicht. In dieser Periode wurde jedoch dem Volke Gelegenheit gegeben, mit der heiligen Schrift durch verschiedene Uebersetzungen derselben ins Polnische, theils von den verschiedenen protestantischen Gemeinden, theils von den Katholiken selbst gefertigt, besser bekannt zu werden. Es sind auch in der That, mit den oben erwähnten Ausnahmen, alle vorhandenen Uebersetzungen der Bibel ins Polnische

---

die meisten von ihnen wollten Fausto nicht aufnehmen, weil dieser seine Ansichten offener als sein Onkel aussprach. Streitigkeiten unter einander gaben Veranlassung zur Errichtung neuer und kleiner Gemeinden, und ein Streit unter den Studenten zu Rakow im Jahre 1638 bot sowohl den Katholiken, als den andern Protestanten einen willkommenen Vorwand, sie zu verfolgen. Im Jahre 1658 wurde ihre Gemeinde unterdrückt und ihnen die Wahl zwischen der Annahme des Katholicismus oder der Auswanderung drei Jahre hindurch gelassen. Ein Theil von ihnen wanderte nach Deutschland aus, wo sie bald in andere protestantische Gemeinden sich verloren; andere gingen nach Siebenbürgen, wozu die Unitarier, etwa 50,000 an der Zahl, gehörten und noch jetzt zu den vom Staate anerkannten Konfessionen gezählt werden und alle bürgerlichen Rechte geniessen. Sie haben zwei hohe Schulen zu Klausenburg und zu Thorda, welche aber eben nicht durch ihre Gelehrsamkeit berühmt sind. Siehe Mensel's Staatengeschichte, S. 555. Lubieniecl, „*Historia reformationis polonicae*" u. a. *f.*

meistens aus dem sechzehnten oder dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts[1]).

Wir finden unter den literarischen Produkten dieser Zeit auch einige Katechismen und Postillen, welche eigens zum Volksunterrichte von einigen ausgezeichneten lutherischen und reformirten polnischen Priestern geschrieben wurden. Allein die Noth an Hilfsmitteln zur Erlernung selbst der Elementar-Kenntnisse war so gross, dass unter den niedern Klassen nur sehr Wenige lesen konnten. Die Lehren der Reformatoren, welche überall vorzugsweise von den mittlern und niedern Klassen begünstigt wurden, fanden in Polen ihre Hauptstütze unter dem Adel. Verhältnissmässig nur Wenige aus dem Volke hingen ihnen an. Es gab eine Zeit, vom Jahre 1550 bis 1650, in welcher die Hälfte des Senates[2]) und mehr als die

---

1) Eine Aufzählung der polnischen Bibelübersetzungen wird vielleicht dem Leser nicht unwillkommen sein. Das Neue Testament wurde zuerst von dem Lutheraner *Schlueyen*, einem griechischen Gelehrten, übersetzt und zu Königsberg (1551) zuerst, dann vor dem Jahre 1555 noch dreimal wieder gedruckt. Hierauf für Katholiken von *Leonard*, nach der Vulgata revidirt von *Leopolita*, Krakau 1556. Aus dem Alten Testament wurden nur die Psalmen öfters übersetzt und gedruckt. Die ganze Bibel wurde zuerst für Katholiken von *Leonard* übersetzt, nach der Vulgata revidirt von *Leopolita*, Krakau 1561, im Jahre 1575 und 1577 wieder gedruckt. Zwei Jahre später von einem ungenannten Uebersetzer aus den Originalsprachen für Kalvinisten, Brzesc 1563. Dann wieder aus der Originalsprache von *Budny*, einem unitarischen Geistlichen, 1570 und 1572 aufs Neue gedruckt. Nach der Vulgata vom Jesuiten *Wujek*, Krakau 1599; wieder gedruckt in Breslau 1740 in 8. und 1771 in 4., mit dem lateinischen Texte. Aus den Originalsprachen von *Poliurus*, *Wengierscius* und *Mikolajevius* für Kalvinisten, Danzig 1632; die erste Bibel in 8., während alle frühern Fol. oder 4. sind; wieder gedruckt in Amsterdam 1660, in Halle 1726, in Königsberg 1736 u. 1779, und in Berlin 1810 durch die Bibelgesellschaft. Siehe *Ringeltaube's* „Nachricht von den polnischen Bibeln", Danzig 1744. *Bentkowski's Hist. lit. Pol.*, Band II. S. 404. *Slovanka*, Bd. I. S. 141, Bd. II. S. 228. Schaffarik's Gesch. d. slav. Sprache, S. 434.

2) Der polnische Senat war nicht eine Körperschaft, deren Mitglieder auf eine gewisse Zeit erwählt wurden, wie vielleicht Unbekannte mit der polnischen Verfassung glauben könnten. Er bestand aus allen Erzbischöfen und Bischöfen, allen Woiwoden und Kastellanen, d. i. dem bemittelten Adel und den Ministern des Königs. Er war also gewissermassen ein Organ der Regierung und der Kirche, und in Opposition mit der National-Versammlung oder der grossen Masse des Adels. Dieser Senat wurde erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eingesetzt. Vor den Jahren 1466—70 erschien jeder Wahl-Edelmann zufolge Aufforderung des Königs persönlich im Senate; allein Kasimir, der Sohn Jagello's, wiederholte zur Deckung seiner grossen Bedürfnisse an

Hälfte des Adels aus Lutheranern und Kalvinisten bestand. Im Jahre 1570 vereinigten sich diese beiden Konfessionen sammt den böhmischen Brüdern durch den Vertrag von Sendomir zu Einem Kirchenbunde für äussere oder politische Zwecke. Im Jahre 1573 wurde dieser Bund durch einen andern Vertrag, bekannt unter dem Namen *pax dissidentium*, vom Staate und König anerkannt und den Mitgliedern dieser drei Glaubensbekenntnisse alle Rechte der Katholiken zugestanden; ein Gleiches den Griechen und Armeniern. Der Mangel einer genauern Bestimmung ihrer gegenseitigen Beziehungen verursachte jedoch wiederholt im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts blutige Streitigkeiten. Den Protestanten gelang es demohngeachtet, ihre Rechte unversehrt zu erhalten, bis sie in den Jahren 1717 und 1718, als ihre Zahl sich schon beträchtlich vermindert hatte, ihrer Stimmen am Reichstage beraubt wurden. Ihre Gegner gingen noch weiter, bis zuletzt die Dissidenten, nachdem sie wider allerlei Verfolgung angekämpft hatten, sich damit begnügten, im Jahre 1736 als *geduldete* Konfessionen anerkannt zu sein. Nach der Thronbesteigung von Stanislaus Poniatowsky versuchten die Dissidenten, ihre frühere Gerechtsame wiederzuerlangen. Sie wurden in diesem Vorhaben von mehrern protestantischen Mächten unterstützt, ganz besonders von Russland, welches diese Gelegenheit benutzte, um seinen Einfluss auf die polnischen Angelegenheiten zu vergrössern. In Folge dieses mächtigen Beistandes wurden auch die gegen die Dissidenten gerichteten Gesetze zurückgenommen, und ihnen im Jahre 1775 alle ihre alten Rechte wieder zuerkannt, mit Ausnahme des einen, zum Minister oder Senator wählbar zu sein. In neuerer Zeit erlangten die Protestanten alle Rechte der Katholiken,

---

Geld und Soldaten diese Aufforderung so oft, dass der Adel das persönliche Erscheinen sehr lästig fand und auf seinen Provinzial-Versammlungen *Nuntii* wählte, welche die Nation oder vielmehr den Adel repräsentiren sollten, gab jedoch das Recht des persönlichen Erscheinens nicht auf. Die *Nuntii*, deren Zahl nicht bestimmt war, waren zu erscheinen verpflichtet, hatten das Recht Steuern zu gewähren oder zu verweigern und die Rathgeber des Königs zu sein. Im Jahre 1505 wurde das Gesetz festgestellt, dass ohne ihre Beistimmung die Konstitution nicht gehändert werden könne. Auf dem Landtage (1652) kam es zum ersten Mal vor, dass ein *Nuntius* durch sein *liberum veto* die gefassten Beschlüsse der ganzen Versammlung vereitelte. Auf dieses Beispiel hin wurde das gesetzliche Recht hierzu bald eingeführt und angenommen. — Städte-Abgeordnete wurden bisweilen zum Landtage eingeladen, jedoch nur in ausserordentlichen Fällen.

obgleich der Katholicismus noch immer die vorherrschende Religion im Königreiche Polen ist.

Wir haben uns diesen kleinen historischen Ausflug und diese Anticipation der Zeit erlaubt, obgleich wir noch bei Gelegenheit auf diesen Gegenstand zurückkommen. Der Einfluss des Protestantismus auf die polnische Literatur kann nicht geleugnet werden, obgleich seine Lehren und deren unmittelbares Ergebniss, die Prüfung und Auslegung der heiligen Schrift, den Geist und die Federn der Polen weniger als irgend eine jener Nationen beschäftigt hat, welche diese Lehren aufnahmen. Kehren wir nun zum 16. Jahrhundert zurück.

Die polnische Sprache erlangte während dieser Periode einen solchen Grad von Ausbildung, dass man selbst zur Zeit des Wiederaufblühens von Literatur und Kunstsinn in unserm Tagen nichts zu ihrer Verfeinerung hinzuzufügen brauchte. Verschiedene talentvolle Männer beschäftigten sich mit ihrer systematischen Pflege durch Abfassung von Sprachlehren und Wörterbüchern. *Zaborowski*, *Statorius* und *Januskowski* schrieben Grammatiken; *Macyusky* stellte das erste Wörterbuch zusammen. Der erste Theil von *Konopil's* Thesaurus, ein noch jetzt geschätztes Werk, wurde das erste Mal im Jahre 1621 veröffentlicht, und kann wohl als eine Frucht dieser Periode betrachtet werden. Besonders aber der praktische Gebrauch, den so viele talentvolle Männer von dieser Sprache zur Darstellung der verschiedensten Gegenstände machten, trug sehr viel zu ihrer Ausbildung bei. Die geringste Vollkommenheit erlangte sie bezüglich ihrer Rechtschreibung, welche schwer in bestimmte Regeln zu bringen ist. Es ist nirgends besser als in der polnischen Sprache ersichtlich, dass das lateinische Alphabet nicht zur Bezeichnung slavischer Laute hinreiche. Ja es beruht die oft getadelte Härte dieser Sprache auf der deshalb nöthig gewordenen Kombinationsweise der verschiedenen Konsonanten, welche für das Ohr des westlichen Europäers nur durch eingeschaltete Selbstlaute vereinbar gemacht werden können. Andererseits ist es gerade dieses Buchstaben-System, welches das Band zwischen der polnischen und den westlichen Sprachen Europa's bildet, und, obschon die meisten slavischen Philologen bedauern, dass das lateinische Alphabet überhaupt je in einer slavischen Sprache dem Cyrill'schen vorgezogen wurde, sagt doch Grimm (und wir stimmen ihm bei), dass die Annahme des lateinischen Alphabets, mit tauglichen Verbesserungen je nach den

Lesetrigenthümlichkeiten einer Sprache, für alle europäischen Sprachen eine Wohlthat gewesen wäre [1]).

Obgleich die Buchdruckerkunst in Polen schon im Jahre 1488 eingeführt wurde, zu welcher Zeit in Krakau die erste Buchdruckerei entstand, wurden gedruckte Bücher doch erst in den Jahren 1530 und 1540 allgemeiner verbreitet. Das erste in Polen gedruckte Buch war ein Kalender für das Jahr 1480, und als das erste in polnischer Sprache nennt man Bonaventura's Leben Jesus, übersetzt für die Königin von Ungern, und veröffentlicht im Jahre 1522. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte beinahe jede Stadt, welche eine nur etwas ansehnliche Schule besass, auch ihre Buchdruckerei [2]). Die Schulen waren unglücklicherweise nur auf die Städte beschränkt; für die Landleute geschah nichts, und diese blieben daher bis in die jüngsten Zeiten in einem Zustande von physischer und moralischer Verwahrlosung, mit welchem keiner, mit Ausnahme jenes des gemeinen Volkes in Russland, zu vergleichen ist. Ein Bauer, der lesen und schreiben gewusst hätte, wäre für ein Wunderthier gehalten worden. Desto mehr wurde für die nationale Erziehung des Adels gethan. Im Jahre 1579 wurde in Wilna die Universität errichtet und im Jahre 1594 noch eine zu Zamosc in Klein-Polen von einem Privaten, dem grossen Kanzler *Zamoyski*, gegründet, welche jedoch nur wenige Jahre bestand und zu Anfang des 17. Jahrhunderts wieder einging [3]). Zahlreiche andere geringere Schulen wurden zu Thorn, Danzig, Lissa u. s. f. errichtet; die meisten von ihnen für Protestanten.

Schon unter Kasimir, dem Sohne Jagello's, wurde die polnische Sprache Hofsprache. Unter seinem Enkel Sigmund August wurden alle öffentlichen Gesetze und Erlasse in der Landessprache bekannt gemacht. Eine Sprache aber, welche, wie man sieht, vom Hofe ausging, war auch allen Veränderungen des Hofes unterworfen. Der Einfluss des französischen Prinzen, Heinrich von Valois, des Nachfolgers von Sigmund August, konnte nicht beträchtlich sein, da er den Thron nur zwei Monate inne hatte. Stephan Báthory hingegen, der Fürst von Siebenbürgen und Schwager von Sigmund

---

1) Vorrede zu Wuk's serbischer Grammatik, S. XXIII.

2) Siehe Schaffarik's „Geschichte" etc., S. 414; Bandtkie's *„Geschichte der krakauer Buchdruckereien."*

3) Sie wurde in der Folge von einem der Abkömmlinge *Zamoyski's* als ein grosses Gymnasium wiederhergestellt und nach *Szczebrzeszyn* übertragen. Siehe *Letters on Poland*, Edinburg 1832, S. 66.

August, welcher, nachdem Heinrich von Valois das Land verlassen hatte, zum Könige erwählt wurde, hatte als ein Freunder die Gewohnheit, in seine Gespräche und Schriften lateinische Worte einzumischen, wenn ihn die polnische Sprache, die er gut unvollkommen kannte, im Stich liess. Es ist wohl kaum glaublich, dass eine solche Gewohnheit, oder vielmehr deren Nachahmung durch seine Höflinge, irgend einen Einfluss auf eine so hochgebildete Sprache hätte üben können, wie es bei der polnischen am Schlusse des 16. Jahrhunderts der Fall war. Und doch schreiben die polnischen Literatur-Historiker dem Báthory die Schuld an der Sitte zu, die mit jener Zeit sich geltend machte, die Reinheit der polnischen Sprache durch Hinzumengung lateinischer Worte und Phrasen zu verderben [1]).

Demohngeachtet erlangte die polnische Literatur während dieser Periode einen hohen Grad von Universalität, und es gab wenige zu jener Zeit gepflegte Wissenszweige, welche nicht ziemlich ausgebildet in ihr vertreten sind; ihren Hauptbeitrag lieferte sie jedoch zur Geschichte, Poesie und Rhetorik. Der Lehrstyl erreichte nicht die Vollkommenheit des historischen; auch gelangte die polnische Literatur in keinem rein wissenschaftlichen Zweige zu irgend grösserer Geltung. Im Einklang mit dem Nationalstreben war die Mehrzahl der vorzüglicheren Talente jenen Interessen zugewendet, welche im Leben einen baldigen Gewinn versprechen, oder welche mehr die Resultate empirischer Kenntnisse, als abstrakter Betrachtungen sind, nämlich der Politik, der Beredsamkeit und der Poesie, die letztere nicht als einer schöpferischen Macht, sondern als dem geeignetsten Mittel zum Ausdrucke und zur Schilderung von Gefühlen, Leidenschaften und Handlungen der Menschen. Jedoch gab es nicht wenige talentvolle Polen, welche die Wissenschaft ganz aus eigenem Interesse ohne Rücksicht auf die praktische Wichtigkeit ihrer Arbeiten trieben, und es finden sich besonders zu jener Zeit mehrere berühmte Namen unter den polnischen Mathematikern, Naturphilosophen und Chemikern. Ja Kopernikus selbst, obgleich von Eltern deutscher Abstammung und in einer meist von Deutschen bewohnten Stadt (Thorn) geboren, ist eigentlich ein polnischer Unterthan und zu einer polnischen Universität gebildet; Polen und Deutschland scheinen daher gleiches Recht auf ihn zu haben [2]).

1) Siehe Schaffarik's „Geschichte" etc., S. 436.

2) Ob Kopernikus ein Pole oder Deutscher genannt werden soll, war und ist noch der Gegenstand eines Streites, der von Seite der Polen mit grosser

Der vorzüglichste Grund, aus welchem die Prosa des Lehrstyls sich nicht in derselben Stufe wie der geschichtliche Styl erhob, lag darin, dass die wissenschaftlichen Werke dieser Periode, welche die Bildungsmittel der Sprache war, vorzugsweise in lateinischer Sprache geschrieben wurden. Das Ansehn der klassischen Sprachen verlor in der That nichts trotz des Wachsthums der National-Literatur. Es ist vielmehr ein merkwürdiges Faktum, dass die Bildung der Landessprache und das Studium der lateinischen Sprache in Polen immer gleichen Schritten vorwärts gegangen sind. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller und Redner dieser Zeit, welche in der polnischen Sprache auftraten, handhabten auch die lateinische mit der grössten Kunst und Geschicklichkeit. Selbst im gewöhnlichen Leben wurde abwechselnd lateinisch und polnisch gesprochen. Als Sigmund I. von seiner ersten Gemahlin, Barbara Zapolska, getrennt war, unterhielt er mit ihr einen lateinischen Briefwechsel; seine zweite Gemahlin, Bona Sforza, bediente sich dieser Sprache in ihren v[illegible] tractätesten Gesprächen [1]). *Choisnin* giebt in seinen Memoiren über die Erwählung Heinrich's v. Valois an, dass unter hundert polnischen Edelleuten kaum zwei waren, welche nicht Lateinisch, Deutsch und Italienisch kannten, und *Martin Kromer* geht so weit, zu behaupten, dass vielleicht in Latium selbst nur wenige Menschen fliessender Latein gesprochen hätten, als in Polen [2]). Der Ruf des lateinischen Dichters Kasimir Sarbiewsky, lateinisch *Sarbievus* genannt, durchdrang ganz Europa. Viele polnische Dichter feierten gleiche Erfolge

---

Erbitterung und Leidenschaft geführt wurde. Die Polen haben erst in letzter Zeit ihren Anspruch auf ihn durch die Errichtung eines Monumente für ihn zu Krakau und durch die Feier des 300jährigen Jahrestages der Verkündigung seines Weltsystems (welche im Jahre 1530 stattfand) manifestirt. Uebrigens können die Polen noch viele andere ausgezeichnete Naturforscher ohne Zweifel zu ihren Brüdern rechnen, z. B. *Vitello-Ciolek*, welcher, der Erste in Europa, zu Anfange des 13. Jahrhunderts die Theorie des Lichtes untersuchte; *Brudzewski*, der Lehrer von Kopernikus, *Martin von Olmütz*, der eigentliche Urheber des neuen oder gregorianischen Kalenders, welcher 64 Jahre nach seinem Tode allgemein eingeführt wurde, u. s. f.

1) Siehe Maciejowski's *„Geschichte der lateinischen Sprache in Polen"*, Krakau 1833. Dr. Kromer erzählt in seiner Geschichte Polens (1606), dass zu dieser Zeit selbst das gemeine Volk in Polen lateinisch sprach, und dass sein Diener gewöhnlich in dieser Sprache mit ihm konversirte. Siehe *Letters on Poland*, Edinburg 1833, S. 166.

2) *De originibus et rebus gestis Polonorum*, lib. XXI.

in lateinischen und polnischen Versen. Da sich die letztere Sprache zuerst in ihren poetischen Leistungen entfaltete, so beginnen wir auch in der Aufzählung der vorzüglichsten Schriftsteller dieser Zeit mit den Poeten.

Auf diese ist der Einfluss der Klassiker, und besonders jener der italienischen Literatur ganz deutlich. *Rey v. Nagłowice* († 1569) wird der Vater der polnischen Poesie genannt. Die meisten seiner Arbeiten sind religiöser Natur, grösstentheils in Versen, sowohl Reden als Postillen. Sein Hauptwerk war eine Uebersetzung der Psalmen [1]).

Seine vorzüglichsten Nachfolger waren die *Kochanowski's*, die Name von dreifachem Glanze. *Jokann Kochanowski* († 1584), der Ausgezeichnetste von ihnen, veröffentlichte ebenfalls eine Uebersetzung der Psalmen David's, welche noch immer für ein klassisches Werk gilt; bei seinen andern Gedichten waren abwechselnd *Pindar*, *Anakreon* und *Horaz* seine Vorbilder, ohne dass dieser Umstand den Originalwerth seiner Arbeiten verringerte [2]). Adam Mickiewicz vergleicht ihn wegen der Kürze, Schärfe und Eleganz seiner Sprache mit dem letztgenannten römischen Poeten, und wegen seiner Behandlung klassischer Formen mit Göthe. Sein Bruder *Andreas* übersetzte Virgil's Aeneide; sein Neffe Peter mit grossem Talent und Erfolg die grossen Heldengedichte Tasso's und Ariost's.

Nach dem Urtheil mehrerer Kritiker steht *Rybiński* als lyrischer Dichter in gleichem Range mit *Jokann Kochanowski*; er schrieb, wie dieser, polnische und lateinische Verse, und wurde als Dichter gekrönt. *Simon Szymonowicz*, *Simonides* genannt († 1629), erhielt ebenfalls vom Pabst Klemens VIII. eine Dichterkrone; in der That verschaffen ihm seine lateinischen Oden einen glänzenden Ruf durch ganz Europa und den Beinamen des lateinischen Virgil. In polnischer Sprache schrieb er meistens Idyllen nach dem Vorbilde von Theokrit, Bion und Moschus, welche jedoch nur Eingeborne ihrem vollen Werthe nach zu schätzen wissen können, da ihr

---

1) *Psałtarz Dawidów z modlitwami* (1558).

2) Die polnischen Werke dieses Dichters, welcher noch als die Hauptzier des polnischen Parnassus betrachtet wird, wurden zuerst in 4 Bänden zu Krakau (1584—90) gesammelt. Nach mehreren Auflagen wurden sie in neuerer Zeit in Breslau (1829) in einer Stereotyp-Ausgabe wieder gedruckt. *Bowring* theilt in seinen „*Specimens*" einige der hübschesten Gedichte *Kochanowski's* mit.

Hauptverdienst in der Anmuth und Zierlichkeit der Sprache besteht [1]).

Die Arbeiten seines Freundes und Zeitgenossen *Zimorowicz* haben im Allgemeinen denselben Charakter, sind aber bezüglich ihrer Sprache von geringerem Werthe. Als lyrische Dichter von Verdienst können ferner genannt werden: Der *Erzbischof* von Lemberg, *Grochowski*, ein sehr produktiver Schriftsteller, *Czahrowski*, *Klemowicz*, auch *Acervus* genannt, und Andere. [2]). Als Dichter über theologische Gegenstände nennen wir hier, ohne die Glaubenssekte, der sie angehörten, besonders zu bezeichnen — da ohnedies die meisten polnischen Poesien dieser Zeit von so erhabener Art waren, dass sie die Einmischung aller Polemik ausschliessen —: *Dambrowski*, *Bartoszewski*, *Miaskowski*, deren Hymnen für die besten dieser Periode gelten, *Sudrowius*, *Turnowski* und Andere. Diese Zeit war auch an Epigrammen und Satyren, sowohl lateinischen als polnischen, reich. Arbeiten dieser Art von den beiden *Zbylitowski's*, von *Paslowsky*, *Krotowski* und vielen Andern existiren noch jetzt.

Die Leichtigkeit des Reimes in einer an Reimen so reichen Sprache wie die polnische, verführte mehrere Schriftsteller, Verse als das Kleid sehr ordinärer Gedanken zu gebrauchen, Gedanken von einer Natur, die aller Poesie entgegengesetzt ist. So schrieb *Paprocki* von *Glogol*, welcher als fleissiger Geschichtschreiber und sorgfältiger Forscher der Vergangenheit geschätzt wird, seine zahlreichen Werke über Genealogie und Heraldik meist in Versen [3]). Andere historische Gedichte wurden ebenso geschrieben; einige von diesen wären vielleicht, in Prosa übersetzt, nicht verlorenlos gewesen.

Die der Poesie so nahe verwandte Rednerkunst ist ein Fach, dessen Ausbildung vorzüglich in Republiken gedeiht. Die Polen

---

1) Die älteste noch existirende Ausgabe seiner polnischen Schäfergedichte wurde zuerst zu Zamosc (1614) unter dem Titel *Sielanki* gedruckt. Sie wurden dann auch zusammen mit andern Ekloguen in *Mostowski's* Sammlung: *Sielanki Polskie*, Warschau 1808, wieder gedruckt. In *Bowring's* Buch findet man einige mitgetheilt.

2) Der Letztere wurde von seinen Landsleuten mit dem Namen des sarmatischen Ovid's beehrt; allein seine Gedichte sind nach *Bowring's* Urtheil nicht nur schläfrig, sondern auch ordinär. Siehe *Specimens of Polish Poets*, S. 79.

3) Derselbe Mann wurde schon früher als böhmischer Schriftsteller angeführt.

besassen in der That alle Eigenschaften, die für öffentliche Redner nöthig sind, und ausgezeichnete Talente nicht blos für poetische, sondern auch für Volks-Eloquenz sind unter ihnen nicht selten. *Gornicki* († 1591), *Czarnkowski*, *Odachowski* und Andere, besonders aber die zuerst Genannten, wurden für die vorzüglichsten Redner ihrer Zeit gehalten. Die Volks-Beredsamkeit war besonders glänzend durch *Peter Skarga* vertreten, dem Hofprediger Sigmund III., dessen Zeitgenossen ihn den polnischen Chrysostomus nannten, und durch den gelehrten Jesuiten *Wujek*, welcher auch die Bibel ins Polnische übersetzte. Die Predigten und Reden Beider, abgesehen von zahlreichen andern theologischen Arbeiten, wurden ihrer Zeit veröffentlicht. Andere theologische Schriftsteller von einiger Bedeutung waren unter den Katholiken *Stanislaus Karnkowski*, Erzbischof von Gnesen, *Bierkowski*, Skarga's Nachfolger, *Bialobrzeski*, *Kuczborski*, der Jesuit *Rzecimowski* und Andere; unter den Protestanten *Sekluczan*, der Uebersetzer einer Bibel für Protestanten ins Polnische, *Kossutski von Zarnowec*, *Radomski*, *Gilowski* und *Budny*, ein Prediger der Unitarier, welcher auch die Bibel aus der Ursprache ins Polnische übersetzte. Wir müssen bemerken, dass die polnische theologische Literatur dieser Periode viel weniger Polemik aufzuweisen hat, als man vielleicht erwartet, da doch die Nachbarländer Böhmen und Deutschland von Streitschriften und Pamphlets überflutet waren, welche alle mit sehr unchristlicher Bitterkeit und doktrinärem Starrsinn abgefasst waren. Um Schriften dieser Art haben wir uns in Polen in der nächsten Periode umzusehen. Die weise Mässigung der beiden Sigmunde und Stephan Báthory's scheint einen wunderbaren Einfluss auf die Gemüther der Nation geübt, sie beruhigt und mit Erfolg in den angewiesenen Grenzen gehalten zu haben.

Geschichte, besonders National-Geschichte, wurde als einer der erhabensten Gegenstände betrachtet. Die Geschichte ist die grosse Schule, in welcher die Völker als Lehrlinge, die Erfahrung als Lehrer erscheinen, und die Geschicke der Menschheit hängen von einer weisen Anwendung der grossen moralischen Lektionen ab, welche sie täglich empfängt. Die meisten polnischen Geschichtsschreiber dieser Zeit zogen zwar die lateinische Sprache vor, allein ihre Arbeiten sind so innig mit Polen verwebt, dass man sie nicht von seiner Literatur trennen kann, daher sie auch hier genannt werden. Die polnische Chronik von *Matthias von Miechow*, dem Leibarzte Sigmund I., 1521 veröffentlicht, war das erste in Polen ge-

druckte historische Werk. *Martin Kromer*, Bischof von Ermeland oder Warmien, der polnische Livius genannt, *Wapowski*, *Guagnini*, ein Italiener, Beide in Polen ansässig und geadelt, und *Piasecki*, ein Protestant, bekannt durch seine Freimüthigkeit, schrieben Werke über polnische Geschichte; *Kojalowicz* über jene Lithauens. Diese Alle schrieben in lateinischer Sprache. Der Erste, der ein geschichtliches Werk in polnischer Sprache veröffentlichte, war *Martin Bielski* († 1576). Seine Chronik Polens, welche in jeder Hinsicht werthvoll ist, hat einen so schönen Styl, dass man ihn den „goldnen" nannte. Sein Sohn Joachim setzte dieses Werk bis zur Regierung Sigmund's III. fort [1]). Eine andere polnische Chronik, die mit mehr Gelehrsamkeit als Geschmack zusammengetragen ist, schrieb *Stryjkowski*, der Verfasser zahlreicher Werke über verschiedene Gegenstände.

Andere verdienstvolle Schriftsteller, welche theils Original-Werke über einzelne Theile der Geschichte veröffentlichten, theils die lateinischen Schriften ihrer Landsleute oder die alten Klassiker ins Polnische übersetzten, waren *Wengerski*, der polnische Uebersetzer des Julius Cäsar und anderer römischen Schriftsteller; *Orzechowski*, auch als Redner gelobt, *Janozowski*, *Blazowski*, *Paszkowski*, *Cyprian Bazylik* und Andere. — Taktische Werke wurden von *Johann Tarnowski*, einem seiner Zeit sehr gefeierten General, von *Strubicz* und *Chelski* veröffentlicht. Gesetz-Sammlungen veranstalteten *Herbart*, *Sopicka*, *Orzelski*, *Zawicki* und Andere.

Mehrere Schriften, welche die in Rede stehende Periode betreffen und in ihr auch geschrieben waren, wurden erst in unsern Tagen veröffentlicht, als man den Werth von damals gefertigten Urkunden recht zu würdigen begann. Eine dieser Schriften (Wilna 1844) ist eine Chronik aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und hat den früher erwähnten General Johann Tarnowski zum Verfasser. Das Manuskript wurde lange Zeit für verloren gehalten.

Wir haben nur noch jene Fortschritte zu schildern, welche die philosophischen Wissenschaften machten. Zuvor die Bemerkung, dass wissenschaftliche Werke in Polen meist in lateinischer Sprache abgefasst wurden, da die Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen

---

1) Dieses Buch wurde zuerst in Krakau (1597) unter dem Titel: *Kronika Polska* gedruckt. Dessen erster Theil wurde zu Warschau im Jahre 1832 wieder veröffentlicht und bildete den 6. Band der grossen Sammlung alter polnischer Autoren, herausgegeben durch den Buchhändler *Glücksberg*.

und Entdeckungen nicht blos dem Lande, in welchem sie geschrieben sind, sondern der ganzen Welt angehören. Wir erwähnen daher hier nur jener, welche in polnischer Sprache abgefasst sind. *Falimierz*, lateinisch *Phalimirius* genannt, wendete, der Erste, die Muttersprache in einem wissenschaftlichen Werke an. Er veröffentlichte (1534) ein Buch über Naturgeschichte und über *Materia medica*. Das erste eigentlich medicinische Werk in polnischer Sprache schrieb (1541) *Peter von Kobylin*, das erste mathematische Werk *Gruchobi*. Diesen Beispiele folgten *Lateus*, *Rosciszewski*, *Andreas von Kobylin*, *Umiastowski*, *Spicymski*, *Siennik*, *Oszko*, *Grutinius*, *Syrenski*, lateinisch *Sirenius* genannt, und Andere, Alle Physiker, Astronomen Botaniker u. s. w. [1]).

Vierte Periode.

Von der Errichtung der Jesuitenschulen zu Krakau 1622 bis zum Wiederaufleben der Wissenschaft 1760.

Der edle Stamm der Jagellonen war mit dem Tode von Sigmund August (1572) ausgestorben [2]). Polen wurde förmlich ein Wahlreich. Heinrich von Valois unterschrieb, der Erste; die pacta conventa, das Grundgesetz der National-Freiheit, da gestaltet die Nation eigentlich nur aus dem Adel bestand [3]). Stephan Báthory's Kraft vereinigte die widerstrebenden Elemente, und während er im Innern des Reiches durch Verbesserung der Gerichtspflege und durch Errichtung von Gerichtshöfen zu Petrikau, Lublin und Wilna wohl-

---

1) Wer sich über die Schriftsteller dieser Zeit weiter unterrichten will, sehe Bentkowski's *Hist. lit. Pol.*, Bd. I.; Schaffarik's Geschichte etc.

2) Wir sprechen hier nur von den männlichen Abkömmlingen Jagello's, denn Abkömmlinge von der weiblichen und von Seiten-Linien kamen auch noch nach Stephan Báthory auf den Thron. Polen war gesetzmässig nie ein Erbreich gewesen, allein meistens wurde einer der Söhne oder Brüder des letzten Königs gewählt.

3) Diese *pacta conventa*, welcher später zahlreiche Artikel hinzugefügt wurden, beschränkten den König nicht nur als König, sondern sogar als Privatmann, in einem Grade, welchem so leicht kein freier Mensch sich fügen würde. So durfte er z. B. nicht ohne Erlaubniss des Landtages heirathen, und da jeder einzelne Nuntius das Recht hatte, durch sein *liberum veto* die Beschlüsse der ganzen Ständeversammlung zu annulliren, so konnte der König nicht heirathen, wenn es auch nur Einem der Nuntien nicht recht war. 1669 wurde sogar beschlossen, dass kein König seiner Würde entsagen dürfe.

thätig wirkte, erhob er auch, durch seine Siege im Kampf gegen Russland, Polen für eine kurze Zeit auf den Gipfel seines Ruhmes. Unter seinem Nachfolger aber, Sigmund III., einem schwedischen Prinzen und Neffen von Sigmund August und Stephan, begann jene Anarchie, welche man als die Hauptursache von Polens endlichem unglücklichen Loose annimmt. Etwa noch funfzig Jahre erhielten sich die Polen auf hoher Stufe, wenn auch mit abwechselndem, bald besserem, bald schlechterem Erfolge, ja selbst noch bei Beginn jener Zeiten, in welchen schon innere Streitigkeiten und blutige Partei-Zwiste das unglückliche Land zerrissen. Allein als zu solchen fundamentalen Uebeln noch die steigende Macht Russlands, die Revolution der Kosaken 1654, vorzüglich durch die religiöse Unterdrückung hervorgerufen, das allmälige, aber stetige Wachsen eines neuen Rivalen, des Kurfürsten von Brandenburg, den sie bisher nur als einen ohnmächtigen Nachbar übersehen hatten, kamen, konnte der morsche Bau nicht widerstehen und unterlag den Erschütterungen und Untergrabungen, die von mächtigen äussern Feinden veranlasst und ausgeführt wurden.

Mit jenem verkehrten Geschmack, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Italien herrschte und damals sich über ganz Europa schneller verbreitete, als die wahre Poesie und der geläuterte Styl des 15. Jahrhunderts vermocht hatten, begann auch in der polnischen Literatur eine neue Periode, welche durch die oben erwähnten politischen Zustände weit mehr verlängert wurde, als man in einer, an nationalen Mustern so reichen Literatur erwarten sollte. Auf die rege Geistesthätigkeit der vorhergegangenen Periode folgte eine wahrhaft literarische Lethargie. Die polnischen Literatur-Historiker schreiben auch den Jesuiten einen sehr schädlichen Einfluss zu, obgleich dieser Orden doch im Allgemeinen zu Gunsten der Wissenschaftspflege wirkte. Unter Sigmund III. gelang es ihnen durch ihre Schlauheit, sich zu Herren fast aller Schulen zu machen, und nach einem langen und hartnäckigen Kampf bekamen sie sogar die Universität Krakau in ihre Hände. Bentkowsky zufolge wurde vorzüglich durch ihr Zuthun jener lobhudelnde und schwülstige Styl Mode, welcher fast hundert und funfzig Jahre hindurch die polnische Literatur entstellte. Die Geschmacklosigkeit dieses Styls erreichte ihren höchsten Grad unter Johann Sobiesky, unter welchem die Lobhudeleien, mit denen dieser siegreiche Feldherr von seinen Höflingen überhäuft wurde, das Modell für ähnliche Produkte ab-

gaben. Die gegen das Ende der vorhergegangenen Periode eingeführte Gewohnheit, die polnische Sprache mit lateinischen Worten und Phrasen zu vermischen, wurde nun immer mehr und mehr vorwaltend und zuletzt so weit getrieben, dass man polnischen Worten durch Anhängung lateinischer Endsylben eine scheinbar lateinische Natur verlieh. Französische, deutsche und italienische Ausdrücke wurden ebenso gebraucht. Was aber noch schlechterdings und der Sprache mehr als alles Andere schadete, war der Umstand, dass selbst die natürliche und festgestellte Wortfügung der polnischen Sprache einer hirnlosen Nachahmung fremder Idiome Platz machen musste. So wurde die gute Eigenschaft ihrer grossen Fügigkeit, einer ihrer Hauptvorzüge, zur Quelle ihrer Verderbnisse.

Polen wurde überdies zu einer Zeit, in der die Gemüther des übrigen Europa in religiöser Beziehung doch schon so ziemlich beruhigt waren, der Schauplatz theologischer Streitigkeiten voll Sophisterei und Bitterkeiten, der natürlichen Folge der beginnenden Unterdrückung der Dissidenten. Die Literatur wurde mit Flugschriften überschwemmt, die mit sehr seichter und scholastischer Gelehrsamkeit und in einem schwülstigen und erdichteten Style geschrieben waren. Der Einfluss der Jesuiten war aber nicht nur auf Literatur und Wissenschaft beschränkt, er hatte noch ein unglückseligeres Resultat zur Folge. Polen wurde in diesem Jahrhundert der Schauplatz einer religiösen Verfolgung, welche in diesem Lande weniger als je zuvor oder seitdem in irgend einem andern Lande auch nur im Geringsten durch das Gesetz Vorschub erhalten hatte. Die Arianer oder Unitarier hatten, nachdem sie über sechzig Jahre unter der allgemeinen Schaar der *Dissidentes* schweigend mit einbegriffen gewesen waren, in den Jahren 1620 bis 1650 die grösste Strenge der Verfolgung zu erleiden und wurden am Ende aus dem Lande verbannt, ohne dass sie auch nur das Geringste gethan, um die Verwirkung ihrer Rechte als Dissidenten zu verdienen. Und doch hatte sie der gemeinschaftliche Hass der andern Protestanten und der Katholiken von diesen Rechten ausgeschlossen, bevor noch irgend ein Vorwand gefunden war, gesetzmässig gegen sie verfahren zu können. Auch die Lutheraner, Kalvinisten, Griechen und Armenier welche nach Vertreibung der Unitarier, Quäker und Anabaptisten allein unter dem Namen der Dissidenten begriffen waren, gaben keine Veranlassung zu jener allmäligen Entziehung von gesetzmässigen Rechten, in deren Besitz sie

hundert und funfzig Jahre hindurch unangefochten geblieben waren. Der Sturm, der sie traf, zeigte sich zuerst auf den Landtagen von 1717 und 1718, und artete zuletzt in offene und schamlose Verfolgung aus. Im Jahre 1724 entstand zu Thorn, bei Gelegenheit einer Jesuiten-Prozession, zwischen den Studenten einer ihrer Schulen und jenen des lutherischen Gymnasiums Streit. Ein lutherischer Haufe mengte sich in den Streit und beging Excesse, in Folge deren der Jesuit Wolanski, im Auftrag seines Ordens, einen Prozess gegen den lutherischen Magistrat der Stadt einleitete. Der Ausgang dieses Prozesses war eine Tragödie, wie sie nur die blutigen Blätter des Buches der Inquisition aufweisen können und die bezüglich ihrer Veranlassung in den Annalen des 18. Jahrhunderts nicht ihres Gleichen mehr findet. Alle Theilnehmer wurden auf das Strengste bestraft; Rösner, der Bürgermeister der Stadt, wurde mit elf anderen Bürgern enthauptet und alle ihre Habe zu Gunsten des Ordens konfiscirt.

Eine Körperschaft an der Spitze der öffentlichen Erziehung, die in solchem Geiste verfuhr, konnte nur eine sehr unglückliche Wirkung in moralischer und religiöser Beziehung üben; ihr Einfluss auf Literatur und Wissenschaft wurde schon früher geschildert. Die allgemeine geistige Lähmung und Lethargie, welche in Polen während dieser ganzen Periode herrschte, kann übrigens kaum blos ihrem Einfluss zugeschrieben werden, allein jedenfalls trug er sehr viel dazu bei. Mehr als zwanzig Jahre hindurch waren *alle* Schulen im ganzen Lande in den Händen der Jesuiten, und als im Jahre 1642 der Piaristen-Orden seine erste Schule in Warschau errichtete, welcher bald mehrere andere nachfolgten, hatten diese Anstalten fast ein Jahrhundert hindurch mit der Eifersucht und dem Despotismus der Jesuiten beständig zu kämpfen, bis sie einen bleibenden und dem Geiste ihrer Gründung entsprechenden Einfluss gewinnen konnten. Dem Genie und der Standhaftigkeit von *Stanislaus Konarski*, der selbst Piarist war, erkennen die polnischen Literatur-Historiker das vorzüglichste Verdienst um den endlichen Sieg seines Ordens zu. Seine Bemühungen wurden übrigens auch durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände begünstigt. Literatur und schöne Künste fanden einen Gönner und Freund an einem talentvollen und vortrefflichen Könige und an einigen Edelleuten von erhabener Gesinnung und fast königlichem Ansehn. Allein die Periode der Steifheit, eines verderbenen Geschmackes und des

Mangels aller echten Kritik hatte über hundert und dreissig Jahre auf Polen gelastet. Es war viel zu thun, um die Beete des Literatur-Gartens von all dem Unkraut zu reinigen, das so empor gewuchert war, und einen Boden zu befruchten, der so lange brach gelegen hatte. Die Details dieser Bestrebungen gehören der folgenden Periode an.

Den Charakter der theologischen Literatur dieses Zeitalters haben wir schon früher angedeutet. Zu den protestantischen Schriftstellern gehörten *Andreas* und *Albert Wengierski*. Die Schriften des Letzteren veranlassten die polemischen Diskussionen des Jesuiten *Poszakowski*, der selbst der Verfasser einer Geschichte der lutherischen und kalvinischen Konfession und mehrerer anderer Bücher war. Andere Werke über theologische und Unterrichts-Gegenstände, Sammlungen von Predigten und geistlichen Uebungen veröffentlichten die Jesuiten *Szczaniecki*, *Koialowicz*, *Sapocki*, *Poninski*, *Zulkiewski* und Andere, und die Piaristen *Gutowski*, *Wysocki*, *Rosolocki* und Andere. Der Jesuit *Niesiecki* schrieb ein umfassendes, sehr werthvolles biblio-biographisches Werk, welches als eine der besten Quellen für Forscher über polnische Geschichte und Literatur betrachtet wird (*Korona Polska*, Lemberg 1728—1743). Ein anderer Jesuit, *Wijuk Koialowicz*, übersetzte die Annalen von Tacitus ins Polnische und schrieb eine Geschichte Lithauens in lateinischer Sprache. *Knapski*, ebenfalls ein Jesuit, veröffentlichte ein grosses Wörterbuch, oder einen „*Thesaurus*", welcher noch sehr geschätzt wird. *Lubienski*, Erzbischof von Gnesen, schrieb 1740 die erste detaillirte Geographie in polnischer Sprache. Einer der produktivsten Schriftsteller über verschiedene theologische, historische und politische Gegenstände war *Starowolski*, der 1656 starb. Vierzehn seiner sieben und vierzig Werke sind in polnischer, die andern in lateinischer Sprache geschrieben. Wir erwähnen ferner als geographische und historische Schriftsteller von einigem Verdienst den Piaristen *Kola*, Professor *Saltzewicz*, *Chodkiewicz*, *Niemir* und *Chwalkowski*, und als ausgezeichneten Mathematiker und Gelehrten von umfassender Bildung *Broscius*.

Wir schliessen diese Periode mit ihren Dichtern, auf welche, obschon sie mehr Talent, als die gleichzeitigen prosaischen Schriftsteller zeigten, doch nothwendiger Weise, wie dies aus der Natur der Dichtkunst hervorgeht, die vorwaltende Geschmacklosigkeit ihres Zeitalters einen desto schädlichern Einfluss übte. *Sam. Twar-*

dowski († 1600) muss zuerst genannt werden, ein Poet von bedeutendem Talent, aber mit einem schwülstigen, phrasenreichen, unreinem Styl und Verfasser zahlreicher lyrischer und epischer Gedichte von sehr ungleichem Werthe. Nach ihm kam *Vespasian Kochowski*, der beste lyrische Dichter seiner Zeit; *Gawinski*, ein sehr produktiver Schriftsteller, dessen Schäfergedichte, im Verein mit jenen von Kochanowski, Simonides und andern klassischen Dichtern, von Mostowski gesammelt wurden; und *Wenzel Potocki*, der Verfasser von Novellen, Gedichten und besonders von Epigrammen, die nicht ohne Werth, aber öfters schlüpfrig und unzart sind. Unter den Dichtern dieser Periode begegnen wir auch einer, von den polnischen Kritikern ausgezeichneten Frau, *Elisabeth Drunbacka*, einer Dichterin von hohem Range, aber ohne alle wissenschaftliche Erziehung und Kenntniss fremder Sprachen, obschon nicht ohne natürliche Anlage. Satyren schrieben *Dzwonowski* und *Opalinski*; historische und didaktische Gedichte *Bialobocki*, Fürst *Jablonowski* und *Leszczynski*, der Vater von König Stanislaus Leszczynski. Ovid wurde von *Zebrowski* und *Ossinowski*, Lucian's Pharsalia von *Chrosinski* übersetzt, welcher Letztere auch Bruchstücke der Bibel in Verse brachte. Auch der Dominikaner-Mönch *Barduinski* übertrug die Pharsalia ins Polnische, treuer und noch besser als sein Vorgänger. Noch andere Dichter dieser Periode waren der Fürst *Lubomirski*, der wegen seines Reichthums und seiner weisen Aussprüche der polnische Salomo genannt wurde; der Fürst *Wisniowiecki*, der mehrere Gedichte veröffentlichte, in denen der Buchstabe *r* nicht vorkommt, weil er diesen Buchstaben nicht aussprechen konnte; *Bratkowski*, der Verfasser einer Sammlung von sehr gelungenen Epigrammen; *Faligoborski*, *Szymanowski*, die Jesuiten *Ignaz* und *Pawlowski*, und Andere.

Fünfte Periode.

Von Stephan Konarski 1760 bis zur Revolution von 1830.

Die polnische Sprache befand sich zu Anfang dieser Periode in einem traurigen Zustande; sie war, um Schaffarik's Ausdruck zu gebrauchen, ihrer natürlichen eingebornen Eigenschaften, der Klarheit, Einfachheit und Kraft, entkleidet, durch Geschmacklosigkeit entstellt, und zu gleicher Zeit kindisch und veraltet geworden.

Ein gut geschriebenes Buch, *Denkwürdigkeiten*, das über die Zeit von 1750 bis 1700 handelt, von K. H. Kollontaj verfasst ist,

und erst vor wenig Jahren vom Grafen E. [illegible]yski veröffentlicht wurde, giebt ein treffendes Gemälde des erbärmlichen, unwissenden Zustandes der polnischen Gesellschaft in jener Epoche, und zeigt noch handgreiflich, wie die Saat des Verfalls und der Zerrüttung mit vollen Händen auf einen empfänglichen Boden gestreut wurde. Es war ein glücklicher Umstand, dass eben [illegible] Zeit, in welcher einige der mächtigsten polnischen Edelleute [illegible] ein lebhafteres Interesse für ihre vernachlässigte Muttersprache zu fühlen anfingen — der König Stanislaus August und sein Onkel, der Fürst Czartoryski, waren an ihrer Spitze — auch einige talentvolle Geister erstanden, welche mit solcher Energie den lange verlassenen, aber doch noch fruchtbaren Boden zu bepflanzen begannen, dass das Feld der polnischen Literatur bald wieder blühte und Früchte trug. Diese Früchte aber kann man wegen ihres künstlichen und unnationalen Charakters füglich mit Treibhaus-Pflanzen vergleichen. Mehrere nachhaltige Massregeln wurden zur Wiederbelebung der Literatur und zur Beförderung von Kunst und Wissenschaft ergriffen. Allein die neuen Gönner brachten es nicht über sich, ruhig zuzusehen. Die französische Tages-Literatur mit allem ihrem Leichtsinn, ihrer Seichtheit und ihrem Flitterglanze lag so nahe und sagte dem am Hofe herrschenden Geiste — und der Hof war die einzige Wiederbelebungsstätte der Literatur — weit mehr als die eigenen vaterländischen Werke früherer Zeiten zu. Auf diese Weise können wir uns den frivolen Ton und den Leichtsinn erklären, welcher in allen polnischen Büchern jener Zeit herrscht, einer Zeit, in welcher doch die heftigsten Leidenschaften und wüthendsten Kämpfe das unglückliche Land in Stücke zerrissen, und der tiefste Kummer und Gram auf allen Schichten der Gesellschaft lag.

Die Gründung des Moniteurs, einer Zeitschrift, bei der die edelsten und begabtesten Männer mitwirkten, übte vor Allem einen, freilich mehr oberflächlichen, glücklichen Einfluss auf die Sprache. Es geschah dies 1764, und derselbe war die erste je in Polen erschienene Zeitschrift. Noch wichtiger war in dieser Beziehung die Gründung eines National-Theaters, dessen Leitung unter ausgezeichneten und hierzu ganz geeigneten Männern stand. Die wirksamste Massregel aber, die mehr als alles Andere nützte, war die Errichtung einer eigenen Unterrichts-Behörde, die auf dem Landtag von 1775 beschlossen wurde. Der öffentliche Unterricht wurde auf

diese Weise einer der Hauptaugenmerke der Regierung selbst, und die Macht der Jesuiten, die schon einige Zeit hindurch im Abnehmen war, wurde hierdurch gänzlich vernichtet. Die reichen Einkünfte dieses Ordens wurden gänzlich zum Besten der Unterrichts-Anstalten verwendet, deren Benutzung freigegeben wurde. Die Provinzial-, oder Departemental-Schulen erhielten im ganzen Königreich eine neue Organisation nach einem neuen Plan, und die Universität Krakau bekam alle ihre früheren Rechte wieder. Dem Unterricht und der Verbesserung der Zustände des gemeinen Volkes schenkte man aber noch immer keine Aufmerksamkeit. Erst im Jahre 1807, bei der Gründung des Herzogthums Warschau, unter der Leitung des Königs von Sachsen, erhielten die niedern Volksklassen ihre Menschenrechte, waren aber leider nicht in der Verfassung, von ihnen Gebrauch machen zu können. Stanislaus August und einige seiner Räthe und Minister hatten übrigens, wie man zugeben muss, auch in dieser Beziehung guten Willen und edle Vorsätze. Durch Beförderung des allgemeinen Interesses der Menschheit für Wissenschaft und Literatur thaten sie viel für die allgemeine Verbesserung ihres Landes.

Inzwischen war aber dieses unglückliche Reich der Schauplatz der heftigsten Parteikämpfe, in welchen sich die Häupter der Parteien, mit der empörendsten Selbstsucht und gänzlicher Vergessenheit aller politischen Konsequenzen, sowie ihrer eigenen moralischen Verantwortlichkeit, benahmen. Der Fanatismus der Bischöfe von Krakau und Warschau verweigerte den Dissidenten die Wiederherstellung ihrer Privilegien, und Russland erlangte so ein Recht, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen. Im Laufe weniger Jahre verfiel Polen in jenen verworrenen und zerrütteten Zustand, der Katharina II. zu der Aeusserung veranlasste, es sei ein Land, „in welchem sich Jeder nur bücke, um etwas aufzuheben". Kurze Zeit hindurch schien dieser Gang der Dinge der Literatur sogar günstig. Die Gemüther der Menschen waren in einem Zustande von Aufregung, der ihnen Kraft zu den grössten und ausserordentlichsten Dingen verlieh. Auf etwa zwanzig Jahre voll geistiger und politischer Streitigkeiten und Kämpfe, zu deren Ertragung man wirklich alle Macht des Verstandes und des Gemüthes zu Hilfe nehmen musste — zwanzig Jahre, die in jedem Gebiete produktiv waren — folgte eine Zeit der Ruhe, des geistigen Brachliegens, von mehr als zwölf Jahren.

Es war, als ob mit der politischen Auflösung des Königreichs, mit der Vernichtung der Einheit der Nation, die letztere in einen Zustand von völliger geistiger Lähmung versunken wäre. Die Zwischenzeit von den Jahren 1795 bis 1807 war im Vergleich mit den ihr vorhergegangenen und nachfolgenden Jahren an literarischen und werthvollen Leistungen auffallend arm. Die Literatur der Uebersetzungen wuchs in einem ungebührlichen Verhältniß, und die Reinheit der Sprache litt sehr bedeutend. Die Regierung des Herzogthums Warschau handelte nach weisen und sehr humanen Principien, und in der kurzen Periode von 1807 bis 1812 wurde Alles für die Verbesserung des Landes gethan, was nur die damaligen unglückseligen Zustände zuließen. Unter dieser Regierung stieg die Anzahl der Schulen von 140 auf 634; es wurde eine Kommission zur Herbeischaffung brauchbarer Schulbücher in polnischer Sprache niedergesetzt, und mehrere ähnliche Maasregeln zur Förderung der wahren Interessen des Landes ergriffen. Die Konstitution des neuen Königreichs Polen (1815) ging im Wesentlichen denselben Weg und war in jeder Beziehung für die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten der Nation förderlich. Das neue Königreich Polen umfaßte freilich nicht mehr als den achten Theil jenes großen Gebiets, welches unter den Jagellonen das Königreich gleichen Namens gebildet hatte. Vor den Abtretungen von Andrussov (im Jahre 1667) hatte das alte Königreich sechzehn Millionen Einwohner, die Volkszählung im neuen Königreiche (1818) wies nur 2,734,000 Seelen nach. Allein die Bevölkerung dieses erschöpften Landes wuchs unter der russischen Herrschaft besonders in Folge der, fremden Kolonisten angebotenen Einwanderung, der Errichtung von Fabriken, wodurch Nahrungszweige für die niedern Klassen geboten wurden, und anderer ähnlicher Maasregeln. Die Volkszählung vom Jahre 1827 zeigt dies ganz deutlich; nach ihr hatte das Königreich damals 3,705,000 Einwohner.

Auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur hatte der Adel schon seit langer Zeit Rivalen in den Reihen der freien Bürger gefunden, und die Höfe dieser Tempel wurden nun durch die Errichtung von Dorfschulen selbst dem Bauer zugänglich, welcher wenigstens dem Namen nach nicht mehr ein niederer Sklave war [1]).

---

1) Die polnischen Leibeigenen waren eigentlich nie völlige Sklaven, sondern blos glebae adscripti, d. i. sie konnten nicht für sich allein als Gegen-

Wenn die russische Regierung jene Grundsätze in Polen weiter verfolgt hätte, welche sie im Anfange sich stellte, wenn Alexander's erster Wille auch praktisch in demselben Sinne wäre durchgeführt worden, in welchem das Glück seiner polnischen Unterthanen theoretisch auf dem Papier vorbereitet worden war, würden sich die Gemüther der Polen wohl leichter über den Verlust ihrer nationalen Selbstständigkeit, dem unschätzbarsten Gute eines Volkes, haben trösten können. Wir haben hier nichts mit der Politik zu thun, als höchstens in soweit sie nothwendig Einfluss auf den allgemeinen Bildungs-Zustand hat, oder in sofern sie die Veranlassung zu wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiet der Literatur darbietet. Bezüglich des ersten Gesichtspunktes kann man nicht leugnen, dass die polnische Nation seit der Gründung des *konstitutionellen* russischen Königreichs Polen (1815) bedeutende Fortschritte in gesellschaftlicher Beziehung gemacht und sich besonders rücksichtlich einer gewissen gleichen Vertheilung geistiger und moralischer Kräfte mehr den Ländern von Mittel-Europa, nämlich Deutschland, Frankreich und England genähert hat, als dies in der ganzen langen Zeit ihres frühern Bestehens geschehen war.

Die Vorbereitung zu den meisten dieser Verbesserungen war schon in den letzten zehn Jahren vor Auflösung der Republik getroffen worden. Die Freigebung der Leibeigenen, wozu der ganze Bauernstand gehörte und die eines der Grundgesetze des Herzogthums Warschau (1807) bildete, wurde bei der Gründung des Königreichs Polen (1815) bestätigt. Auf dem Landtag des Königreichs hatten nicht nur der Adel und die Regierung, sondern auch die Städte und

---

stände verkauft werden, sondern nur mit dem Boden, den sie bebauten und den sie nicht verlassen durften. In diesen Zustand kamen sie aber erst im 15. oder 16. Jahrhundert, denn eines der Gesetze Kasimir's des Grossen giebt ihnen das Recht, ihr Eigenthum zu verkaufen und zu verlassen, wenn sie übel behandelt würden. Von dem gegenwärtigen Zustande des polnischen Bauernstandes sagt der Verfasser von „Polen unter russischer Regierung", Rostock 1834, Folgendes: „Der polnische Bauer ist gerade so frei, wie es mein Hund in Warschau war; ich hätte diesen gewiss auch nicht von der Erlernung einiger Kunststücke abgehalten, falls er Lust dazu gehabt hätte, um etwa als Belohnung ein Extra-Bein zu erhaschen. Die Freiheit des unglücklichen polnischen Leibeigenen ist so gross, als die seines Viehes; er wird mit fast eben so wenig menschlicher Bildung erzogen". S. 165. An einer andern Stelle: „Der polnische Leibeigene ist im ganzen Lande ausserordentlich arm, und von allen lebenden Wesen, die ich je sah, oder von denen ich je las, ist er das unglücklichste".

die kleineren Gemeinden ihre eigenen Repräsentanten, und alle christlichen Glaubens-Bekenntnisse erlangten gleiche politische Rechte. Zu den Universitäten von Krakau, Wilna und Lemberg [1]) kam 1818 noch eine vierte in Warschau hinzu. Das Königreich Polen erhielt 1827 in jeder seiner acht Woiwodschaften eine königliche Schule und ausserdem drei andere Institute für höhere Unterrichts-Zweige, vierzehn Haupt-Departementsschulen und neun Unter-Departementsschulen, mehrere Fachschulen für Bergleute, Handwerker, Oekonomen u. A., eine Militär-Akademie, eine Kadettenschule und eine grosse Zahl von öffentlichen und privaten Elementar-Schulen [2]). Die russisch-polnischen Provinzen, d. i. jener Theil Polens, der in den drei auf einander folgenden Theilungen Polens mit Russland vereinigt wurde, kann auch alle jene Unterrichts-Mittel benutzen, welche das russische Reich darbietet. Was eine erleuchtete Regierung in Westpreussen und im Grossherzogthum Posen für die Hebung des geistigen Zustandes gethan hat, ist allgemein anerkannt worden. Das österreichische Königreich Galizien hatte im Jahre 1819 zwei Lyceen, zwölf Gymnasien, einige andere Erziehungs-Institute unter verschiedenen Namen und zu verschiedenen Zwecken, und zahlreiche Elementar-Schulen. Die katholische Religion ist hier die alleinherrschende, obschon auch die

---

1) Lemberg kann in der That kaum eine polnische Universität genannt werden. Alle ihre Lehrer sind Deutsche und die Vorlesungen werden in lateinischer oder deutscher Sprache gehalten. Sie hat blos drei Fakultäten, nämlich die philosophische, theologische und juridische. Für Medicin hat sie blos eine Vorbereitungsschule. Unter den 65 Studenten der Medicin im Jahre 1832 waren 41 Juden. Die Universität zählte in diesem Jahre in Allem 1291 Studenten. Wer die theologische und juridische Fakultät wählen will, muss, nach dem Gesetze, früher zwei Jahre Philosophie studirt haben. Daher ist die gesetzmässige Studienzeit eines österreichischen Studenten sechs Jahre. Man führte dieselben Einrichtungen zur Germanisirung Krakau's ein, als dieses unter österreichischer Verwaltung war; als aber Krakau 1815 eine Freistadt wurde, entfernte man alle deutsche Professoren, und die Universität wurde wieder eine durchweg polnische.

2) Aus der früher über das gemeine polnische Volk gegebenen Schilderung kann man entnehmen, dass diese Zahl sehr gering sein müsse. Hr. Ljach Szyrma, der Verfasser von Briefen über Polen (Edinburg 1833), sagt: „Die niedern Klassen geniessen unglückseliger Weise nicht den Vortheil von Unterrichtsmitteln, die ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechen. Die Pfarrschulen genügen diesem Zwecke nicht, und die Dorfschulen, auf welchen ihre vorzüglichste Hoffnung beruht, sind sehr spärlich an Zahl".

Protestanten, welche noch unter dem Namen der Dissidenten begriffen waren, tolerirt sind.

Die literarische Thätigkeit der polnischen Nation beschäftigte 1827 nicht weniger als sechzig Buchdruckereien und zwanzig Buchhändler. Funfzehn der Letzteren waren in Warschau, die andern zerstreut in dem ganzen, einst zu Polen gehörenden Lande. In Warschau allein erschienen fünf tägliche und eine wöchentliche politische Zeitschrift in polnischer Sprache; ausser diesen gab es nur noch fünf, nämlich eine in jeder der vier Hauptstädte, Krakau, Lemberg, Wilna und Posen, und eine fünfte in Petersburg. Auch noch andere Zeitschriften für wissenschaftliche Gegenstände erscheinen in Warschau, während in den andern Städten vorzüglich deutsche Journale gelesen werden; die wichtigste Zeitschrift in polnischer Sprache ist jene, welche von dem, nach dem Grafen Ossolinski benannten National-Institut herausgegeben wird.

Der hohe Geist der polnischen Nation und jener glühende Patriotismus, der sie so auszeichnet, trieb sie gerade in der Zeit jener unnatürlichen Theilung und Verschmelzung mit fremden Nationen an, einen noch grössern Eifer als je dem einzigen nationalen Bande zu widmen, welches die Unterthanen so vieler verschiedener Mächte an einander kettete — der Sprache. Daher wurden zahlreiche gelehrte Gesellschaften gegründet; unter diesen ist vor allen die Gesellschaft der Wissenschafts-Freunde in Warschau zu nennen, der die ausgezeichnetsten Männer der Nation angehören. Akademien für Künste und Wissenschaften wurden errichtet und Vereine für die verschiedensten wissenschaftlichen Zwecke gebildet. Der Einfluss aller dieser Institute und ganz besonders jener der früher erwähnten Gesellschaft in Warschau war von sehr günstigem Erfolg für die Beschränkung des Einflusses der französischen und deutschen Sprache, welchem natürlich durch die politischen Umstände bedeutender Vorschub geleistet wurde.

Die französische Sprache hat übrigens, abgesehen von allen den politischen Ereignissen der neuern Zeit, am Schluss der vorhergegangenen Periode einen mächtigen Einfluss auf das Polnische gehabt. In der Poesie wurde die affektirte bombastische Manier der Gongoristen und Marinisten in ganz Europa durch die bessere der steifen und formellen französischen Dichter ersetzt, deren schlechte Seiten übrigens leichter nachzuahmen waren, als ihre guten. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch beherrschte die französische

Sprache mit unbeschränkter und unangegriffener Souveränität die ganze literarische Welt. Am absolutesten that sie dies aber in Polen. In den Sitten des Adels dieses Landes vermischte sich auf eigenthümliche und wirklich interessante Weise französische Grazie und Leichtigkeit mit einem Anstrich von ritterlichem Heroismus und dem Luxus asiatischer Despoten. Französische Politur und Witz übertünchten die charakteristische Rohheit des Mittelalters. Französische Hofmeister und Gouvernanten überschwemmten das ganze Land, und eine Reise nach Frankreich gehörte zu den nothwendigen Bedingungen einer vollendeten Erziehung. Die polnischen Schriftsteller, die alle dem Adel angehörten und denen von früher Jugend an das Französische so geläufig wie ihre Muttersprache war, — entstellten die letztere ohne Gewissensskrupel ganz durch Gallicismen, da ihnen französische Redeweisen auch zur Darstellung französischer Gedanken und französischer Philosophie am geeignetsten erschienen. Ein neuerer polnischer Schriftsteller nennt die polnische Literatur dieser Periode eine zweite Auflage der französischen mit schlechten Buchstaben auf schlechtem Papier [1]). Lange nachdem das übrige Europa dieses Joch schon abgeschüttelt hatte, hielten sich die polnischen Poeten noch an französische Regeln und Manieren und thun es theilweise noch heut zu Tage.

Wir beginnen die Aufzählung der ausgezeichnetsten Schriftsteller dieser Periode mit *Stephan Konarski*, jenem Manne, der gleichsam ihr Führer ist und dessen wir schon früher erwähnten; er war 1700 geboren und starb 1773. In seinem siebzehnten Jahre trat er in den Priester-Orden, und wurde später an einem Kollegium dieses Ordens in Warschau Professor. Nach einem langen Aufenthalt in Italien und Frankreich kehrte er nach Polen zurück, begleitete den König Stanislaus Leszczynski nach Lorrain, kehrte aber dann wieder in sein Vaterland zurück und gründete mehrere Unterrichts-Anstalten in Warschau, Wilna und Lemberg nach von jenen der Jesuiten gänzlich verschiedenen Grundsätzen. Im Jahre 1747 ging er zum dritten Male nach Frankreich, kehrte aber nach drei Jahren zurück und widmete sich seit dieser Zeit gänzlich den literarischen und geistigen Reformen seines Vaterlandes. Von seinen 28 gedruckten Werken sind 14 in polnischer Sprache abgefasst. Sie enthalten verschiedene poetische Arbeiten und auch eine Tra-

1) Wiwicky in *Wieczory pielgrzyma*, Paris 1837.

gödie; seine verdienstvollsten Schriften sind aber jene über Politik und Erziehung [1]).

Nach ihm nennen wir den berühmten Philosophen *Stanislaus Leszczynski.* Die meisten seiner Werke über Politik und Moral sind französisch abgelasst; in polnischer Sprache schrieb er, abgesehen von ein oder zwei andern Werken, eine Geschichte des Alten und Neuen Testaments in Versen (Nancy 1733). *Zaluski*, der besonders durch die Gründung einer grossen und berühmten Bibliothek bekannt ist, auf die er ein ungeheures Vermögen verwendete und welche er zuletzt seinem Vaterlande vermachte [2]), war ein Freund von König Stanislaus und von Konarski. Im Besitz ausgebreiteter Kenntnisse und einer umfassenden Gelehrsamkeit, die er jedoch mehr seinem merkwürdigen Gedächtniss, als irgend sonst einem ausgezeichneten Talent verdankte, schrieb eine grosse Anzahl lateinischer und polnischer Werke über literarische und biographische Gegenstände, sowie über Poesie, in welchen allen der Geist der verflossenen Periode noch vorwaltet.

Ein anderer Edelmann von hohem Rang, durch Patriotismus und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet, war *Wenzel Rzewuski.* Woiwode von Podolien und Zeitgenosse von Zaluski, welchen er jedoch an kritischem Geschmack und Produktionskraft übertraf. Seine Uebersetzung der Psalmen wird sehr geschätzt. Ein noch erlauchterer Name als Gönner der Künste und Wissenschaften ist jener des Onkels des Königs Stanislaus August, des Fürsten *Adam Czartoryski.* Er war 1764 Landtags-Marschall, als jenes übelberüchtigte *liberum veto* abgeschafft wurde, welches jedem einzelnen Deputirten das Recht gab, einen einstimmigen Beschluss des ganzen Landtags umzustossen, und die Hauptursache jener grenzenlosen Unordnung war, welche die Sitzungen dieser Versammlung so ermüdigte. Seine Verdienste als Staatsmann und als Mäcen sind gleich gross. Mehrere geschichtliche Werke, welche die Bestimmung hatten, die Ehre Polens zu fördern, wurden auf seine Veranlassung und unter seiner Fürsorge veröffentlicht. Inmitten seiner zahlreichen Geschäfte fand er noch Zeit, mehrere Stücke für das

1) Seine Werke, welche nie gesammelt wurden, sind in Bentkowski's Geschichte der polnischen Literatur aufgezählt. Konarski war der Erste, der es unternahm, das *liberum veto* öffentlich anzugreifen.

2) Diese berühmte Bibliothek wurde bei der Theilung Polens nach Petersburg übertragen und ist nicht mehr zurückgebracht worden.

National-Theater zu schreiben, welches als ein Beförderungsmittel der Reinheit der Sprache ein Gegenstand seiner besondern Sorgfalt und Aufmerksamkeit war [1]).

Dem Namen Czartoryski steht würdig jener von *Potocki* zur Seite. Mehrere Mitglieder dieser erlauchten Familie hatten schon in frühern Zeiten sich einen ausgezeichneten Namen im Reich der Wissenschaften erworben. Der Graf *Paul Potocki* und sein Enkel *Anton* waren Beide im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch ihre Talente gefeiert. Die Werke des Erstern wurden von dem Grafen Zaluski unter dem Titel *Genealogia Potockiana* veröffentlicht; die Gespräche, Reden und Adressen des Letztern sind zum Theil in Daneykowicz' *Suada Polona* abgedruckt und wurden zur Zeit als Muster betrachtet. Den höchsten Rang in dieser Familie als Staatsmänner und Patrioten, als Schriftsteller und Gönner der Wissenschaft, nehmen die beiden Brüder *Ignaz* und *Stanislaus Kostka Potocki* ein. Ignaz beförderte nicht nur mehrere wissenschaftliche Unternehmungen und bestritt die Kosten mehr als einer für Wissenschaft und Unterricht unternommenen Reise, sondern war auch selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller. Er übersetzte *Condillac's* Werk über Logik und führte es in den polnischen Schulen als Schulbuch ein. Gross war sein Verdienst um den öffentlichen Unterricht; er war einer der eifrigsten Verfechter der Emanzipation der Sklaven, und bei seinem Tode (im Jahre 1800) hinterliess er den Ruf eines wahren Volksfreundes. Sein Bruder Stanislaus Kostka, obschon derselben politischen Gesinnung, nahm nach seinem Tode nicht gleich lebhaften Antheil an den Kämpfen der Polen für ihre dem Grabe entgegengehende Unabhängigkeit; er begab sich nach Oesterreich und widmete sich daselbst ganz den Studien. 1807 kehrte er in sein Vaterland zurück, und fand hier, als Vorstand des Departements für Schulen und den öffentlichen Unterricht Gelegenheit, seine hellen Ansichten und seine das Beste bezweckenden Absichten zum Wohl seines Vaterlandes geltend machen zu können.

---

1) Man kann die Czartoryski's füglich die polnischen Medici's nennen, wegen der freigebigen Gönnerschaft, welche die erhabenen Glieder dieser Familie stets dem Talente und dem wissenschaftlichen Verdienst angedeihen liessen. Ihr berühmter Stammsitz Pulawi, welcher der Gegenstand vieler Lieder und auch einer Episode in Delille's *Jardins* war, wurde im letzten Kriege von den Russen zerstört und seine wissenschaftlichen Schätze, dem Vernehmen nach, nach Petersburg gebracht.

Zur Zeit der Gründung des Königreichs Polen (im J. 1815) wurde er Unterrichts-Minister und stand stets an der Spitze eines jeden edlen und patriotischen Unternehmens. Wegen seiner grossen Rednergabe wurde er *princeps eloquentiae* genannt. An Talent überragte er seinen Bruder, obschon ihn dieser an Stärke des Charakters übertroffen zu haben scheint. Sein vorzüglichstes Werk „Ueber Styl und Redekunst" wurde 1815 veröffentlicht; ein anderes werthvolles Buch ist seine Uebersetzung von Winkelmann's Werk „Ueber alte Kunst", welches er mit Bemerkungen und Erläuterungen versah, aber nicht beendete [1]). Ein anderer, sowohl als Redner wie als politischer Schriftsteller ausgezeichneter Edelmann war der Graf *Satumberg*, welcher in Gemeinschaft mit Ignaz Potocki eine Geschichte der Konstitution veröffentlichte.

An der Spitze der historischen Schriftsteller dieser Periode stand *Adam Naruszewicz*, der treue Uebersetzer des Tacitus, dessen Styl er auch in seinen Original-Arbeiten nachahmte. Seine Geschichte der polnischen Nation gilt als ein Hauptwerk, und für eine Arbeit, welche sowohl bezüglich ihrer Gelehrsamkeit, als philosophischen Auffassung und Styl, als ein Meisterwerk der polnischen Literatur zu betrachten ist. Die von ihm selbst veröffentlichten sechs Bände umfassen blos den Zeitraum vom Jahre 965 bis 1386, und fangen mit dem zweiten Bande an; den ersten, der die früheste Geschichte Polens enthalten sollte, wollte er später herausgeben, und hatte auch wirklich schon alles nöthige Material dazu gesammelt, als er starb. Die Warschauer Gesellschaft der Wissenschafts-Freunde veröffentlichte ihn 30 Jahre nach seinem Tode und gab sich Mühe, die vorzüglichsten Talente Polens zur Fortsetzung dieses Werkes zu gewinnen. Dies wurde der Art ins Werk gesetzt, dass jeder Schriftsteller die Geschichte der Regierung eines einzelnen Königs über sich nehmen musste, und zuletzt sammelte die Gesellschaft, nach-

---

1) Der Titel des frühern Werkes ist: *O wymowie i stylu*, Warschau 1815—16. Ein anderes Werk ist *Pochwały, mowy i rozprawy*, d. h. Lobreden, Gespräche und Versuche, von denen neun die polnische Literatur betreffen, Warschau 1816. Stanislaus Potocki war auch der Hauptbeförderer der Veröffentlichung des prachtvollen Werkes: *Monumenta regum Poloniae Cracovienses*, Warschau 1822. Stanislaus Kostka Potocki muss man nicht mit Stanislaus Felix Potocki, seinem Vetter, verwechseln, der einer der hartnäckigsten Vertheidiger der alten Verfassung und ihrer Korruptionen war und der sein Vaterland an Russland verkaufte.

dem jeder Theil separat erschienen war, diese Theile zu einem Ganzen, und liess auch, wenn es für nöthig erachtet wurde, Einzelnes überarbeiten. Mehrere sehr tüchtige Männer widmeten sich diesem Unternehmen. Der Plan dieser Gesellschaft, der seiner Natur nach jede Gleichförmigkeit der Darstellung unmöglich machte, wurde mit mehr Beifall, als er unserer Meinung nach verdient, aufgenommen. Das polnische Publikum verdankt ihm indess manches werthvolle Geschichts-Werk, zu dessen Entstehen er Veranlassung gab. Naruszewicz sammelte für sein Unternehmen eine Bibliothek von Material aus 360 Folio-Bänden. Er schrieb auch eine Geschichte der Tartaren, eine Biographie des lithauischen Hauptmanns Chodkiewicz, und wurde als Poet bewundert. Er starb 1796, wie man sagt, aus Gram über das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes.

Naruszewicz war von den Jesuiten erzogen und gehörte selbst diesem Orden bis zu dessen Auflösung an. Er starb als Bischof von Luck. Rücksichtlich der Zeit stand er, der ausgezeichnetste Schriftsteller einer neuen Periode, noch am Rande der frühern, und selbst seine wärmsten Bewunderer leugnen nicht, dass er, freilich nur in geringerm Grade, durch eine gewisse lobpreisende und blumenreiche Manier sich noch zum Charakter der vergangenen Epoche hinneige. An Energie und Gedankenfülle übertraf er alle seine Vorgänger weit und wurde auch noch von keinem Schriftsteller nach ihm erreicht [1]).

Ein anderes Geschichtswerk über Polen gab *Johann Lelewel* heraus. Die Geschichte Polens von *Waga* war, bei dem Mangel eines bessern Buches, Schulbuch in den polnischen Schulen mehr als funfzig Jahre hindurch. Lelewel nahm, um seinem Werke eine grössere Popularität zu verschaffen, dieses Buch zur Grundlage, arbeitete es aber ganz um, theilte die polnische Geschichte nach einem ganz neuen Plane ein, ergänzte es, und veröffentlichte es unter Waga's Namen. Seine vielen Zusätze betreffen vorzüglich die Gesetzkunde, Statistik und Kulturgeschichte des Landes. Seine Haupteintheilung der polnischen Geschichte in das erobernde, das getheilte, das blühende und das verfallende Polen, scheint die politische Tendenz dieses Buches zu bezeichnen, sowie des Verfassers Wunsch,

1) Seine sämmtlichen Werke findet man in der grossen Sammlung des Grafen Mostowski, Warschau 1804—5, 12 Bände. Sie erschienen 1824 in Breslau in einer Stereotyp-Ausgabe, in 6 Bänden. Poetische Werke, Warschau 1778.

der Jugend jene grossen moralischen Eindrücke tief einzuprägen, welche die Geschichte darbietet [1]).

Eine andere, ausgedehntere Geschichte Polens schrieb *G. S. Bantkie*. Lelewel urtheilte über die zweite Auflage dieses Buches, welche im Jahre 1820 erschien, dass „es kein vollkommeneres Werk auf diesem Gebiete gebe."

Einer der beachtenswerthesten Schriftsteller seiner Zeit über Geschichte und Bibliographie war der Jesuit *Albertrandy*, der, abgesehen davon, dass er selbst der Verfasser mehrerer geschichtlichen Werke und Abhandlungen war, unermüdet Materialien für eine Geschichte seines Vaterlandes sammelte. Er ging nach Italien und arbeitete hier in einem Zeitraume von drei Jahren hundert und zehn Folio-Bände Auszüge, alle mit seiner eigenen Hand geschrieben, und hierauf nach Stockholm und Upsala, wo die wichtigsten, Polen betreffenden Manuskripte sich befanden. Die schwedische Regierung war engherzig genug, ihm den Zutritt zu ihren Bibliotheken nur unter der Bedingung zu gestatten, dass er keine Auszüge mache. Albertrandy hatte aber ein solch vortreffliches Gedächtniss, dass er sich für diesen Nachtheil leicht entschädigte. Alle Abende schrieb er nämlich auf, was er des Tages über gelesen hatte, und vermehrte auf diese Weise seine Manuskripten-Bibliothek um nicht weniger als 90 Bände.

Einzelne Theile der polnischen Geschichte oder Gegenstände aus ihr behandelten mit Geschick der Dichter *Niemcewicz*, dann *Bentkowski*, *Kwiatkowski*, *Soltykowicz*, *Surowiecki*, *Lelewel*, *Onacewicz*, die Grafen *Ossolinski* und *Czacki*, der Erstere durch Gelehrsamkeit und kritisches Urtheil, der Letztere als Verfasser einer geschätzten Geschichte über polnische und lithauische Gesetze ausgezeichnet; *Maiewski*, *Siarczynski* und Andere. Die Fürstin *Isabella*

---

1) Lelewel ist der Verfasser einer grossen Anzahl von wichtigen historischen Arbeiten, und mehrere andere veröffentlichte oder übersetzte er. Wir können hier keinen Katalog seiner Werke geben; die berühmtesten sind: sein Buch über die ursprünglichen Lithauer (Wilna 1808); über den Zustand der Wissenschaften und Künste in Polen vor der Einführung der Buchdruckerkunst; über die Geographie der Alten; über den Handel der Phönizier, Carthager und Römer; über die Geschichte der alten Indier; über die Entdeckungen der Carthager und Griechen (Warschau 1829) etc. Ferner eine polnische Bibliographie (Warschau 1823 — 1826), Denkmäler der polnischen Sprache und Verfassung (Warschau 1821) u. s. f.

Czartoryska beabsichtigte mit ihrem „Pilgrim von Dobromil" ein Schulbuch für Geschichte zum Gebrauche des gemeinen Volkes. Abrisse der polnischen Geschichte schrieben *Miklaszewski* und *Falenski*. Die auf Veranlassung der Warschauer Gesellschaft der Wissenschafts-Freunde verfassten historischen Lieder von *Niemcewicz* gehören eben so gut in das Gebiet der Geschichte, als in jenes der Poesie, da sie von werthvollen historischen Erläuterungen begleitet sind. Derselbe Verfasser schrieb Memoiren über das alte Polen. *Turski* übersetzte die Memoiren Choisain's über die Regierung Heinrich's von Valois und die Memoiren von Michael Oginski: *Sur la Pologne et les Polonais depuis* 17**, *jusqu'en* 1815, sind ein werthvoller Beitrag zur Geschichte unserer Zeit. Die Memoiren von *J. Kilinski*, einem Schuhmacher, wie man sagt, der aber, wie der Fleischhauer *Sierakowski*, ein siegreicher Revolutionsheld (1795) war, wurden im Jahre 1830 veröffentlicht. Die neuern Zeitschriften enthalten ebenfalls viele gut geschriebene historische Aufsätze, von denen einige von grosser Wichtigkeit sind. Dies gilt besonders von den Memoiren von Warschau, jenen von Lemberg, den wissenschaftlichen Memoiren, dem Wilnaer und Warschauer Journal, der „Biene" von Krakau, der „Ente" von Posen u. s. w.

Wir haben es schon früher als einen charakteristischen Zug der polnischen Literatur bezeichnet, dass sie, obgleich Polen nie an Talenten der verschiedensten Art arm war, doch weniger zum Fortschritt der Wissenschaft im Allgemeinen beigetragen, als vielmehr die Erhöhung des Ruhmes der polnischen Nation und hierdurch die Gewinnung eines grossen Einflusses auf dieselbe beabsichtigt hat. Aus demselben Grunde fand auch die Geschichte anderer Nationen, selbst jene des Alterthums nicht ausgenommen, wenig Aufmerksamkeit bei ihnen. Polen besitzt daher auch in der That nicht Ein ausgezeichnetes Geschichtswerk über fremde Geschichte, und ihre Gibbons und Robertsons scheinen ganz in ihren patriotischen Interessen aufgegangen zu sein. Als ziemlich verdienstvolle Schriftsteller über allgemeine Geschichte und ihre Hilfszweige erwähnen wir *Cajetan* und *Vinzenz Skrzetuski*, die Grafen *Johann Potocki, Bohusz, Jodlowski, Sowinski*, den Fürsten *Sapieha*, den Grafen *Berkowski* und vor Allen *Lelewel*. Mehrere seiner Werke wurden ins Französische und Deutsche übersetzt. Die deutsche Uebersetzung seiner Geschichte der Entdeckungen der Karthager und Griechen (Berlin 1832) erschien mit einer Einleitung von dem berühmten Ritter.

Die polnische Sprache, deren Reinheit bei Beginn der gegenwärtigen Periode ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, bildete in unserm Jahrhundert das Objekt vieler gelehrten Untersuchungen, von denen einige das in neuerer Zeit von slavisch-deutschen Gelehrten über slavische Sprache und Geschichte im Allgemeinen verbreitete Licht wesentlich verstärkten. *Linde* hat, nächst einigen andern philologischen und historischen Schriften, die slavische Literatur mit einem vergleichenden kritischen Wörterbuche in sechs Bänden bereichert, welches als ein Hauptwerk der Sprache gilt. *G. S. Bentkie*, der Verfasser mehrerer historischen und bibliographischen Arbeiten von grossem Verdienst in polnischer, lateinischer und deutscher Sprache, schrieb auch eine polnische Grammatik und ein polnisch-deutsches Wörterbuch. *Rakowiecki* besorgte eine neue Auflage des *Jus Russorum*, leitete sie mit einer kritischen Vorrede ein und begleitete sie mit vielen Erläuterungs-Noten. Wir wollen jedoch schon hier bemerken, dass die polnische Kritik im Allgemeinen, so scharfsinnig und unparteiisch sie auch in jeder andern Beziehung ist, uns nicht zuverlässig und unfehlbar über Gegenstände erscheint, die ihr eigenes Land betreffen. Die Ehre und der Ruhm ihrer eigenen Nation sind ihnen stets die Hauptsache, der nicht selten die Unbefangenheit der wissenschaftlichen Untersuchung, und selbst der geschichtlichen Wahrheit, ganz ohne Bedenken geopfert wird. *Majewski* schrieb ein gedankenreiches Buch über die Slaven *(O Slawianach i ich pobratymcach*, Warschau 1816); bibliographische Werke und Bücher über die Literatur-Geschichte Polens haben *Chrominski*, *Sowinski*, *Juszynski*, Graf *Ossolinski*, *Szumski* und ganz besonders *Bentkowski* veröffentlicht [1]). Die Werke des Grafen *Stanisl. Potocki* enthalten ebenfalls eine Reihe von Aufsätzen über polnische Literatur. In den frühern Perioden wurden alle bibliographischen Werke lateinisch geschrieben.

Die glänzenden Talente der Polen für die Rednerkunst erfreuten sich in der ersten Hälfte dieser Periode und vor der Auflösung der Republik, der bestmöglichen Gelegenheit zu ihrer Entwickelung, besonders durch die geistigen Kämpfe und Debatten, die durch die politischen Zustände des Landes und die Erörterung der neuen poli-

---

1) Bentkowski's *Historya literatury Polsk*, Warschau 1814, enthält ein Verzeichniss aller in der polnischen Literatur vorkommenden Werke bis 1814; siehe Band I., S. 1—73.

tischen Theorien hervorgerufen wurden. Der Landtag von 1788 bis 1791 brachte eine grosse Schaar von Redner-Talenten ans Licht. Die Namen *Potocki*, *Sapieha*, *Czartoryski*, *Kollontaj*, *Matuszewicz*, *Niemcewicz*, *Soltyk*, *Kicinski* und Andere wurden mit Auszeichnung genannt. Die kirchliche Eloquenz wurde weit weniger bei einem Volke kultivirt, das vorzugsweise in der Politik lebte. *Lachowski*, Jesuit und Hofprediger des letzten Königs, ward von den Polen als ausgezeichneter Redner betrachtet, obschon er nach deutschem Urtheil seicht und inkonsequent war und von seinem Zeitgenossen *Wyrwicz*, besonders aber von *Karpowicz* weit übertroffen wurde. *Prazmowski*, *Jakubowski*, *Woronicz*, Bischof von Warschau, *Szidnawski*, *Szweikowski*, *Zacharyasewicz* und Andere wurden als beredte Prediger geschätzt.

Abgesehen von Rednerkunst und geschichtlichen Leistungen, beruht der Ruf der neuern polnischen Literatur meist auf ihren poetischen Leistungen. Obschon die polnischen Dichter länger als die den übrigen Europa's an den steifen Regeln Boileau's hingen und erst in neuester Zeit sich bessere deutsche und englische Muster wählten — ohne sich jedoch von den französischen Fesseln gänzlich frei gemacht zu haben, — so hat doch der eingeborne Genius ihrer Sprache öfters die künstlichen Bande engherziger Regeln und willkürlicher Gesetze gesprengt. *Naruszewicz*, der ausgezeichnetste Geschichtsschreiber, nimmt auch als Dichter einen hohen Rang ein. Er übersetzte den Anakreon und einige Oden von Horaz, schrieb aber auch noch viele Original-Gedichte, Oden, Idyllen, Epigramme, Satyren und eine „Gnido" benannte Tragödie.

Der *ausgezeichnetste* Poet unter Stanislaus August war der Graf *Ignaz Krasicki*, Bischof von Warmien und später von Gnesen, der gewöhnlich der polnische Voltaire genannt wurde. Sein vorzüglichstes Werk ist ein Epos unter dem Titel des „*Woyna Chocimska*", d. i. „der Krieg von Chocim", und drei dergleichen komische, deren eines, „*Monachomachia*", das Mönchssystem ins Lächerliche zieht und seinen Unsinn in grellen Farben schildert. Er schrieb dieses Gedicht auf Veranlassung Friedrich's des Grossen, zu dessen Coterie literarischer Freunde er gehörte. Sein grosses Helden-Epos wird von seinen Landsleuten als ein Meisterwerk angesehen, während Ausländer es wohl für ein werthvolles historisches Gedicht erklären, das aber aller wahren epischen Kraft und originellen Erfindung baar ist. Seine kleinern Gedichte und prosaischen Schriften sind voll Witz

und Geist; übrigens war es zu seiner Zeit nichts Ausserordentliches, wenn ein Bischof Liebeslieder und satyrische Epigramme schrieb. Als prosaischer Schriftsteller ist er einer jener wenigen, welche gegen die Fehler und Thorheiten ihrer Landsleute nicht blind waren. Von seinen Uebersetzungen erwähnen wir Makpherson's Ossian und den Plutarch. Er gehört entschieden seiner Zeit an, d. i. der Zeit jenes steifen, unpoetischen, französischen Einflusses, denn unsere Zeit mit ihren höhern Ansprüchen an einen wahren Poeten kann auf seine Arbeiten keinen grossen Werth mehr legen [1]).

Trembecki († 1812) nimmt als lyrischer Dichter, nach der Ansicht polnischer Kritiker, gleichen Rang mit Krasicki ein. Sein vorzüglichstes Gedicht, *Zofiówka*, das von La Garde ins Französische übersetzt wurde, ist von jener beschreibenden, betrachtungsvollen Art, die zu seiner Zeit Mode war. Er hatte mehr Fantasie als die andern gleichzeitigen polnischen Poeten. *Szymanowski* († 1801), Verfasser von Schäfergedichten, ist durch seine Zartheit und Lieblichkeit ausgezeichnet. Ueber die Schönheit seiner Sprache sind seine Landsleute die besten Richter, was aber den Charakter und den reellen poetischen Werth seiner Arbeiten betrifft, zweifeln wir sehr, ob der gesundere Geschmack unserer Zeit sie so hoch stellen würde, als es die seinige gethan hat, in der die künstliche Geschraubtheit der Gesellschaft den höchsten Grad erreicht hatte. Ein gewisses Haschen nach Natürlichkeit und Unschuld war die nothwendige Folge dieses Standpunktes, aber selbst die Natur konnten sie nur in einem künstlichen Lichte betrachten. Alle polnischen Arbeiten dieser Art der in Rede stehenden Periode ruchen nach der französischen Schule, während die Idyllen des 16. Jahrhunderts in der Mitte zwischen den Naivetäten der Alten und den Ueberlegen der Italiener und Spanier stehen.

Derselbe entschiedene Einfluss der französischen Literatur machte sich auch bei *Wengierski* geltend, der im Jahre 1787 starb; jedoch nicht so sehr rücksichtlich der Manier, als der moralischen Anschauungsweise. *Karpinski*, ebenfalls ein Verfasser von Hirtengedichten, nähert sich noch am meisten den Griechen, und ist im Ganzen ein Dichter von ungewöhnlichem Talent. Seine Original-Arbeiten tragen weit mehr ein nationales Gepräge, als jene der andern Dichter dieser Periode. Seine Uebersetzung von Racine's Athalia

1) Krasicki's vollständige Werke wurden von Puschowski veröffentlicht, Warschau 1803—4. Eine Stereotyp-Ausgabe erschien in Breslau 1824.

wird für ein Meisterstück angesehen, und seine Uebersetzung der Psalmen ist in keiner Sprache übertroffen worden. Ein anderer ausgezeichneter Dichter ist *Dionysius Kniaznin*, besonders wegen einer gewissen Frische bemerkenswerth, die allen seinen Arbeiten Leben verleihet. Er wurde im Jesuiten-Kollegium zu Witebsk erzogen, und beklagte es, sein ganzes Leben hindurch „die goldne Jugendzeit so verloren und die Arbeit schlafloser Nächte auf erbärmliche Kleinigkeiten verwendet zu haben". Ungeachtet dieser gelehrten Erziehung findet der Verfasser der Briefe über Polen zwischen ihm und Burns viel Aehnlichkeit. Kniaznin's Ruf beruht aber vorzüglich auf einem scherzhaften Heldengedichte, „der Ballon" betitelt. Er brachte einen Theil seines Lebens in Pulawy, dem Wohnsitze des Fürsten Czartoryski, unter der Gönnerschaft dieses Edelmannes zu und soll wie Tasso das Opfer einer Leidenschaft für seine Beschützerin und Herrin geworden sein.

Die nachfolgend Genannten werden von ihren Landsleuten als Dichter ersten Ranges angesehen, nämlich: *Niemcewicz*, *Brodzinski*, Bischof *Woronicz* und *Mickiewicz*. Julius Niemcewicz ist sowohl durch seine politischen Schicksale, als durch seinen politischen Einfluss bekannt, und wird als Geschichtsschreiber und Dichter gleich hochgeschätzt. Die Beredsamkeit, die er auf dem Landtage 17[illegible] bis 1792 als Nuntius oder Deputirter für Lithauen an den Tag legte, begründete seinen Ruf. Als sein Vaterland verloren war, begleitete er den grossen Kosciuszko, an dessen Seite er gefochten und dessen Schicksale als Gefangener er getheilt hatte, nach Amerika, und schloss hier Freundschaft mit Washington, dessen Leben er seitdem beschrieben hat. Seine Lobschrift auf Kosciuszko wird als ein Meisterstück betrachtet. Seine vorzüglichsten Werke sind die geschichtlichen Lieder, Dramen, und das Buch: „Die Regierung Sigmund's III." In Allem, was er schrieb, zeigte er mehr als gewöhnliches Talent, an dem seine Freunde nur die Zersplitterung bedauerten, oder, wie sich der Verfasser der Briefe über Polen ausdrückt, den Umstand, „dass sein Geist so Vieles zu bewältigen sich anstrengte, und so, statt seine Kraft auf Einen Gegenstand zu konzentriren, seine Strahlen über einen weiten Horizont hinschweifen liess" [1]).

---

1) Niemcewicz's Werke sind noch nicht gesammelt worden. Von seinen *śpiewy historyczne* oder „geschichtlichen Gesängen", Warschau 1819, giebt Bowring einige Proben. Diese Lieder wurden von ausgezeichneten polnischen

Johann Woronicz, Bischof von Krakau und später von Warschau, den wir schon früher als einen der ausgezeichnetsten Prediger anführten, ist auch als Dichter gleich gefeiert. Seine Arbeiten tragen alle das Gepräge von Würde und Schwung, und betreffen, mit Ausnahme einiger religiösen Hymnen, die Geschichte seines Vaterlandes. Seine „Sybille", in welcher er die alten polnischen Könige aus ihren Gräbern beschwört, auf den unglücklichen Zustand ihres einst so siegreichen Landes zu schauen, und seine „Lechiade", ein Epos, das Schaffarik für die beste polnische Arbeit in diesem Genre hält, sind seine besten Werke. Die Sucht der polnischen Dichter, ihr Vaterland und die heroischen Thaten ihrer Ahnen zu loben und zu preisen, selbst ohne nur die Möglichkeit einer Rivalität von Seiten anderer Nationen zulassen zu wollen, ist leicht zu erklären. Fremde Kritiker finden denselben Dichter, der den polnischen Leser mit patriotischem Enthusiasmus erfüllen, oft schwülstig und jener Einfachheit baar, welche die wahre Quelle des Erhabenen ist.

Kasimir Brodzinski († 1835) war ein ausgezeichneter Dichter, sowohl in Uebersetzungen wie in Original-Arbeiten. Seine Poesie ist vom lebhaftesten Nationalgefühl durchglüht, und Bowring sagt von ihm: „Wenn irgend Jemand als der Repräsentant der polnischen Gefühle betrachtet werden kann, dessen alle Arbeiten von ihnen erfüllt sind, so ist dies gewiss Brodzinski." Er übersetzte Makpherson's Ossian, und führte zuerst W. Skott's Meisterwerke in die polnische Literatur ein. Man kann ihn als einen der Gründer der neuern romantischen Schule in der polnischen Literatur betrachten.

Adam Michiewicz (1798 geboren), dessen Name vielleicht passender in der folgenden Periode erwähnt werden sollte, verdankte seinen ersten Ruf als ausgezeichneter Dichter drei kleinen Bänden vermischter Poesien, die 1822 — 1828 veröffentlicht wurden. Eine

Musikern, besonders von Frauen, in Musik gesetzt, und haben, in Anbetracht ihres hohen patriotischen Interesses, weit mehr Popularität, als irgend ein anderes polnisches Werk erlangt. Sie wurden auf Veranlassung der Warschauer Gesellschaft von Wissenschafts-Freunden geschrieben. Ausser den historischen Arbeiten: *Dzieie panowania Zygmunta III.* (Regierung Sigmund's III., Warschau 1819) und *Zbior pamietnikow u. s. f.*, d. i. eine Sammlung von bisher ungedruckten Papieren, Warschau 1822, und seiner grossen historischen Novelle *Jan z Tczyna*, Warschau 1825, veröffentlichte Niemcewicz *Leyba i Sara*, d. i. Briefe polnischer Juden, Warschau 1821, die eine Beleuchtung der gegenwärtigen Lage derselben enthalten. Seine neueste Arbeit, ein elegisches Gedicht, wurde zu Leipzig (1833) veröffentlicht.

poetische Erzählung, „Konrad Wallenrod", welche Scenen aus dem Kriege der Polen mit den deutschen Rittern enthält, erschien bald nachher [1]).

Die Schaar der talentvollen polnischen Dichter gegen das Ende dieser Periode ist zu gross, um hier alle aufzählen zu können, auch wird man in diesen Blättern, die einer geschichtlichen Uebersicht der *ganzen* Literatur gewidmet sind, kein vollständiges Verzeichniss von ihnen erwarten, da wir der Schilderung der Individuen nur in soweit Raum gönnen können, als sie dazu dienen, kaum die charakteristischen Züge des Ganzen zu bezeichnen. Das im Jahre 1810 von *Juszynski* veröffentlichte „Wörterbuch polnischer Dichter" beschreibt das Leben von nicht weniger als 1400 Individuen, ganz abgesehen von ihrem poetischen Werthe. Wir beschränken uns nur darauf, hier, als Anhang zu den schon früher Genannten, noch einige Namen anzuführen, als: *Gurski*, ein sehr produktiver und populärer Schriftsteller; *L. Osinski*, ein sehr geschätzter Kritiker, *Molski*, *Tanski*, *Bonczа Tomaszewski*, *Okraszewski*, *Tymowski*, *Szydlowski* und *Kozmian*, der Verfasser eines volksthümlichen Lehrgedichtes.

Die polnische Literatur dieser Periode war besonders reich an Uebersetzungen, welche von den Polen mit vielem Beifall aufgenommen wurden, obgleich sie vielleicht dem höhern Standpunkte der deutschen oder englischen Kritik nicht zusagten. Dies ist durch den Reichthum und die Fügigkeit der polnischen Sprache erklärbar. *Dmochowski*, *Przybylski* und *Staszyc* übersetzten den Homer, der Erstere auch den Virgil. Dmochowski's Uebersetzung ist in gereimten Versen, jene von Przybylski, der die polnische Literatur mit Uebersetzungen des verlornen Paradieses, der Luisiade und vieler anderer Gedichte bereicherte, sind im Versmasse des Originals und zeigen von einer gründlichen Kenntniss der fremden Sprachen und grosser Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache. *Staszyc* hat werthvolle Werke über verschiedene Gegenstände geschrieben und erfreut sich sowohl als Literat wie als Patriot eines grossen Rufes. *Felinski*, der Uebersetzer von Delille und Racine, gilt für den melodiösesten polnischen Dichter. *Hodani*, *Osinski*, *Kicinski*, *Kruszinski* haben ebenfalls die Leistungen des französischen Parnassus auf polnischen Boden übertragen, *Sienkiewicz*, *Odyniec* und

---

1) Der vierte Band erschien in Paris, wo auch seine frühern Poesien unter dem Titel: *Poezye Adama Mickiewicza* wieder aufgelegt wurden.

Andere widmeten ihre Talente der englischen Literatur. *Okraszewski* übersetzte die griechischen Tragiker. *Minasowicz*, der Verfasser von 53 verschiedenen Werken, und *Nagurszewski* übersetzten mehrere der alten Klassiker, allein, den gediegensten Kritiken über sie zufolge, mit mehr Kenntniss der Klassischen, als Geschmack in der Anwendung der eigenen Muttersprache. Unter allen hier angeführten ausgezeichneten Dichtern ist kaum einer, der nicht nächst seinen Original-Arbeiten auch poetische Uebersetzungen gemacht hätte; *Karpinski*, *Narusewicz* und *Krasicki* werden in dieser Beziehung für die vorzüglichsten gehalten.

Im ganzen Gebiete der Poesie zeigten die Polen in keinem Theile einen grössern Mangel an *ursprünglicher* Kraft, als im Drama. Hier war der Einfluss der französischen Schule fast ausschliesslich vorwiegend und massgebend. Wir haben schon früher der Bemühungen einiger vortrefflichen Patrioten erwähnt, ein National-Theater zu errichten, welches sie nicht etwa als eine leichtfertige Vergnügensquelle, sondern als Schule zur Reinigung und Veredlung ihrer Landessprache, des Geschmackes, der Sitten und Gebräuche ihrer Landsleute ansahen. Von diesem Gesichtspunkte aus schrieben sogar Geistliche für's Theater. Der Jesuit *Bohomolec* schrieb die ersten Original-Lustspiele (1757); andere, als *Zeitgemälde* werthvolle Komödien verfasste der Bischof *Kossakowski*. Den Fürsten *Czartoryski* haben wir schon früher als den Verfasser von Trauerspielen angeführt. *Zablocki*, *Lipinski*, *Osinski*, *Kowalski* und Andere verpflanzten die französischen Meisterstücke auf polnische Theater oder ahmten sie nach. Die Schauspieler *Bogusławski*, *Bielawski* und *Zolkowski* schrieben Original-Stücke. Trauerspiele, meist über Sujets aus der polnischen Geschichte, schrieben *Niemcewicz*, *Felinski*, *Dembowski*, *Stawarski*, *Krupinski*, *Hofmann* und *F. Wenzyk*, dessen „Gluski" für die beste polnische Arbeit in diesem Genre gehalten wird. Die populärsten Stücke der neuern Zeit sind vom Grafen *Fredro*, den man den polnischen Molière nennt. Das polnische Theater ist reich an Melodramen, besonders an ländlichen Gemälden in dramatischer Form, von welchen das Stück „Johann Kochanowski" von Niemcewicz eine Probe ist.

Mit Novellen, prosaischen Erzählungen und ähnlichen Arbeiten, in welchen Mittelmässigkeit so häufig, Vollkommenheit aber selten vorwaltet, ist die polnische Literatur weit weniger überschwemmt, als ihre Nachbarin, die russische. Man kann sich dies leicht erklären.

die polnische Sprache besitzt wenige, während die englische so reich an ihnen ist. Das häusliche Leben, das eigentliche Gebiet der neuern Novelle, hat in Polen keine Reize. Das ganze Streben dieser Nation ist aufs öffentliche Leben gerichtet, auf Glanz und militärischen Ruhm; bei ihr findet man nicht die stillen Tugenden der bescheidenen Zurückgezogenheit, sondern die heroischen Thaten des öffentlichen Strebens. Die Schönheit, der Geist, die Gewalt ihrer Frauen ist allgemein anerkannt, aber jene weibliche Scham und Zurückhaltung, die eine englische Novelle in drei Bände zieht, sucht man vergebens in Polen. *Niemcewicz* veröffentlichte jedoch (1827) eine historische Novelle „Johann von Trenczyn", welche man für eine glückliche Nachahmung W. Skott's ansieht. Auch Graf *Skorbeck* schrieb einige. Unter den Novellen, welche eine psychologische Entwickelung des Charakters und Beschreibungen des vornehmern Lebens darbieten, wird jene: „Die Winke des Herzens" als die beste betrachtet. Sie hat die Prinzessin von Würtemberg, eine Tochter von *Adam* und *Isabella Czartoryski*, zur Verfasserin. Eine andere geschätzte weibliche Schriftstellerin ist *Clementine Hofmann*, frühere *Tanska*.

Obschon die Polen aus natürlichem Stolze und National-Gefühl die Leistungen ihrer eigenen Literatur überschätzen, sind sie doch durchaus nicht nachsichtig in ihrer Kritik oder ihren Grundsätzen über die Theorie des Schönen. Die Grafen *Potocki* und *Ossolinski*, *L. Osinski*, *Golowski* und Andere nehmen auf diesem Gebiete einen hohen Rang ein.

Philosophie, als abstrakte Wissenschaft, unabhängig von ihrer Anwendung auf Gegenstände des reellen Lebens, fand immer nur sehr wenige Anhänger unter den Polen. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts wurde Aristoteles ins Polnische von *Petryci* übersetzt. Fast zweihundert Jahre hindurch kannten die Lehrer der Philosophie in Polen nichts als den Aristoteles, und einige Kompendien über Moral und Rechts-Philosophie bildeten die ganze philosophische Literatur Polens. In den ersten Jahren unseres jetzigen Jahrhunderts machten *Jasinski* und *Szaniawski* einen Versuch, die Kantische Philosophie einzuführen, allein, obschon die Sache in den besten Händen war, nur mit geringem Erfolg. *Galuchowski*, ein deutscher philosophischer Schriftsteller von Verdienst, ist ein geborner Pole [1]), so

1) Er ist Verfasser des Werkes: *Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben genetisch dargestellt*, Erlangen 1823.

auch *Trentowski* und *Cieszkowski*, Schüler von Hegel, welche die deutsche Sprache zu ihren Arbeiten wählten [1]).

Zum Studium der schönen Literatur und slavischen Sprache war in dieser Periode Warschau der Hauptort; für Philologie und die strengen Wissenschaften die Universität in Wilna. Diese gelehrte Anstalt hatte besondere Aufmerksamkeit auf die Schulbücher zum Studium der klassischen Sprachen verwendet, und war durch ihre vorzüglichen Professoren *Groddeck*, *Bobrowski* und *Zukowski* ausgezeichnet. Der Erstere, ein Gelehrter von grossem Ruf, der auch mehrere selbstständige philologische Werke schrieb, übersetzte Buttmann's griechische Grammatik ins Polnische; der Letztere veröffentlichte gleichfalls eine griechische und eine hebräische Grammatik. In den morgenländischen Sprachen ist *Senkowski* in Petersburg ausgezeichnet, und der Graf *Rzewuski* in Wien nimmt lebhaften Antheil an der Zeitschrift: „Die Fundgruben des Orients".

In Folge der Vorliebe des Grossfursten Konstantin für mathematische Wissenschaften wurde, nach der Errichtung eines Königreichs Polen unter seiner Verwaltung, eine übertriebene Aufmerksamkeit in den Schulen dem Studium der exakten oder Erfahrungs-Wissenschaften gewidmet; wir sagen eine „übertriebene", weil in Folge dieses „Zuviel" die Moral und sonstigen wissenschaftlichen Kulturzweige der Schüler nothwendiger Weise vernachlässigt wurden. Während dieser ganzen Periode wurde Mathematik von einigen ausgezeichneten Männern gelehrt: von *Johann Sniadecki*, der nächst seiner Gelehrsamkeit auch bezüglich seines Styls und seiner Sprache für ein Muster gilt, von *Poczobut*, *Zaborowski*, *Czech*, *Rogalinski* und Anderen. Auf diesem Gebiete sind auch die Namen *Twardowski*, *Polowki* und *Konkowski* ehrenvoll zu erwähnen. Der Graf *Sierakowski* schrieb ein klassisches Werk über Architektur, und der gelehrte polnische Jude *Stern* ist in ganz Europa als der Erfinder von Rechen- und Ackerbau-Maschinen bekannt. Graf *Chodkiewicz* und *Andreas Sniadecki* sind ausgezeichnete Chemiker. Die Natur-Philosophie, welche übrigens wenig betrieben wurde, zählte geschickte Professoren in *H. Osinski* und *Bystrzycki*; die Naturgeschichte, besonders Botanik und Zoologie in *Klok* und *Jundzill*. Die Medizin war bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts in Polen ausschliess-

1) Der Erstere schrieb *Grundlage der universellen Philosophie*, Karlsruhe 1827; der Andere *Prolegomena zur Philosophie*, Berlin 1838.

lich in den Händen von Ausländern, besonders Deutschen und Franzosen [1]), bis endlich einige talentvolle Polen sich selbst dieser Wissenschaft widmeten, obgleich sie nicht irgend eine nationale Schule bildeten. *Lafontaine*, der Leibarzt des letzten Königs, *Dziarkowski*, *Perzyna*, *Malcz* und Andere sind hier zu nennen. Die Universität Wilna war wegen ihrer medicinischen Fakultät berühmt.

Unter den einsichtsvollen Staatsmännern Polens begannen im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts Einige viel Aufmerksamkeit der National-Oekonomie und ihren verschiedenen Zweigen zuzuwenden, besonders den mit dem Ackerbau in Zusammenhang stehenden Wissenschaften, da dieser Zweig den gegenwärtigen Bedürfnissen des Landes am meisten entsprach. Polen bildet die größte Ebene Europa's, und die Polen scheinen durch ihren meist sehr reichen und fruchtbaren Boden von der Natur zu einem ackerbautreibenden Volke bestimmt zu sein. Wir wollen nicht verschweigen, dass, wenn man diesen Umstand ins Auge fasst, der unglückliche, miserable Zustand der arbeitenden Klassen in einem noch grelleren Lichte erscheint. Das Interesse der Landwirthschaft wurde durch verschiedene Gesellschaften zu fördern versucht und mehrere gute Lehrbücher über diesen Zweig veröffentlicht, obschon weder eine ganz neue Theorie, noch auch nur einige neue Grundsätze durch sie zu Tage gebracht worden zu sein scheinen. Unter allen Zweigen der Moral-Wissenschaft hat die Staats-Oekonomie die meisten Schüler in Polen gefunden. Werthvolle statistische Werke über Polen in polnischer Sprache schrieben *Staszyc*, dessen wir früher ehrenvoll erwähnten, *Slaviarski* u. A. *Swiencki* hat in seiner „Geographie des alten Polens", *Surowiecki* in seiner „Geschichte der polnischen Städte und Dörfer" sehr werthvolle statistische Nachrichten gegeben, und die „Reise nach Konstantinopel und Troja" vom Grafen *Raczynski* enthält einen genauen statistischen Bericht über Podolien und die Ukraine.

Die Gesetzkunde musste in einem Lande wie Polen immer in einem traurigen Zustande gewesen sein. Polen wurde eigentlich

---

1) Siehe Dr. Conner's Geschichte Polens, 1698. Selbst gegen Ende des 17. Jahrhunderts hin waren die Polen noch Barbaren genug, auf den ärztlichen Stand mit Verachtung zu blicken. Und doch hatten sie schon in früherer Zeit einige ausgezeichnete Aerzte, so z. B. *Martin von Olkusz*, *Felix von Lowicz* und Struthius, welcher nach Spanien zur Lebens-Rettung König Philipp's II. und selbst des türkischen Sultans Suliman II. berufen wurde.

durch *Statuten* und *Bestimmungen* (Konstitutionen), die vom Landtage sanktionirt wurden, regiert. Diese beruhten entweder auf herkömmlichen Einrichtungen (*consuetudines*) oder waren durch gelegentliche Umstände veranlasst. Die Städte wurden nach dem Kodex von Magdeburg verwaltet. In Lithauen galten und gelten noch jetzt die alten lithauischen, im Jahre 1529 gesammelten Gesetze, in sofern sie mit keinem neuen *Ukase* im Widerspruch sind [1]). In den andern Theilen Polens gelten die Gesetze jener Reiche, deren Provinzen sie bilden. Daher kommt es, dass die verschiedenen Theile Polens nach sieben verschiedenen Gesetz-Systemen regiert werden [2]). Unter der Regierung des letzten Königs von Polen, der so viele Reformen einführte, wurde auch der Plan zu einem allgemeinen Gesetzbuche gemacht und hierzu Vorschläge von talentvollen Staatsmännern und Gesetzkundigen eingeholt; sie wurden aber alle vom Landtage im 1777 verworfen. Unter der russischen Herrschaft wurde gleich Anfangs die Einführung eines neuen Gesetzbuches begonnen, allein der erste Entwurf eines Strafgesetzbuches, welchen der Staatsrath vorlegte, wurde gleichfalls vom Landtage von 1820 verworfen. Ein Theil des bürgerlichen Gesetzbuches wurde 1825 angenommen, allein das ganze Gesetzbuch, welches schon im Jahre 1830 zur Veröffentlichung fertig war, wurde, so viel wir wissen, nicht vor Ausbruch der Revolution eingeführt. Die Justizpflege ist in Polen eben so schlecht, als in Russland, und nichts als ein grossartiges Gewebe von Diebstahl und Korruption. Von den Richtern der niedern Gerichtshöfe werden zwei Drittel durch Wahl bestimmt. Ein Drittel dieser und alle Beamte der höhern Tribunale werden von der Regierung ernannt. In frühern Zeiten wurde in Polen sowohl der Stand eines Juristen wie eines Arztes für eine Entwürdigung und Herabsetzung eines Edelmannes angesehen. Diese beiden Stände waren zwar nicht, wie der Kaufmannsstand, dem Adel untersagt, — denn ein Edelmann, der sich mit Ellen und Flaschen abgab, verlor seinen Adel, — aber die Sitte hatte alle jene Berufsarten, mit denen Gelderwerb verbunden war, zum Gegenstande der Verachtung gemacht. Es gab sogar eine Zeit, „in welcher es als eine Entehrung für einen Edelmann galt, *Mathematik zu verstehen*" (siehe Briefe über Polen, S. 103).

---

1) Dieser Kodex wird oft der Kodex von Leo Sapieha, Vice-Kanzler von Lithauen, genannt, der ihn im Jahre 1588 aus dem Weiss-Russischen ins Polnische übersetzte.

2) Siehe *Revue Encyclopédique*, Octob. 1827, S. 219.

In neuerer Zeit haben sich die Ansichten über diese Dinge freilich geändert, und das Studium der Gesetze ist, besonders in seiner so nothwendigen Beziehung zur Justizpflege, nicht mehr ein verachtetes. *Slowinski* in Krakau, *Bentkie* und *Maciejowski* in Warschau wurden als juridische Professoren sehr geschätzt. Wir werden später noch Gelegenheit finden, das werthvolle Werk des Letztern über diese Gegenstände anzuführen. Das römische, sowohl das Civil- als das Straf-Recht, wurde auf allen Universitäten ebenso wie das Natur- und Völker-Recht studirt; obschon letzteres bei der Lage des unglücklichen Landes mehr als 70 Jahre hindurch so grausam verletzt wurde.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, dass die polnische Literatur kaum einige Reise-Werke besitzt, obschon bis zum Jahre 1818, in welchem die russische Regierung betreffende Verbote erliess, Reisen ins Ausland zu den Hauptbedingungen der Erziehung unter dem polnischen Adel galten. Einige wurden in früherer Zeit in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben; unter den letztern erwähnen wir *Johann Potocki's* „Reisen zur Entdeckung slavischer Alterthümer", Hamburg 1795. In neuerer Zeit hat der Graf *Raczynski* ein „Tagebuch seiner Reisen nach Konstantinopel und die Ebene von Troja" veröffentlicht, welches mit prächtigen Abbildungen ausgestattet war [1]). Eine Schilderung Gross-Britanniens gab im Jahre 1825 *Ljach Szymon* unter dem Titel *Anglia i Szkocya* heraus.

Sechste Periode.

Von der polnischen Revolution 1830 bis zur gegenwärtigen Zeit.

Wir sind nun in der Geschichte der polnischen Literatur bis zum Jahre 1830 gekommen, einer Zeit, die einen eben so ruhmvollen als traurigen Abschnitt in der Geschichte Polens bildet. Wenn man die Literatur eines Landes ganz im Allgemeinen betrachten könnte,

1) Breslau 1821. Derselbe Verfasser veröffentlichte Johann Sobieski's Briefe, ein Buch, das man in der von dem Grafen Plater und Salvandy besorgten französischen Uebersetzung in ganz Europa las. Eine Reihe von *Memoiren*, unter denen einige von grosser Wichtigkeit für die polnische Geschichte sind, wie z. B. jene von *Pasek*, *Wybicki*, *Kollontay* u. s. f., verdanken ihr Erscheinen der grossmüthigen Freigebigkeit dieses Edelmannes im vollsten Sinne des Wortes.

wenn sie nicht im innigsten Zusammenhang mit dem politischen Schicksal ihres Vaterlandes stände, würden wir diese Periode schon um etwa funfzehn Jahre früher [1]), mit den ersten Kämpfen zwischen der romantischen und klassischen Schule, beginnen haben. Da man aber diese funfzehn Jahre gewissermassen als die Zeit der Reife jenes Geistes betrachten kann, der sich im Jahre 1830 offenbarte, stellt dieses letztere Jahr — mit den Bemühungen der russischen Regierung, alle polnische Nationalität zu vernichten, mit seinen Aufhebungen der höhern Unterrichts-Anstalten und seiner Vernichtung aller Bibliotheken als der vorzüglichsten Unterrichts-Mittel, — nur zu entschieden einen Abschnitt, nicht nur in der polnischen Geschichte im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders in der polnischen Literatur dar.

Der Zustand des Landes war im Ganzen zu Anfang des Jahres 1830 nicht gerade unglücklich. Doch die Behandlung Polens durch das russische Gouvernement erregte immer mehr eine allgemeine Missstimmung, die am Ende zur tiefsten Erbitterung, namentlich gegen die *ausübende* Gewalt überging; denn ein hochsinniges Volk lässt sich viel leichter durch strenge Gesetze, als durch eine willkührliche Herrschaft regieren. Nach der, dem Lande verbürgten Verfassung sollte es z. B. keine Art von Censur geben, es durfte keine russische Besatzung nach Polen verlegt werden u. s. w. — Es hat jedoch den Anschein, dass nicht sowohl die Verletzungen der Verfassung von Seiten der Regierung, als vielmehr das Betragen der Civil- und Militär-Beamten einen so tiefen Hass und mit diesem die Revolution hervorgerufen hat. — Die Annalen der Stadt Warschau während jener Periode bieten in der That ein unendlich trauriges Gemälde der damaligen Zustände für die Geschichte dar.

Der Krieg, welcher alle geistigen Fähigkeiten der Nation in Bewegung setzte, hemmte aber die Fortschritte aller literarischen Thätigkeit, und selbst in der ruhigern Zeit, die auf ihn folgte, — einer Kirchhofsruhe, — waren die gebeugten Gemüther der Nation, deren Söhne meist innerhalb zweier Jahre gefangen, exilirt oder

1) Wir wissen nicht, von welcher Zeit an die polnischen Literatur-Historiker nach Bentkowski die Epoche der gegenwärtigen Literatur datiren, da uns Wiszniewski's *Historia literatury Polskiej* nicht zur Einsicht kam. Wir wissen nicht einmal gewiss, ob die Werke über Literatur-Geschichte, welche dem Vernehmen nach J. C. Rakowiecki und Professor Aloys Osinski um dieselbe Zeit vorbereitet haben sollen, schon erschienen sind.

verstümmelt worden waren, wenig geeignet, intellektuelle Zwecke zu verfolgen. Ein kleiner Band, der drei Gedichte von *Niemcewicz* und *Mickiewicz* enthielt, wurde in Leipzig 1833 gedruckt. Es ist das Schwanenlied des ältern Poeten, während der jüngere die Heldenthaten seiner tapfern Brüder besingt. Von den Gedichten des Letztern (3 Bände, Paris 1828), erschien ein vierter Band, der die reifern Arbeiten seines Mannesalters enthält. Der letzte Vice-Präsident von Warschau, *Xaver Bronikowski*, veröffentlichte zu derselben Zeit „Polnische Novellen" in deutscher Sprache zu Nürnberg. Eine Anzahl polnischer Literaten lebte in Paris zerstreut. Ein Werk, das auf zwölf Bände berechnet war, wurde unter dem Titel: *Souvenirs de la Pologne, historique, statistique et literaire* in dieser Stadt angekündigt, denn die Pressen der Heimath waren jedem Ausdruck vaterländischer Gefühle und Klagen unzugänglich. Die funfzehn Druckereien in Warschau veröffentlichten im J. 1832, vom März bis December, nur 30 Werke.

Die Universitäten von Warschau und Wilna waren aufgehoben und die reichen Bibliotheken dieser Institute nach Petersburg gebracht worden. Der Kaiser erklärte ganz offen, dass er gern jede Spur von *polnischer* Nationalität zerstören und die Polen ganz in ein russisches Volk umwandeln möchte. Selbst die niedern Schulen wurden grösstentheils ihrer Fonds entblösst und in russische Regierungs-Schulen umgewandelt. Nach einigen Jahren gänzlicher Entblössung an Hilfsmitteln für den höhern Unterricht wurde für die Polen eine neue Universität zu Kiew, jedoch nach russischem Vorbild und in russischem Geist, gegründet. Die National-Sprache und die National-Eigenthümlichkeiten wurden auf sehr energische und konsequente Weise an allen Orten so viel als möglich verfolgt und unterdrückt, und Versuche aller Art gemacht, um sie durch russische Sitten und durch die russische Sprache zu ersetzen. Die Union der griechischen und der katholischen Kirche wurde aufgehoben und auf diese Weise Tausende genöthigt, die russische Kirche zu bekennen. In den höhern Schulen setzte man Preise für die besten Arbeiten in russischer Sprache aus, und 1833 wurde ein Gesetz erlassen, vermöge dessen nach dem Jahre 1834 kein Pole um eine russische Staatsanstellung anhalten durfte, der nicht eine vollkommene Kenntniss der russischen Sprache nachweisen könnte. In den sogenannten weiss-russischen Provinzen, d. i. in Lithauen, Podolien und Volhynien, — Länder, welche schon früher unter russi-

scher Herrschaft gewesen waren und noch von lithauischen und russischen Bauern bewohnt sind, während der Adel aus Polen besteht, — waren diese Massregeln bezüglich der heranwachsenden Jugend von wunderbarer Wirkung, und der Unterrichts-Minister Ouwaroff drückte in seinem Bericht von 1839 seine Zufriedenheit in vollstem Masse aus.

Im Allgemeinen wurde aber von Seiten Polens die Regierung durchaus nicht befriedigt; es herrschte daselbst ein gewisser Stillstand des geistigen Lebens, welcher die Wünsche derselben nur zu fördern schien. Literarische Leistungen waren, im Vergleich mit der frühern Produktivität, sehr spärlich. Im Jahre 1837 wurden nicht mehr als 118 Bücher im ganzen Königreich veröffentlicht, und unter diesen waren nur 75 in polnischer, die übrigen in hebräischer Sprache verfasst. Die Presse und alle Organe der öffentlichen Stimme waren unter der strengsten Kontrole. Aber selbst die wenigen Objekte, denen die Literaten ihre Untersuchungen und Erläuterungen zuwendeten, bezeugten am besten, dass die Liebe zum Vaterlande noch keineswegs erloschen war. Die Geschichte Polens wurde mehr als je Gegenstand des Studiums. Privat-Bibliotheken und Archive wurden nach Material durchsucht, und einzelne Momente der Vergangenheit, einzelne Theile der Geschichte zum Thema genauerer Prüfungen und Untersuchungen gewählt, als sie zuvor von diesem thätigen und rastlosen Volke ähnlichen Dingen zugewendet worden waren. Eines der wichtigsten Werke, welches bald nach der Revolution erschien, war die Geschichte der slavischen Gesetzgebungen vom Professor *Maciejowski* (*Historya prawodawstw Slowanskich*, Warschau 1832—35). Es wurde sowohl von den zahlreichen deutschen, als slavischen Gelehrten, welche sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigten, gut aufgenommen, sie fanden aber bald, dass es die Ansprüche der tiefern Kritik unserer Zeit nicht gänzlich befriedige. Man kam zuletzt darin überein, es nur für ein Vorbereitungsbuch anzusehen, das kurz darauf, wenigstens theilweise, durch eine andere Arbeit desselben Verfassers ergänzt wurde, welches den Titel führt: „Beiträge zur Geschichte der slavischen Begebenheiten, Literatur und Gesetzkunde“ [1]). Ein

1) *Pamiętniki o dziejach piśmiennictwie i prawodawstwie Słowian*, Warschau 1838. Eine deutsche Uebersetzung erschien 1842 in Petersburg: *Denkwürdigkeiten über die Begebnisse, das Schriftwesen und die Gesetzgebung der Slaven.* —

Werk von *J. Hube* „Ueber das slavische Erbrecht" erschien um dieselbe Zeit; ebenso eine Arbeit vom Professor *Kuckarski*, welche die ältesten slavischen Dokumente betraf (*Najdawniejsze pomniki prawa Slawiańskich*, Warschau 1843).

Als werthvolle Monographien verdienen Erwähnung: Die Geschichte der Königin Barbara Radziwil, nach bisher unbekannten Quellen, von *M. Balinski*, der auch eine Geschichte von Wilna schrieb; die Biographien der Hetmans, von *Zegota Pauli*; eine Geschichte von Posen, von *Lukaszewicz*; eine dergleichen von Lithauen, von *Th. Narbutt*; eine von Polen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von *Maruszewski*; geschichtliche und topographische Beschreibungen, Sprache und Sitten betreffend, von *Przezdziecki* und *Kraszewski*. Wir führen hier auch die Geschichte der lateinischen Sprache in Polen von Dr. *Morawski* an, ein Buch, welches für eine Quelle von Gelehrsamkeit und nützlichen Kenntnissen gilt. Man findet in ihm ein Verzeichniss aller der verschiedenen in Polen veröffentlichten Ausgaben der Klassiker. Wir ersehen aus diesem Verzeichniss, dass Cicero's Werke, theils vollständig, theils stückweise, nicht weniger als 45 Mal erschienen sind; die früheste Ausgabe ist vom Jahre 1509 in Krakau. Horaz ist achtmal erschienen, zuerst 1521. Ovid viermal, zuerst 1530. Virgil sechsmal, zuerst 1642.

Die Herausgabe von Chroniken aus früher Zeit, die den Zweck hatten, dieselben dem Publikum zugänglich zu machen, wurde fortgesetzt. Jene von Lemberg wurde von Dr. *Zubrzycki* 1844, jene von Krakau 1845 von *Muczynski* veröffentlicht [1]). Archäologische Untersuchungen erregten immer das allgemeine Interesse. Der Staub von Jahrhunderten wurde von mancher werthvollen Urkunde entfernt, und nach einander erschienen: *A. Grabowski's* historische Alterthümer Polens (*Starożytności historyczne Polskie*, Krakau 1840); Galiziens Alterthümer von *Zegota Pauli* (*Starożytności Galicyjskie*, Krakau 1841), und ein Werk über polnische Archäologie

---

Derselbe Verfasser veröffentlichte in neuester Zeit ein Werk über die alte Geschichte Polens und Lithauens: *Pierwotne dzieje Polski i Litwy* u. s. f., Warschau 1846.

1) Muczkowski's werthvolle Geschichte der Universität von Krakau wurde schon früher erwähnt.

vom Grafen *Eustachius T.* (*Rzut okiem zrodła Archaeologii Krajowej*, Wilna 1842). Hierher gehört auch eine Sammlung wichtiger historischer Dokumente, 1847 herausgegeben [1]), und eine Reihe von numismatischen Arbeiten von *Lelewel*, der im Exil schrieb, von *Pajdacki*, von *Ign. Zagorski* und *E. Rastawiecki*, und vor allen vom Grafen *E. Raczynski* (*Kodex dyplomatyczny Polski*, Warschau 1847). Die patriotischen Bemühungen dieses Edelmannes, der den Druck manches alten Manuskriptes veranstaltete, und der kein Opfer scheute, wo es sich um die Beförderung von Wissenschaft und Literatur handelte, verdienen das höchste Lob und können andern Edelleuten zum Muster dienen.

Auch die Kirchengeschichte, ein bisher in Polen gänzlich vernachlässigtes Gebiet, begann in der gegenwärtigen Periode Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. *Joseph Lukaszewicz* schrieb eine Geschichte der böhmischen Kongregationen in Polen (so nennt man in Polen die Lutheraner), in den J. 1835 und 1846 eine Geschichte der helvetischen (kalvinistischen) Konfession in Lithauen. Der Graf *Valerian Krasinski*, der in England sein Asyl gefunden hatte, veröffentlichte ebenfalls eine Geschichte der Reformation in Polen in englischer Sprache [2]).

Man kann natürlich nicht erwarten, dass eine Geschichte der neuern Zeiten in Polen selbst, wo die Feder gefesselt ist, geschrieben werde, obschon sich daselbst ein freier Geist hierzu finden würde. Die Republik Krakau erfreute sich ungefähr zehn Jahre hindurch eines gewissen Grades von Unabhängigkeit. Sie hätte ein Asyl für polnische Literatur und Wissenschaft werden können; sie wurde aber nur zu bald blos der Schauplatz politischer Leidenschaften und Streitigkeiten. Einige ihrer Gelehrten zogen sich von diesen Streitigkeiten zurück, und so entstanden die schon früher erwähnten gelehrten Werke *Mucherzinski's* und *Muczkowski's*, eine Geschichte der polnischen Literatur von *Wiszniewski* und ein neues polnisches Wörterbuch von *Trajanski*.

---

1) Zu derselben Zeit auch in Frankreich veröffentlicht: *Medailles de Pologne etc.*, Posen 1838, ein prachtvolles Werk.

2) Historische Uebersicht des Entstehens, Fortschrittes und Verfalles der Reformation in Polen und des Einflusses, welchen die heilige Schrift auf die Literatur, Moral und Politik dieses Landes gehabt hat, vom Grafen *Valerian Krasinski*, Bd. I., London 1838.

Neuere Reisewerke schrieben *Kraszewski* und *Holawinski*; der Erstere beschreibt Süd-Russland, der Letztere seine Pilgerfahrt ins gelobte Land; beide wurden 1845 veröffentlicht. Ihnen ging ein Reisewerk über Sibirien, einem wohl selten zu einer Vergnügungs-Reise gewählten Lande, voraus (*Wiadomosci o Syberyi przez J. K.*, 1843).

Wir haben schon bemerkt, dass man die neuere Geschichte Polens in Polen selbst geschrieben nicht erwarten kann. Diese Bemerkung führt uns zugleich auf die Literatur der polnischen Emigranten, wie sie gewöhnlich genannt wird und die in Paris ans Licht trat. Seit der Revolution von 1830 war diese Hauptstadt der Hauptsitz der polnischen literarischen Thätigkeit gewesen. Eines der ersten wichtigen, daselbst veröffentlichten Werke war *Moritz Mochnacki's* Geschichte der polnischen Insurrection, welches unter seinen eigenen Landsleuten einen neuen und heftigen Streit hervorrief. Mochnacki's Name war als des Verfassers eines Werkes über die polnische Literatur des 19. Jahrhunderts [1]) und als gewandten Redakteurs mehrerer Zeitschriften vortheilhaft bekannt. Das politische Missgeschick dieses Mannes aber, und ganz besonders der Umstand, dass er bald als ein Werkzeug des Grossfürsten Konstantin, bald als das Opfer seines Hasses erschien, machten ihn, obschon er in der Revolution tapfer mitgefochten hatte, seinen Landsleuten verdächtig. Er starb in Frankreich, noch nicht ganz 30 Jahre alt. Seine zerstreuten Schriften wurden 1836 von *A. Jelowicki* veröffentlicht, einem Gliede der patriotischen Familie dieses Namens, der tief in die Revolution verflochten war und als Flüchtling in Paris lebte. Eine in dieser Stadt errichtete Druckerei diente ganz allein zur öffentlichen Drucklegung polnischer Werke.

Ein anderes Werk über die jüngsten Begebenheiten schrieb *Wratnowski*, der eine Geschichte der Insurrection in Volhynien (Paris 1837) herausgab. Ein belebtes Zeitgemälde, das vor ungefähr vier Jahren unter dem Titel: „Darstellung des National-Geistes in Polen" (*Wizerunki Duszy narodowej*, Paris 1847) von *Ojcyzcniak* erschien, zeigt die tiefen Gefühle des Verfassers, einen glühen-

1) *O Literaturze Polskiey w wieku dziewietnastym*, Warschau 1830, einige Tage vor Ausbruch der Revolution veröffentlicht.

den und gewiss nicht unnatürlichen Hass gegen die Gewalt, aber einen noch heftigern gegen seine *demokratischen* Landsleute, welchen er den Verlust der guten Sache in die Schuhe schiebt. Eine Geschichte des polnischen Aufstandes, die *S. B. Gnorowski* in englischer Sprache (London 1839) veröffentlichte, athmet denselben heftigen und vorurtheilsvollen Geist.

Die slavische Presse in Paris war besonders in Zeitschriften produktiv, alle sind mit Hass und Leidenschaft gegen ihre Unterdrücker gefüllt und alle wurden mit ziemlichem Talente redigirt. Die *Revue Slave*, die *Mlada Polska* (das Jung-Polen), die *Cronica Emigracyi Polskiej* (Polnische Emigranten-Chronik) und das von *N. U. Hoffmann* herausgegebene *polnische Vademecum* mögen hier erwähnt werden. Aus dem letztern ersehen wir, dass von 1831 bis 1837 *neun* polnische Emigranten in Frankreich durch Duelle und *vierzehn* durch Selbstmord umkamen.

Joachim Lelewel, dessen *literarische* Thätigkeit vielmehr der vorhergehenden Periode angehört, während die jetzt zu betrachtende mehr *politischer* Art war, lebt noch in Brüssel, wo er erst neulich (1840) ein Werk „über das bürgerliche Recht der polnischen Bauern" veröffentlicht hat. Er bemüht sich, zu beweisen, dass die Unterdrückung und der verfallene Zustand dieser Volksklasse erst mit der Einführung des Christenthums über sie kam, und stellt die katholische Geistlichkeit, in deren Interesse diese Sachlage ist, als die Hauptfeinde der Bauern vor. Lelewel's Schriften haben einen entschiedenen Einfluss in Polen geübt, als die irgend eines andern Schriftstellers. Das Streben aller seiner geschichtlichen Untersuchungen, wenn es auch nicht immer ersichtlich zur Schau getragen wird, geht seit dem Beginn der russischen Herrschaft dahin, ihre Macht zu untergraben, und die grosse Geschicklichkeit, mit welcher er sich bemüht, seine wahren Absichten zu verbergen, seine Bemerkungen zu verstellen und unter einer harmlosen Maske sein vorgesteckles Ziel zu erreichen, — haben ihm seit zwanzig oder dreissig Jahren den Namen des „Geschichts-Jesuiten" verschafft.

Wir haben nur noch eine allgemeine Uebersicht über die Fortschritte der polnischen *belles-lettres* in den letzten zwanzig Jahren zu geben, also über jene Arbeiten vermischten Inhalts, die das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Hier müssen wir nun ein

Buch, „die Abendstunden eines Pilgrims" (*Wieczory pielgrzyma*, Paris 1837) benannt, erwähnen, welches in blühendem Styl und auf sehr interessante Weise über die Literatur, den geistigen Zustand Polens und die so viel gepriesene Wiedergeburt der Wissenschaften unter der Regierung von Stanislaus Poniatowski eine ziemlich vollständige Belehrung enthält.

Das interessanteste Produkt dieser Periode aber sind vielleicht *Adam Mickiewicz'* Vorlesungen über slavische Literatur und slavische Zustände, die er in Paris, als Professor am *College de France*, hielt [1]). Der grosse Enthusiasmus, welcher diese Vorlesungen durchglüht, die Begeisterung, mit welcher sie vom Anfang bis zu Ende abgefasst sind, lässt sie uns in einem viel höhern Lichte, als dem gewöhnlicher Vorlesungen über den fraglichen Gegenstand erscheinen. Man kennt kein gedankenreicheres, kein anregenderes Buch über denselben; es zeigt durchgängig die Vernunft eines Poeten und eine poetische Anschauungsweise der Welt. Der eine grosse Grundgedanke dieser Vorlesungen ist der *Panslavismus*, — ein vergeistigter, idealisirter Panslavismus aber, — von einer Farbe upd Art, die andern Nationen wenig Furcht wegen ihrer Nationalität einzuflössen braucht, obgleich er auch gerade nicht ihre Sympathien erregt. — Mickiewicz idealisirt Napoleon und prophezeiht eine Welt-Revolution; eine neue Revolution, eine Fackel, die die Welt erhellen soll; er nennt sich selbst „einen Funken, gefallen von dieser Fackel"; seine Mission ist es, der Welt die kommenden Ereignisse vorherzusagen, „als ein lebendiges Zeugniss der neuen Revolution". Obschon diese Prophezeihungen nicht strenggenommen politisch sind, so sieht man doch leicht, dass diese neue Revolution, nach der Meinung ihres Propheten, in „der Vereinigung der *Kraft* des slavischen Geistes mit dem *Wissen* des Westens (Frankreich)" bestehe, durch welche das zwischen beiden liegende deutsche Wesen vernichtet werden müsse.

Dieser grosse Dichter zeigt seine ganze Vortrefflichkeit aber erst in seinen rein poetischen Arbeiten. In einer schönen Erzäh-

---

1) Dieses Werk erschien zu gleicher Zeit in deutscher Sprache, mit einer für die deutsche Ausgabe eigens vom Verfasser geschriebenen Vorrede. Der deutsche Titel ist: *Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände in den Jahren* 1840—41. 4 Bde. Leipzig 1843—44.

lung. *Pan Tadeusz*, „Herr Thaddäus" (Paris 1834), die, obschon in Versen, doch eine Novelle ist, beschreibt er sehr plastisch das bürgerliche und häusliche Leben in Lithauen, unmittelbar vor dem Kriege von 1812; ausserdem bewies er sein Genie durch viele kleinere Gedichte. Er ist übrigens nicht sehr produktiv, ein Umstand, der von den meisten slavischen Dichtern gilt.

Die vorzüglichern Dichter der neuen romantischen Schule in Polen, als deren Gründer man Mickiewicz ansehen kann, sind folgende:

A. E. Odyniec und *Julius Korsak*. Beide vorzüglich durch gute Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt, Beide auch nicht ohne selbstständiges Talent. *Anton Malczeski* ist der Verfasser einer poetischen Erzählung, *Maryo* [1]), des vielleicht volksthümlichsten Buches der neuern polnischen Literatur. Es ist eine rührende Familien-Sage des edlen Hauses Potocki in Volhynien, von Malczeski aber in die Ukraine verpflanzt und mit sehr treffenden Schilderungen dieses Landes verflochten. Malczeski lebte ein sehr abenteuerliches Leben und starb, noch nicht 34 Jahre alt, im Jahre 1826.

Die Ukraine scheint überhaupt ein Lieblings-Schauplatz für die romantische Schule der polnischen Poeten zu sein. *Zaleski*, *Goszczynski* und *Grabowski*, die Alle Dichter von mehr als gewöhnlichem Talent sind, geben uns Bilder aus diesem Lande, die abwechselnd *sanft und rauh, wild und romantisch klingen*. Es müssen also wohl dort anziehende und abstossende Elemente unter einander selbst dem angeborenen Dichter vorkommen; denn das gemeine Volk besteht aus Russen und hasst den polnischen Adel als seinen Unterdrücker. *Thomas Padura*, ein anderer junger polnischer Dichter, wählte sogar den Dialekt der ruthenischen Bauern für seine Lieder. Auch *Michael Czaykowski* machte die Ukraine zum Schauplatz der meisten seiner Erzählungen; man betrachtet ihn als den besten Novellenschreiber seines Landes. Seine Kosaken-Legenden (*Powieści Kozackie*, Paris 1837, deutsch übersetzt von Minsberg, Glo-

1) *Maryo* wurde zuerst in Warschau 1815, und später in mehrern Auflagen veröffentlicht, unter welchen wir die von *Bielowski*, Lemberg 1838, und eine bei Brockhaus und Avenarius, Leipzig und Paris 1844, erwähnen. In demselben Jahre erschien auch eine schöne deutsche Uebersetzung in Leipzig: *Maryo*, aus dem Polnischen des A. Malczeski von K. R. Vogel.

gau 1838), seine Erzählungen (*Wernyhora*, Paris 1838, deutsch übersetzt, Leipzig 1841). *Kirdzali*, der Hetman der Ukraine[1]) u. s. f., beurkunden ein ungewöhnliches Talent.

Zur poetischen Literatur der polnischen Emigranten gehören ferner die Arbeiten von *A. Gorecki*, *Garczinski*, *J. Slowacki*, und vor Allen jene des Grafen *Ignaz Krasinski*, der aber nicht derselbe ist, welcher die Geschichte der Reformation in Polen in englischer Sprache schrieb. Er wird von vielen seiner Landsleute für den grössten lebenden Dichter gehalten. Seine meisten Produkte sind in eine gewisse mystische Atmosphäre gehüllt, welche einen Kommentar zu ihrer Erläuterung nöthig macht. Zwei dramatische Gedichte, das eine, im Gegensatz zu dem bekannten Werke Dante's: „Die ungöttliche Komödie" genannt, und das andere „Iridion", eine Durchführung des bekannten Schiller'schen Satzes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", werden als seine ausgezeichnetsten Leistungen angesehen[2]).

Inzwischen hat dieser Literaturzweig in Polen selbst in einigen seiner Jünger dieselbe streng nationale Richtung genommen, welche die Absichten der Russen und Böhmen der neuern Zeit charakterisirt. Viele Arbeiten, die unter die *belles-lettres* gehören, sind nichts Anderes, als Stoff für das Gesellschafts-Zimmer, da sie die Bedürfnisse des sogenannten grossen lesenden Publikums zu befriedigen suchen. *Graf Skarbeck*, *J. Kraszewski*, *F. Barnatowicz* († 1838), *K. Koreell*, *Szabranski* und Andere sind beliebte Novellenschreiber. Unter den Dichtern erwähnen wir denselben *Szabranski*, *Nowasielski*, *Zialinski*, *Alex. Groza*, *Burski*, und vor Allen *Lucian Siemienski* und *A. Bielowski*. Der Letztere übersetzte zusammen mit *Kamienski* den Schiller. Der Graf *Vincenz Kicinski* übersetzte Viktor Hugo, und *Holowinski* den Shakespeare. Als erfolgreiche dramatische Schriftsteller nennt man die Grafen *Fredro*, *Korzeniowski*, *St. Jaszowski* u. s. f.

---

1) Die beiden letztern erschienen in Paris 1838 und 1841 und wurden ins Französische und Deutsche übersetzt.

2) *Nieboska komedya*, Paris 1835, 2. Auflage 1837; Deutsch: *Die ungöttliche Komödie*, aus dem Polnischen von K. Batornicki, Leipzig 1841. *Irydion*, Paris 1836. Dieses Buch wurde zweimal ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1839 und Berlin 1846.

Von völlig nationalem Charakter sind alle Arbeiten des *Wladislaus Woicicki*, der sein Leben vorzugsweise dem Studium der Alterthümer seines Vaterlandes und seiner Muttersprache widmete. Im Jahre 1838 veröffentlichte er eine interessante Sammlung alter polnischer Sprüchwörter [1]), verschiedene historische Erzählungen, die in Taschenbüchern zerstreut sind, ein grösseres Werk, „Häusliche Skizzen" benannt, und ein anderes über polnische Frauen [2]); alle sind Bilder der polnischen Lebensweise und Sitten in gewissen Zeiten, und haben eine historische Basis. Eine reiche Sammlung von Sagen und Volks-Legenden gab derselbe Gelehrte 1839 heraus [3]). Dieses wichtige Moment aus dem Volksleben erregte daher die Aufmerksamkeit auch anderer polnischer Gelehrten. So wurde im Jahre 1838 eine Sammlung von Volksliedern aus den um den Bug liegenden Landstrichen veröffentlicht [4]). Eine andere erschien in demselben Jahre (Prag 1838), herausgegeben von den Dichtern *Siemienski* und *Bielowski* unter dem Titel: *Dumki*, d. h. Elegien; sie sind polnische Uebersetzungen gelb-russischer Volkslieder [5]). Die grosse und einfache Schönheit der Volks-Gesänge der Kosaken überraschte die literarische Welt. *Woicicki* und *Zegota Pauli* waren aber eigentlich die Ersten, die ihr Augenmerk den eigentlich polnisch-lechischen Volksliedern, d. i. den Liedern der Bauern in Masurien und Podlachien, dem Grossherzogthum Posen, dem Gebiet Krakau u. s. f., zuwendeten, welche bis auf diese Zeit kaum ihrer Existenz nach bekannt waren [6]).

Es scheint, dass die russische Regierung, die alle geistige Thätigkeit ihrer polnischen Unterthanen auf das strengste überwacht, auch geneigt war, dem vermutheten Bedürfniss nach Volks-Poesie nach ihrer Art unter die Arme zu greifen. So erschien in Warschau eine Sammlung von Balladen, 69 an Zahl, die dem Lobe der Herrscher Russlands, von Rurik bis auf Alexander,

---

1) *Starozytney wiessci z XI go XVI go i XVII go wieku.* Der Verfasser hat auch schon früher ein ähnliches Werk veröffentlicht. Polnische Sprüchwörter haben auch Knapski und Rysinski gesammelt.

2) *Zarysy domowe*, Warschau 1841, und *Niewiasty Polskie*, Warschau 1844.

3) *Klechdy Starozytnye powiesci i podania ludu Polskiego i Rusi*, Warschau 1837.

4) *Piesni ludu bielachrobatow, Mazurow i Rusiz nad Buga*, Lemberg 1838.

5) *Duma*, *Dumka*, wobei das Wort *gedacht* verschwiegen wird, ist der Name von elegischen, meist historischen Balladen des gelb-russischen Volkes.

6) Mehr über diesen Gegenstand sehe man im *vierten Theil*.

gewidmet waren. Diese Balladen sind im Volksstyl gehalten und wurden sehr wohlfeil verkauft [1]). Wir können nicht angeben, in wiefern sie sich allgemeiner Beliebtheit und Verbreitung erfreuten [2]).

Drittes Kapitel.

Sprachen der sorbischen Wenden in der Lausitz und anderer nun erloschener wendischen Stämme.

Der nordöstliche Theil von Deutschland, westlich bis gegen die Elbe und Saale hin, war vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert

---

1) Der Titel ist: *Spiewy historyczne Cesarstwa Rossyiskiego*, d. h. Geschichtliche Lieder von den russischen Kaisern.

2) An grammatikalischen und lexikalischen Werken ist die polnische Sprache sehr reich; allein das Interesse, welches sich in neuerer Zeit für das Schicksal der Polen gezeigt hat, dehnt sich nicht auch auf ihre Sprache aus. Im Folgenden sind die vorzüglichsten Werke angegeben.

Sprachlehren. Deutsche. Krummholz, *Polnische Grammatik*, Breslau 1797. 6. Aufl. — *Auszug aus Kopczynski's Grammatik* von Polsfuss, Breslau 1794. — Mrongovius, *Polnische Sprachlehre*, Königsberg 1794, und in mehreren andern Auflagen unter vermischten Titeln. Die letzte Ausgabe Danzig 1836. — Szumski's *Polnische Grammatik*, Posen 1830. — Vater's *Grammatik der polnischen Sprache*, Halle 1807. — Bantkie, *Polnische Grammatik*, seinem Lexikon beigegeben, Breslau 1808—1824. — Szrzeniawa, *Wortforschungslehre der polnischen Sprache*, Lemberg und Lemgo 1842—1843. — Poplinski, *Polnische Grammatik*, Lissa 1836, letzte Auflage 1840. — Stostakowskiego, *Polska Gramm. Trzemeszne* 1846. — Schieweck, *Grammatik der polnischen Sprache*, Fraustadt und Neustadt 1847. *Französische:* Kopczynski, *Essai d'une grammaire Polonaise*, Warschau 1807. — Trembczynski, *Grammatique raisonnée de la langue Polonaise*, neue Aufl. Warschau 1794.

Wörterbücher. Deutsche und französische: Die besten sind: Mrongovius: *Handwörterbuch der polnischen Sprache*, letzte Auflage, Danzig 1823. — Troc, *Franz.-poln.-deutsch. Wörterbuch* in verschiedenen Auflagen von 1742—1821. — J. V. Bantkie, *Taschenwörterbuch der polnischen Sprache* (deutsch u. französich), Breslau und Warschau, in verschiedenen Aufl., von 1805—1819. — Slownik, *Francusko-Polski, Dictionnaire Polonais Français*, Berlin und Leipzig 1839—45. — *Dictionnaire Polonais-Français*, 2 Bände, 18., Paris 1844. — J. A. E. Schmidt, *Nouveau Dictionnaire portatif Français et Polonais*, Zerbst 1847. — *Polnisch-deutsch. Taschenwörterbuch* von Jordan, Leipzig 1845. — Hauptwerke für die Sprache sind die etymologischen Wörterbücher: G. S. Bantkie, *Slownik dokladny iez. pol. i niem.*, Breslau 1806, und Linde's *Slownik iez. pol.*, Warschau 1807—14. Ueber andere philologische Werke siehe Schaffarik's Geschichte der slavischen Sprachen S. 410.

fast ausschliesslich von Nationen slavischer Abstammung bewohnt. Verschiedene deutsche Stämme — unter ihnen die Burgunder, die Sueven, Heruler und Herminonen — hatten schon früher ihre zeitweiligen Wohnsitze zwischen der Weichsel und Elbe aufgeschlagen. Bei der grossen Völkerwanderung der asiatisch-europäischen Nationen, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch ganz Europa, vom Eismeer bis zum atlantischen Ocean, in Bewegung setzte und sich selbst gegen den Norden Afrika's hin erstreckte, gingen die kriegerischen deutschen Nationen gegen Süd-West vorwärts; slavische Stämme hingegen überschritten die Donau und Weichsel in ungeheurer Menge und nahmen die Länder in Besitz, welche die Deutschen verlassen hatten. Jene, welche über die nördliche Weichsel kamen, liessen sich längs der Ufer der Ostsee, westlich bis gegen die Elbe und Saale und südlich bis zum Erzgebirge an den Grenzen Böhmens hin, nieder.

Diese slavischen Stämme wurden von den Deutschen **Wenden**, lateinisch *Venedi*, genannt. Dieser Name scheint in früher Zeit von den Deutschen auf alle slavischen Nationen, mit denen sie in Berührung kamen, angewendet worden zu sein; denn der Name **Winden**, der noch, wie wir gesehen haben, die deutsche Bezeichnung für die Slovenzen oder die slavischen Einwohner von Süddeutschland ist, ist eigentlich derselbe Ausdruck, nur in etwas veränderter Form. Im Laufe der Zeit wurde jedoch der Name **Wenden** die ausschliessliche Bezeichnung für die nördlichen deutsch-slavischen Stämme, von welchen es heut zu Tage nur wenige spärliche Ueberreste giebt. Und doch waren sie einst eine mächtige Nation. Man kann unter ihnen fünf wohl unterschiedene Stämme (Zweige) annehmen.

Den ersten nennen wir die *Obotriten*, die frühern Bewohner des jetzigen Grossherzogthums Mecklenburg und der angrenzenden Gegenden nach West, Nord und Süd hin. Sie wurden in die eigentlichen Obotriten, die Wagrier in Holstein und die Polaben und Linonen an den Ufern der Elbe und Leine, eingetheilt, waren aber unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt oder König vereinigt. Sie und ihre östlichen Nachbarn, die *Wilzen*, lateinisch *Veletabae*, mit welchen sie in beständigem Kriege lebten, waren der kriegerischste und mächtigste unter den slavischen Stämmen. Die Wilzen oder Pomeranen lebten vermischt mit den Kassuben, einem lechischen Stamm, zwischen der Oder und Weichsel und wurden von

den Obotriten (782) unterjocht. Nur mit der äussersten Anstrengung konnten diese Letztern ihre Unabhängigkeit gegen ihre Nachbarn nach Westen und Süden, die Deutschen, behaupten. Von Karl dem Grossen unterworfen, gewannen sie unter seinen Nachfolgern wieder ihre Unabhängigkeit, und Jahrhunderte vergingen in fortwährenden blutigen Streitigkeiten mit abwechselndem Erfolg. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden sie jedoch von Heinrich dem Löwen, dem Herzog von Sachsen und Baiern, völlig unterjocht. Er verwüstete ihr ganzes Land, vernichtete den grössten Theil des Volkes und zwang die wenigen übrig gebliebenen Einwohner mit ihrem Fürsten, aus seinen blutigen Händen das Christenthum anzunehmen. Im Jahre 1167 gab er diesem Letztern, der Pribislaus hiess, einen Theil seines Königreichs zurück, und verheirathete seine Tochter Mathilde an den Sohn von Pribislaus, welcher, einige Jahre später, zum Herrscher des Reichs ernannt und so für die deutsche Sache gewonnen wurde. Seine Abkömmlinge sind die gegenwärtigen Herzoge von Mecklenburg, und es verdient erwähnt zu werden, dass diese Fürsten heut zu Tage in Europa die einzigen Regenten von slavischem Stamme sind. Deutsche Priester und deutsche Kolonisten führten die deutsche Sprache ein, obschon Bruno, der vorzüglichste Missionär unter den Obotriten, in ihrer Sprache predigte. Der von ihnen gesprochene slavische Dialekt ging allmälig zu Grunde, wahrscheinlich ohne zur Schriftsprache geworden zu sein, wenn nicht etwa kurz vor ihrem Verschwinden, als Gegenstand der Neugierde. Die einzigen Ueberbleibsel von ihr, die bis auf uns gekommen sind, bestehen in einigen unvollständigen Wort-Verzeichnissen, die unter den Polaben und Linonen, d. i. den Bewohnern der an der Elbe (slavisch *Labe*) und Leine (slavisch *Linae*) gelegenen Gegenden, gesammelt wurden.

Lange schon, nachdem das ganze Land völlig germanisirt war, waren noch einige Städte am östlichen Ende des gegenwärtigen Königreichs Hannover fast ausschliesslich von einem Volke slavischer Abkunft bewohnt, welche noch im 17., ja bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in gewissem Grade ihre alte Sprache und Sitten bewahrt hatten. Seitdem aber, da die Deutschen ein grosses Vorurtheil gegen den wendischen Namen hatten — die Nationen dieses Stammes, besonders jene im westlichen Theil des deutschen Gebiets, waren nämlich als unterjochte Stämme und wegen ihrer sehr niedrigen Bildungs- und Wissensstufe verachtet, — legten sie nach

und nach alle ihre nationalen Eigenthümlichkeiten ab. Als gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Hennings, ein deutscher Pastor in Wustrow, grosse Mühe darauf verwandte, unter ihnen geschichtliche Notizen und ein Wörterbuch ihrer Sprache zu sammeln, fand er die Jugend völlig unwissend in letzterer und die ältern Leute sich dieser Kenntniss schämend, oder wenigstens in Furcht, deshalb von ihren Kindern verlacht zu werden. Sie hielten seine Nachforschungen und die anderer intelligenter Personen bezüglich ihrer alten Sprache für Bemühungen, sie lächerlich zu machen, und leugneten es Anfangs gerade zu ab, irgend einige Kenntniss von diesen Gegenständen zu haben. Wir finden jedoch, dass man selbst in späterer Zeit in dieser Gegend noch fortfuhr, in wendischer Sprache zu predigen. Der Gottesdienst in ihr wurde zuletzt in Wustrow im Jahre 1751 abgehalten. Nach den Wörterbüchern zu urtheilen, welche Hennings und einige Andere zusammenstellten, war ihr Dialekt, wie der in der Nieder-Lausitz gesprochene, der polnischen Sprache nahe verwandt, hatte jedoch auch einige Eigenthümlichkeiten aus der böhmischen Sprache, und theilweise noch seine eigenen [1]).

Der zweite grosse wendische Stamm, die Wilzen oder Pomerianer, auch Veletaben genannt, wurden, wie wir schon früher erwähnten, im Jahre 782 von den Obotriten unterjocht, und das Land zwischen der Oder und der Weichsel bildete mehr als hundert und funfzig Jahre hindurch einen Theil des grossen wendischen Königreichs. Sie gewannen jedoch noch vor der gänzlichen Auflösung dieses letztern (im Jahre 1026) ihre Unabhängigkeit unter ihren eigenen Herzogen wieder, welche Letztere sich an Deutschland anschlossen und später unter dem Namen der Herzoge von Pommern Reichsfürsten wurden. Im Jahre 1124 wurden die ersten Pomerianer von Otto, Bischof von Bamberg, getauft, und der Platz, wo dieser Akt geschah, der Ottobrunnen, welcher vor ungefähr fünfhundert Jahren mit vier Lindenbäumen eingezäunt wurde, wird noch den Fremden gezeigt. Da sie Glauben und Lehre von Deutschland aus empfingen, ist wohl der Einfluss der deutschen Sprache leicht zu erklären. Deutsche Kolonisten verbreiteten ihre Sprache durch das ganze Land. Der Letzte, welcher die alt-pommersche Sprache

1) Herder theilt in seinen *Volksliedern* eine Volks-Ballade aus diesem Dialekte mit. Siehe Literatur und Kunst Band VII. S. 126. Die Ausgabe von 1827—30

verstanden hat, soll im J. 1404 gestorben sein. Man hat auch keine Spur eines Ueberbleibsels von ihr, ausgenommen einige Orts- und Personen-Namen, deren slavischer Ursprung im ganzen nordöstlichen Deutschland aus den Endsylben *itz*, *ow*, *ik* oder *ow* erkannt werden kann. Im Jahre 1637 starb die Linie der alten pommerschen Herzoge aus und das Land fiel an Brandenburg, mit Ausnahme jenes Theiles, welchen Schweden auf dem westphälischen Frieden usurpirte. Dazu gehört nun auch die Insel Rügen, welche bis zum Jahre 1478 ihren eigenen Fürsten hatte. Sie ist ein vorzüglicher Fundort für deutsch-slavische Alterthümer. Die alten Rugier und ihre Götter werden von Tacitus erwähnt und von Saxo Grammatikus geschildert. Die alten Chroniken und Legenden, die aus noch ältern Traditionen hervorgingen, sprechen von einer grossen und blühenden Stadt, Namens *Vineta*, auf der kleinen Insel Wollin im Südosten von Rügen, die einst der Hauptplatz für den westlichen slavischen Handel, und, wie Herder es nennt, das slavische Amsterdam gewesen sein soll. Diese Stadt soll nach Einigen von den Dänen zerstört worden sein; Andere sagen, sie sei in dem Meere untergegangen. Neuere Forscher haben jedoch ihre jemalige Existenz bezweifelt, und so hart es auch fällt, die vielen, an einen solchen Gegenstand geknüpften poetischen Gedankenreihen von sich zu weisen — ähnlich jenen, welche die Seele bei Erinnerungen aus Herkulanum und Pompeji erfüllen — so sind doch die Einwürfe dieser Forscher noch nicht genügend entkräftet worden.

Der dritte Zweig des wendischen Stammes waren die *Ukrier* oder Grenz-Wenden, von *Ukraina*, Grenze. Sie lebten auf dem Gebiet, welches später die Markgrafschaft Brandenburg bildete, und waren in mehrere Zweige getheilt, wie die Heveller, Retarier u. s. f. Ihre Lage war der Art, dass beständige Kämpfe zwischen ihnen und den Wächtern der deutschen Grenzen, den Markgrafen von Sachsen, auf der andern Seite der Elbe, unvermeidlich waren. Auf diese Weise dehnten sich die deutschen Marken oder Grenzen immer weiter und weiter aus, bis endlich im Jahre 1134 Albert der Bär, Graf von Askanien, die Wenden besiegte. Die slavischen Einwohner dieser Gegend wurden grausamer Weise völlig aufgerieben. Das Land wurde mit deutschen Kolonisten bevölkert und von dem deutschen Kaiser an Albert den Bär, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, als Lehen gegeben. Brandenburg war der deutsche Ausdruck für *Brannibor*, der ansehnlichsten unter den wendischen Städten,

nach welcher das Land benannt wurde. Die Orts-Namen, deren viele auf ähnliche Weise modificirt wurden, sind in der That die einzige lebende Spur der einst in diesem Theile Deutschlands gesprochenen wendischen Sprache. Kein wendischer Stamm weiter scheint so völlig ausgerottet zu sein: die gegenwärtigen Einwohner von Brandenburg sind von so rein deutschem Ursprunge, als jene irgend eines Theiles von Deutschland.

Nur die Abkömmlinge zweier wendischen Stämme haben ihre Sprache erhalten, und selbst diese sind von dem Standpunkte mächtiger Nationen, die ein Gebiet von mindestens 4800 geographischen Quadratmeilen einnahmen, auf die verhältnissmässig kleine Zahl von kaum 200,000 Seelen herabgesunken, die jetzt die Ober- und Nieder-Lausitz bewohnen. Fast alle sind Bauern, denn die höhern Stände sind alle völlig germanisirt, wenn auch vielleicht slavisches Blut in ihren Adern rollt. Diese Stämme sind die Sorben, lat. *Sorabae*, in der Lausitz, und in zwei verschiedene Zweige getheilt. Sie nennen sich selbst heut zu Tage *Serbier (Serviens)*, oder vielmehr (wie ihre Brüder an der Donau) *Serben*, ihre Sprache die *serbische* Sprache. Obschon sie in der That zwei verschiedene Stämme ausmachen und verschiedene Dialekte sprechen, so kann man doch ihre frühere Geschichte nicht gut trennen. Nach der Auflösung des grossen Königreichs Thüringen durch die Franken und Sachsen im Jahre 528 nahmen die Soraben oder Sorben die von den Hermunduren verlassenen Länder in Besitz, nämlich das Gebiet zwischen dem Harzgebirge, der Saale und dem Erzgebirge, und dehnten ihre Herrschaft gegen Norden hin bis zu den Sitzen ihrer Brüder, der Ukrier, und östlich bis zu dem Lande hin, in welchem ihre nahen Verwandten, die Lechen, sich um dieselbe Zeit niedergelassen hatten. Sie machten die wenigen deutschen Einwohner, die sie im Lande zerstreut fanden, zu Sklaven, und begannen, dem ihnen eigenthümlichen Thätigkeitstriebe gemäss, bald nach ihrer Ankunft den Boden zu bearbeiten, Städte zu erbauen und mit den Produkten des Landes zu handeln. Obschon eigentlich kein kriegerisches Volk, waren sie doch mehrere Jahrhunderte hindurch im Stande, ihre Grenzen gegen die häufigen Angriffe ihrer deutschen Nachbarn auf der andern Seite der Saale zu vertheidigen und sie auch vergeltungsweise zu beunruhigen. Allein den Waffen Karl's des Grossen waren sie schon nicht gewachsen, und nach einer kurzen Zwischenzeit wiedergewonnener Unabhängigkeit wurden sie von Heinrich I. völlig unterjocht und

tributpflichtig gemacht. Ihr Land wurde, nach deutscher Sitte, in *Marken* getheilt und mit deutschen Ansiedlern bevölkert. Diese Letzteren liessen sich vorzüglich in den Städten nieder, und bauten Dörfer zwischen Bergen und Wäldern, während die Wenden, vorzugsweise mit Ackerbau beschäftigt, die Ebenen behaupteten. Aber selbst auf den Ebenen erhoben sich bald die Schlösser der deutschen Ritter, ihrer Herren und Unterdrücker, und die wendische Bevölkerung sank allmälig zur erbärmlichen Lage von Leibeigenen herab.

Im Jahre 968 wurde der erste Versuch gemacht, sie zum Christenthum zu bekehren, theils mit Gewalt, theils durch den Unterricht der christlichen Missionäre. Allein es ging mehr als Ein Jahrhundert vorüber, bevor die christliche Religion völlig unter ihnen eingeführt war. Benno, Bischof von Meissen, der im Jahre 1106 in einem Alter von 90 Jahren starb, erhielt wegen seines grossen Eifers in der Bekehrung der Wenden von den Slaven den Namen eines Apostels. Der hartnäckige Widerstand, mit welchem sie das Christenthum von sich wiesen, ist leicht aus der ungerechten, ja verbrecherischen Weise erklärlich, in welcher es ihnen von den Deutschen aufgedrungen wurde, die da unter sie kamen, das Schwert in der einen, das Kreuz in der andern Hand, und dazu noch von ihnen das Opfer ihrer Sprache, ihrer Sitten und ihrer ganzen Nationalität verlangten. Das von Natur aus friedliche und ergebene Gemüth der Slaven machte sie, wie wir gesehen haben, in allen andern Ländern zur Aufnahme der christlichen Lehre sehr willig, besonders wenn ihre Besieger sich wie Apostel betrugen, wie dies z. B. der Fall mit dem russischen Wladimir, mit Jagello in Lithauen [1]) u. s. f. war. Allein die früher angeführte Weise, nach welcher die deutschen Sieger vorgingen, diente nur dazu, nicht blos unter den Wenden, sondern auch, einige Jahrhunderte später, unter den alten Preussen, alle Gefühle von National-Stolz zu einem entschiedenen Widerstande auf-

1) An einem gewissen Tage waren alle Bewohner von Kiew an den Ufern des Dnieper versammelt, und auf ein Zeichen ihres Regenten tauchten sie alle ins Wasser, einige bis zur Hüfte, andere bis zum Nacken; Eltern hielten ihre Kinder auf dem Arme, während die Ceremonie von Priestern verübt wurde. So empfing eine ganze Nation die Taufe nicht nur ohne Widerstand, sondern mit Ergebenheit und Demuth, denn alle waren überzeugt, dass ein von ihrem Herrscher und ihren Boyaren angenommener Glaube der beste in der Welt sein müsste. *Foreign Quart. Revue*. Artikel über Karamsin's Geschichte Russlands, Band III., S. 169. Vergleiche auch Henderson's Reisen in Russland, S. 191.

zustacheln. Selbst die Bekehrung ohne Gewalt, welche die Deutschen bisweilen vornahmen, war dem Geiste des wahren Christenthums wahrhaft zuwider. So hatte z. B. der Bischof Otto von Bamberg die Gewohnheit, auf seinen Missions-Reisen immer eine Anzahl von funfzig und noch mehr Wagen, beladen mit Leinwand, Lebensmitteln und andern ähnlichen Dingen, mit sich zu führen, mit welchen er gleich diejenigen, die sich taufen liessen, belohnte [1]).

Aber selbst auch das glanzvolle Licht des Christenthums, dessen Lehren bereits alle wendischen Stämme empfangen hatten, klärte das Dunkel ihres Schicksals nicht auf. Jenes erniedrigende Verhältniss zwischen Gebieter und Unterthan in Deutschland, welches das letzte Jahrhundert noch entstellte, war im alten freien Deutschland völlig unbekannt, in welchem blos der Kriegsgefangene ein Sklave wurde, und schreibt sich erst aus der Zeit der Unterwerfung der Wenden her. Die Deutschen scheinen sie in der That als Menschen von niedriger Abkunft betrachtet und demgemäss behandelt zu haben. Die Verachtung, mit der die alten Geschichtschreiber von ihnen sprechen, empört jeden freisinnigen und vorurtheilslosen Leser, und ist kaum erklärlich. Denn die Sorben scheinen zur Zeit ihrer Unterjochung den Deutschen im Ganzen an Bildung überlegen gewesen zu sein, obschon sie in Folge der entwürdigenden Behandlung im Laufe der Zeit weit hinter diesen zurückblieben. Verachtet und unterdrückt, waren sie Jahrhunderte lang in einem Zustande von Unwissenheit und Vernachlässigung, aus dem sie nur, wie es schien, durch Beseitigung ihrer slavischen Eigenthümlichkeiten und besonders ihrer Sprache, sich erheben konnten. Der Gebrauch der letztern vor den Gerichtshöfen war im 14. Jahrhundert im grössten Theile des Landes gesetzlich verboten. Bei Beginn desselben Jahrhunderts hörte man die wendische Sprache noch bisweilen in Leipzig sprechen, aber später nie mehr. In den Dörfern verschwand sie etwa funfzig bis hundert Jahre später gänzlich, und nur einzelne Worte gingen in die deutsche Sprache über. Allein nicht Gleiches war der Fall mit ihren Sitten und National-Eigenthümlichkeiten; es giebt noch mehrere Stämme unter den Bauern aller dieser Provinzen Deutschlands, an welchen der slavische Ursprung ganz deutlich zu erkennen ist [2]). Ihre Sprache jedoch wurde bis an den äussersten

1) Man sehe Kramer's *Pommersche Kirchen-Historie*, Bd. I., Kap. 29.

2) Unter andern die Bauern des Herzogthums Altenburg, welche durch einen gewissen Grad von Bildung, der unter den Bauern sehr selten ist,

östlichen Winkel ihres einst so ausgedehnten Gebietes zurückgedrängt, und wird hier, und nur hier, noch immer gehört. Wir meinen die, die Lausitz genannte Provinz, die zwischen Sachsen, Böhmen, Schlesien und Brandenburg liegt und deren grösster Theil jetzt unter preussischer und nur ein sehr kleiner unter sächsischer Herrschaft ist.

Luchitze, Lusatia, Lausitz, bedeutet im Slavischen ein niedriges Marschland. Dieser Name wurde einst nur auf den nordöstlichen Theil des gegenwärtigen Landes oder die Ober-Lausitz angewendet, welche wenigstens zur Zeit der wendischen Ansiedelung ein Land von erwähnter Beschaffenheit war. In späterer Zeit wurde dieser Name ganz uneigentlich auch auf den südwestlichen Theil, die Nieder-Lausitz, einem sehr schönen und gebirgigen Lande, ausgedehnt. Die Lausitz wurde von Heinrich I. dem Markgrafen von Meissen zum Lehen gegeben. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurden ihre beiden Hälften bald vereinigt und bald wieder getrennt, und waren bald unter der Herrschaft der genannten Markgrafen, bald unter jener Polens oder Böhmens, ohne jedoch zum deutschen Reiche zu gehören. Im 14. Jahrhundert wurde sie Böhmen einverleibt, bei dem sie auch fast drei Jahrhunderte lang blieb. Blos diesem Umstande ist die theilweise Erhaltung der wendischen Sprache zuzuschreiben. Im Frieden von Prag (1635) wurde sie an Sachsen abgetreten. Auf dem Kongresse zu Wien (1815) wurde sie, mit Ausnahme einer kleinern Hälfte der Ober-Lausitz, Preussen zugewiesen, dem sie noch gehört.

1. *Sprache der Sorben in der Ober-Lausitz.*

Die Städte Bautzen, Zittau, Kamenz, Löbau und ihr Gebiet bilden den sächsischen Theil der Ober-Lausitz. Von seinen 195,000 Bewohnern spricht nur ungefähr der vierte oder fünfte Theil die wendische Sprache. Im nordöstlichen Theile der Ober-Lausitz, der zu Preussen gehört, findet ungefähr dasselbe Verhältniss bezüglich der wendischen Einwohner statt. In beiden Gebieten zusammen beträgt die Zahl der Wenden etwa 100,000. Ihre Sprache ist der böhmischen sehr nahe verwandt; wo die Sorben der obern Lausitz und der Polen den Buchstaben *h* aussprechen, gebrauchen jene der

und durch ihr blühendes Aussehen und ihren Wohlstand ausgezeichnet sind. Obschon lange völlig germanisirt, haben sie doch noch gewisse wendische Gebräuche beibehalten, besonders bei Hochzeits- und ähnlichen Festen, deren Details sehr interessant sind.

Nieder-Lausitz und die Böhmen den Laut g. Beide lausitzische Dialekte haben übrigens sehr viel von ihren ursprünglichen Eigenthümlichkeiten verloren; so haben beide aus der deutschen Sprache das Geschlechtswort angenommen.

Die Reformation hatte auch hier wie überall einen wohlthätigen Einfluss auf die Muttersprache. Die Bischöfe von Meissen, zu deren Diöcese die Lausitz gehörte, hatten wohl wiederholt die Priester und Seelsorger, deren Fürsorge das geistige Heil der armen slavischen Lausitzer anvertraut war, ermahnt, die Volkssprache zu lernen; allein diese gaben dieser Ermahnung wenig Folge, und die katholische Geistlichkeit, welche von den Eingebornen mit der grössten Verachtung sprach, war vollkommen zufriedengestellt, wenn sie das Volk *Amen* und *Kyrie Eleison* zu ihren lateinischen Gebeten sagen hörten. Da die Lausitz nahe dem Schauplatze von Luthers frühestem Wirken liegt, wurde auch von seinen Jüngern den slavischen Einwohnern bald das Evangelium gepredigt, und die natürliche Folge hiervon war, dass die katholische Geistlichkeit auch der Muttersprache einige Aufmerksamkeit zuzuwenden begann.

Im Jahre **1550**, wenn nicht schon früher, wurde eine sorbische Uebersetzung des Neuen Testamentes vollendet, deren Manuskript, und vielleicht selbst deren Autograph, noch in der Berliner Bibliothek aufbewahrt wird. In der melancholischen Periode des „Interims", welche nach dieser Zeit kam, wurde die Energie der Protestanten in Etwas gelähmt. Gegen das Ende des Jahrhunderts aber wurde wieder Luther's kleiner Katechismus und mehrere andere religiöse und geistliche Abhandlungen, meist von Geistlichen, aus dem Deutschen übersetzt und in den Schulen eingeführt, vorzüglich in den Dorfschulen, denn die Städte wurden immer mehr und mehr germanisirt.

Die Vernachlässigung und der Verfall der sorbischen Bevölkerung wurden aber von einigen patriotischen Männern sehr schmerzlich empfunden, und die wirklich ungerechten und tyrannischen Bemühungen ihrer deutschen Beherrscher im **17.** Jahrhundert, ihre Sprache auszurotten und sie durch die deutsche zu ersetzen, stiessen überall nur auf eine gewaltsame und mit Widerstreben verbundene Willigkeit hierzu. Uebrigens konnte der Erfolg dieser Vorgänge, überall wo deutsche Obrigkeit und deutsche Priester waren, nirgends fehlen. Die Nationalsprache wurde von der heranwachsenden Generation gänzlich vergessen, und in den ersten drei Viertheilen des **17.** Jahrhunderts wurde kaum Ein wendisches Buch gedruckt. Auch

wusste man ja kaum eine Sprache zu schreiben, deren Orthographie und Sprachlehre noch nicht in bestimmte Regeln gebracht worden waren.

Im Jahre 1679 rieth der Jesuit *Jakob Ticinus*, ein geborner Lausitzer, in einer kleinen lateinischen Flugschrift (*Principia linguae Vandalicae seu Wendicae*, Prag 1679—1682) seinen Landsleuten, die in der böhmischen Sprache gebräuchlichen Rechtschreibungs-Regeln anzunehmen, da diese der ihrigen so nahe verwandt sei. Allein die Protestanten unter ihnen, welche sowohl der Zahl als dem Ansehn nach die Hauptpartei ausmachten, verwarfen diesen Rath und zogen es vor, die bald darauf von einem deutschen Geistlichen *Z. J. Bierling* festgestellten Regeln (in *Didascalia sive Orthographia Vandalica*, Bautzen 1689) anzunehmen. Diese standen zwischen jener der böhmischen und der deutschen Sprache in der Mitte und werden noch heut zu Tage befolgt. Es war wahrscheinlich das Vorgefühl von Furcht eines möglichen gänzlichen Erlöschens ihrer Sprache, welches die schlummernden Wenden wieder zu einigen Lebensäusserungen antrieb. Einzelne Theile des Evangeliums wurden gegen den Schluss desselben Jahrhunderts von *Michael Frenzel* veröffentlicht, und im Jahre 1706 erschien das ganze Neue Testament in einer wendischen Uebersetzung, einer deutschen Luther's angepasst.

Eine Uebersetzung der ganzen Bibel, von einigen protestantischen Geistlichen verfasst, wurde im Jahre 1729 zum ersten Mal veröffentlicht und ist seitdem zweimal wieder gedruckt worden. Eine Uebersetzung für Katholiken von *A. Swotlik* existirt noch im Manuskripte. Ein deutsches Gebetbuch für die Letztern gab es noch 1696, und 1710 erhielten auch die Protestanten eines. In dem erstern ist die Orthographie des Ticinus befolgt. Das letztere ist nach jener von Bierling geschrieben. So war selbst diese geringe Zahl eines Volkes, das doch von deutschen Gegnern und Unterwühlern seiner Nationalität rings umgeben war, und das, selbst einig, genug Mühe gehabt hatte, seine Stellung zu behaupten, wegen ganz indifferenter Dinge noch in Parteien gespalten, und vergrösserte auf diese Weise selbst seine Schwäche.

Den Protestanten gelang es endlich, ein Seminarium zur Erziehung wendischer Priester in Leipzig (1716) zu gründen. Ein anderes wurde in Wittenberg (1749) errichtet. Ihre Literatur war ausschliesslich fast religiösen Inhalts und bestand meist aus Uebersetzungen aus dem Deutschen. Eine andere *wendische Grammatik*

schrieb G. *Matthei*, einer der Uebersetzer der wendischen Bibel. Ein Wörterbuch bereitete *Frenzel* vor (*De originibus linguae Sorabicae. M. Abr. Frencelii*, Bautzen und Zwickau 1693—96). Beide Werke haben jetzt nur noch als Kuriositäten einigen Werth. Der Letztere hat die feste Ueberzeugung, dass die Slaven ursprünglich Hebräer waren, und bemüht sich, in allen Haupt- oder Nennwörtern der sorbischen Sprache einen gewissen Grad von Analogie zwischen beiden Sprachen nachzuweisen. Die einzigen Werke, welche Jemand, der heut zu Tage diesen slavischen Dialekt studiren will, benutzen kann, sind eine kurze Grammatik von *Seiler* [1]) und eine neuere von *J. P. Jordan*. Der Letztere hat das für diese Sprache passendste orthographische System gebraucht, nämlich das von Dobrovsky für die böhmische eingeführte [2]).

Der ober-lausitzische Dialekt hat auf diese Weise einen Grad von Ausbildung erlangt, welcher, da die Meisten, die ihn lesen und sprechen, der niedern Volksklasse angehören, verhältnissmässig nur wenig gewürdigt wurde. An religiösen Liedern fehlt es auch nicht, und einige Gesänge von Klopstock's Messiade wurden, im Versmasse des Originals, von *Mohn* übersetzt. Die Volkslieder der Sorben, ein Zweig der Dichtkunst, in dem die meisten slavischen Nationen so reich sind, wurden erst in neuester Zeit auf ihre Existenz geprüft. Als aber durch die Veröffentlichung einiger sehr interessanter serbischer Balladen das Interesse des deutschen Publikums für diese Art von Poesie sehr rege wurde, wendete auch der sächsische Staats-Minister Baron *Nostitz*, der selbst ein geschätzter deutscher Dichter war, seine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und es gelang ihm, mehrere kleine Lieder voll jener sanften, halb nachdenkenden, halb schelmischen Gefühle, welche die slavischen Nationen im Allgemeinen charakterisiren, zu sammeln. Sie wurden von ihm übersetzt und seinen Freunden im Manuskripte mitgetheilt; wir wissen jedoch nicht, ob sie auch gedruckt worden sind.

1) *Kurzgefasste Grammatik der ober-wendischen Sprache*, Bautzen 1828.

2) *Grammatik der wendisch-sorbischen Sprache in der ober Lausitz*; im Systeme Dobrovsky's abgefasst von J. P. Jordan, Prag 1841. Wir erwähnen auch *Maly Serb*, d. i. *der kleine Serbe, wendisch-deutsche Gespräche etc. mit einem wendisch-deutschen und deutsch-wendischen Wörterbuche etc.*, von J. E. Schmaler, Bautzen 1841. — Ausserdem giebt es noch ein sorbisches Wörterbuch, und zwar in lateinischer Sprache: *Vocabularium latino-sorbicum*, von G. A. Swotik, Bautzen 1721.

Der frühere Zustand wollte aber nun nicht mehr behagen. In den letzten zwölf Jahren entstanden zwei Gesellschaften, eine in Breslau unter jenen Studenten, die geborne Lausitzer waren, und eine zweite in Bautzen unter den Gelehrten des Lyceums, deren Zweck die Förderung der Landessprache und die Vermehrung der Kenntniss über die Alterthümer des Landes war. Beide Gesellschaften, von Leuten aufstrebenden Geistes gegründet, erfreuten sich des Beistandes von Männern, welche ein allgemeines Interesse an slavischen Angelegenheiten nahmen. Eine andere gelehrte Gesellschaft unter dem Titel: „Der wissenschaftliche Verein der Ober-Lausitz" wurde ebenfalls vorläufig gegründet. Im Jahre 1836 schrieb diese Gesellschaft einen Preis für eine Sammlung noch gangbarer Volkslieder sammt ihren Melodien aus. Die Frucht hiervon war eine sehr werthvolle Sammlung. Die ersten Nummern erschienen 1841, und das Ganze wird ein Hauptwerk in der Literatur der Volks-Poesie bilden. Es war eine angenehme Ueberraschung, zu finden, dass selbst diese isolirten slavischen Stämme, welche so lange von andern ihnen verwandten Nationen getrennt waren, noch eine Menge von slavischen Original-Sagen und alten Melodien besassen, während andererseits bei vielen unter ihnen gefundenen Balladen der Einfluss ihrer deutschen Nachbarn, sowie vielleicht ihr eigener Einfluss auf letztere, ganz ersichtlich ist. Balladen und Lieder, von denen man wusste, dass sie Jahrhunderte zuvor in Hessen oder am Rhein gesungen wurden, stiegen plötzlich aus der Nacht einer unbeachteten Existenz, zwar entstellt, aber deutlich zu erkennen, und in einer slavischen Form, welche das Gepräge ihres Alterthums hatte [1]).

2. *Sprache der Sorben in der Nieder-Lausitz.*

Die Nieder-Lausitz oder der nordöstliche Theil des Gebietes der Lausitz, sammt dem angrenzenden Kreise Kotbus in Brandenburg, hat ungefähr dieselbe Anzahl wendischer Einwohner, als die Ober-Lausitz. Der von ihnen gesprochene Dialekt hat eine grosse Verwandtschaft mit dem polnischen, ist aber, wie jener ihrer Brüder in der Ober-Lausitz, durch deutsche Einschiebsel, und zwar noch mehr als dieser, verderbt. Er ist ganz ersichtlich im Verfall, und

1) *Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz, und mit den Singweisen, deutscher Uebersetzung, etc.*, herausgegeben von Leopold Haupt und J. E. Schmaler. Grimma 1841. 2 Bände. Der zweite Band enthält die Gesänge im Dialekte der Nieder-Lausitz

man kann kaum etwas Anderes erwarten, als dass nach etwa hundert oder mehr Jahren keine Spur mehr von ihm, ausser einigen geschriebenen oder gedruckten Dokumenten, vorhanden sein wird.

Das erste bekannte Buch, dessen Druck in diesem Dialekte und mit einer eigenthümlichen Kombination deutscher Lettern ausgeführt wurde, sind *Möller's* Hymnen, Katechismus und Liturgie, Bautzen 1574. Die gegenwärtige Literatur der Nieder-Lausitz ist, wie jene der Ober-Lausitz, auf Werke religiösen Inhalts, Sprachlehren und Wörterbücher beschränkt. Von den erstern hat sie eine nicht unbeträchtliche Anzahl aufzuweisen. Sie besitzt auch eine vollständige Bibel-Uebersetzung. Das Neue Testament wurde schon im Jahre 1709 für sie von *Fabricius* übersetzt und mit dem deutschen Texte zusammen gedruckt. Sie ist wiederholt aufgelegt worden, und im Jahre 1796 kam noch eine Uebersetzung des Alten Testaments von *Fritze* hinzu [1]).

Vierter Theil.

Umriss der Volks-Poesie der slavischen Nationen.

In der bis jetzt gegebenen Uebersicht der Literatur slavischer Nationen haben wir uns enthalten, irgendwie Proben ihrer Poesie beizufügen. *Wenige* hätten den Leser nicht befriedigt, und hätten auch nicht genügt, allen jenen Dichtern die nöthige Anerkennung zu verschaffen, deren jeder seinen eigenen literarischen Typus hat, und *viele* hätten den Umfang dieses Buches verdoppelt. Shukovsky, Pushkin, Mickiewicz, Brodzinski, Krasinski, Kollar — jeder von diesen hat, wie wir eben sagten, seinen eigenen poetischen Charakter, von dem der Leser, ohne grössere Reihen ihrer Arbeiten kennen zu

1) Philologische Werke über diesen Dialekt giebt es folgende: Hauptmann's *Wendische Sprachlehre*, Lübben 1761. — *Kurze Anleitung zur Wendischen Sprache*, 1716. — Megiseri *Thesaurus Polyglottus*, Frankfurt 1603, der auch den Nieder-Lausitzischen Dialekt einschliesst. Mehrere Wörterbücher über diesen Dialekt sind noch im Manuskripte vorhanden; siehe Schaffarik's Geschichte etc. Seite 486.

lernen, kaum einen gehörigen Begriff hätte bekommen können, und selbst dann noch wäre die Hälfte ihres wahren Werthes in Folge der Uebersetzungen verloren gegangen. Sie haben aber alle etwas von jenem eigenthümlichen *slavischen* Charakter, der in gewissem Grade allen slavischen Nationen zukommt und der so schlagend in ihrer Volks-Poesie ausgedrückt ist.

Unsere Bemerkung über den Verlust des Hauptreizes, welchen alle poetischen Arbeiten erleiden, wenn sie in ein fremdes Gewand (fremde Sprache) gekleidet werden, bezieht sich eben so auf die Volks-Poesie, wie auf die Werke der eigentlichen Literatur, ja auf erstere fast noch mehr. Und wenn schon jede Art von Poesie die Hälfte ihrer Schönheiten durch Uebersetzungen verliert, so gilt die Wahrheit des lateinischen Satzes: *Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae* ganz besonders von den idiomatischen Eigenthümlichkeiten der Volkslieder. Gleiches gilt von jenen rein lyrischen Liedern, der einzigen Art von Dichtkunst, die man bei vielen slavischen Stämmen findet. Sie sind so mit der Sprache selbst verwachsen, dass ein begabter Geist sie wohl nachahmen, nie aber befriedigend übersetzen kann. Sie sind die charakteristischen Züge in der Physiognomie eines Volkes, oder, wie Görres sagt, wie Puls und Athem die Zeichen und der Massstab des innern Lebens. „Während die grossen *epischen* Ströme", bemerkt dieser geniale Schriftsteller weiter, „den Charakter eines ganzen, weit ausgebreiteten Ufer-Gebietes widerspiegeln, Zeit und Geschichte, sind diese kleinern lyrischen Ergüsse die Quellen und Brunnen, die mit ihrem Netzwerk von Bächen das ganze Land bewässern und tränken und seine innersten Geheimnisse an den Tag bringen, die Bewegungen seines geheimsten Herzblutes offenbaren" [1]). Wir geben daher die im Nachfolgenden vorgelegten Proben von slavischer Volks-Poesie nicht blos als Gegenstände der Bewunderung, sondern als bezeichnende Züge des geistigen Zustandes, der Denk- und Fühlweise der betreffenden Nationen.

Die jetzige Zeit ist eine Utilitätszeit. Wohl lebt der Geist der Poesie noch, denn er ist unsterblich; allein die Zeit seiner lebendigen Macht ist vorbei. Seine jetzige Wohnung ist die Studirstube, die Sphäre seiner Wirksamkeit das Gesellschaftszimmer, der Schauplatz, wo seine Leistungen in Maroquin und Gold gebüllt zur Schau

1) *Volks- und Meisterlieder*, Frankfurt a. M. 1817.

kommen, das Boudoir reicher und vornehmer Leute. *Volks-Poesie*, wir meinen nicht jene göttliche Gabe, die wenigen gottgesegneten Individuen verliehen ist, sondern jenes allgemeine Schaffen, welches die Menge durchdringt, wie es aus der Natur hervorquillt, — Volks-Poesie liegt unter allen Nationen Europa's im Sterben. Hier und da findet man zwischen Felsen eine einzelne Blume, durch die kräftige Gebirgsluft bewehrt, oder einige kränkelnde Pflänzchen, schon bei der Geburt halb geknickt, in einem einsamen Thale aufgewachsen, und verscheucht von dem zerstörenden Geist des neuern Fortschrittes und der Civilisation, der da mit einer Sense in der Hand erscheint und erbarmungslos auch die süssesten Blüthen wegmäht, die auf seinem Wege etwa ein Hinderniss sein könnten. Noch zwanzig Jahre, und man findet auch keine Spur mehr von ihnen, mit Ausnahme einiger trockenen Reste, welche der Liebhaber zwischen Bogen Papier aufbewahrt hat, und einiger in Bibliotheken aufgehobenen Kopien.

Nur unter den Nationen slavischen Stammes findet man noch die lebende Blume in ihrer ganzen natürlichen Ueppigkeit wuchernd, aber selbst unter diesen steht sie nur bei den Serbiern und Dalmatiern in ihrer vollen Pracht und Schönheit. Jahrhunderte hindurch waren diese Schätze für die wissenschaftliche Welt begraben. Als Addison seine bewundernde Aufmerksamkeit der Ballade „Ziegen-Jagd" wegen der Aehnlichkeit einiger ihrer Stellen mit den epischen Gedichten Virgil's und Homer's zuwendete, hatte er auch nicht die entfernteste Idee, dass der unsterbliche blinde Sänger seinen besten und würdigsten Nachfolger in einem ebenfalls blinden Poeten seiner nächsten hyperboreischen Nachbarn finden würde. Das Verdienst, den Schleier von diesen Dingen gelüftet zu haben, gebührt Deutschen, vorzugsweise Herder. Aber erst in den letzten Jahren gewann man eine vollständigere und befriedigendere Uebersicht von ihnen.

Bei der Schilderung der slavischen Volks-Poesie, die wir im Folgenden unsern Lesern vorlegen, müssen wir auf jede chronologische Ordnung verzichten. Denn die slavische Volks-Poesie hat noch keine Geschichte. Viele geheimnissvolle Laute tönen selbst aus der grauen Vorzeit des Heidenthums noch zu uns herüber, wie die Zungen entfernter Glocken, unzusammenhängend und in der Luft halb verschwimmend, während andere Sagen und Legenden, der Färbung nach, uns sogleich an ihre asiatische Heimath erinnern. Die wundervollen Erzählungen aber, die sie enthalten, sind meist nur

durch Tradition fortgepflanzt worden, besonders dort, wo die reichste Quelle dieser Art von Poesie einst strömte und noch strömt, in Serbien. Von Generation auf Generation übergegangen, hat eine jede ihr Siegel auf sie gedrückt. Die Tradition, dieses wunderbare Gemisch von Wahrheit und phantasievoller Zuthat, enthält keine sichere Basis für die Geschichte der Poesie, als für die Geschichte der Nationen selbst. Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, einige Fragmente von Manuskripten dem Staube und der Vergessenheit zu entreissen, die doch einige Blicke in die Nacht der Vergangenheit ermöglichen. Die zukünftige Zeit wird wohl reicheres Material liefern, und dem Forscher, der funfzig Jahre nach uns diesen Gegenstand bearbeiten wird, kann es vielleicht gelingen, ihn in historische Ordnung zu bringen; wir müssen uns begnügen, das, was wir haben und kennen, in moralischer und poetischer Hinsicht zu würdigen.

Selbst die frühesten Slaven waren ein Gesang liebendes Volk. Prokop, der den Ueberfall eines slavischen Feldes durch Griechen erzählt, bemerkt, dass die Slaven die Gefahr nicht ahnten, weil sie sich selbst durch Singen eingeschläfert hatten (*De Bello Gothico, lib. III. c.* 14). Karamzin erzählt in seiner Geschichte des russischen Reiches, auf byzantinische Schriftsteller fussend, dass die Griechen im Kriege mit den Avaren (ungefähr um das Jahr 590) drei Slaven gefangennahmen, welche als Gesandte zum Khan der Avaren gesendet wurden. Diese Gesandten trugen anstatt der Waffen eine Art Guitarre. Man berichtet, dass sie weder Schwerter noch Spiesse zu führen und zu machen wussten, da sie kein Eisen in ihrem Lande hatten, und giebt Gesang und Guitarrespiel als eine der Hauptbeschäftigungen ihres friedlichen Lebens an. Die allgemeine Begabung mit musikalischem Gehör und Geschmack aller slavischen Nationen ist allgemein bekannt. „Wo ein slavisch Weib ist", sagt Schaffarik, „da ist auch Gesang. Haus und Hof, Berg und Thal, Wiese und Wald, Garten und Weinberg, Alles erfüllen sie mit den Tönen ihrer Lieder. Oft beleben sie, nach einem mühevoll, in Hitze und Schweiss, unter Hunger und Durst vollbrachten Tage, auf dem Heimwege die Stille der Abenddämmerung mit ihren melodischen Gesängen. Welchen Geist diese Gesänge athmen, kann der Leser aus den von uns veröffentlichten Sammlungen ersehen. Wir glauben ohne Widerspruch sagen zu können, dass natürliche Poesie unter keiner andern europäischen Nation in solcher Fülle, Reinheit, Herzlichkeit und Gefühlswärme sich findet". (Schaffarik, Gesch. d. slav. Sprache u. Liter. S. 52.)

Obschon wir im letzten Satz den slavischen Enthusiasten reden hören, so geben wir doch zu, dass seine Aeusserung im Ganzen vollkommen wahr sei, bemerken aber nur, dass *wir* „Herzlichkeit und Gefühl" nicht für einen charakteristischen Zug weder der slavischen noch der deutschen Volks-Poesie halten. Was die Reinheit und die Integrität betrifft, mit der die Volkslieder der Slaven erhalten worden sind, suchen wir die Hauptursache dieser Vorzüge in der Dürftigkeit ihrer Literatur und in der völligen Unbekanntschaft des gemeinen Volkes, selbst mit den Elementen derselben.

Bevor wir etwas tiefer auf unsern Gegenstand eingehen, müssen wir unsern Leser bitten, so viel als möglich sich seiner subjektiven und nationalen Gefühle, Ansichten und Vorurtheile zu entledigen, und zu gestatten, dass wir ihn in eine Welt führen, die seinem gewöhnlichen Gedanken-Kreise fremd ist. Die menschlichen Gefühle sind wohl überall dieselben, dies ist vollkommen wahr, allein wir haben mehr künstliche und gemachte Gefühle in uns, als wir selbst wissen. Und in vielen Fällen sind, wir geben es zu, diese sogar nicht der schlechteste Theil an uns, denn wir gehören durchaus nicht zu den Vertretern der rohen Natürlichkeit. So darf z. B. der Leser unter allen den unermesslichen Schätzen der slavischen Liebeslieder, die sich doch auf die verschiedensten Situationen beziehen, auch nicht eine Spur von einer *Romanze* erwarten, dieser schönen Blüthe des Christenthums unter den deutschen Stämmen. Die in den slavischen Liedern ausgedrückte Liebe ist natürlich, herzlich, zeigt das überströmende Gefühl der Menschenbrust in allen seinen verschiedenen Nüancen zarter Neigung und glühender Leidenschaft, ist aber nie erhaben, immer natürlich, immer schlicht, und viel tiefer und reiner in dem weiblichen, als im männlichen Herzen. Auch in ihren heroischen Liedern darf der Leser nicht erwarten, die Ritterlichkeit der mehr westlichen Nationen zu finden. Blos schwache Spuren einer solchen Exaltation sind, mit wenigen Ausnahmen, nur unter jenen slavischen Nationen aufzufinden, die durch häufigern Verkehr mit fremden Völkern auch zum Theil deren Gefühle und Denkweise annahmen. Der eigentliche Heldenmuth der slavischen Woiwoden und Bojaren ist nicht die Kühnheit des Ehrgeizes, er ist blos der Ausdruck männlicher Kraft, der Stärke homerischer Helden. Der serbische Held Marko Kralyewitsch wurde von Göthe als der personificirte *absolute* Heroismus betrachtet, allein selbst Marko hielt es nicht unter seiner Würde, zu fliehen.

wenn er auf einen stärkern Gegner traf, als er selbst war. So handelt die Natur im Menschen und nur künstlicher Ehrgeiz kann sie überflügeln.

Damit aber der Leser die slavische Volks-Poesie ganz geniessen könne, müssen wir noch mehr von ihm fordern. Er muss sich nicht nur seiner gewohnten Ideen und Ansichten entschlagen, er muss sogar fremde Ansichten und Vorurtheile für einige Zeit in sich aufnehmen, um alle Motive und Handlungen zu verstehen; denn die morgenländischen Racen waren eigentlich nicht um ein Haar natürlicher als wir selbst. Er muss sich in ein fremdes Klima versetzen, in dem Ost und West, Nord und Sud in wunderbarer Weise vermischt waren. Die Weichlichkeit Asiens und die Kraft Europa's, der passive Fanatismus der Turken und die Thatkraft des Christenthums, der Rachedurst des Unterdrückten und die kindliche Ergebenheit des sich gern Beugenden — alle diese scheinbaren Kontraste finden ihren Ausdruck in der slavischen Volks-Poesie. Selbst was moralische Gefühle betrifft, wird der Leser oft einen von dem seinigen ganz verschiedenen Standpunkt für Recht und Unrecht einzunehmen haben. Handlungen, die eine schottische Ballade durch verführerische Entschuldigungen beschönigt — wie z. B. in der bekannten *„Lady Barnard and Little Musgrave"*, wo wir mit dem ehelichen Treubruch durch das traurige Ende der Verbrecher halb ausgesöhnt werden, sind in den Augen eines serbischen Poeten verabscheuungswürdige Verbrechen. Andererseits preist er Handlungen der Rache und Gewalt, welche jedes christliche Gefühl verdammen muss, und selbst schauderhafte Barbareien, die unser Blut erstarren machen, erzählt er in aller Ruhe. Diese letztere Bemerkung betrifft vorzüglich die alten epischen Gedichte der Serbier. Schon weniger Barbarei und Rachedurst treffen wir in ihren neueren Gesängen, besonders in jenen Gedichten, welche den Befreiungskrieg zu Anfang dieses Jahrhunderts betreffen, obschon ihnen ihre Unterdrücker das vollste Recht zu erbarmungsloser Wiedervergeltung gegeben haben. In den kleineren und mehr lyrischen Gedichten, an denen die meisten slavischen Nationen einen grossen Reichthum besitzen und in welchen ihre gemeinschaftliche Abkunft sich auf augenfällige Weise kund giebt, herrscht eine noch reinere Moralität und kommen die zartesten Gefühle der Menschenbrust zum Vorschein.

Es war dieser entschieden eigenthümliche Charakter der slavischen Volks-Poesie, der Göthe bewog, als die von dem Verfasser

dieses Buches veröffentlichte deutsche Uebersetzung der serbischen Volkslieder erschien, es für einen günstigen Umstand zu erklären, dass diese Uebersetzung in die Hände einer Frau gekommen sei. Blos ein weibliches Gemüth, dachte der grosse Dichter, sei im Stande gewesen, jene Einkleidung zu finden, welche diesem „barbarischen Gedicht" noth thut, um sie Nationen, die ihrem Geist so fern stehen, geniessbar zu machen. Selbst die Liebeslieder, dachte er, kann man bei aller ihrer Schönheit nur *en masse* geniessen. Diese letztere Bemerkung bezieht sich aber gewissermassen auf jede Volks-Poesie, denn diese kleinen Lieder sind wie die Wirbel der Waldvögel; eine einzelne Stimme würde nur wenig den Total-Eindruck hervorrufen können. Das monotone Gezirpe eines solchen kleinen Sängers ist unangenehm oder ermüdend, während wir das volle Konzert von vielen als die schönste natürliche Musik geniessen. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wenn aber die ganze Macht der aus ihrem Winterschlaf erwachenden Natur auf uns eindringt, sammt ihren Chören der kleinen Singmeister auf den Fluren, lassen wir dem eintönigen Geschrei des Kukuks dasselbe Recht zur Vervollständigung des Konzerts widerfahren, als dem bezaubernden Solo der Nachtigall.

Wollen wir die slavische Volks-Poesie im Ganzen charakterisiren, so müssen wir vorzugsweise jene kurzen Gesänge im Auge behalten, welche allen slavischen Nationen gemeinsam sind und die man nur mit den Balladen anderer Nationen vergleichen kann. Denn unter den Slaven besitzen nur die Serbier, mit Einschluss der Dalmatier, Montenegriner und jener Kroaten, welche dieselbe Sprache sprechen — und in der That unter allen neuern Nationen sie allein — längere epische und heroische Volks-Gedichte. Was man in diesem Genre noch bei andern slavischen Nationen oder sonst in einem Lande Europa's hat, ist blos das Echo früherer Zeiten. Die endlosen „*Storie*" der Italiener sind wohl viel länger als die serbischen Heldensagen, lassen sich aber in keiner andern Beziehung auch nur im Geringsten mit ihnen vergleichen.

Die slavischen Volkslieder haben nichts oder nur sehr wenig von jenem kühnen dramatischen Charakter, der die schottischen, deutschen und schwedischen Balladen durchweht. Selbst Zwiegespräche kommen nur selten vor, höchstens in erzählender Form, so z. B.:

Ihrem Bruder erwiderte die Frau,

oder:

Und das hübsche Mädchen fragte ihre Mutter.

Eine Eintheilung in epische und lyrische Balladen würde daher schwer zu machen sein. Viele, besonders russische und serbische Volkslieder, beginnen mit einigen Versen in erzählendem Tone, obgleich der grössere andere Theil des Liedes rein lyrisch ist. Diese Einleitungsverse sind oft allegorisch, und wenn wir nicht immer einen passenden Zusammenhang zwischen ihnen und dem, was folgt, finden, so kommt dies daher, weil ein Sänger diese Einleitung von andern entlehnt und beliebige Zusätze nach eigenem Gutdünken und Musse gemacht hat. Diese kleinen Allegorien geben aber bisweilen ein vollständiges Bild des Gegenstandes. Sie sind nicht immer auf die Einleitung beschränkt, sondern spinnen sich oft durch das ganze Gedicht fort. Die nachfolgende russische Elegie auf den Tod eines gemordeten Jünglings mag zur Erläuterung dieser Bemerkung dienen. Wir übersetzten sie so wörtlich als möglich. Auch das russische Original ist, wie diese Uebersetzung, ohne Reime [1]).

Elegie.

O du Feld! Du schönes liebes Feld!
Du Ebene, so weit und breit ringsum!
Du liebes Feld, mit jedem Ding geschmückt,
Mit jedem Schmuck; mit blauen Blümchen klein,
Mit grünem frischen Gras, mit zweigerreichen Büschen;
Nur Eins, nur Eins entstellet dich!

Es steht ein Heidestrauch in deiner Mitten,
Auf dem ein grauer Adler, ein junger Adler sitzt;
Er fleischet einen Raben, 'n Raben schwarz,
Und saugt sein rinnend Herzblut,
Und tränkt die feuchte Erde;
O schwarzer Rabe! Du guter tapf'rer Junge!
Dein Mörder ist ein grauer Adler.

Nicht eine Schwalbe ist's, die durch die Lüfte flattert,
Und trauernd heimwärts schwebt zum kleinen warmen Nest:
Zum todten Sohn die Mutter flattert.

1) Dieses Lied gehört zu den wenigen, welche die russischen Kritiker als aus dem 16. Jahrhundert herstammend erachten. Siehe Karamzin's „Geschichte Russlands", Band X. S. 264.

Und wie ein breiter Strom, so fallen ihre Thränen,
Und seiner Schwester jene wie eines Baches Rieseln;
Wie Thau entträufeln der Liebe Thränen:
Wenn die Sonne scheint, so trocknet auch der Thau.

Serbische Lieder beginnen häufig mit einer Reihe von Fragen, deren Beantwortung meist eine sehr hübsche Einleitung zur Erzählung abgeben. So z. B.:

Was liegt so weiss auf jenem Forst?
Ist's Schnee, ist's eine Schaar von Schwänen?
Wär's Schnee, er wäre schon lange geschmolzen:
Und wären's Schwäne, sie flögen längst davon.
Nein, nein! nicht Schwäne sind's, nicht Schnee!
Die Zelte Aga's sind's, die Zelte Hassan Aga's u. s. f.

In russischen Liedern findet man oft wieder eine Anfangsform, die wir eine negative Antithese nennen möchten. Sie ist weniger klar als die serbische Form, aber eben so eigenthümlich. Eine vorhergegangene Frage scheint öfters vorausgesetzt zu sein, wie wir es in dem oben angeführten Beispiel gesehen haben. „Nicht eine Schwalbe ist's, die zu ihrem Neste flattert", sagt der Dichter: „Eine Mutter ist's, die zu ihrem Sohne eilet". In andern Liedern hören wir:

Kein *Falke* fliegt durch die Lüfte,
Ein *Jüngling* streift an des Flusses Bord u. s. f.;

oder:

Kein Kukuk singt im kalten Walde,
Im Garten schlägt nicht eine Nachtigall,
Doch ein Jüngling eilt im schwarzen Kerker seufzt,
Er seufzt und lässt viel Thränen fliessen.

Die häufige Wiederkehr stehender Epitheta, die mehr oder weniger in jeder Volks-Poesie vorkommt, wird bei den slavischen Nationen ganz besonders oft gefunden. Der Uebersetzer ist verwirrt, immer dieselben Worte zu finden; er sucht nach gleichbedeutenden, und doch ist die Hauptsache, dass er stets dieselben wähle. So darf er z. B. das mehrdeutige Wort *bjelui*, weiss, nicht etwa abwechselnd mit *weiss*, *schön*, *schneeig* etc. übersetzen. Im Slavischen werden nicht nur alle wirklich weissen Dinge als solche bezeichnet, sondern auch jede *liebenswerthe* und *schöne* Sache; so

der **weisse** Gott, d. i. der *gute* Gott, der **weisse** Czar, d. i. der Herrscher des *weissen*, d. i. grossen und mächtigen Russlands. In vielen Fällen denkt der Poet selbst nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Geschirr, Leiber, Brüste, Hände u. s. f. sind alle *weiss*, selbst die Brust und Hand des braungelben Mauren. Das Meer, der See kommt selten ohne das Beiwort *blau* vor; russische Helden haben *schwarzes* Haar, und das Haupt der serbischen Helden wird *Kuja glava*, der Schönhaarige mit dem rothen Schein, genannt. Russische Jünglinge sammt ihren Streitrossen sind immer *dobroe*, d. i. gut oder brav; das Herz ist bei den Poeten derselben Nation *retivoe*, zärtlich, rasch, leicht. Die Sonne ist im Serbischen *garko*, leuchtend, im Russischen *krasnoi*, welches Wort schön und roth bedeutet. Tauben sind in beiden Sprachen grau. Wie sehr die Dichter an diese Beiwörter gewöhnt sind, und wie rücksichtslos sie solche gebrauchen, ist aus einer serbischen Erzählung, „Haykuna's Hochzeit", einem reizenden und besser als gewöhnlich gefeilten Gedicht, ersichtlich, in welchem die Brüste eines schönen Mädchens mit zwei grauen Tauben verglichen sind. Es ist wohl unnöthig, unsre Leser an den Vater der Volks-Poesie, Homer, und an seinen Gebrauch ähnlicher stereotyper Beiwörter zu erinnern.

Die slavischen Volks-Balladen machen, wie die spanischen, nur selten Ansprüche auf Vollständigkeit. Sie beabsichtigen nicht eine ganze Geschichte, sondern nur eine *Scene* zu geben. Sie sind meistens kleine Gemälde einzelner Situationen, aus welchen das Ganze zu errathen der Fantasie des Lesers überlassen bleibt. Der erzählende Theil ist meist beschreibender Art, und als solcher vorzüglich *plastisch*. Wenn die Darstellung auch nicht das dramatische Leben der deutschen Balladen besitzt, so hat sie doch die Schärfe, die vorspringenden Figuren und oft die Vollkommenheit der besten Basreliefs der Alten. Wie diese, behandeln die slavischen Gedichte selten wilde Leidenschaften oder verwickelte Handlungen, sondern vorzugsweise ruhige Scenen und meist nur solche von häuslichem Schmerz oder Freude. Wir werden von denselben Gefühlen, welche wir beim Anblick des berühmten griechischen Basreliefs empfinden, das eine Braut am Vorabende ihres Hochzeittages, die eben ihr Haar strählt, während eine Sklavin ihre Füsse wäscht [1]), vorstellt, durch-

1) Das Kunstwerk, das wir hier meinen, war früher in dem Besitz des Kardinals Albani in Rom, wurde aber seitdem nach England gebracht. Ein

drungen, wenn wir einen von den zahlreichen, ähnliche Scenen behandelnden slavischen Gesängen lesen oder hören. Vor Beleuchtung dieses Ausspruches, und damit unsre Leser völlig mit dem bekannt werden, was wir den *plastischen* Charakter der slavischen Volkslieder nennen, geben wir hier nachfolgende serbische Liebes-Scene. Wir bemerken, dass sie eines von Göthe's Lieblingsstücken war, werth, nach seiner Ansicht, mit dem hohen Liede Salomo's verglichen zu werden (Kunst und Alterthum, Band II., S. 49). Es herrscht eine Melodie der Sprache in diesem Gedicht, die man durch keine Uebersetzung wiederzugeben vermag. Wir gestehen, dass uns Friedrich Schlegel's Definition der Architektur „Gefrorne Musik" immer in den Sinn kommt, wenn wir das Original dieses Gedichtes lesen.

Jovo und Maria.

Ueber's Feld hin trug der Wind die Rose,
Trug sie nach dem Zelte hin des Jovo,
Jovo war darinnen und Maria.
Jovo schreibend und Maria stickend.
Verbraucht hat Jovo all' die Tinte, sein Papier,
Verbraucht Maria all' das gebrannte Gold.
Da sprach Jovo also zu Maria:
„Sage, liebe Seele, mir, Maria,
Sage mir, ist lieb Dir meine Seele?
Oder dünket hart Dich meine Rechte?"
Aber ihm entgegnete Maria:
„Glaub' es, Du, mein Herz und meine Seele,
Theurer ist mir, Jovo, Deine Seele,
Als die Brüder, wären's alle Viere,
Weicher, Liebster, dünkt mir Deine Rechte,
Als vier Kissen, wären's auch die weichsten" [1]).

Das hohe Alterthum der slavischen Volks-Poesie ist unter Anderm auch aus den vielen mythologischen Zügen, die in ihr vorkommen, zu erkennen. In den Balladen deutscher Nationen finden wir nur wenig Beispiele von redenden Thieren. In jenen, die da in den Ammen-Märchen sprechen, können wir sicher sein, später immer verzauberte Prinzen oder Prinzessinnen zu entdecken. In einer

kolossaler Abdruck von ihm befindet sich im Pariser Museum, von dem zahlreiche, über ganz Europa verbreitete Abbildungen gemacht worden sind.

2) [illegible] Leipzig 1824, Bd I S. [illegible] Volkslieder der Serben von Talvj, Halle 1825, Bd I S. [illegible]

schottischen Ballade, „Der graue Gänseaar", spricht ein Pferd, und, in einigen andern Beispielen, Falken und Nachtigallen. In der spanischen Volks-Poesie finden wir nicht ein einziges ähnliches Beispiel. In den Gesängen aller slavischen Nationen sind sprechende, denkende und mitleidsvolle Thiere sehr gewöhnlich. Niemand findet dies wunderbar. Tugarin Dragonson's riesiges Streitross warnt seinen Herrn vor jeder Gefahr. Des grossen Helden Marko Pferd weint sogar, als es den Tod seines Herrn herannahen sieht. Die Fantasie der slavischen Mädchen und Jünglinge hat selbst unbelebte Gegenstände mit Leben begabt. Ein serbischer Jüngling schliesst ein vollkommenes Freundschafts- und Bruder-Bündniss mit einem Brombeerstrauch, um ihn zu bewegen, seiner Geliebten Kleider zu fangen, wenn sie seinen Küssen entrinnen will. Selbst die Sterne sympathisiren mit den Menschen und stehen mit ihnen und ihren Angelegenheiten in beständiger Wechselwirkung. Sterne werden Boten; eine stolze Maid rühmt sich, schöner als die Sonne zu sein; die Sonne nimmt dies übel und macht sie aus Rache mittelst ihrer Strahlen kohlschwarz. Der Mond hüllt sich in Wolken, wenn der grosse Czar stirbt. Eine der interessantesten serbischen Erzählungen, „Die Erbschaft" betitelt, führt ein Gespräch zwischen dem Mond und dem Morgenstern vor. Sie beginnt, wie folgt:

Zum Morgenstern spricht der Mond im Schelte-Ton:
„Morgenstern, sag' an, wo du so lang gewandert?
Wo bist du umgezogen, wo verweilet,
Wo hast drei volle weisse Tage du verweilet?"

Dem Mond zur Antwort Morgenstern spricht:
„Ich bin gewandert, hab' den Tag verweilet
Ueber den weissen Wällen der Festung Belgrad,
Und sah daselbst auf sonderbare Dinge und Thaten."

Die Begebenheiten, deren Augenzeuge der Stern war, bilden nun den Inhalt des Berichtes an den Mond und geben den Stoff zu dieser schönen Erzählung ab.

Nachdem wir nun diese allgemeinen Züge geschildert haben, sollten wir, so weit es der Raum gestattet, etwas ausführlicher über jene mythologischen Wesen von bestimmter Art sprechen, die ja den einzelnen slavischen Racen zugehörten, so z. B. von den Vila's der Serbier, den Russalki's der Gelb-Russen und ähnlichen; wenigstens in soweit dieser Glaube mit ihrer Poesie verwoben ist, die

einzige, uns hier interessirende Rücksicht. Allein wir müssen uns nur mit wenigen kurzen Bemerkungen begnügen.

Der feste und tiefgewurzelte Aberglaube der slavischen Nationen offenbart sich deutlich in ihren Gesängen und Erzählungen; diese sind voll bedeutungsreicher Träume und guter oder böser Vorzeichen; Zauberei in den verschiedensten Arten wurde geübt, und ein gewisser morgenländischer Fanatismus scheint Willen und Geschick zu bestimmen. Die Verbindung mit der andern Welt wird demohngeachtet für weniger wahr und fest gehalten, als dies der Fall bei den deutschen Nationen ist. Ja in den russischen Balladen findet sich hiervon keine Spur, obgleich in den russischen Ammen-Märchen gelegentlich auch Gespenster erscheinen. In den serbischen, böhmischen und slovakischen Liedern kommt es oft vor, dass die Stimmen Gestorbener aus ihren Gräbern ertönen und so eine Art von Kommunikation zwischen Lebenden und Dahingeschiedenen vermittelt wird. Der Aberglaube an eine gewisse Art von blutsaugenden Gespenstern, die der novellenlesenden Welt unter dem Namen der *Vampyre* bekannt sind, kommt besonders in Dalmatien vor. In Neu-Griechenland heisst ein solches Gespenst *Brukolacas*, im Serbischen *Wukodlak*. Wir haben jedoch in keiner ursprünglich neugriechischen oder serbischen Poesie ein solches Wesen vorkommen gefunden. Es scheint, dass ihnen der Sinn des gemeinen Volkes zu gesund vorkommt, um an solchen erschütternden, widerlichen, abergläubischen Gestalten in Gedichten Vergnügen finden zu können, während der übersättigte Gaumen unserer gebildeten Lesewelt nur reizende, ungewöhnliche, aufregende Kost geniessen will.

In allen slavischen Balladen und Gesängen, die wir kennen, begegneten wir nur Einem Beispiel von Wiederkehr einer verstorbenen Person in jener lichtvollen und mysteriösen Weise, in welcher die christlichen Nationen des Nordens und Westens ein solches Ereigniss darstellen. Dies ist die schöne serbische Erzählung: „Jelitza und ihre Brüder". Da sie zu lang ist, um hier ganz gegeben zu werden, lassen wir nur eine Stelle aus ihr folgen. Jelitza, die geliebte Schwester von neun Brüdern, wird an einen Ban auf der andern Seite der See verheirathet. Sie reist mit Widerstreben ab und wird nur durch das Versprechen ihrer Brüder, sie oft zu besuchen, getröstet. Allein „die Seuche des Herrn" rafft sie alle dahin, und Jelitza, die davon nichts weiss und sich von ihren Brüdern vernachlässigt glaubt, seufzt und weint Tage lang vom Morgen bis zum Abend,

so dass der Herr im Himmel Mitleid mit ihr empfindet. Er ruft daher zwei Engel zu sich, und spricht zu ihnen:

Eilt zur Erde, ihr zwei Engel mein,
Zum weissen Grabe, wo Jovan begraben liegt,
Der Jüngling Jovan, Jelitza's jüngster Bruder;
Haucht euern Athem ein, ihr Engel, ihm
Und macht ein Ross aus seinem Grabstein!
Knetet ein Brod aus seines Grabes schwarzem Boden,
Und rafft ihn auf aus dessen tiefem Schlund,
Auf dass er fertig sei zu der bewussten Reise.

Die Engel thun, wie ihnen geboten. Jelitza empfängt ihren Bruder mit Entzücken, und fragt ihn tausend Fragen, auf die er ausweichende Antworten giebt. Nach drei Tagen muss er wieder fort, allein sie besteht darauf, ihn nach Hause zu begleiten. Nichts kann sie abhalten. Als sie zum Kirchhof kommen, der nun des Jünglings Jovan Heimath ist, verlässt er sie unter einem Vorwand und kehrt in sein Grab zurück. Sie wartet lange vergebens und geht ihm endlich nach. Als sie nun neue, frische Gräber sieht, befällt sie ein peinliches Vorgefühl. Sie eilt zum Hause ihrer Mutter. Als sie an die Thür klopft, glaubt die alte, schon halb verrückte Mutter, es komme „die Plage des Herrn", um sie, nachdem sie ihre neun Söhne genommen, ebenfalls von der Erde abzurufen. Mutter und Tochter sterben nun Eine in der Andern Armen[1]).

Diese einfache und ergreifende Erzählung, das einzige Beispiel dieser Art in der slavischen Volks-Poesie, beruht auf einer einfachen Geister-Erscheinung; aber selbst diese hat, wie nun unsre Leser wohl erkannt haben werden, einen ganz andern Charakter, als ein schottischer oder deutscher Geist. Dieselbe Ballade existirt auch im Neu-Griechischen, obgleich vielleicht nicht in so ergreifendem und schönem Gewande wie im Serbischen. Die griechische Ballade führt den Titel: „Die Reise bei Nacht", und fängt so an:

Μάννα, μὲ τοὺς ἐννέα σου υἱούς, καὶ μὲ τὴν μιά σου κόρη.
O Mutter Du, mit Deinen neun Söhnen und Deiner einzigen Tochter!

Die Erzählung selbst ist jedoch eine wesentlich verschiedene. Der Eine Umstand aber schon, dass diese Erzählung so isolirt unter

1) Die ganze Erzählung ist in Bowring's kleinem Buche „Serbische Volks-Poesie" übersetzt.

den slavischen Nationen dasteht, die doch gleich fertig waren, die poetischen Ideen Anderer aufzugreifen und sie auf verschiedene Art zu bearbeiten, lässt uns glauben, dass der serbische Dichter entweder die angeführte griechische Ballade oder eine andere ähnliche irgendwo gehört habe, und dass eigentlich das Sujet der serbischen Ballade, obschon es unter allen Volksklassen verbreitet war, doch nicht ursprünglich in Serbien heimisch gewesen. Denn nirgends mehr begegnen wir in der ganzen Literatur der slavischen Volks-Poesie jenen mysteriösen Erscheinungen, jenen räthselhaften Widersprüchen, welche der Geisterwelt des deutschen Nordens eigenthümlich sind, und welche, nach unserer Ansicht, ihre beste Erklärung in dem Konflikt finden, der zwischen den Lehren des Christenthums und den Resten des Heidenthums, auf welchen ersteres aufgebaut wurde, obwaltete.

Es ist zwar wahr, dass, wohin auch das Christenthum gelangte, auch ähnliche Widersprüche mit kommen mussten, allein der Geist der slavischen Nationen, so weit er in ihrer Poesie ersichtlich ist, scheint nie durch diese Widersprüche verwirrt worden zu sein. Die Geschichte lehrt, dass die slavischen Nationen, mit Ausnahme jener, welche durch die Grausamkeit und Unklugheit ihrer deutschen Bekehrer zu hartnäckigem Widerstand gereizt wurden, das Christenthum mit kindlicher Ergebenheit angenommen haben, und meistens schon darum, weil ihre Häupter so handelten. Wladimir der Grosse, dem das Evangelium und der Koran zu gleicher Zeit unterbreitet wurden, schwankte lange Zeit in seiner Wahl, und wurde zuletzt zur Annahme des erstern bewogen, „weil seine Russen ohne den Trunk nicht leben konnten“ [1]). Die heidnischen Götzen wurden zwar feierlich vernichtet, aber zahlreiche Fragmente ihrer Altäre blieben ganz unangetastet am Fuss der Kreuze stehen und die Passions-Blume wuchs inmitten des wilden Heidestrauches, dessen zusammengebundene Zweige die Tschuwaschen noch heut zu Tage als einen Schutzgeist oder Erich ansehen [2]). Es scheint auch gar kein

1) Dieses bemerkenswerthe Faktum wird, auf die respektable Autorität des alten Annalisten Nestor hin, von allen russischen Geschichtsschreibern erzählt.

2) „Die Tschuwaschen haben einen Hausgott (Penatin), welchen sie Erich nennen. Dieser Erich besteht in einem Bündel Ginsterzweige (Gyhma), die in der Mitte mittelst der innern Rinde von Lindenbäumen zusammengebunden sind. Dieses Bündel besteht aus 15 Zweigen von gleicher Dicke und etwa

Kampf um die Vereinbarung dieser widersprechenden Elemente je stattgefunden zu haben, während der mehr philophische Geist der deutschen Nationen und ihr Hang zum Nachdenken nicht so leicht sich zur Ruhe geben konnte. Der Charakter der deutschen Geisterwelt ist der Reflex dieses Kampfes. Der Nebelschleier, der ihre Formen bedeckt, das mysteriöse Gewand, in welchen ihre Existenz gekleidet ist, das ängstliche Brüten, welches einen Theil ihres Charakters bildet; alles dies sind Früchte jenes nutzlosen und meist unbewusst handelnden Bemühens, entgegengesetzte Elemente zu verschmelzen. Wir können uns der Region ihrer geheimnissvollen Existenz nicht ohne ahnungsvolles Schaudern nähern, während die wenigen Züge, welche wir in der slavischen Poesie und im slavischen Aberglauben finden, durch die Bestimmtheit ihrer Formen in die Augen fallen und einen vollständigen Eindruck entweder des Schlüpfrigen oder des Wilden und Fanatischen auf uns machen.

Nöthig scheint es nun noch, über den moralischen Charakter der slavischen Volks-Poesie zu sprechen. Wenn wir über ihre Anständigkeit aus den gedruckten Sammlungen urtheilen sollen, so können wir nur die Sitten-Reinheit der slavischen Nationen und die Unverdorbenheit ihrer Fantasie bewundern. Hacquet bemerkt, wo er von den Slovenzen oder Wenden, den slavischen Einwohnern Kärnthens, spricht, dass die Lieder, mit denen sie ihre Tänze begleiten, oft unanständig seien. (Dobrovsky's *Slavin.* 1834, S. 113). Man darf aber auf Urtheile dieser Art kein grosses Gewicht legen. Gewisse Ausdrücke und Vorstellungsweisen werden leicht unanständig genannt, weil sie von den gewöhnlichen Umgangs-Formen abweichen, ohne dass sie wirklich die Gesetze des Anstandes verletzen. Hacquet hat übrigens diese Lieder der Slovenzen nur halb verstanden. Wir wollen sie wenigstens nicht verdammen, ohne sie gelesen zu haben. Unter den russischen Gesängen giebt es einige von einem gewissen freien, ja etwas zweideutigen Charakter, die aber mit vollkommener Naivetät eine mit Mühe halb verhüllte

1 Fuss Länge, vorn ist ein Stock Zinn an dasselbe befestigt. Jedes Haus hat einen solchen Teich, welcher gewöhnlich in einem Winkel des Einganges steht. Niemand wagt es, ihn zu berühren. Wenn er trocken geworden ist, so wird ein neuer Teich gebunden und der alte mit grosser Ehrfurcht in fliessendes Wasser gesteckt." Siehe *Skizzen des russ. Volkes* von P. v. Goltze, Stuttgart 1828, S. 17. — Die Tschuwaschen sind aber kein slavischer, sondern ein finnischer Stamm, der unter russischer Herrschaft lebt.

Sinnlichkeit enthalten. Die Kühnheit, mit welcher diese Lieder von jungen Bäuerinnen im Chor gesungen werden, hat oft das Erstaunen der Ausländer erweckt. Die Zahl der Balladen solcher Art ist jedoch, so viel wir wissen, nicht beträchtlich, und der Charakter der russischen Liebeslieder ist im Allgemeinen rein und keusch. Die Serben haben wirklich eine grosse Menge leichtsinniger und frivoler Lieder, und Göthe konnte sich, als deren Uebersetzung ins Deutsche von Gerhardt erschien, nicht enthalten, den Umstand merkwürdig zu finden, dass zwei Nationen, deren eine noch halb barbarisch, die andere aber (er meint die französische) „die durchgebildetste" von allen ist, sich auf dem Pfade der frivolen lyrischen Poesie so begegnen sollten (Göthe's Werke, Ausgabe letzter Hand, Bd. XLVI., S. 332). Und doch sind diese serbischen Lieder noch keusch und rein im Vergleiche mit vielen deutschen Zotenliedern. Der joviale und scherzhafte Ton, der in ihnen vorwiegt, beweist, dass sie mehr das Ueberströmen wilder und schrankenloser Jugendkraft, als die Gelüste zuchtloser Sitten ausdrücken sollen. Sie sind oft lose, nie aber gemein; sie sind unkeusch, aber nicht unverschämt. Nie begegnen wir in ihnen jener Mischung von tugendhaften und lasterhaften Gefühlen, welche uns in den besten schottischen und deutschen Balladen oft sehr peinlich berührt. Wir verweisen hier den Leser auf unsere Eingangs dieses Theiles gegebenen vorläufigen Bemerkungen, betreffend das Urtheil über Gut und Schlecht, bei Nationen, die uns in Sitten und Gewohnheiten fremd sind. Die Helden der serbischen epischen Gedichte werden immer als tugendhaft und dies oft mit zu viel Strenge geschildert. Marko Kralyewitsch ist gleich bereit, junge Frauen für jeden Verstoss gegen weibliche Sitten durch Trennung ihrer Köpfe von ihren Schultern zu bestrafen, und selbst seine eigene Braut belegt er mit den abscheulichsten Namen, und droht ihr mit dem Schwerte, weil sie zu nachgiebig gegen ihn selbst ist.

Liebe und Heldenthum, die Hauptstoffe jeder Poesie, sind auch die gewöhnlichsten in der slavischen. Eine Eigenthümlichkeit dieser Poesie ist es jedoch, dass diese zwei Dinge viel strenger geschieden sind, als bei andern Nationen. Während in den Fahrten der spanischen Helden, welche in den Volks-Romanzen gepriesen werden, immer Liebe mit Heldenthum, und umgekehrt, untermengt ist, so dass wir kaum die doppelte Exaltation eines erhabenen Gemüthes in ihre Theile zu zergliedern wissen, ist in den heroischen Gedichten der

Slaven meist die Liebe ausgeschlossen, oder spielt höchstens eine so kleine Rolle, als in den epischen Gedichten der Alten. Sie ist selten, wenn überhaupt jemals, das Motiv einer Heldenthat. Der slavische Heroismus ist nie von romantischer *Liebe* begeistert, obschon bisweilen, in den neuern epischen Gedichten der Serben, durch romantische *Ehre*. In einer der neuern, vielleicht Ein Jahrhundert alten serbischen Erzählungen, die ein Duell zwischen einem dalmatischen Serbier und einem Türken beschreibt, kommt eine Scene vollendeter Ritterlichkeit vor. Der junge dalmatische Häuptling, Wuk Jerinitsch, der so eben sein Mannesalter erreicht hat, fragt die alten Häuptlinge, welcher Türke sein Vaterland bei der letzten Invasion, als er noch ein Kind gewesen, am meisten bedrängt hatte. Die alten Häuptlinge nennen Zukan, den türkischen Fahnenträger. Wuk fordert diesen heraus, zugleich in nicht orientalischer Weise den Vorschlag machend, dass seine eigene schöne Schwester und des Türken gleich schönes Weib dem Sieger gehören sollten. Zukan nimmt die Forderung und die Bedingungen an. Ihr Zusammentreffen findet auf die ritterlichste Weise statt; sie fordern gegenseitig kein Pfand oder keinen Bürgen, sondern kommen in Wuk's Zelt mit dem völligsten Vertrauen zusammen. Sie umarmen und küssen sich und erkundigen sich nach ihrer gegenseitigen Gesundheit. Die erste Stunde ihres Beisammenseins verfliesst in Eintracht und unter Bewunderung der Frauen. Zuletzt bewegt der Wunsch, die schöne Christin zu gewinnen, den Türken, ihr Trinkgelage zu unterbrechen. Allein bevor sie fechten, küssen sie sich noch auf die Wangen, und vergeben einander gegenseitig ihre Wunden und ihren Tod. Diese Scene hat freilich einen entschieden orientalischen Anstrich, allein die Gefühle, aus denen sie hervorgeht, sind durch eine eben so hohe romantische Begeisterung erzeugt, als sie nur in irgend einer spanischen Romanze gefunden werden kann.

Götze bemerkt in der Einleitung zu seiner deutschen Uebersetzung russischer Volkslieder: „In den russischen Liebesliedern finden wir mehr *Sanftheit* der Gefühle, als romantische Delikatesse." Wir können keinen bestimmten Unterschied in dieser Beziehung zwischen dem Charakter der russischen und der andern slavischen Liebeslieder auffinden und lassen daher diese Bemerkung für das ganze slavische Volk gelten. *Romantische* Delikatesse dürfen wir in der That nicht zu finden erwarten, allein sehr oft die natürliche Zartheit einer warmen, besorgten, ergebenen Liebe, all die Frische

junger, ungekünstelter Gefühle, all die brennende Leidenschaft spanischer Liebe, mit derselben scharfen Färbung von Sinnlichkeit; aber selten, sehr selten begegnen wir jener Ueberschwänglichkeit dieses Gefühles, die in mehr als einem schwedischen, deutschen und englischen Volksliede auf so manierirte Weise ausgedrückt ist, einer Liebe, die noch bis jenseits des Grabes dauert und die Seelen selbst für verschiedene Welten aneinander kettet. Russische Liebhaber, welche durch Umstände gezwungen sind, ihre Herzenskönigiunen zu verlassen, geben oft folgenden Rath:

Weine nicht, o weine nicht, du sanfte Maid!
Wähle dir, o wähle dir ein and'res Lieb!
Ist er besser, so wirst vergessen mein;
Ist er schlechter, wirst du denken mein,
O denke meiner, sanfte Seel', und weine!

Die Liebe scheint bei den Slaven mehr als bei irgend einem andern christlichen Volke ein *Jugend-Traum* zu sein. Unter unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts besteht freier und leichter Verkehr. Keine Sitte aber macht eine freie und dauernde Liebe weniger möglich, als jene nationale der Heirathe-Kontrakte. Unter jenen slavischen Nationen, welche lange Zeit im Wechselverkehr mit deutschen Völkern gelebt haben, wurden auch die National-Sitten in dieser Beziehung, sowie in mancher andern, besonders bei den höhern Volks-Klassen, verändert. Allein unter den Serben ist der alte asiatische Gebrauch, vermöge welchem eine Heirath oft von den Eltern der beiden zukünftigen Gatten verabredet und abgemacht wird, ohne dass diese oft einander früher kennen, noch in vollstem Schwunge, und selbst unter allen slavischen Nationen findet man noch Spuren dieser Sitte. Slavische Bräute sehen oft den ihnen bestimmten Gemahl nicht vor dem Hochzeitstage. Daher muss ein Mädchen, welches etwa selbst ihr Herz an einen Jüngling in Liebe vergiebt, sich bald mit dem Gedanken vertraut machen, dass die Zeit kommen werde, wo es ihr Herz auf Befehl ihrer Eltern wird zurücknehmen müssen. Unerlaubte Liebe ist selten und wird als das höchste Verbrechen betrachtet. Eine nicht geringe Anzahl russischer Volkslieder beschreibt den Abschied, den Liebende von einander nehmen, weil er oder sie gezwungen eine andere Ehe eingehen müssen, und eine nicht minder ansehnliche Zahl junger verheiratheter Frauen beweinet ihr unglückliches Loos. Die nachfolgende Ballade bietet dem Leser

eine charakteristische Probe der Zartheit einer solchen russischen Scheide-Scene.

Das Lebewohl.

Mit schimmerndem Licht' sank der scheidende Mond,
In aller Schönheit stieg die Sonne empor;
Kein Falke flog durch die Lüfte hin,
Nur ein Jüngling streift' an des Flusses Bord.
Sanft streift er dahin und träumerisch,
Blickt seufzend auf des Rasens Grün
Und spricht mit kummervollem Herzen:
„Nun sind sie wach, die kleinen Vöglein alle,
Und alle, grüssend mit der Flügel Schlag,
Singen ihr Morgenlied dem rosigen Tag.
Mein süss'stes Täubchen nur,
Sie, meiner Jugend erste Liebe,
Schläft tief und fest in ihrem Kämmerlein,
Träumt nicht einmal von ihrem Freund',
Nicht Ein Gedank' an mich füllt ihre Seele;
Nur mich zerfleischt der wilde Schmerz,
Dass sie nicht kommen mag, mich mehr zu sehen."

Nun wacht das Mägdlein auf in ihrem Kämmerlein,
Bethaut mit Thränen heiss ihr liebliches Gesicht,
Die Aeuglein klar, der Schmerz verdunkelt sie,
Die schneeigen Arme hängen schwach hernieder.
Nicht war ihr Herz von einem Pfeil durchbohrt,
Nicht war ihr Sinn betäubt von Nattern-Gift;
Sie weinte, nur aus Liebe klagend:
„Fahr wohl, Geliebter, fahre wohl.
Du liebste Seele mein, du deines Vaters liebster Sohn!
Seit gestern bin ich Braut;
Und morgen kommt die Schaar der Hochzeits-Gäste;
Und zum Altar' werd' ich, wenn auch mit Zwang, geleitet!
Ich will den Andern nicht, nur dich,
Nur dich allein will ich bis an den Tod."

Die warmen und zärtlichen Herzen der slavischen Frauen finden jedoch andere Mittel, diesem natürlichen Bedürfniss der weiblichen Brust, auf gewisse Gegenstände die ganze Summe ihrer Liebe zu übertragen, abzuhelfen. *Familien*-Bande werden bei keinem andern Volke für so heilig gehalten, Verwandtschafts-Bande bei keinem so gepflegt. Mütterliche Zärtlichkeit giebt den Stoff für viele Lieder ab und erscheint durch Vergleiche überall im schönsten Lichte. In der früher angeführten russischen Ballade (Elegie, S. 271) sehen wir,

wie leicht der Dichter von der Liebe des Weibes denkt; ihre Thränen werden von der Sonne aufgetrocknet, wie der Morgenthau, während der Mutter Thränen unaufhörlich, wie ein Bergstrom, rinnen. In einer serbischen Ballade verwundet sich ein Jüngling an der Hand. Die Vila, eine bösartige Bergnymphe, bietet sich an, ihn zu heilen. Allein sie fordert einen hohen Preis, — seiner Mutter rechte Hand, seiner Schwester Haar und seines Weibes Perlen-Halsschmuck. Die Mutter giebt willig ihre rechte Hand, die Schwester ihr Haar, sein Weib versagt aber das Halsband. Die Liebe einer Mutter ist oft unter dem Bilde einer Schwalbe beschrieben, die zu ihrem warmen Neste fliegt, oder zarter Tauben, die ihre Jungen füttern. Die Rechte einer Mutter werden mit kindlicher Pietät geachtet, selbst von dem barbarischen Helden Marko, der es nie unterliess, seiner betagten Mutter den kindlichen Respekt zu erweisen.

Noch bemerkenswerther ist in der slavischen Volks-Poesie das eigenthümliche Verhältniss zwischen Bruder und Schwester. Dies gilt ganz besonders von Serbien. Schwestern hängen an ihren Brüdern mit einer ganz besondern Wärme der Gefühle. Diese sind ihre natürlichen Beschützer, ihre Ernährer. Sie schwören bei dem Kopfe ihrer Brüder. Keinen Bruder zu haben ist ein Unglück, wenigstens ein Missgeschick. Eine sterbende Frau wird in der ganzen slavischen Poesie unter dem beständigen Bilde eines Kukuks dargestellt, und der Kukuk ist, der serbischen Legende zufolge, eine Schwester, die ihren Bruder verlor. Viele kleine Lieder bezeugen die grosse Wichtigkeit, die ein serbisches Mädchen auf den Besitz eines Bruders legt. Jene, welche keinen haben, denken selbst auf künstliche Mittel, sich einen zu verschaffen. Man ersieht dies aus einem kleinen hübschen Liede, in welchem zwei Mädchen, die keinen Bruder haben, sich einen aus weisser, künstlich ausgeschnittener Seide machen, welche ein Stück Buxbaumholz umwindet, ihm dann zwei glänzend schwarze Steine als Augen und zwei Reihen Perlen als Zähne einsetzen, ihm Honig in den Mund geben und ihn „zum Essen und Sprechen" einladen. In einem andern Liede ernsterer Art verliert „George's junges Weib" in einer Schlacht zugleich ihren Gatten, ihren Cheiben (*paranymphos*, in Serbien ein erlaubter Freund der Frau durch's ganze Leben) und ihren Bruder. Die Steigerung der Dichterin bei der Schilderung des Grams der Wittwe ist sehr charakteristisch und giebt eben keinen hohen Begriff von der ehelichen Anhänglichkeit in Serbien.

Für den Gatten schnitt ihr Haar sie ab,
Für den Freund zerriss ihr Antlitz sie,
Für den Bruder schwand der Augen Licht in Thränen;
Sie schnitt ihr Haar, das Haar wird wachsen wieder,
Und das zerriss'ne Antlitz heilen;
Doch niemals heilt des Auges Sehkraft wieder,
Noch je das Herz, das für den Bruder blutet.

Nachdem wir es nun versucht haben, den Leser mit dem bekannt zu machen, was wir als die *allgemeinen* charakteristischen Züge der slavischen Volks-Poesie ansehen, wollen wir nun noch einige wenige Bemerkungen über die *unterscheidenden* Merkmale der verschiedenen einzelnen slavischen Nationen hier geben, so weit es der Raum gestattet.

In dieser Beziehung müssen wir nun vorzüglich die *östlichen Stämme* im Auge behalten. Wir befolgen daher dieselbe Ordnung, wie in den frühern Theilen dieses Buches.

Die *Russen* haben wenige Balladen von hohem Alter, und selbst von diesen wenigen bezieht sich auch nicht Eine auf jene prosaischen Helden-Erzählungen, welche die Wonne der russischen Ammen-Märchen ausmachen. Die Russen haben in der That Ammen-Märchen *(skazki)* aller Art, und wir haben oft gehört, dass noch im ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts manche altmodische Landedelfrau von ihren weiblichen Leibeigenen wie eine orientalische Prinzessin aufgezogen worden sei, indem sie solche mit dergleichen Märchen in den Schlaf zu lullen gepflegt. Diese werden meist unveränderlich mit denselben Worten erzählt und so viel als möglich selbst mit derselben Betonung der Stimme. Eine *Skazkochnik* oder *Skazkochnitsa* lernt diese Weisen von der andern. Die Sagen von Wladimir und seinen gigantischen Helden sind zwar das Lieblings-, aber nicht das ausschliessliche Thema dieser Erzählungen. Sie sind auch gedruckt mit schlechten Holzschnitten zu Anfang jeder Seite, welche das darin Beschriebene bildlich darstellen, und werden einzeln verkauft. Man sagte uns, dass vorzüglich die „*Diacone*", eine Klasse niederer Geistlichkeit, sie in ihren Mussestunden verfassen. Es ist wahrscheinlich, dass diese Traditionen einst in der Form von Volksliedern existirten, aber nun hat keine Spur mehr von den letztern. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde das Buch von Kirsha Daniloff, von welchem wir in unserm Umrisse der russischen Literatur gesprochen haben, zuerst veröffentlicht; es enthielt die alten Traditionen, in der

nationalen prosodischen Weise, aber alle ohne poetischen Geist geschrieben, voll Anachronismen und Absurditäten, welche die darin herrschende Naivetät allein noch einigermassen erträglich machen kann. Es ist ausserdem voll von Einschiebseln und offenbar die Arbeit eines Mannes aus dem Volke, der nur eine halbe Erziehung genossen hat. Deshalb hat es auch nie eine allgemeine Beliebtheit erlangt.

Die neuern Helden-Sagen der Russen sind im Wesentlichen derselben Art. Gesetzlose und rebellische Handlungen sind oft ihre Themata, sie enden aber meist mit einem Akte vergeltender Gerechtigkeit. Wir werden eine Probe dieser Art von Gedichten geben, bevor wir von den Russen Abschied nehmen.

Der grösste Theil der russischen Volkslieder aber ist erotischer Natur. Russischen Autoritäten zufolge können selbst ihre ältesten Balladen, der Sprache nach zu urtheilen [1]), nicht älter als aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts sein, und selbst die Zahl dieser ist äusserst gering. Die meisten jetzt unter dem Volke gangbaren stammen aus dem Anfange der Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Nach Götze war die Regierung Peter des Grossen für Volks-Poesie sehr ergiebig [2]). Seine Tochter, die Kaiserin Elisabeth, war selbst eine gute Dichterin und ihre Arbeiten haben alle ein volksthümliches Gepräge. Wenn wir aus dem Umstande, dass sehr häufig jetzt noch auf jedes unbedeutende Faktum ein Gedicht gemacht wird, einen Schluss auf die frühern Zeiten ziehen dürfen, so müssen wir den Verlust sehr vieler zu beklagen haben. Die Siege Peter's des Grossen wurden in vielen Volksliedern gefeiert, deren einige nicht ohne Werth sind, wie der Leser selbst nach einer von uns später gegebenen Probe urtheilen kann. Auch die französische Invasion von 1812 gab nicht wenigen patriotischen Liedern den Ursprung, deren viele Bauern und gemeine Soldaten zu Verfassern haben.

Es giebt jedoch mehrere Umstände, welche die Meinung rechtfertigen, dass einige der noch im Volke kursirenden russischen Balladen in der That älter sind, als sie scheinen oder vielleicht in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich darstellen. Es ist hier nicht Zeit

1) Wir sagen „der Sprache nach zu urtheilen". Ihre Uebereinstimmung aber mit böhmischen Balladen aus dem 13. Jahrhundert und mehrere andere Fingerzeige (z. B. die häufige Erwähnung des Donau) scheinen, wenigstens was die Basis derselben betrifft, auf ein sehr hohes Alter hinzudeuten.

2) Sammlung der russischen Lieder von P. v. Goetze, Stuttgart 1818.

und Raum, länger bei diesem Gegenstande zu verweilen. Wir bemerken blos, dass wir schon aus einem Faktum den richtigen Schluss machen können, dass die Russen immer eine *singende* Nation gewesen sind. Wir meinen hier ihre Sitte, Verse voll Anspielungen und heiliger Sätze auf jeden Festtag, ja auf jedes etwas ungewöhnlichere Lebenereigniss zu machen und so die fliehenden Stunden mit den Blumenketten der Poesie und des Gesanges festzuhalten. Sie haben viele Hochzeits-, Tauf- und Christnacht-Gesänge und noch viele andere Gelegenheits-Lieder. Obgleich nun diese Lieder nicht den Fortschritten der Sprache und Form gemäss modernisirt wurden, so betrachtet man sie doch noch mit einer Art frommer Ehrfurcht, und sie scheinen daher so wenig als möglich verändert. Aus diesem Grunde sind auch viele der in ihnen enthaltenen Anspielungen heut zu Tage unverständlich. Dass ihre Grundlage aus der Heidenzeit herstamme, kann man leicht aus der häufigen Anrufung heidnischer Götter und den verschiedenen Hindeutungen auf heidnische Gebräuche entnehmen.

Diesen Gesängen nahe verwandt sind jene kleinen Gesellschafts-Lieder, welche Bauern-Mädchen und Frauen bei gewissen bestimmten Gelegenheiten zu singen pflegen, z. B. Wander-, Tanz- u. dergl. Lieder. Sie bestehen meist aus einer ewigen Wiederholung oft nur einzelner Worte oder Sylben, anscheinend ohne allen Sinn, und die Melodie, nach welcher diese fragmentarischen Verse gesungen werden, ist noch das Beste an ihnen. Nicht selten aber dringt doch ein Strahl wahrer Poesie durch das melodische Gewirre dieser inhaltslosen Worte. Das Merkwürdigste bei diesen Liedern aber, die nun doch mehr als ein Jahrhundert lang das ausschliessliche Eigenthum des gemeinen Volkes gewesen sind, ist die völlige Abwesenheit alles Gemeinen und Schlüpfrigen, selbst bei den Hochzeitsliedern.

Die russischen Lieder haben, wie die russische Sprache im Ganzen, eine besondere Zartheit und sind voll schmeichelnder Epitheta. Diese werden sogar oft an unbelebte Dinge verschwendet. Ein russischer Postillon nennt in einem einfachen, aber reizenden Liede, die Schenke, die er nie passiren kann, ohne einzukehren, „seine theure kleine Mutter". Die Worte *Matushka*, *Batushka*, *Starinka*, Mütterchen, Väterchen, Älterchen, sind in Russland sehr beliebte Zartheits-Ausdrücke. Das Lied des Postillons mag hier als eine Probe der schmeichelnden, kindlichen, zärtlichen Natur dieser Nation seinen Platz finden.

Der Postillon.

Kaiserliche Schenke du,
Du gutes Mütterlein,
Wie lockend doch
Stehst du am Wege!
Breite Strasse, die
Hin gen Petersburg
Die Jünglinge führet,
Wenn sie sie fahren,
Und sie dich sehen,
Kehren sie ein.

O! du schön Sonnenlicht,
Roth' und schön' Sonnenlicht,
Ueber den Bergen hoch,
Ueber dem Forste schwarz;
Wärmst' des Jüngsten Herz,
Wärme auch mich,
Und nicht nur mich,
Wohl auch mein Mägdelein.

O! du Mädchen mein,
Lieb' süsses Mädchen mein,
Du mein geliebtes Kind,
So herzig, so gut!
Wie schwarz deine Brauen sind,
Deine Aeuglein so klein,
Und dein lieblich Gesicht
So rund und so weiss.
Weiss ohne Malerei,
Roth, ohne Malerei.
Bis hin zum Gürtel rollt
Die Pracht deines Haares
Und deine Stimme sanft
Klingt mir so wonnig.

Russische Liebhaber sind ganz unerschöpflich in zärtlichen und schmeichelnden Worten. „Mein leuchtender Mond, meine strahlende Sonne, mein Licht, meine Hoffnung, mein weisser Schwan, meine Nährmutter (*Kormilets*)" sammt all' den zahlreichen, in dieser Sprache so gewöhnlichen Beiwörtern, als Seele, Herz etc. sind stehende Ausdrücke in Russland. Besonders geistig für diese zärtliche Redeweise sind die vielen Diminutiva, welche die russische Sprache besitzt. Nicht nur „kleine Seele", „kleines Herz", *Duschinka*, *Serdzinka* u. s. f. sind Lieblings-Ausdrücke russischer Liebhaber; wir finden auch

sogar *Vagodka*, „kleine Beere", und *Lapushka*, „kleine Pfote", u. s. f. Die Liebe ist erfindungsreich im Auffinden von Verkleinerungsworten für den geliebten Gegenstand.

Diese ausserordentliche Zartheit der russischen Liebeslieder ist mit einem tiefen, sinnenden Gefühle verknüpft, welches in der That die ganze russische Volks-Poesie durchdringt. Wollten wir diesen Charakter mit Einem Worte bezeichnen, so müssten wir ihn den *melancholisch-musikalischen* nennen. Selbst die frivolern und zweideutigern Lieder haben einen Anstrich von dieser Pensivität. Während die serbischen Lieder dieser Art blos das Aufwallen leichtsinniger und stürmischer Jugend sind, zeigen die russischen immer ein gewisses Mass von Sentimentalität. Mädchen werden in diesen Liedern oft, die unglücklichen Folgen ihrer Schwäche mit einem von Reue und Lust gemischten Gefühle ertragend, dargestellt, so dass der Hörer nicht recht weiss, ob die erstere oder die letztere vorwiegt.

In vollkommenem Einklange mit dieser Melancholie ist die russische National-Musik. Die ausdrucksvolle Sanftheit der russischen Melodien wurde schon lang von jenen ausländischen Compositeuren bewundert, welchen sie durch Zufall bekannt wurde. Die Geschichte dieser Melodien ist eben so wenig gekannt, als jene der Verse; sie scheinen immer mit einander gewesen zu sein; Niemand aber weiss, woher sie kamen. Bezüglich dieser Volks-Melodien und Gesänge fällt uns oft die Antwort ein, welche die Ashantees dem Hrn. Bowditsch gaben: „Sie wurden gemacht, als das Land gemacht wurde." Die russischen Weisen sind reicher und vielartiger, als es Volks-Weisen im Allgemeinen zu sein pflegen. Von den meisten Liedern sind nur für die ersten zwei Verse Melodien gesetzt; die folgenden Verse werden nach derselben Melodie gesungen. Einige sind auch durchaus komponirt. Einige haben mehr als den Umfang einer Oktave in ihren Noten, während die National-Melodien der meisten andern Nationen sich nur im Kreise weniger Noten bewegen.

Mehrere russische Kritiker haben es versucht, den melancholischen Charakter der russischen Musik und Poesie zu erklären und sie mit der bekannten zärtlichen Natur dieser Nation in Einklang zu bringen. „Die Eigenthümlichkeiten einer Nation", bemerkt Karamzin, „muss man immer durch die Umstände erklären, welche auf sie eingewirkt haben, obschon die Enkel einige Tugenden und Laster ihrer Vorfahren ganz gut noch behalten können, wenn sie auch in einer ganz andern Lage leben. Vielleicht enthält der gegenwärtige

Charakter der Russen Fehler, die ihm in der barbarischen Zeit der mongolischen Unterjochung zugewachsen sind". Auch die sinnende Natur, welche den russischen Liedern eigenthümlich ist, will man als ein Ueberbleibsel jenes Trübsinns erkennen, der dem russischen Charakter nothwendiger Weise durch zwei Jahrhunderte arger Bedrückung sich aufprägen musste. Es ist wohl kein Zweifel darüber, dass die Russen vor, während und nach ihrer Unterjochung durch die Mongolen tausend Veranlassungen zu Missmuth und Kummer — blutige Bürgerkriege, Seuchen und Aehnliches — hatten. Es ist aber trotzdem eben so gewiss, dass, ohngeachtet aller dieser trifftigen Ursachen hierzu, die Russen doch das leichtsinnigste und fröhlichste Volk der Erde sind, welche mit Leib und Seele die ihnen spärlich zugemessenen Lebensfreuden geniessen, obgleich sie in allen bürgerlichen, ja vielen menschlichen Rechten beschränkt sind. Diese Wahrheit liegt darin, dass es mit den Nationen wie mit den Individuen geht. Bei keinem von beiden dürfen wir den Ausdruck ihrer *gewöhnlichen* Gefühle in ihrer Poesie suchen. Es ist bekannt, dass Molière ein sehr ernster Mann war. Cooper war, kurz bevor er seinen „John Gilpin" schrieb, in einer an Verzweiflung grenzenden Stimmung. Young freute sich, als er seine melancholischen Nachtgedanken schrieb, so gut des Lebens, als irgend Jemand. Die Russen besingen nicht ihre Alltags-, sondern ihre Festtagsgefühle. Jenes süsse Sinnen, das ihre Musik und Poesie stempelt, ist ihnen eine Art von Luxus. Eine sanfte, melancholische Stimmung, nicht tief genug, um wirklichen Schmerz zu verursachen, und beim Alltagsleben in des Dichters geheimer Seelen-Kammer schlummernd, erwacht in der Stunde der Begeisterung und verbreitet einen wohlthätigen Schatten über den blendenden Sonnenschein. Die eigenthümliche melancholische Resignation der slavischen Liebhaber haben wir schon zu erklären versucht.

Ihre Liebeslieder sind es wirklich vorzugsweise, auf welche die allgemeine Bemerkung über die sinnende Natur der russischen Lieder und Melodien passt.

Wir geben hier einige Proben von ihnen. Die erste existirt in mehreren Versionen, deren jede von der andern verschieden ist. Wir wählen daher jene, die Sacharoff[1]) gab und die uns die beste dünkt.

---

1) *Pjesni Russkawo Naroda*, Petersburg 1837 — 39, Bd. IV, S. 29. — Wir wollen hier die Versicherung geben, dass wir alle unsere Beispiele nicht aus

Eine Abschieds-Scene.

„Sitz' nicht auf, mein Lieb, so spät zur Abendstund',
Brenn' dein Licht nicht mehr, dein jungfräuliches Licht,
Wart' nicht mehr auf mich bis hin zur Mitternacht,
Sie ist vorbei, vorbei die freudenvolle Zeit!
Des Glückes Tage hat der Wind verwehet,
Hat sie zerstreut auf beerem Felde;
Denn mein Vater lieb, er will es so,
Und meine Mutter lieb hat es befohlen,
Dass ich ein and'res Weib, ein and'res Weib
Mir nehmen soll, ein Weib, das ich nicht liebe.
Doch trägt kein Himmel wohl zwei Sonnen
Und keine Nacht den Schimmer zweier Monde,
Und zweimal liebet nicht ein edles Jünglings-Herz!
Doch will mein Vater, dass ich ihm gehorche,
Gehorsam heischt lieb Mütterlein mein;
Der Gatte einer Andern soll ich werden,
Ein ander Weib, ein früher Tod,
Ein früher Tod, weil man mich zwingt dazu."

Viel Thränen heiss das Mägdlein weinet,
Viel bitt're Thränen, als sie die Worte spricht:
„O du Geliebter mein, du niemals satt Gesch'ner,
Nicht will ich länger leben in dieser weissen Welt,
Nicht ohne dich, der du mein Hoffnungsstern!
So wie die Taube nicht zwei Täuber hat,
Und nicht zwei Gatten der weibliche Schwan,
So kann ich nie zwei Männer lieben."

Sie sitzt nicht mehr zur späten Abendstund',
Doch brennt das Licht, das jungfräuliche Licht;
Und auf dem Tische steht ein Sarg ganz neu
Und in dem Sarge liegt die süss'ste Maid.

Die Taube.

Auf einem Zweig von Eichen saß
Ein Pärchen Tauben,

---

dem Deutschen, sondern nach Originalen, die wir besitzen, übersetzt haben. Es wäre leicht gewesen, diese kleinen Lieder durch Zuthat oder Weglassungen zu verschönern, die reimlosen durch Reime, die gereimten durch grössere Feile; allein wir hätten dies nicht thun können, ohne der Treue der Uebersetzung zu schaden.

Und schnäbelten und kosten,
Und schlugen sanft,
So Herz an Herz,
Mit ihren kleinen Schwingen,
Da schoss auf sie
Ein Falke ganz urplötzlich.

Fasst' die eine, und zerriss,
Zerriss die kleine Taube
Mit seinen Feder-Füssen,
Die sanfte kleine Taube
Vergoss ihr Blut,
Das rann herab am Baum.
Die Federn weiss, sie
Flogen weit hin über's Feld,
Und flogen hoch, ganz
Hoch hin in die Lüfte.

Wie weinte sie und weinte,
Wie stöhnte sie und stöhnte
Die arme arme Taube
Um ihren kleinen Tauber!

„Weine nicht, o wein' nicht so,
Du zarter kleiner Vogel!"
So sprach der junge Falke
Zum Täubchen klein.
„Ueber'm See da drüben,
Ueber'm blauen See
Schick' ich dir
Schaaren and'rer Tauben.
Von diesen wähl' dir einen,
Einen, der sanft und blau,
Mit federvollen Füssen,
Den besten kleinen Tauber."

„Treib, du Schurke, nicht
Vom blauen See zu mir
Die Schaaren and'rer Tauben.
Von ihnen allen kann
Mich auch nicht Einer trösten;
Nur er, der Vater
Meiner kleinen Täubchen."

Die nachfolgende kleine Elegie übersetzen wir aus einem russischen Taschenbuche, dessen Herausgeber, Baron Delvig, es von den Lippen eines Bauern-Mädchens hörte.

Der treulose Liebhaber.

Nachtigall, o Nachtigall,
Du liederreiche Nachtigall,
Sag' mir, so sag' mir doch, wohin du fliehst
Und wo du jetzt zur Nachtzeit singst?
Will lauschen dir 'ne and're Maid
Gleich mir so arm,
Schlaf-, ruh- und friedenlos,
Die Augen voll von Thränen?
O Nachtigall, flieg'
Viel hundert Länder weit,
Und über'n blauen See,
Und such' die Länder durch,
Die Städte, Dörfer, Hügel,
Ob du wohl finden kannst
So tiefen Schmerz, wie meinen?

Ein Halsband trug ich einst
Von Perlen wie der Morgenthau,
Und einen Ring am Finger
Mit kostbarem Gestein;
Und in dem Herzen tief
Die Liebe heiss und wahr.
Da kam der Herbst, der düst're Herbst,
Und trübte meine Perlen,
Im Winter d'rauf mein Ring
An meinem Finger borst [1]).
Und wenn der Frühling kommt,
Hat mich die Lieb' vergessen.

Es giebt einen Zug im russischen Charakter, den wir auch ganz deutlich in ihrer Poesie finden, nämlich die ausserordentliche, orientalische Ehrfurcht vor ihrem Herrscher und blinde Unterwerfung unter seinen Willen. Diesem Gefühl ist in der That etwas Religiöses beigemengt, denn der Czar ist nicht nur der Herrscher über's Land und der Herr über ihr Leben, er ist auch das Haupt ihrer orthodoxen Kirche. Der *orthodoxe* Czar ist einer seiner stehenden Titel. Die nachfolgende Ballade, die wir für eine der besten unter den russischen erzählenden Volks-Balladen halten, bringt sehr gut jene vollkommene Ergebenheit zur Anschauung, mit welcher der Russe dem Tode entgegengeht, wenn es sein Czar befiehlt.

---

1) Diese beiden Dinge sind üble Vorzeigen für ein russisches Mädchen.

Ihrem andern Inhalte nach ist sie durchaus natürlich. Ihre historische Begründung ist unbekannt. Es giebt mehrere Versionen von ihr, die sich aber nur wenig von einander unterscheiden, und die zugleich beweisen, dass sie lange und viel unter dem Volke Eingang hatte.

Die Hinrichtung des Bojaren.

„Du, mein Kopf, mein lieber Kopf,
Hast lange mir gedient, und treu, mein Kopf.
Durch volle drei und dreissig Sommer;
Stets auf mein zierlich Ross gebannt
Kam aus dem Bügel nie mein Fuss.
Und doch, beim Herrn, mein Kopf,
Gewannst du Freude nicht, noch and'res Gut,
Nicht Ehre, auch nicht Dank."

Der Fleischer-Strass' entlang
Und durch das Fleischer-Thor [1])
Sie führen einen Fürsten, einen Herrn.

Viel Priester sind voraus,
Ein off'nes Buch zur Hand.
Herauf ein Krieger-Trupp;
Wie glänzen ihre Schwerter!
Zur Rechten ihm der Henkersmann,
Das scharfe Schwert er trägt.
Zur Linken seine Schwester,
Sie weinet, wie der Ströme Guss,
Sie stöhnet, wie die Quelle rauscht.

Zu ihr der Bruder tröstend spricht:
„O weine nicht, du theure Schwester mein,
Verweine nicht die Augen klar,
Zerfleisch' dein liebes Antlitz nicht!
Sag' an, warum du weinest?
Ist's um mein Gut, mein Erbtheil?
Ist's um mein Land, so reich und gross?
Ist's um das Silber mein, ist's um mein Gold?
Ist's um mein Leben nur, dass du so weinest?"

„Ach du, mein Licht, mein theu'rer Bruder,
Nicht um dein Gut, dein Erbtheil,

---

1) Namen von einer Strasse und einem Thor in Moskau, durch welche früher die Verbrecher zum Tode geführt wurden.

Nicht um dein Land, so reich und gross,
Ist's, dass dies Auge weinet,
Nicht um dein Silber, um dein Gold, —
Dein Leben ist's, um das ich weine."

„Ach du, mein Licht, mein süsses Schwesterlein!
Wohl magst du weinen, doch kann's helfen nicht,
Wohl magst du bitten, doch umsonst,
Bitt' zu dem Czar, der dich nicht hört.
Sehr gnädig war der Schöpfer mir,
Sehr gnädig auch der Czar,
Als er befahl, mein treulos Haupt
Zu trennen von den Schultern."

Das Blutgerüste er besteiget,
Und geht mit Ruh' zum Tod, der Fürst.
Fleht' zum Allerbarmer dort
Und grüsst die Menge höflich:
„Leb' wohl, du Welt, du Gottes Volk,
Und bitt' für meine Sündenlast!"

Kaum warf noch einen Blick
Auf ihn das Volk rings um, so
Fiel auch schon zur Erd' sein treulos Haupt [1]).

Wir geben hier noch eine neuere Helden-Erzählung, die vielleicht von einem der beim Kampfe gegenwärtigen Soldaten verfasst wurde. Die erste Belagerung von Azof fand im Jahre 1695 statt. Die Festung wurde jedoch trotz wiederholter Angriffe nicht mit Sturm genommen, sondern die Garnison kapitulirte im darauf folgenden Jahre. Der vorkommende grosse weisse Czar ist Peter I. (Sacharoff's Sammlung, Bd. IV., S. 218 u. s. f.).

Der Sturm auf Azof.

Die armen Soldaten, sie haben nicht Ruh'
Bei Tage, noch bei Nacht!
Erst der Abend spät wurde gegönnt
Dem Soldaten zur Freud'.

1) *Bunaya golowuschka*, d. h. stolzes, rebellisches, ungestümes Haupt, und *mogutschaya pletschi*, starke Schultern, sind in Russland stehende Ausdrücke für einen Helden, besonders wenn Anspielung auf eine verrätherische Handlung gemacht wird.

Die Nacht durch die Waffen zu glänzen
War des Soldaten Thun:
Früh' mit dem Thau des Morgenroths
Zu stehn in langen Reihen.

Nicht eine gold'ne Trommete war's,
Die tönte nun so klar,
Auch nicht der Ton 'ner Silberflöte,
Deren Schall du jetzt vernimmst;
Der grosse weisse Czar ist's, der da spricht,
Der theuere Vater ist's.
„Kommt, ihr Fürsten, ihr Bojaren,
Edle, Grosse, Kleine,
Rathet nur, und gebet
Eure Meinung Alle!
Wie am schnellsten, wie am eh'sten
Wir bezwingen diese Festung."

Und die Bojaren schwiegen ringsum. —
Der theure Vater wieder
Nahm das Wort und hatte
Thränen im blinkenden Auge:
„Kommt, meine Kinder, gute Stürmer,
Und ihr Soldaten alle,
Rathet nur, und gebet
Guten Rath, ihr Alle,
Wie am schnellsten, wie am eh'sten
Feste Azof zu bezwingen."

Wie der Lärm des Bienenstocks
War der Krieger Sprechen,
Und mit Einem Munde scholl es:
„Vater, grosser, theurer Czar,
Fallen muss es, unser Leben
Setzen wir mit Freuden d'ran."

Schon war fast der Mond gegangen
Nah' vorbei die dunkle Nacht,
Frisch zum Sturme sie marschirten
Mit dem Morgenlicht
Auf die Festung, ihre Thürme,
Ihre Wälle, hoch und weiss.

Und nicht grosse Felsen rollten
Von den Pfaden hoch am Berge,
Von den hohen Wällen rollten
Feinde in die Tiefe.

Was da weiss am Felde schimmert,
Ist nicht weisser Schnee,
Unserer Feinde Leiber sind es,
Die so weiss erglänzen;
Nicht durch viele Regen schwillt
Aus seinem Beet der See;
Nein! wie eines Stromes reissende Fluth
Fliesset des Türken dunkelroth' Blut.

Verschiedene Dialekte werden gesprochen und verschiedene Sagen gesungen von der Bevölkerung von Gelb-Russland [1]), von jener in Russisch-Polen und in Oesterreichisch-Polen, wo die Bauern von Ruthenischem Stamme sind. Bei ihnen waltet das musikalische Element mehr vor und ihre Lieder sind gereimt. Blos die wenigen sehr alten, die man noch hat, machen hiervon eine Ausnahme. Diese haben die Form und den Geist der Balladen Gross-Russlands und können nicht von ihnen unterschieden werden, während die grosse Masse einen wesentlich verschiedenen Charakter hat. In den reichen und fruchtbaren Ebenen der Ukraine ist eine solch ungeheure Menge von Liedern entstanden, dass es scheint, als ob jeder Zweig ihrer Waldbäume einen Sänger beherbergen und jedes Hälmchen Gras in diesen weiten blumigen Auen das Echo eines Liedes widertönen würde [2]). Der sinnende Charakter der gross-russischen Poesie wird in jener Gelb-Russlands und der Ruthenen zur tiefen Melancholie, die man in einer grossen Zahl von sanften, elegischen Melodien findet.

Nach dem Verfasser einer kleinen Sammlung ihrer Volkslieder, die zuerst in deutscher Uebersetzung veröffentlicht wurde, „sind dies die Nachwehen ganzer Generationen, ist's der Kummer ganzer Jahrhunderte, die in einem ewigen Seufzer gesammelt sind!“ [3]). Wenn wir einen Blick zurück auf die Geschichte dieser Länder werfen, so

1) Dieses begreift die russischen Gouvernements Kiew, Poltawa, Tschernigof, Kharkof und Jekaterinoslaw. Das letztere, die Wiege der gegenwärtigen Bevölkerung von Gelb-Russland, gehört, nach der gegenwärtigen geographischen Eintheilung des russischen Reiches, zu Süd-Russland.

2) Der polnische Poet Bogdjanski, sagt man, soll in dem Gouvernement Poltawa allein 5000 gesammelt haben. Eine grosse Anzahl derselben besteht freilich nur in Variationen desselben Thema's und verdankt dem versagenden Gedächtniss der Sänger seinen Ursprung. Die Sammlung von Maximowitsch enthält mehrere tausend Stücke.

3) *Volksleder der Polen, gesammelt und übersetzt von W. P.*, Leipzig 1833. Sie hätten eigentlich *Lieder des Ruthenischen Volkes in Polen* heissen sollen.

können wir nicht bezweifeln, dass es der Geist ihrer Vergangenheit ist, der aus diesen traurigen Strophen spricht. Die Wiege des Kosaken stand in Blut; bei dem Geklirr der Schwerter wurde er musikalisch. Jahrhunderte hindurch war das Land an beiden Ufern des Dniepers bis zum nordwestlichen Zweig der Karpathen hin, eben der Wohnsitz dieses Stammes, der Schauplatz beständiger Kriege und Kämpfe; es gab keine Zeit für die Segnungen einer friedlichen Entwickelung. Ihre erzählenden Balladen haben daher nur wenig andere Sujets, als die Kämpfe mit den Polen und Tartaren, des Kosaken Abschied von seiner Geliebten, oder seinen einsamen Tod am Ufer des Stromes oder auf dem blutigen Schlachtfelde. Was Wunder also, dass auch ihre kleineren lyrischen Gedichte eine ähnliche Melancholie athmen.

Diese grossen ebenen Gegenden waren die vorzüglichste Durchzugsstrasse der mongolischen und tartarischen Horden, die vom 13. bis zum 15. Jahrhundert Russland überschwemmten und bis Schlesien vordrangen. Im nördlichen Russland wurde doch wenigstens der Schatten alter Einrichtungen und Verfassungen bewahrt, und eingeborne Fürsten regierten unter mongolischer Oberherrschaft; allein im Süden wurde Alles vernichtet und das ganze Land lag wüst und öde. Flüchtlinge, auf Plünderung und Raub zur Gewinnung ihres Lebens-Unterhaltes angewiesen, sammelten sich hier, und das Land am untern Don, nahe an dessen Mündung in den Azof'schen See, war einer ihrer Schlupfwinkel; ein anderer Theil fand seine Zuflucht auf den Inseln des Dnieper, gerade hinter dem jetzigen Jekaterinoslaw. Hier verschanzten sie sich in kleinen rohen Schlössern, obgleich eigentlich ihre Lage ausserhalb des Weges der Barbaren-Horden ihr bester Schutz war.

Die zuerst genannte Gegend war vorzüglich das Asyl für Flüchtlinge aus Gross-Russland; Ueberläufer und Flüchtlinge aus andern Gegenden gesellten sich zu ihnen, und die tartarische Bevölkerung, welche sie im Lande fanden, sowie die benachbarten kalmückischen Stämme vermischten sich mit ihnen. Dies sind die Kosaken vom Don, von welchen die Kosaken von Grebensk, von Jaitzk und vom Ural nur Zweige vorstellen. Sie sind Russen, und singen die Lieder ihrer Brüder, der Russen. Der Don-Fluss, oder wie man ihn vertrauter und doch respektvoller Weise nennt, *Don Iwanovitsch* [1]).

1) Der Ursprung dieser artigen Benennung rührt von seinem Ursprung aus dem Iwanowskischen See her.

spielt in ihren Balladen eine bedeutende Rolle. Sie haben eine rührende, kindliche Liebe für diesen edlen Strom, der so majestätisch ist und einst so bereitwillig war, ihren Vorfahren Schutz und Sicherheit zu gewähren. Vater Don, der ruhige *(tikho)* Don, Don Iwanowitsch, sind seine gewöhnlichen Epitheta. Der Schauplatz einer grossen Anzahl ihrer Balladen spielt auf den Schiffen, welche den „stillen Don" hinabfahren.

Die Flüchtlinge, welche sich am Dnieper gesammelt hatten, waren ebenfalls Russen; allein die Ankömmlinge anderer Nationen, welche sie empfingen, schienen vorzüglich von den Cirkassiern am Kaukasus zu stammen, wie die schönen Züge und Gestalten der Tschernomorski anzuzeigen scheinen [1]), und zum Theil auch von den ruthenischen Stämmen der Karpathen-Gebirge, wie ihre Sprache beurkundet. Dies sind die Zaporogischen Kosaken, so genannt von ihren vorzüglichsten Wohnsitzen hinter den *Porogues*, den Wasserfällen des Dniepers. Beide Abtheilungen der Kosaken gründeten eine Art von militärisch-demokratischer Regierung, und vertheidigten sich gegen ihre Feinde in jenen rohen, *Sicza* genannten Schlössern, welche am besten durch die dichten Wälder und das sie umgebende Wasser geschützt waren. Sie breiteten sich auch bald in kleinen Städten, *Gorodsko* genannt, aus, die sie zwar auch befestigten, aber so oberflächlich bauten, dass sie eben so bald hergestellt als zerstört waren. Die Kosaken am Don erkannten, nach der Befreiung Russlands in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in gewissem Grade die Oberherrschaft des russischen Czars an und halfen Iwan II. Sibirien erobern. Sie wurden von seinen Nachfolgern zum Schutz der Grenzen gegen die wilden asiatischen Horden verwendet, welche sie auch zum Theil aus ihren Wohnsitzen am Ural vertrieben und sich an ihrer Stelle daselbst festsetzten. So wurden sie über ganz Sibirien verbreitet, sahen aber immer mit sehnsüchtigen, schmachtenden Blicken nach „ihren theuren Vater", „ihren lieben Nährvater", ihren „stillen Don Iwanowitsch" zurück [2]).

---

1) Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bewog Katharina II. eine grosse Anzahl von Zaporogen-Kosaken, gegen die nördliche Küste von Kuban, im Osten des schwarzen Meeres (*Tschernagumorei*), zu ziehen, um die Grenze gegen die Cirkassier zu schützen, daher werden sie auch Tschernomorskier, d. h. Schwarz-Meer-Kosaken, genannt.

2) Diese zärtlichen Gefühle erstreckten sich auch auf alle Flüsse ihres ehemaligen Wohnsitzes. In ihren Balladen drücken sie die wärmste Anhänglichkeit

Von den Zaporogischen Kosaken ging inzwischen die Bevölkerung der Ukraine aus. Ihre erste Niederlassung bestand in einer eigentlichen Krieger-Republik; kein Weib durfte in ihre festen Orte auf den Inseln des Dnieper. Nach und nach erschlafften sie und begannen ihre Familien in benachbarte Dörfer zu nehmen, von wo aus sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit ausbreiteten. Später wurde ein Unterschied zwischen den Bewohnern der Niederlassungen und den Zaporogen in den Schlössern gemacht; keiner der Letztern durfte heirathen. So war ihre Jugend stets gegen den Feind gewaffnet und bereit; dieser Unterschied wurde erst in friedlichern Zeiten aufgehoben. Sie erklärten sich selbst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts für unabhängig von Russland; allein ihre gefährlichern Feinde waren lange die Polen, ihre nordwestlichen Nachbarn, gewesen. Es war dies zur Zeit von Polens Glanz. Die Polen waren Sieger im Norden und im Osten. Zuletzt erkannten die Kosaken, nach hundertjährigem Kampf, die Oberherrschaft des polnischen Regenten Stephan Báthory († 1586) an, wie es in ihren Traditionen heisst, durch die persönliche Würde und Grösse dieses ritterlichen Monarchen bewogen. Nun überschwemmte polnischer Adel die Ukraine. Sie wurden Grundherren und Unterdrücker und ihre Verwalter ihre noch verhasstern Gehilfen. Ihnen folgten die Jesuiten, welche die Eingebornen, die alle zur griechischen Kirche gehörten, abwechselnd durch Ueberredung oder durch Zwang zum Uebertritt zur römischen Kirche zu bewegen trachteten. Ein Kampf religiöser Verfolgung und religiösen Widerstandes entstand auf diese Weise. Die Kosaken empörten sich zuletzt im Jahre 1648, und einige Jahre später (1654) unterwarf ihr Hetman Chmielnitzki sich und die ganze Ukraine dem Czar Alexis, dem Vater Peter's I.

Die Kämpfe dieser Insurrektion, ihre früheren Kämpfe mit den Polen, ihren Unterdrückern, und die später öfters wiederkehrenden Empörungen gegen die Russen, die ihre Freiheiten zu beeinträchtigen suchten, gaben einer grossen Menge von Balladen, deren kolossaler Geist einen edlen Gegensatz zur gewöhnlichen Melancholie der gelb-russischen Poesie im Allgemeinen bildet, den Ursprung. Sie haben Sänger von Profession, welche *Banduristen* genannt werden, und welche, mit einer einfachen Guitarre in der Hand, durch's

---

an die Mutter Wolga, die Mutter Kamyschenka, die Mutter Tsarytzina u. s. f. an.

ganze Land ziehen, sicher, in jedem Dorfe, in dem sie anhalten wollen, ein williges Auditorium zu finden. Ihre Balladen enthalten daher nicht nur Scenen aus frühern Jahrhunderten, auch die neuern Kriege gegen die Türken und Tartaren, sowie die in letzterer Zeit im Dienste Russlands mitgemachten Schlachten bieten interessanten Stoff; denn ihre Produktivität waltet noch immer fort, obschon der Stand der Barden immer mehr und mehr zusammenschmilzt. Sie nennen ihre historischen Balladen *Dumi* oder *Dumki*, eine Bezeichnung für geschichtliche Elegien, welche in neuerer Zeit auch polnische Literaten angenommen haben.

Wir geben im Nachfolgenden einige charakteristische Proben ihrer Poesie, die sowohl ihren kriegerischen Geist, als die Art ihres häuslichen Lebens, ihre Gewandtheit in Erzählungen, sowie ihre Kraft im Ausdruck ungekünstelter Gefühle eines zärtlichen Herzens zur Anschauung bringen können. Wir beginnen mit zwei echt kosakischen Elegien.

Der Mord des Yessaul Tschurai [1].

O junger, grauer Adler,
Tschurai, du muthiger Jüngling,
In deinem eignen Land
Grub dir der Pole dein Grab.

Der Pole grub ein Grab
Für dich und deinen Hetman:
Er schlug zwei junge Helden,
Stephan, den mächtigen Mann.

O junger, grauer Adler,
Auch deine Brüder sind Adler;
Die alten und die jungen,
Ihr Thun ist wohlbekannt.

Die Alten und die Jungen,
Sie sind so brav wie du,
Sie schwuren einen Eid,
Zu rächen deinen Mord!

1) Yessaul ist der Name jenes Officiers unter den Kosaken, welcher unmittelbar auf den Hetman folgt. Die Ballade bezieht sich auf ein Faktum, welches sich unmittelbar vor dem Jahre 1648 ereignete. Sie ist aus Sreznewski's *Starina Zaporozhnaya*, d. i. Geschichte der Zaporogischen Kosaken, Kharkof 1837.

Die Alten und die Jungen,
Sie kommen zum ernsten Rath:
Sie reiten schwarze Pferde,
So schwarz, so stark, so schnell.

Auf schwarzen, flücht'gen Rossen
Sie jagen Adlern gleich;
In Polens Städt' und Schlösser
Dem Blitz gleich einzuschlagen.

Sie führen stählerne Lanzen,
So schneidend und so scharf,
Mit Spitzen, gleich den Nadeln,
Mit Haken scharf und lang.

Sie haben Schwerter von Stahl,
Zweischneidig, nimmer stumpf,
Zu trennen polnische Köpfe
Für immer von ihrem Rumpf.

Klage um Yessaul Puschkar.

Es fliesst ein kleines Bächlein,
Und Worskla ist's benannt,
Und dieses kleine Bächlein
Ist Alt und Jung bekannt.

Und an dem kleinen Bächlein
Da klingen die schönsten Lieder,
Und an dem kleinen Bächlein
Strömen die guten Gedanken.

Gedanken, Mannes-Gedanken,
Ihr ruft zu Trauer und Wehen;
Gedanken, Mannes-Gedanken,
Aus euch viel Thaten erstehen.

Wo seid ihr, brave Kosaken?
Wo seid ihr, mächtige Helden?
Im Grab sind eure Knochen,
Die Schwerter im tiefen Moor.

Wo bist, o Puschkar du?
Wo bist du, gewaltiger Ritter?
Die Ukraine weinet um dich,
Um dich und um ihr Geschick.

Im Grabe sind seine Knochen.
Er selbst, er ist bei Gott.
O weine, weine, Ukraine,
Du bist zur Waise geworden.

Ukraine, dein schönes Loos
Zerstört Wihowski's Fluch [1]);
Er mit dem Herz von Steine,
Mit der Seel' aus Höllen-Scheine!

Das nachfolgende melancholische Lied drückt den allgemeinen Hass gegen die Polen, als Unterdrücker, in eben so scharfer Weise aus. *Haidamack* bezeichnet den ruthenischen Bauer unter polnischer Herrschaft, und wurde früher, so gut wie *Burlak*, auf die gelb-russischen Kosaken im Allgemeinen angewendet.

Lied des Haidamacken.

(Manuskript)

Freudig zög' ich in den Krieg,
In den beutereichen Krieg,
Des Haidamacken Wonne;
Allein, der Verwalter zwingt mich zu bleiben,
Dass nicht des Polen Kühe etwa seitwärts treiben!

Freudig ging' ich zum Tanz,
Wo die Gusli spielet,
Die Wonne der rosigen Maid!
Allein der Verwalter zwingt mich zu bleiben,
Dass nicht des Polen Schaafe seitwärts treiben.

Freudig zög' ich zur Jagd
Mit der schlanken, flinken Dogge,
Die Wonne des starken Jünglings!
Allein, der Verwalter zwingt mich zu bleiben,
Dass nicht des Polen Pferde seitwärts treiben.

O, leb' wohl, du rosige Maid!
Es rassele laut der rostige Säbel!
Schnell zu Rosse, du Haidamack!
Weg mit Pferden, Schaafen, Kühen und Allen,
Ins Verderben soll der stolze Pole fallen!

1) Wahrscheinlich Johann Wihowski, Hetman nach Chmielnitzki. Nach dem Tode des Letztern fiel er von Russland ab und brachte die Kosaken an Polen zurück. Er scheint die Ursache von Puschkar's Tod gewesen zu sein.

Wir geben schliesslich noch einige ruthenische Gesänge, die keine politischen Beziehungen enthalten. Der erste ist durch seine Beleuchtung eines eigenthümlichen Aberglaubens des Volkes interessant. Die Leschen sind eine Art von Satyren, wie diese ganz mit Haaren bedeckt und von sehr bösartiger Natur. Sie stehlen Kinder und junge Frauen. Ihre Gegenwart hat eine erstarrende Wirkung; ein Mensch, den sie heimsuchen, kann sich nicht bewegen noch regen, obgleich wir in der folgenden Ballade vermuthen müssen, dass auch „der Branntwein, der Wein und der Meth" das Ihrige gethan haben.

Das zweite Lied zeigt ganz die klagende, trauernde Weise eines russischen verliebten Mädchens, und kann als ein charakteristisches Beispiel gelten.

Herr Sava und die Leschen.

(Aus Czelakowski's Sammlung.)

Mit dem Lord von Nemirow
Schmaust Herr Sava fröhlich;
Denkt nicht, dass er lassen müsst'
Sein Leben bald so schmählich.

D'rauf Herr Sava ritt nach Haus,
Ritt in aller Schnelle,
Gab viel Hafer seinem Ross
Und die klare Quelle.

Nun Herr Sava hinter'm Tisch
Schrieb und rechnet schon,
Und dabei sein junges Weib
Wiegt den kleinen Sohn.

„Komm', mein froher Mundschenk, komm',
Bring' den Branntwein mir!
Dir, mein vielgeliebtes Weib,
Dies Gläschen trink' ich Dir!

„Komm', mein froher Mundschenk, komm'!
Bring' mir klaren Wein;
Dieses Glas und dies trink' ich
Zur Ehr' dem Söhnlein mein.

„Komm', mein froher Mundschenk, komm'!
Bring' mir süssen Meth:
Mein Kopf ist schwer, ich fürchte sehr,
Dass nimmer ich trinken thät'."

Was schüttert und was stürmt so stark,
Sir Sava blickt's zu sehen;
Und schnelle sprecht zu ihm die Schaar
Der Leschen, die vor ihm stehen:

„Wir grüssen Dich, Herr Sava sehr,
Wie geht's Dir, sag's uns nun!
Was willst für die Ukrainer Gäst'
Zum Willkomm Du wohl thun?"

„Was ich Euch, Brüder, bieten kann,
Es steht für Euch bereit.
Wohl weiss ich, dass um meinen Kopf
Ihr kommet her so weit."

„So sag' uns doch, Herr Sava, wo sind
Deine Töchter, schön zum Minnen?"
„Die Leschen haben auch sie genommen,
Dort waschen sie ihre Linnen."

„Nun auf, zum Kampfe sei bereit!
Sir Sava, die Zeit ist um!
Dein Haupt ist weg! Noch ein Moment!
Der Tod bringt Dich darum."

Ein Schwert rauscht durch die Lüfte sehr,
Wie Bienen wild im Wald.
Des Herren Sava junges Weib
Stand da als Wittwe bald.

Das liebeskranke Mädchen [1]).

Die Winde wehen und rauschen,
Die Bäume beugen sich schwer,
Mein Herz ist ganz in Trauer,
Die Thränen strömen so sehr.

1) Aus Sacharoff's Sammlung, Petersb. 1839, Band IV. S. 427.

Die Jahre zähl' ich mit Trauer,
Ihr Ende will nicht sein;
Mein Herz ist nur erleichtert,
Wenn heisse Thränen ich wein'!

Die Thränen heilen dem Herzen,
Doch bringen sie ihm kein Glück,
Und niemals kann man vergessen
Des Glückes Sonnenblick.

Da giebt es, die noch neiden
Und wünschen sich mein Loos,
Und sprechen: „Glückliche Blume,
Entsprossen der Ebene Schooss."

Der Ebene, reich an Sande,
An Hitze, arm an Thau'
O ohne den Geliebten
Die Tage sind mir grau'

Ohne ihn keine Freude,
Ein Kerker nur die Welt,
Das Glück ist mir entschwunden,
Der Friede mir vergällt.

Wo, o Schwarz-Aug'! bist du?
Wo, o, magst du sein?
Komm' und sieh' und staune,
Wie ich um dich wein'!

An wen soll ich mich lehnen?
Wer weint mir Zärtlichkeit?
Den Baum, der mich liebte,
Lebt nun, ach! gar so weit.

Ich flöge, hätt' ich Flügel,
Zu ihm an jenen Ort,
Gebeugt, versengt — ohn' ihn
Sterb ich in einemfort.

Die nachfolgende kleine Elegie, die wir in Galizien gehört und niedergeschrieben haben, gilt uns als eine Perle der Poesie. Sie ist ein tiefer, sterbender, überschwellender Liebesseufzer.

Todte Liebe.

Weiss bist du, mein Mägdlein.
Kannst nicht weisser mehr sein!
Warm lieb' ich dich, Mägdlein.
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägdlein,
War viel weisser sie noch;
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann doch [1]).

Von noch grösserer Wichtigkeit für den hier in Rede stehenden Gegenstand sind die *Serbier*. Wir sahen schon im Verlauf dieses Buches, dass die Einwohner der türkischen Provinzen von Serbien und Bosnien, von Montenegro, im österreichischen Königreich Slavonien, Dalmatien und der kroatischen Militär-Grenze dieselbe Sprache sprechen, welche auch zugleich die Muttersprache der zahlreichen serbischen Ansiedelungen in Ungarn, längs des südwestlichen Ufers der Donau, ist. Von dieser Sprache, welche abwechselnd die illyrische, serbische, morlachische, bosnische, kroatische, rautzische genannt wurde und vielleicht noch viele andere Namen hat, kann man in Wahrheit sagen, sie besitze mehr Namen als Dialekte, und selbst diese wenigen zeigen so unwesentliche Unterschiede von einander, dass der Ausländer diese Unterschiede kaum gewahr wird. Es ist aber auch wahr, dass in Folge der verschiedenen Schreibarten, welche die verschiedenen Abtheilungen dieser Race angenommen haben, der Ausländer es oft schwieriger finden wird, die geschriebene als die gesprochene Sprache zu verstehen.

Die unerschöpfliche Quelle der serbischen Volks-Poesie gehört daher der ganzen Nation an, obschon ihre Produktivität, sowie ihre Kraft und die Gelegenheit zu ihrer Erhaltung nicht bei den verschiedenen Stämmen dieselbe war und ist. Als ihre vorzüglichste Heimath müssen wir jene Gegenden bezeichnen, in welche die neuere Kultur am spätesten eingedrungen ist, d. i. Türkisch-Serbien, Bos-

1) Der Leser findet einen wohl ausgearbeiteten Aufsatz über die Volks-Poesie der Ukraine in der *Foreign quarterly Review*, Bd XXVI, Nro 51. Er rührt offenbar von einem der in England lebenden polnischen Verbannten her. Es findet sich aber ein merkwürdiges Missverständniss in ihm bezüglich der Ableitung des Namens der Zaporogischen Kosaken. *Porog* bedeutet in keiner slavischen Sprache „Insel"

nien und Montenegro. Hier wird auch die Landessprache in ihrer ursprünglichsten Reinheit gesprochen.

Ein sehr gebildeter italienischer Reisender, der Abbé Fortis, veröffentlichte vor etwa hundert Jahren eine interessante Beschreibung der Morlachen, d. i. der kroatisch-serbischen Einwohner von Dalmatien, einem Stamm, der durch seine wilden Leidenschaften und seine stolze Verachtung des civilisirten Lebens bekannt, übrigens aber voll poetischer Gefühle ist und sehr an alten Sitten und den Erinnerungen seiner Vorfahren hängt. Er war, der Erste, dass schönen alten Sagen erschienen, allein, obschon die von ihnen durch Herder und Göthe (aus dem Französischen) gegebenen Uebersetzungen allgemein bewundert wurden, blieb doch das Geburtsland dieser Sagen eine *terra incognita*. Nur wenige Literaten wussten es, dass viele dieser Balladen, obschon in unansehnlichem Gewande, von dem Franziskaner-Mönch Andreas Cacich Miossich gesammelt worden waren und dass eine grosse Menge ganz interessanter heroischer Volks-Sagen als Beigaben in den kroatischen und dalmatischen Wörterbüchern von *Bellostenecz*, *Jambressich* und *Della Bella* enthalten waren. Es war ferner, aber sehr Wenigen bekannt, dass selbst alte serbische Geschichtschreiber ähnliche Gesänge verfasst hatten.

Wuk Stephanowitsch Karadschitsch muss daher der eigentliche Entdecker dieser schönen Quelle genannt werden, und das kritische Urtheil, die Geduld und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Sammlung abfasste, verdienen das höchste Lob. Viele der schönsten, der literarischen Welt am frühesten veröffentlichten Gesänge waren Erinnerungen aus seiner Jugend, denn er war in Turkisch-Serbien geboren und verbrachte dort auch seine früheste Lebenszeit. Viele konnte er erst nach Jahren sorgfältigen und unermüdlichen Nachforschens auffindig machen. Seine ausschliche Sammlung — vier Bände mit mindestens fünf- bis sechshundert Gedichten — war nach dem Grundsatze abgefasst, dass kein einziges Stück aufgenommen werden sollte, für dessen Echtheit er nicht persönlich verantwortlich sein konnte, das er nämlich nicht selbst von Einem aus dem Volke gehört hatte. Fast der dritte Theil dieser Gedichte sind poetische Erzählungen, von denen einige fünf- bis siebenhundert Verse, eine sogar über zwölfhundert Verse lang ist.

Die Poesie der Serben ist sehr innig mit ihrem täglichen Leben verflochten. Sie ist ein Bild ihrer Gedanken, Gefühle, Handlungen

und Leiden; sie ist der geistige Ausdruck all der verschiedenen Verhältnisse jener Masse von Individuen, welche eine Nation zusammensetzen. Die Halle, in welcher die Weiber spinnend um den Feuerherd sitzen, die Berge, in welchen die Hirten ihre Heerden weiden, der Platz, auf welchem sich die Jugend zum National-Tanze, dem *Kolo*[1]), versammelt, die Felder, in denen die Ernte eingebracht wird, die Wälder, durch welche der einsame Wanderer reist, — Alles ist voll von Gesang. Gesang begleitet bei den Serbiern jedes Geschäft, und hat dasselbe oft zum Thema. Die Serbier *leben* ihre Poesie.

Die Serbier theilen ihre Gesänge gewöhnlich in zwei grosse Abtheilungen. Kurze Stücke in verschiedenem Versmasse, sie seien lyrisch oder episch, die ohne Begleitung von Instrumental-Musik gesungen werden, nennen sie *shenske pjesme* oder *Frauen Lieder*, weil sie meistens von Frauen gesungen werden. Die andere Art, die aus langen epischen Erzählungen in Versen mit regelmässigen Trochäen besteht, welche zu der Gusle, einer Art einfacher Violine mit Einer Saite, gesungen werden, nennen sie *Junatchke pjesme*, d. i. *heroische* oder *Jünglings Lieder*; denn, und dies ist eine interessante Thatsache, die Begriffe *junger Mann* und *Held* werden im Serbischen durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt, durch *Junak*. Die ersteren haben in hohem Grade einen häuslichen Charakter. Sie begleiten uns durch alle die verschiedenen Verhältnisse des häuslichen Lebens, sowohl bei dessen Alltags-Beschäftigungen, als an dessen Fest- und Feiertagen. Man hat schon viel und könnte noch mehr zum Lobe dieser wohlklingenden Ergüsse eines zarten, frischen und ungekünstelten Gefühls sagen, da wir aber ohnedies schon zu lange bei ihrem allgemeinen Charakter verweilt haben, so müssen wir uns begnügen, hier nur noch die Unterschiede der serbischen Lieder von den übrigen slavischen Gesängen anzugeben.

Diesen Unterschied finden wir vorzüglich in der *Zärtlichkeit*, dem Grund-Elemente der serbischen Poesie, wie in der klaren, durchsichtigen Heiterkeit, gleich dem schönen Blau eines südlichen Himmels. Nur Anspielungen auf die Missgeschicke des ehelichen Lebens verdichten bisweilen diesen schönen Himmel kleine Wölkchen. Die

1) Man sehe eine Beschreibung dieses National-Tanzes bei Wilkinson *Dalmatia and Montenegro* I. S. 99.

Furcht, an einen *alten* Mann gekettet zu werden, oder vor einer bösen Schwiegermutter, oder vor den Streitigkeiten mit einer Schwägerin, oder vor den wachsenden Sorgen der Haushaltung — denn nach wahrhaft patriarchalischer Art bleiben auch die verheiratheten Söhne im Hause ihrer Eltern und Alle machen zusammen Eine Familie aus, — alle diese Umstände trüben bisweilen die unerschöpfliche Heiterkeit eines serbischen Weibes und rufen öfters Klagen oder noch öfterer verdeckt schmerzliche Verwünschungen aus tiefer Brust hervor. Alle nicht im einzelne besondere Gelegenheiten verlassene Lieder tragen entschieden das Gepräge des häuslichen Lebens und sind alle voll Anspielungen auf Familien-Verhältnisse.

Ein gewisser anmuthiger, scherzhafter Anstrich ist bei den serbischen Mädchen vorherrschend. Ihre geselligen Spinnzusammenkünfte sind sehr produktiv an jenen kleinen netten Liedern, in welchen Er und Sie immer streitend dargestellt werden, und Er natürlich immer besiegt wird, ganz so, wie dies in zahlreichen englischen und deutschen Volksliedern der Fall ist. Auch bei ihnen bildet die Liebe das häufigste und wichtigste Thema. Nach den Liedern zu urtheilen, haben die serbischen Mädchen und Jünglinge häufigen und zarten Verkehr unter einander. Die Jünglinge merken sich die Stunde wohl, in der die Mädchen Wasser holen, und die häufigen Festtage, an welchen der Tanz nicht erlaubt ist, bieten die beste Gelegenheit zu Zwiegesprächen. Weiter gegen Süden hin und zwischen den Bergen sind die Sitten strenger und Liebeslieder seltener.

Unter den älteren Gelegenheits-Liedern sind die Hochzeits-Lieder, welche zu all den verschiedenen Gebräuchen der slavischen Hochzeiten passen, die interessantesten. Und auch hier begegnen wir einem jener zahlreichen Widersprüche der geistigen Welt, welche die Philosophie in Verwirrung setzen. Während alle Symbole und Ceremonien der Hochzeitsfeste ganz genau die untergeordnete und erniedrigende Stellung ausdrücken, zu welcher die Ehe das slavische Weib verdammt (denn slavische *Mädchen* sind viel freier und glücklicher, und werden, besonders wenn sie schön und fleissig sind, geehrt und gesucht), sind die *Lieder*, die geistigen Darstellungen dieser rauhen, erniedrigenden *Sitte*, zart, höflich, ja galant. Man hat verschiedene Beweise dafür, dass diese Art Lieder, wie die russischen Lieder jener Tendenz, denen sie auch sehr ähnlich sind, aus

einer sehr frühen Periode stammen. Wie diese, enthalten sie keine Anspielung auf irgend eine kirchliche Ceremonie [1]).

Das in ihren Liebesliedern dargestellte Gefühl ist im Allgemeinen zart und öfters mehr spielender Natur, so dass es mehr Zärtlichkeit als Leidenschaft ausdrückt. Wenn sie jedoch gereizt werden, wird ihr Hass zur Wuth und sie stossen Verwünschungen aus, die zahllos sind und wie sie kaum eine andere Sprache besitzt. Diese Flüche sind aber stereotyp, wie dies bei andern Nationen der Fall ist. Sie werden oft mit erstaunenswerther Treuherzigkeit von den beleidigten Personen selbst zurückgewiesen. Oefters werden die Befriedigungen der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse zu Flüchen benutzt. So flucht z. B. ein Jüngling seiner treulosen Geliebten: „Sie soll so viel Schmerzen leiden, als sie Brod isst, und so viel Thränen weinen, als sie Wasser trinkt."

Wir lassen hier einige serbische Volkslieder, wie sie uns eben zur Hand kommen, als Proben folgen.

Abschied.

Schlang von Wein sich eine weisse Rebe
Um die Veste, um die weisse Buda.
Keine weisse Rebe war's von Weine,
Nein, es war ein treues Liebespärchen.
Seit der frühen Jugend war's vereinet,
Und nun muss es sich zur Unzeit trennen.
Eines sprach zum Andern bei dem Scheiden:
„Gehe, Seele, geh' g'rad' aus, mein Herze!
Findest einen ungezäunten Garten,
Einen rothen Rosenstrauch im Garten,
Pflücke dir vom Strauch ein Rosenzweiglein!
Leg' es auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe, also, wie die Rose welket,
Also welkt um Dich mein armes Herze hin!"
D'rauf beim Scheiden sprach das and're Liebchen:
„Und Du, Seele, geh' zurück ein wenig!
Einen grünen Wald wirst dort Du finden,
Steht im Wald ein Born mit kühlem Wasser,
Und im Borne liegt ein Stein von Marmor;
Auf dem Steine steht ein goldner Becher,

---

1) Der Leser findet die Beschreibung einer montschurischen Hochzeit in Wilkinson, Band II S. 161 u. f. Eine weitläufigere Darstellung siehe in Volkslieder der Serben von Talvj, Band II Einleitung

Aber in dem Becher liegt ein Schneeball,
Liebchen! Nimm heraus Dir jenen Schneeball!
Leg' ihn auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe, also wie der Schneeball schmilzet,
Also schmilzt um Dich mein armes Herze hin!" —

Stelldichein.

Liebchen! Komm', dass wir einander küssen!
Aber sag', wo kommen wir zusammen?
Ob in deinem oder meinem Garten,
Unter deinen oder meinen Rosen?
Du, o Seele! werde eine Rose!
Ich will mich zum Schmetterling verwandeln;
Flatternd fall' ich auf die Rose nieder;
Alles meint, ich hang' an einer Blume,
Wenn ich heimlich meine Liebe küsse.

St. Georgs-Tag.

Am Tag des heil'gen Georg ein Mädchen bat:
„O kehr'st du wieder, Tag des heiligen Georg,
Sei ich nicht hier bei meiner theuren Mutter,
Verheirath't will ich sein, wenn nicht, gestorben! —
Doch lieber vereh'licht, als im Tod verdorben!"[1]).

Vereint im Tode.

Herzlich liebten sich ein Knab' und Mädchen,
Wuschen sich an einem Wasser Beide,
Trockneten sich ab an einem Tuche,
Wohl ein Jahr war's, dass es Niemand wusste,
Aber allbekannt ward' es im zweiten,
Und der Vater hört' es und die Mutter,
Wollte nicht die Mutter ihre Liebe,
Trennte die einander lieb und theuren.

Durch den Stern liess er darauf ihr sagen:
„Stirb, o Liebchen! spät am Samstag Abend!
Früh' am Sonntag will ich Jüngling sterben."

1) Die serbische Volks-Poesie hat eigentlich keine Reime, wo aber einer zufällig unterläuft, scheint er willkommen, so am Schluss dieses kleinen Liedes, das wir treu nach dem Original übersetzt haben. Alle unsre Proben von serbischen „weiblichen Liedern" sind aus dem ersten Bande von Wuk's Sammlung.

Und geschah es also, wie sie sagten.
Spät am Samstag Abend starb das Liebchen,
Früh am Sonntag Morgen starb der Liebste.
Bei einander wurden sie begraben.
Durch die Erde schlang man in einander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.

Wenig Monden und des Liebsten Grabe,
Sieh, entsprossete eine grüne Hecke,
Und des Liebchens eine rothe Rose.
Um die Hecke windet sich die Rose,
Wie die Seide um den Strauss sich windet.

Nicht alle weiblichen serbischen Lieder sind so zart, dass die gewöhnliche Unterjochung und Erniedrigung nicht immer das Schicksal dieser armen Wesen ist, und dass bisweilen auch sie die Rolle eines Gebieters in der Haushaltung spielen. Lese man am besten aus dem nachfolgenden Liede ersehen.

Häuslicher Streit.

Komm', Geliebter, lass uns eilen!
Dass wir früh' noch Hause kommen.
Denn den Streit hebt meines Eh'manns Mutter.
Klagt' mich gestern an, ich hätte
Meinen Eh'mann gar geschlagen;
Und ich arme Seele rührte nicht ihn an.
Bat ihn blos, die Schüssels mir zu waschen,
Und er wollte nicht die Schüsseln waschen;
Warf hierauf an seinen Kopf den Krug,
Schlug ein Loch in Kopf und Krug;
Um den Kopf that mir's nicht leide,
Sorgte nur für meinen Krug,
Den ich ziemlich theuer kaufte:
Kauft' ihn für 'n weissen Apfel
Und 'n halben noch darüber [1]).

Noch bewunderungswerthere Leistungen zeigen die Serben in ihren *Heldenliedern*. Und fürwahr, man kann aus der Mehrzahl dieser endlosen Legenden und Fabeln lernen, was epische Volks-Poesie heisst, wie sie geschaffen und verbreitet wird und welche

1) Andere Beispiele sehe man in Bowring's Servian Popular Poetry, London 1827.

Macht der Erfindung sie in ihrem Natur-Zustande enthält — eine Macht, die oft keine Kunst herbeischaffen kann. Die Serbier stehen in dieser Beziehung ganz einzig und allein da, es giebt keine neuere Nation, die mit ihnen, bezüglich der epischen Produktivität, verglichen werden kann, und ein neues Licht scheint über die grossen Schöpfungen der Alten durch sie verbreitet zu sein. Daher können wir, ohne Beschuldigung der Vorliebe, behaupten, dass die Veröffentlichung dieser Gedichte eine der bemerkenswerthesten literarischen Begebenheiten der neuern Zeit genannt zu werden verdient.

Im Allgemeinen ist der Charakter der serbischen Erzählungen *objektiv* und *plastisch*. Der Dichter steht meistens in sehr ansehnlichem Grade *über* seinem Gegenstand. Er malt seine Gemälde nicht mit glühenden Farben, aber mit deutlichen, scharf vorspringenden Zügen, es bedarf keiner Erläuterung zu dem, was der Leser mit eigenen Augen zu sehen glaubt. Wenn wir die epischen Gedichte der Serben mit jenen vergleichen, welche andere slavische Nationen einst besassen, finden wir die ersteren sehr überlegen. In dem russischen Gedichte *Igor* ist die ganze Erzählung sehr undeutlich; man kann das Ganze fünfmal lesen, ohne nur irgendwie den Faden durchaus klar verfolgen zu können. Nicht ein einziger Charakter ist deutlich ausgeprägt. Die Art der Darstellung hat mehr vom lyrischen als vom epischen Elemente in sich. Die alten böhmischen Gedichte besitzen schon mehr Deutlichkeit und Frische. Keine Undeutlichkeit verwirrt uns. Allein die Leidenschaften des Dichters treten so oft in den Vordergrund, dass sie der ganzen Erzählung einen subjektiven Charakter verleihen, während der Serbe, selbst wenn er seine Landsleute im Kampfe mit ihren Todfeinden und Unterdrückern schildert, sich jeder Parteilichkeit für die Ersteren ebenso enthält, wie Homer für die Griechen.

Die Einleitungen recht nur zu den Erzählungen im Allgemeinen, sondern selbst zu neuen Situationen, sind häufig allegorischer Art. Es wird ein bestimmtes Bild vorgeführt. Eine Erzählung, die eine berühmte blutige Rache-That beschreibt, fängt auf folgende Weise an:

Wer schreit solch Angstgeschrei von Ramyam her,
Ist dort die Vila? Ist die gefürchtete Schlange dort?
War' es die Vila, sie stünde auf den Gipfeln,
Und war's die Schlange, zwischen Bergen läg' sie.

Nicht ist's die Vila, nicht die Schlange;
Es schreit vor Angst dort Peruvitsch Batritsch,
Der in den Händen Osmans, des Sohns von Tschorov [1]).

Raben sind Boten unglücklicher Neuigkeiten. Die Schlacht von Mischar beginnt mit folgenden Versen:

Zu fliegen kommt ein Paar von dunkelschwarzen Raben,
Sie kommen weit vom grossen Feld von Mischar,
Weit von Schabatz, der hohen weissen Festung:
Und blutgetüncht sind bis zum Anglid ihre Schnäbel
Und blutig ihre Füsse bis zur Ferse;
Sie fliegen längs der fruchtgesegneten Matschwa,
Durcheilen schnell die angeschwollene Drina,
Wenden heimwärts durch Bosniens Ehrenganen
Und steigen ab an der verhassten Grenze,
Schreiten mitten hin durch Wakup, die verfluchte Stadt,
Zu des Hauptmanns Kulin Schwelle;
Steigen nieder und krächzen niedersteigend.

Drei oder vier Gedichte, deren Thema Galanterien oder Hochzeiten sind, beginnen mit einer Beschreibung der Schönheit des Mädchens. Besonders reich und vollständig ist folgende:

Nie sah die Welt seit ihrem Anfange,
Ein lieblicher Blümchen blüh'n, als
Wie in unsern Tagen pranget,
Haikuna, die schönste Mädchen-Blume.

Sie war so lieblich, nicht gab es Lieberes je!
Sie war, gleich einer Tanne, schlank;
Die Wangen weiss, mit rosenfarb'nen Blüthen,
Als wenn ein Morgenschein mit seinem Strahl sie deckte,
Die Augen wie zwei köstliche Juwelen,
Die Brauen, wie des Meeres Egel,
Die Lider wie zwei Schwalben-Schwingen;
Ihr blondes Haar wie seidne Zöpfe,
Ihr süsser Mund gleich einem Zucker-Dütchen,
Die Zähne wie zwei Perlen-Reih'n,
Die Brüste weiss, ein schneeiges Tauben-Paar,
Und ihre Stimme süss, wie eines Täubchens Girren,
Ihr Lächeln wie der glühende Sonnenschein,
Ihr Ruf und ihrer Schönheit Lob
Berühmt durch Bosnien ganz und durch die Herzeg'wina.

---

1) Man sehe einen ähnlichen Anfang im Gedichte „Hassan Age".

Wir würden gar nicht fertig, wollten wir einen Auszug aller schönen und treffenden Stellen aus lyrischen Volksliedern der Serbier geben, obschon ihr Hauptverdienst meist nicht in schönen Stellen, sondern in der Bearbeitung des Ganzen, in der klaren, graphischen und plastischen Art der Darstellung besteht. Blos bezüglich ihres Styles wollen wir hier noch eine Bemerkung beifügen. Die slavische Volks-Poesie hat im Allgemeinen keine jener Vulgarismen aufzuweisen, welche oft die Volkslieder der deutschen Völker entstellen. Würde des Styles aber wird man wohl nicht in einem Volksliede erwarten wollen. Jene, deren Gefühlsweise wegen Mangel an Bekanntschaft mit Natur-Poesie durch gewisse eben nicht sehr gewählte Ausdrücke leicht verletzt wird, welche oft ganz unbewusst sich in die schönsten Schilderungen einschleichen, werden bei der Lektüre serbischer Lieder bisweilen unangenehme Eindrücke empfangen. Ihre Bilder sind meist frisch, greifbar und treffend, allein obschon nicht selten die Wirkung des Erhabenen und des tiefsten tragischen Pathos durch sehr einfache Mittel erreicht wird, ist ihnen doch nichts fremder, als jene würdevolle Steifheit und skrupulöse Manier der französischen Schule.

Zahl und Inhalt der serbischen Helden-Gedichte ist sehr gross. Der älteste Sagen-Cyklus handelt vom Czar Duschan Nemanyitsch und seinen Helden, vom frommen Fürsten Lazar, ihrem letzten unabhängigen Oberhaupte, welcher von den Türken, nachdem sie ihn in der Schlacht gefangen hatten, hingerichtet wurde, und vom Tode seiner treuen Ritter auf dem Schlachtfelde von Kossovo. Die beiden Letztere in den Jahren 1389 und 1447 vorgefallenen Schlachten machten der Existenz des serbischen Reiches ein Ende. In unmittelbarem Zusammenhange mit diesen epischen Gesängen sind jene, deren Held Marko Kraljewitsch, d. i. Marko, der Königs-Sohn, der serbische Herkules, ist, etwa 30 oder 40 an der Zahl. Die Bilder, die in diesen Gesängen vorkommen, sind ausserordentlich wild und kühn, und haben öfters einen mythologischen Hintergrund. Sowohl die epische als die lyrische Poesie der Serben sind mit einem durch Tradition überlieferten Glauben an gewisse phantastische Geschöpfe der heidnischen Vorzeit sehr verwoben und schreiben diesen einen beträchtlichen Einfluss auf die menschlichen Angelegenheiten zu. *Vjeschtize*, verhüllte Frauen, die von Haus zu Haus gehen, überall Verderben mit sich bringend; die Pest als ein altes, schrecklich aussehendes Weib; auch die Heiligen, unter ihnen der *Donnerer* Elias,

und die *feurige* Maria, die Licht verbreiten; diese alle erscheinen gelegentlich. Die Hauptfigur aber ist die Vila, eine Bergfee, die fast derselben Art ist wie die Elementar-Geister des Nordens, obschon bei ihr die bösen Eigenschaften vorwalten und ihre Einmischung in den meisten Fällen Unglück bringend ist.

Verschiedene Züge tragen dazu bei, die ausserordentliche Wildheit und Rohheit der ältesten serbischen Gedichte zu mildern. Als einen der vorzüglichsten betrachten wir jene Bruderschafts- und Freundschafts-Bündnisse, welche die Serbier von den Scythen geerbt zu haben scheinen [1]). Zwei Männer oder zwei Frauen geloben einander vor dem Altare und unter feierlichen Ceremonien im Namen Gottes und des heiligen Johann ewige Freundschaft. Sie verpflichten sich durch diesen Akt zu allen wechselseitigen brüderlichen und schwesterlichen Hilfsleistungen. Aehnliche Verhältnisse findet man auch zwischen beiden Geschlechtern, wenn ein Mädchen feierlich einen alten Mann ihren „Vater in Gott", oder einen jungen ihren „Bruder in Gott, oder wenn ein Mann eine Frau seine „Mutter oder Schwester in Gott" nennt. Dies geschah meist bei Unglücksfällen. Wenn eine sogenannte Person diese Bezeichnung annahm, so war sie verpflichtet, den Unglücklichen zu beschützen und für ihn, der sich freiwillig in ihren Schutz begab, zu sorgen; nach einem nationalen Vorurtheile wurde der Bruch eines solchen Bündnisses vom Himmel schwer bestraft. Marko kralyewitsch stand in einem solchen Bündnisse mit den Vila's; in neuern Zeiten finden wir es öfters, selbst in Zeiten der erbittertsten Kämpfe, zwischen Türken und Serbiern.

Die sagenhaften Lieder der Serbier, welche von den Helden der goldnen Zeit handeln, sind, ihrer Grundlage nach, ohne Zweifel von hohem Alter; allein da sie durch Ueberlieferung bis auf die neuern Zeiten gekommen sind, kann man wohl nicht annehmen, dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus der Zeit ihres Entstehens herstammen, welche vielleicht von den besungenen Begebenheiten nicht sehr ferne war. Die in den meisten vorkommenden Turcismen bezeugen, dass die Sänger mit den Siegern und ihrer Sprache vertraut waren. Nach Wuk's Ausspruch sind nur Wenige in ihrer jetzigen Form älter als aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

1) Siehe eine nähere Beschreibung dieser merkwürdigen Sitte von Abbe Fortis in Wenkenson. II. S. 179 u. ff.

Die neuern Heldenlieder — denn die Produktivität dieses merkwürdigen Volkes währt noch fort — sind im Wesentlichen derselben Art. Man kann sie in zwei Gruppen bringen. Die eine Gruppe, die während der letzten zwei Jahrhunderte bis auf unsere Zeit herab verfasst wurde, behandelt eine Menge von öffentlichen und privaten Gegenständen. Duelle, Liebesgeschichten, Befriedigung der Blutrache, häusliche Streitigkeiten und Aussöhnung werden abwechselnd erzählt. Die Fülle der Erfindung ist in diesen Erzählungen wahrhaft erstaunenswerth: das Gewebe der Verwickelungen und die Schlussentwickelungen übertreffen Alles, was man bisher von Volks-Poesie kannte. Eines der ausgezeichnetsten Stücke ist eine Erzählung von **1227** Zeilen, welche von der Heirath eines jungen Mannes, des Maxim. Tzernowitsch, des Sohnes von Iwan Tzernowitsch, eines reichen und mächtigen Serben, handelt. Der Vater ging nach Venedig, um die Tochter des Dogen für seinen Sohn zur Frau zu begehren. Er schildert ihn hier als den schönsten jungen Mann; als er aber nach Hause zurückkehrt, findet er ihn durch die Blattern in einen hässlichen Menschen verwandelt. Auf den Rath seiner Frau schickt er einen andern hübschen jungen Mann unter, der die Braut sammt dem Gefolge der Hochzeitsgäste in die Heimath führen soll und dem er den grössten Theil von der Mitgift der Braut verspricht; denn er begeht diesen Betrug weniger aus Habsucht, als aus Stolz, welcher sich durch die Furcht, den hochmüthigen Venetianern sein Wort nicht halten zu können, sehr beleidigt fühlen würde. Es gelingt, die Braut wegzuführen, allein auf der Reise wird der Betrug entdeckt und die ganze Sache endigt mit einem fürchterlichen Blutbade.

Wuk Stephanowitsch hat diese Erzählung wiederholt und mit verschiedenen Variationen gehört, allein die Hauptsachen, z. B. die reichhaltige und ausführliche Beschreibung der Brautgeschenke ward überall mit denselben Worten gegeben. Sie wurde auf die hübscheste Art von einem alten Sänger, Namens Milya, gesungen, der sie oft vor dem Fürsten Milosch vortrug und dessen Munde sie Wuk zuletzt abgelauscht hat.

Eine andere Gruppe neuerer Balladen behandelt die Begebenheiten des letzten Kriegs zwischen den Serben und Türken, in den Jahren **1801** bis **1815**. Wer von unsern Lesern hat wohl nicht von Kara Georg gehört? Seine Gefährten, Vanko Katitsch, Stoyan Tschupitsch, Milosch von Potzerye, sind in Serbien eben so bekannt und bewundert, wie Kara Georg selbst. Sie und ihre Kameraden sind die

Helden dieser Balladen. Der aufmerksame Tschupitsch belohnte den blinden Dichter Philipp, der ein langes und schönes Gedicht von eigener Komposition auf ihn sang, mit einem weissen Rosse. Der Gegenstand dieser Erzählung war die Schlacht von Salasch, in welcher Tschupitsch selbst der serbische Befehlshaber war [1]).

Derselbe Balladen-Sänger Philipp ist der Verfasser der meisten neuern Helden-Gedichte. Von andern kennt man nicht einmal die Verfasser. Auf die Kunstseite dieser Poesien, die doch mit so ungewöhnlicher Kraft begabt erscheinen, ist nur wenig Mühe verwendet. Diese Leistungen unserer Zeit geben den ältern in nichts nach. Man findet in ihnen keinen wesentlichen Unterschied, weder der Sprache noch der Auffassung nach, und man wird leicht gewahr, dass Alt und Jung von ihrer Jugend an mit Erzählungen „aus den Tagen der Vorzeit" gross gezogen sind. Einige Stellen in Philipp's Balladen sind wahrhaft homerisch [2]). Glücklicher Weise ist die Zeit vorbei, wo man seine Bewunderung für hyperboreische Poesie durch ihre Aehnlichkeit mit den alten Klassikern entschuldigen musste. Wir haben nun schon gelernt, dass die wahre Poesie weder an einen Namen, noch an eine Nation, noch an eine Zeit gebunden sei, und das *Schöne* hat in unserer Zeit eine ganz unabhängige Stellung, und ist nicht mehr gewissen Formen und Bedingungen unterworfen, sondern sucht seinen Werth in sich selbst und in ihren göttlichen Gaben.

Die Schwierigkeiten, mit welchen Wuk Stephanowitsch bei der Sammlung dieser schönen Lieder zu kämpfen hatte, waren nicht wenige. Oft brachte er es kaum dahin, die jungen Männer und Mädchen zu bewegen, die Lieder vor ihm herzusagen, geschweige zu singen; theils weil sie sich schämten, sich vor einem Fremden hören zu lassen, theils weil ihnen seine Nachforschungen um Dinge, welche in ihren Augen so wenig Werth hatten, und seine Bemühungen, sie schriftlich festzuhalten, als eine überflüssige und lächerliche Beschäftigung vorkamen. Den einzigen Grund, den sie dafür auffanden, war der, dass der Gelehrte sich über sie nur lustig zu machen suche,

---

1) Man findet dieses schöne Gedicht in Wuk III S. 299 u. f. Uebersetzt von Talvj. II S. 245

2) Als den besten Beleg zu dieser Bemerkung empfehlen wir unter andern das Gedicht auf den Tod des Mehe Grugelitsch, Wuk III S. 333 ff. Uebersetzt von Talvj. II S. 279 ff.

und oft wurde auf seine Bitten die Antwort ertheilt: „Wir sind keine blinden Männer, um Euch Lieder zu deklamiren oder zu singen."

Die Helden-Gedichte werden nach seiner Mittheilung nicht nur gesungen, sondern oft auch nur recitirt, *deklamirt*, wie wir's nennen, und besonders unterrichten auf diese Weise alte Leute die Kinder. Sein eigener Vater, Grossvater und Onkel waren gewöhnt, sie zu deklamiren und zu singen, und die zwei Letztern machten selbst viele. Unter den Leuten, von deren Lippen er die in Rede stehende Sammlung abnahm, waren Jünglinge, Bauern, Kaufleute, Heyducken, d. h. eigentlich Strassenräuber (Wegelagerer), ein in Serbien viel weniger als bei uns verachteter Stand, der nicht selten etwas Heroisches hat. Ferner von sieben oder acht blinden Männern, die alle Barden von Profession und fast die Einzigen waren, die ihm willig zu Diensten standen. Die *shenske pjesme* oder weiblichen Gedichte hatte er immer nur zufällig aufgetrieben, und da sie kurz waren, konnte man sie auch nach ein- oder zweimaligem Anhören leicht merken.

Während diese letztgenannten Lieder meist ohne Instrumentalbegleitung in den Spinnstuben, auf den Weiden oder bei ländlichen Tänzen gesungen wurden, waren andererseits die „Schenken, die öffentlichen Märkte und die Festhallen der Häuptlinge die Oerter, wo man die Gusli's hören konnte, welche die Helden-Lieder begleiteten. Der Barde singt zwei Strophen; hierauf pausirt er und lockt einige klagende Griffe auf seinem sehr einfachen Instrumente aus; dann singt er wieder, und so fort. Er bedarf dieser kurzen Pausen sowohl zur Erinnerung, als zu neuer Erfindung. Obschon diese Balladen meist von blinden Männern gesungen werden, so hält es doch kein Held unter seiner Würde, sie zur Gusli zu singen. Pirch, ein preussischer Offizier, welcher in Serbien vor ungefähr zwanzig Jahren reiste, erzählt uns, dass der Knjas, sein Gastwirth, das Instrument aus den Händen des Jünglings nahm, den er hatte kommen lassen, um vor seinem Gaste zu singen und, weil er ihn nicht befriedigte, selbst mit ganz vorzüglicher Kunst spielte und sang. Selbst Geistliche schämen sich nicht, dies zu thun. Auch die mohamedanischen Bosnier, die doch mehr Türken als Serbier sind, haben diese Vorliebe für ihre National-Helden bewahrt. Die Grossen unter ihnen, die nicht selbst singen wollen, lassen sich vorsingen; und es ereignete sich, dass ein christlicher Gefangener in Semendria seine Freiheit auf diese Weise vom Kadi erhielt, welche er allein dessen

Vorliebe für seine Lieder verdankte. Eine beträchtliche Anzahl in Wuk's Sammlung ist als solche bezeichnet, die er von mohamedanischen Sängern gehört hat.

Obschon man nicht überall dieselben Balladen hört, so scheinen doch Vorliebe für Poesie und poetische Produktivität in allen von Serben bewohnten Ländern gleich verbreitet zu sein. Die Heldenlieder stammen meist aus den südlichen Gebirgen von Serbien, Bosnien, Montenegro und dessen dalmatischer Nachbarschaft. Gegen Nord-Osten hin vermindert sich die Produktivität; die Lieder selbst *kennt* man wohl noch in den österreichischen Provinzen, allein ihre Recitative sowie die Gusli überlässt man den blinden Männern und Bettlern. Doch hörte Pirch die Balladen von Marko Kralyevitsch in der Nähe von Neusatz in Ungarn. Andererseits stammen wieder alle serbischen Liebeslieder und alle die unter dem Namen der Frauenlieder begriffenen — obschon sie nicht ausschliesslich von Frauen gesungen werden — ursprünglich vorzugsweise wieder aus diesen Gegenden, in denen vielleicht ein Strahl abendländischer Civilisation die Gefühle im Allgemeinen etwas verfeinert hat. Die *Dörfer* von Syrmien, dem Banat und der Batschka sind die Heimath der meisten von ihnen; auch in den Städten Bosniens hört man sie, während sie in den *Städten* der österreichischen Provinzen durch neuere Arien von vielleicht viel weniger Werth, und jedesfalls von viel weniger nationalem, verdrängt werden.

Wir müssen hier noch bemerken, dass, während in jeder andern slavischen Poesie das *musikalische* Element vorwiegt, dies in der serbischen gänzlich in den Hintergrund gedrängt ist. Selbst die kleinen lyrischen Lieder, oder Frauenlieder, sind nicht nur in hohem Grade monoton, sondern entbehren selbst der eigenthümlichen Harmonie der meisten Volkslieder. Sie werden mehr im singenden Tone recitirt, als eigentlich gesungen.

Die *bulgarische* Sprache wird als sehr reich an Volksliedern geschildert; es würde auch kaum glaublich erscheinen, dass die zahlreichen Nationen, mit denen sie Jahrhunderte hindurch vermischt waren, nicht auf ihre Poesie einen ähnlichen Einfluss, wie auf ihre Sprache gehabt haben sollten. Nichtsdestoweniger sind die Lieder, die wir kennen, gar nicht von den serbischen verschieden, besonders nicht von jener, die in den mehr mit türkischer Bevölkerung verkehrenden Provinzen gesungen werden. Ein Beispiel wird genügen.

Der Sklaven-Zug[1]).

O Hügel du, du hoher grüner Hügel,
Warum verdirbst du, grüner Hügel?
Bist welk und bist erfroren?
Friert dich des Winters Frost?
Dörrt dich des Sommers Hitze?

Nicht Winters Frost mich eiset,
Nicht Sommers Gluth mich hitzt,
Mein glühend Herz verdorret.
Drei Sklavenzüge traf ich gestern.
Im ersten waren Griech'sche Mädchen,
Die weinten und schrieen sehr:
„O Reichthum du, du bist für immer hin!"
Walachische dunkeläugige Mädchen
Weinten und schrieen im zweiten:
„Wo seid ihr, Walachiens Dukaten!"
Bulgarische Weiber im dritten
Schrieen und weinten: „Du süsse Heimath!
Süsse Heimath! geliebte Kinder!
Lebt wohl, lebt wohl für immer!"

Die *Slovenzen* oder *Wenden*, d. h. die slavischen Einwohner von Kärnthen und Krain, haben ihre eigenen Volkslieder, welche in neuester Zeit gesammelt wurden. Man wird wohl nicht darüber staunen, dass der Einfluss der deutschen Bevölkerung, mit welcher sie untermengt leben, auch selbst auf diese Lieder sehr gross gewesen sei. Jedoch lassen sich jene, welche auch bei den deutschen Bergbewohnern von Steyermark und Tyrol zu Hause sind, leicht schon an ihrer Melodie unterscheiden. Einige geschichtliche Lieder von ziemlicher Länge, die den serbischen ähnlich, aber gereimt sind, existiren jetzt noch unter ihnen. Sie wurden dem deutschen Publikum in einer Uebersetzung von dem Dichter Anastasius Grün vorgeführt. Sie sind alle zu lang, um hier angeführt werden zu können, wir beschränken uns daher auf das nachfolgende hübsche kleine Gedicht.

Das Täubchen[2]).

„Wo warst du, wo hast du gestreift
Die Nacht?

---

1) Aus Czelakowsky's Sammlung.

2) Aus *Slowanske narodnj pjsne zebran. F. L. Czelakowskym*, Prag 1822 — 27. Die Sammlung krainischer Volkslieder von Achazel und Korytko, die im Jahre 1839 erschien, kennen wir nicht näher.

Mit Thau sind die Schuhe bereift,
In der Nacht, in der Nacht."

Ich streifte im kalten grünen Wald
In der Nacht.
Da flogen viel' Turteltauben bald,
In der Nacht, in der Nacht.

Sie haben kleine rothe Wangen, sie alle
In der Nacht;
Und Schnäbel so kleine und schmale,
In der Nacht, in der Nacht.

Da stand ich, und wartete lang,
In der Nacht;
Bis ein klein Täubchen ich fang',
In der Nacht, in der Nacht.

Sein Schnabel konnt' am süssesten kosen,
In der Nacht;
Seine Wangen waren röther als Rosen,
In der Nacht, in der Nacht.

Dies Täublein nun schön mir thut,
In der Nacht;
Bei seinen Küssen am besten sich's ruh't,
In der Nacht, in der Nacht.

Die Volks-Poesie der *westlichen* Stämme der slavischen Nationen liefert uns eine verhältnissmässig viel ärmlichere Ernte.

Man ersieht aus der Königinhofer Handschrift, dass vor etwa fünfhundert Jahren die *Böhmen* einen Schatz von Volks-Poesie *hatten*. Diese Handschrift weist auch das merkwürdige Faktum nach, dass fast dieselben Lieder in Böhmen im 13. Jahrhundert gesungen wurden, welche man noch jetzt aus dem Munde der russischen und serbischen Bauernmädchen hört. Der Leser vergleiche die nachfolgenden Lieder, die alle ganz treu übersetzt sind.

Alte böhmische Lieder [1]).

I.

O Rose du, du schöne rothe Rose,
Warum bist du so zeitig erblühet?

---

1) Aus *Rukopis Kralodworsky, etc., wydan od W. Hanky*, Prag 1835, S. 106

Warum, kaum blühend, erstarrt?
Warum, erstarret, geknickt auch?
Geknickt, gebrochen vom Stamme!

Jüngst sass ich bei Nacht und sass,
Sass bis zum Hahnen-Geschrei;
Gekommen ist Niemand, wie ich auch harrte,
Bis zu Ende gebrannt die fichtene Fackel.

Hierauf überfiel mich der Schlaf;
Ich träumte, mein goldenes Ringlein
Glitt plötzlich herab von der Rechten;
Zu Boden fiel er, der köstlich' demantene Stein.
Und fruchtlos sucht' ich den Ring,
Und fruchtlos sucht' ich mein Lieb!

II. [1])

O ihr Wälder, ihr dunkeln, grünen Wälder,
Ihr meilenweiten Wälder!
Wie seid ihr doch im Sommer und
Im Winter stets grünend und stets blumig?
Ich würde, ach, nicht weinen, auch nicht schreien,
Ich würd' mein Herz nicht quälen.
Aber sagt mir, guten Leute, sagt mir
Warum soll ich nicht klagen?
Wo ist mein guter Vater?
Wo? er liegt im tiefen Grab.
Wo ist die Mutter mein, die gute Mutter?!
Das Gras bedeckt ihr Grab.
Ich hab' nicht Brüder, hab' nicht Schwestern,
Und mein Geliebter ist gegangen.

Serbisches Lied [2]).

Du Quelle, so frisch und kalt,
Du Röschen, so rosig roth
Warum bist du so zeitig erblühet?
Noch pflückt' ich keine vor dir!
Wenn für die Mutter ich's pflückte!
Ich hab' keine Mutter, ich Arme;
Wenn für die Schwester ich's pflückte!
Mit dem Gatten zog meine Schwester;
Wenn für den Bruder ich's pflückte!
In den Krieg ist der Bruder gegangen.

---

1) Ebendaselbst S. 197 f., 131 f.
2) Wuk hörte es von einem Bauern-Mädchen

Wenn für den Lieben ich's pflückte!
Weit weg ist mein Liebchen gereiset!
Ueber grüne Berge weit fort, weit fort
Ueber drei kalte Quellen an fernen Ort.

Stellen aus einigen russischen Volksliedern, die noch heut zu Tage unter dem Volke verbreitet sind.

I.

Letzt' Abend sass ich junge Maid,
Sass bis zur tiefen Nacht:
Sass bis zum Morgenroth,
Bis meine Fackel erloschen.
Rings um mich Alle schliefen.
Ich sass und harrt' des Lieben.

II.

Mein Traum dünkt mir ein übles Zeichen:
Denn mir, der schönen Maid, es heute schien,
Dass an der rechten Hand mein gold'ner Ring geboruten,
Dass hin zum Boden fiel der prächt'ge Stein.

Die Böhmen bewahrten ihre Nationalität und mit ihr wahrscheinlich ihre alten Volkslieder bis zum 17. Jahrhundert. Während des 30jährigen Krieges, dessen Schauplatz Böhmen fast ununterbrochen war, fand eine völlige Revolution in Sitten, Gebräuchen und Ortseinrichtungen statt. Ganze Dörfer wanderten aus, oder wurden in die weite Welt getrieben, und zogen in zerstreuten Haufen als Flüchtlinge und Bettler herum. Die meisten alten Lieder gingen in dieser Zeit zu Grunde. Der deutsche Einfluss wuchs während des Restes des 17. Jahrhunderts reissend, freilich mit Gewalt und unter Widerstreben; er nahm noch im 18. Jahrhundert durch Heirathen, Erziehung u. s. f. zu. Die Böhmen, die musikalischste Nation der Welt, sind noch ein singendes Volk, aber viele ihrer Lieder sind ganz ersichtlich aus dem Deutschen entlehnt; in andern, die sie wohl selbst gemacht haben, herrscht aber doch ein ganz anderer Geist als jener ihrer Vorfahren. Diese neuern Lieder sind meist gereimt. Die folgenden Lieder-Proben, die noch unter den böhmischen Bauern im Umlaufe sind, zeigen den harmlosen, scherzhaften, fröhlichen Geist, der sie belebt.

Das verlassene Mädchen.

Kleiner Stern mit leuchtendem Schein,
Wenn du könntest reden!
Wenn ein Herz du hätt'st, mein Stern,
Funken flögen aus von dir,
Wie von meinem Aug' die Thränen.

Alle Nacht mit gold'nem Funken
Sprich's t du Stern für mich!
Denn mein Lieb 'ne And're freit,
Blos weil sie 'ne reiche Maid,
Reicher viel als ich.

Reicher Lohn.

Fliessende Wasser begegnen einand'
Und die wehenden Winde:
Sussherz schaut mit blauen Augen,
Steht und blickt vom Fenster.

Steh' doch nicht am Fenster nur,
Komme vor die Thür:
Gäbest du mir zwei süsse Küsse,
Zehn und mehr ich dir.

Glücklicher Tod.

In einem grünen Grab
Ein liebend Pärchen sass;
Da fiel ein Stamm herab,
Und streckt' sie todt dahin.
Sie sind wohl glücklich sehr,
Zu sterben mit einander;
Das fällt doch nicht so schwer,
Als trauern um einander.

Der lügende Vogel.

Was singst du, kleines Vögelein,
Auf dem Eichenzweig' dort oben?
Du singst, dass Mädchen in Liebe
Bleich und blass sind vor Liebe.

Du lügst, mein kleines Vögelein.
Du hast eine Lüge gesagt;
Denn sieh', ich ein Mädchen in Liebe,
Bin blass nicht, noch bleich, bin roth.

Hab' Acht, mein Vögelein, du lügst,
Verdienst 'ne Strafe darum;
Ich nehme und lade die Flinte
Und schiess' dich vom Baume herab.

In dem nachfolgenden schönen Gedichte ist der deutsche Einfluss ersichtlich. Man hat von ihm zwei verschiedene Texte.

Gestorbene Liebe.

Ich sucht' den dunkeln Wald, wo der Hafer wuchs,
Die Mädchen waren dort, und mähten diesen Hafer.

Zu den Mädchen sagt' ich: „Wisst ihr nicht, ob hier
Jenes Mädchen sei, die ich vor Allen liebte?"

Zur Antwort sie nur seufzten: „Ach nein, ach nein, ach nein!
Sie liegt in dem Bett des tiefen Grab's schon lange." [1]).

Sie zeigten mir den Weg, den ich wohl nehmen musste,
Zu jenem finstern Ort, wo sie, die Todte, schlief.

„Der Weg liegt hier vor Dir, ihr Grab ist wohl bekannt,
Viel dunkeln Rosmarin die Freunde dorten pflanzten."

„Wo ist die Kirch' des Kirchhofs, wo der Hügel,
Der mir das Bette zeigt, wo sanft die Selige schläft?"

So schritt ich denn in Kummer zu jenem Kirchhof hin,
Sah keinen frischen Hügel, sah auch kein frisches Grab.

Da wandt' ich mich, und sah mit frosterstarrtem Herzen
Ein Grab, ein frisches Grab ganz nah' bei meinen Füssen.

---

1) Im Originale heisst es: sie wurde die vergangene Woche begraben. Der Liebhaber konnte doch kaum ein *frisches* Grab zu finden hoffen, wenn sie schon lange begraben war.

Und eine Stimme hört' ich, ganz leise, aber deutlich,
„Stör' nicht die Ruhe der Todten, stör' sie nicht!"

„Wer tritt auf meinen Busen? wess' Fusstritt wischt
Den Thau von meinem Bette, worin ich Müde schlafe?"

„O Mädchen, Mädchen mein, sprich doch nicht so zu mir,
Was ich Dir gab, war einst nicht unwillkommen Dir."

„Sie waren mir willkommen die Gaben, die Du gabst;
Doch komm' ich keine nehmen herab in's finst're Grab.

„Geh' Du zu meiner Mutter, und bitte, dass sie gebt
In Deine Hände Alles, was ich besessen einst.

„Dann wirf den gold'nen Ring tief in die tiefe See,
Und mir sei dann gegönnt der Fried' der Ewigkeit.

„Und senk' das weisse Kopftuch tief in das Meer hinab,
Dass ungestört dann ruhe mein müdes Haupt im Grab!"

Die *Slovaken*, die slavischen Einwohner der nord-westlichen Distrikte von Ungarn, werden, wie wir schon früher gesehen haben, als direkte Abkömmlinge der ersten slavischen Ansiedler in Europa betrachtet. Obschon es nun beinahe tausend Jahre sind, dass sie einen Bestandtheil des ungarischen Volkes ausmachen, haben sie demohngeachtet ihre Sprache und viele ihrer alten Sitten beibehalten. Ihre Literatur ist, wir wir bereits wissen, von jener der Böhmen nicht zu trennen. Ihre Volkslieder sind ihnen eigenthümlich, obschon auch zwischen ihnen und der Volks-Poesie ihrer böhmischen Brüder eine innige Verwandtschaft kaum zu verkennen ist. Die Slovaken sollen auch an kleinen kunstlosen Liedern, die eben so sinnend als zärtlich sind, sehr reich sein, allein der ursprüngliche slavische Typus ist nun schon sehr verloschen; die sie umgebenden Nationen, besonders aber die Deutschen, haben einen sehr entschiedenen und gewichtigen Einfluss auf sie gehabt.

Die nachfolgenden Lieder hört man noch bei den Slovaken. Das erste kennt man auch in einem verstümmelten deutschen Gewande. Da der verderbte Dialekt, in welchem das deutsche Lied abgefasst ist, jener des „Kuhländchens" ist, eines kleinen Bezirkes von Schlesien, in welchem die slavische Nachbarschaft nicht ohne

Einfluss blieb, so ist kaum daran zu zweifeln, dass das vollständigere slavische Lied das ursprüngliche ist.

Der Mutter Fluch.

Das Mädchen ging um Wasser
Zum Quell über die Wiese hinweg;
Sie schöpfte aber kein Wasser,
Denn Eis bedeckte die Quelle.

Die Mutter schrie im Zorne
Und zankte in einemfort:
„O Tochter mein, du Tochter,
Ich wollte, du würdest zu Stein!“

Des Mädchens Wasser-Eimer,
Er wurde zu Marmor gleich,
Und sie, das Mägdlein selber,
Zu einem Ahornbaum.

Da kamen einst zwei Knaben,
Zwei junge Sänger her:
„Wir reisten weit, Gefährte,
Nie trafen wir solchen Baum.

„Komm, lass' uns schneiden 'ne Geige,
'ne Geige für Dich und mich;
Aus Einem Ahorn beide,
Zwei Geigenstöck' für uns!“

Sie schnitten in den Ahorn,
Da spritzte rothes Blut;
Die Knaben fielen zu Boden,
So waren sie erschreckt.

Dann sprach auch noch das Mädchen:
„Was seid Ihr so erschreckt?
Schneid't aus, aus mir 'ne Fiedel,
Zwei Fiedelstöck' für Euch.

„Dann geht und spielt recht traurig
Vor meiner Mutter Thür',
Und singt: Hier ist die Tochter,
Die du zu Stein verflucht'st.“

Die Knaben, sie gingen und sangen
Und sangen das düstere Lied;
Da rannte die Mutter, die's hörte,
Zum Fenster hin allsogleich:

„O thun're Knaben, so schweiget,
Vermehret nicht meine Pein,
Seit ich die Tochter verloren,
Kehrt Ruh' nicht mehr bei mir ein!"

Sonne und Mond.

Ach wenn am Abend
Mein Lieber nur käm',
Begegnet' der schönen
Sonne der Mond.

Ach, Mägdlein, am Abend
Dein Trauter nicht kommt;
Der Sonne begegnet
Nie mehr der Mond.

Die slovakischen Lieder sind gewöhnlich gereimt. Sie haben aber auch reimlose Lieder, deren Versmass ein höheres Alter anzuzeigen scheint und welches sie den Nationen des östlichen Stammes näher stellt.

Unter allen slavischen Nationen haben, wie wir schon bemerkten, die *Polen* am meisten ihre Volks-Poesie vernachlässigt. Wohl wurden mehrere Sammlungen Volkslieder, zum Theil von polnischen Verfassern, die den Titel „Volks-Poesie in Polen" führen, herausgegeben. Allein sie gehören alle ohne Ausnahme, so viel wir wissen, den russischen Bauern in Polen an, die eine von der polnischen ganz verschiedene Sprache sprechen, und welche im Wesentlichen dieselbe, wie jene in Gelb-Russland ist. Diese Stämme, die Polen Jahrhunderte hindurch bewohnen, können zwar auch *Polen* mit vollem Rechte genannt werden; allein im eigentlichen Sinne gehört dieser Name nur dem lechischen Stamme, und dessen Volkslieder wurden, wie wir schon früher einmal erwähnt haben, erst vor einigen Jahren zum ersten Male gesammelt.

Dass sie auch ihre eigenen National-Lieder haben, kann wohl kaum bezweifelt werden, sowie man sich auch die Vernachlässigung derselben leicht bei einer Nation erklären kann, bei der Alles, was

irgend eine Beziehung zu Bauern und Sklaven hat, immer mit äusserster Verachtung angesehen wurde. Ihre schönen National-Tänze aber, die aller Welt bekannt sind, die anmuthige Polonaise, der kühne Mazur, die geniale Krakovienne, sind eben so gut Eigenthum der Bauern, als des Adels. Ihre Tänze wurden einst immer von Gesang begleitet, sowie es in ältern Zeiten überhaupt überall Sitte war und es bei den russischen und serbischen Bauern noch der Fall ist, nach Gesang statt nach Musik zu tanzen. Diese Lieder wurden aber immer extemporirt und wahrscheinlich in Polen niemals niedergeschrieben. Die zeitige Ausbildung der Sprache sicherte den höhern Klassen einen grössern oder kleinern Antheil an ihrer Nationalsprache, die sie nur anscheinend um werthvollere Produkte vermehrten, da wir im Gegentheil schon früher sahen, dass sie, statt ihre natürlichen Kräfte und Hilfsquellen zu entfalten, ihre Literatur abwechselnd auf einen lateinischen, italienischen oder französischen Stamm impften. Unter den Land-Edelleuten und selbst bei den Gelagen des Adels erhielt sich die Sitte, Lieder, die voll nationaler Anklänge waren, zu extemporisiren, selbst bis zum Beginne unseres Jahrhunderts. Es wurde natürlich sehr wenig Kunst auf sie verwendet, denn das Interesse für alles Nationale, Historische, oder in irgend einer Verbindung mit dem Volke Stehende, gehört erst der neuesten Zeit an. In unsern Tagen haben Darstellungen aus Lithauen einiges Interesse erregt und die Ukraine ist der Lieblings-Schauplatz der polnischen Dichter geworden.

Die polnische Nation besitzt eine alte Hymne, welche man gewissermassen als auch zur Volks-Poesie gehörig betrachten kann. Sie ist unter dem Namen *Boga Rodzica* oder die Mutter Gottes bekannt, und soll vom heiligen Adalbert verfasst worden sein, der zu Ende des zehnten Jahrhunderts lebte. Nach Niemcewicz, dem polnischen Dichter, wurde sie noch im Jahre 1812 in den Kirchen von Kola und Gnesen gesungen, d. i. in den Städten, wo der heilige Adalbert lebte und starb. Es ist ein Gebet an die heilige Jungfrau, welches mit einem sechsfachen Amen endigt, und wurde meist von den Soldaten gesungen, wenn sie in die Schlacht gingen. Aus diesem Grunde hat man es oft ein Kriegslied genannt.

Die von Woicicki und Zegota Pauli veröffentlichten Volkslieder unterscheiden sich nicht im Geringsten von den noch bei den Slovaken, Böhmen und Sorben der Lausitz gangbaren. Man muss sich nur darüber wundern, dass sie nicht mehr von jenem wilden und

romantischen Charakter der von den Ruthenen gesungenen Volkslieder an sich tragen, mit denen sie doch in mehrern Gegenden untermengt lebten. Ihre Form ist sehr roh; sie sind theils gereimt, theils in einem gewissen unregelmässigen, aber prosodischen, bald trochäischen, bald daktylischen Versmasse abgefasst. Mit der klassischen Schönheit der serbischen Lieder kann man sie auch nicht im Geringsten vergleichen; in den erstern kann man die völlige Abwesenheit aller Gemeinheit vielleicht durch den Umstand erklären, dass sie bei einem Volke entstanden, bei dem es keine privilegirten Klassen gab. Blos zwischen ihren Hochzeitsliedern und einigen ähnlichen Gesängen herrscht eine schlagende Aehnlichkeit; bezüglich dieser Ueberreste alter Zeiten scheint die Volks-Poesie der Nationen des östlichen und westlichen Stammes einen entschieden verwandten Grundton zu haben.

Viele der polnischen alten Balladen finden wir auch bei einem oder dem andern der westlichen slavischen Stämme. So existirt z. B. das später folgende Lied in der wendischen Sprache in einer ausgedehnteren, fast zweimal so langen Gestalt, und in der slovakischen in einer mehr skizzenhaften. Wir können ziemlich sicher annehmen, dass das polnische Lied aus jener Zeit stammt, in welcher die fürchterlichen Verheerungen der Tartaren wenigstens noch in guter Erinnerung waren. In der slovakischen Ballade werden die Türken als die Verheerer bezeichnet; in der wendischen Ballade, wahrscheinlich der spätesten von allen dreien, haben diese schon alle nationale Individualität verloren, und werden blos „Feinde" oder „Räuber" genannt.

Der Einfall der Tartaren [1]).

Die Tartaren plündern,
Plündern Schloss Jaschdow.

Alles Volk sich flüchtet',
Sie trafen nur Einen Knaben.

„Wo ist dein Herr, mein Junge?
In welchem Thurme
Ist deiner Herrin Wohnung?"

1) *Pjesni ludu Bialo Chrobatow, Mazurow i Russinow z nad Bugu zebr. przez K. W. Wojcickiego*, d. h. Lieder der weissen Kroaten, Masovier und Russinier am Bug, gesammelt von K. W. Woicicki, Warschau 1836. Bd. I. S. 85.

„Ich darf ihn nicht verrathen,
Sonst würd' mein Herr mich tödten."

„Du brauchst ihn nicht zu fürchten,
Du sollst nicht bleiben hier,
Du gehst mit uns."

„Des Herrn und der Herrin Wohnung
Ist im höchsten Thurme."

Da schossen ein Mal die Tartaren,
Im Treffen sie nicht glücklich waren.

Sie schossen zum zweiten Mal,
Und brachten den Herrn zum Fall.

Sie schossen zum dritten Mal
Und brachen ein im Thurm
Und nahmen die Herrin in Sturm.

Fort, weit fort geht es,
Ueber die grünen Wiesen,
Schwarz steigen die Mauern empor!

„Blick' rückwärts, rückwärts, o Herrin,
Zu den Mauern so düster und schwarz.

„O Mauern, traurige Mauern,
Ihr seid so schwarz und düster,
Weil euern Herrn sie schlugen!

„Weil euern Herrn sie schlugen,
Muss auch die Herrin nun fort
In die Gefangenschaft!
Zu sein eine Sklavin fortan
Bei einem tartarischen Khan!"

Unter den Volksliedern fast aller Nationen finden wir einige, welche die traurige und verlassene Lage der *mutterlosen Waisen* beklagen. Es scheint kaum Etwas zu geben, welches leichter das menschliche Herz zum Mitleiden bewegt, als die traurige und rührende Stellung eines hilflosen kleinen Wesens, das der Gnade einer *Stiefmutter* anheimgegeben ist, welche mit ihrer traditionellen Hartherzigkeit eine Art von Popanz für die Fantasie des Volkes vorstellt. Die Dänen haben eine schöne Ballade, in welcher der Geist einer

Mutter, durch die Klagen und Leiden ihres zurückgelassenen Kindes gerührt, mit übernatürlicher Kraft den Grabstein sprengt und zur stillen Nachtzeit in die vernachlässigte Kinderstube kommt, um die sieben theuren Kleinen, welche Gott einst ihrer Sorgfalt anvertraute, zu nähren, zu kämmen, zu waschen und zu pflegen. Es ist dies eines der rührendsten Volkslieder, das wir je gelesen haben. Die slavischen Nationen haben wohl Nichts, was sich mit ihm an *Schönheit* messen könnte, aber die meisten von ihnen besitzen Lieder über dasselbe Thema, und in einer vollständigen Sammlung würden „die Waisenlieder" einen eigenen vollständigen Abschnitt bilden können. Das einfache Lied, das wir nachfolgend als ein Beispiel polnischer Volks-Poesie geben, muss, obschon es seiner Form nach sehr roh und selbst im Versmasse sehr mangelhaft ist, doch durch seine ausserordentliche Einfachheit nur rühren und gefallen.

Das arme Waisen-Kind.

Ein armes Waisen-Kind sucht rings, ach rings umher,
Nach seiner Mutter lieb, und weinet gar so sehr.

Da trifft es Jesus Christ, und spricht zu ihm in Güte:
„Was suchst Du gar so viel, Du arme kleine Blüthe.

„Suche Kleiner nicht, Dir wird das Suchen nicht frommen.
Und geh'st Du noch so weit, zur Mutter kannst Du nicht kommen.

„Kehr' lieber um, Du Kleiner, und geh' zur grünen Gruft;
Die Mutter will Dich sprechen, aus ihrem Grab' sie ruft."

„Wer ist an meinem Grabe, der stürmisch mich verlangt?"
„Mutter, lieb Mütterlein! Dein Kind ist's, dem's so bangt.

„Nimm mich zu Dir, zu Dir,
Ohn' Dir geht's übel mir!".

„Geh' heim, mein liebes Knäblein, und Deiner Mutter sag',
Dass sie Dich kämmen und bürsten, Dein Hemd auch waschen mag!"

„Wenn mein Hemd sie wäscht,
Beschmiert sie es mit Asche!

„Wenn sie mir es anzieht,
Schilt sie bitterlich!

„Wenn mein Haupt sie kämmet,
Rinnt das Blut so roth.

„Wenn mein Haar sie strählet,
Reisst sie mich hie und dort."

„Geh' heim, mein liebes Knäblein, und trockne Deine Thränen!"
Das Knäblein ging auch heim, begann aber zu weinen.

Begann zu weinen wohl, doch weint's nur Einen Tag,
Am zweiten Tage stöhnt' es, und starb am dritten Tag.

Vom Himmel sandt' der Herr zwei Engel im schnellen Lauf,
Die holen das arme Knäblein, und bringen's zum Himmel hinauf.

Aus der Hölle seudet der Herr zwei wilde Teufel zur Stelle,
Sie greifen die schlimme Stiefmutter, und fahren mit ihr zur Hölle.

Unter allen noch lebenden slavischen Stämmen ist die Nationalität der *Wenden* in der Lausitz am meisten gefährdet. Wenn sie auch einst als Nation Verfolgung und Unterdrückung erdulden mussten, so haben sie doch nun Jahrhunderte hindurch alle die Vortheile einer aufgeklärten Erziehung und weiser Einrichtungen mit ihren deutschen Landsleuten getheilt, und man würde daher nur sehr irren, sie noch immer vom Standpunkte eines unterdrückten oder unterjochten Volkes zu betrachten. Obschon man gerade nicht sagen kann, dass ihre Sprache von der Regierung *begünstigt* werde, so haben sie doch ihre Schulen, ihren Gottesdienst, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Volkslieder ohne irgend ein Hinderniss, und wenn demohngeachtet die statistischen Tabellen alljährlich, besonders in den Ebenen der Nieder-Lausitz, eine Verminderung der Slavisch sprechenden Bevölkerung nachweisen, liegt dies mehr in der natürlichen und unwiderstehlichen Wirkung von Zeit und Umständen, als etwa in despotischen oder willkürlichen Massregeln der Regierung. Die wendischen Dörfer sind in blühendem Zustande, die Lebensart der Bauern ist eine gehäbige und wohlhabende, und der heitere, fröhliche Charakter ihrer Volkslieder giebt das beste Zeugniss für ihr Wohlergehen. Ihre Melodien gleichen, so wie ihre Volkslieder selbst, sehr jenen ihrer böhmischen Nachbarn; allein man hört auch deutsche Melodien unter ihnen, und viele Uebersetzungen deutscher Volkslieder sind ganz einheimisch geworden. Wir haben schon früher einmal angegeben, dass die Sprache der Ober-Lausitz der

böhmischen sehr nahe komme. Sie ist aber mehr mit deutschen Worten vermengt, obgleich nicht in so hohem Grade, als der Dialekt der Nieder-Lausitz.

Unter allen slavischen Volksliedern finden wir bei jenen der Lausitzer am meisten jene Keuschheit, welche im Allgemeinen die slavischen Liebeslieder charakterisirt. Die Vergnügungen unerlaubten Umgangs und ihre Folgen, die auch ein Lieblings-Thema der gemeinern englischen und deutschen Volkslieder sind, werden oft weitläufig beschrieben, und wir können schon hieraus schliessen, dass das Talent der Improvisation, oder im Allgemeinen des Versemachens, den weiblichen Dorfbewohnern dieser deutschen Nachbarschaft versagt worden sei und ganz allein auf die Männer überging.

Wir geben nachfolgend zwei charakteristische Beispiele der Volks-Poesie des ober-lausitzischen Dialektes.

Des Waisen Klage [1]).

Mir blüht viel weniger Glück auf dieser Welt,
Als jenem Vöglein, dem die Wiese wohlgefällt.

Kleines Vöglein fliegt umher und kann sich freu'n,
Singt sein süsses Lied über dem grünen Hain.

Doch ich hingegen, wo immer hin ich gehe,
Ich fühle nichts, als Kummer, Schmerz und Wehe!

So hör' doch auf zu trauern, mein Herz, in trübem Sinn,
Auch dir bringt eine Zeit noch Rosen, noch Gewinn.

Nie drückte mich so hart des Schicksals schwere Last,
Dass mir nicht bald darauf das Schicksal bracht' 'ne Rast.

Den Wittwen und den Waisen gönnt, da er's hat in Fülle,
Auch wohl des Guten Etwas, des lieben Gottes Wille [2]).

---

1) *Pjesnicki hornich a delnich Lužiskich Serbow*, d. h. Gesänge der Serben der Ober- und Nieder-Lausitz, veröffentlicht von L. Haupt und J. E. Schmaler, Grimma 1844.

2) Eine ähnliche Naivetät finden wir in einer kleinen serbischen Elegie. Ein armes Mädchen singt: „Unser Herrgott hat jedwedes Ding in Fülle, aber von armen Leuten hat er noch mehr, als von irgend etwas Anderem."

Guter Rath für junge Männer.

Schau't auf den, der freien mag.
Sorgt für ihn bei Nacht und Tag,
Dass kein Weib er thäte frei'n,
Thäte frei'n;
Würd's sein Lebelang bereu'n.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *junges* Weib thät' passen:
Junges Weib hat siedend Blut,
Siedend Blut;
Denkt gar Niemand von ihr gut.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *altes* Weib thät' passen;
Wird im Haus sie ewig schleichen,
Ewig schleichen;
Alle Freund' dann von dir weichen.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *schönes* Weib that' passen,
Wird sie dich nur stets betrüben,
Nur betrüben,
Wird auch and're Leute lieben.

Willst du dir ein Herze fassen
Glaubst ein *kleines* Weib thät' passen:
Musst dich bücken zu ihr nieder,
Zu ihr nieder,
Saget du ihr ins Ohr was wieder.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *langes* Weib thät' passen:
Musst auf Leitern zu ihr steigen,
Zu ihr steigen,
Willst du Liebe ihr bezeigen.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *keifend* Weib thät passen:
Brauchst im Hause dann kein' Hund,
Dann kein' Hund;
Sie bellt Alle in den Grund.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *armes* Weib thät passen;

Bringt dir nichts, braucht stets nur viel,
Stets nur viel;
Niemand dir dann kommen will.

Willst du dir ein Herze fassen,
Glaubst, ein *reiches* Weib thät passen;
Musst du mit Geduld es tragen,
Musst es tragen,
Wenn sie führt der Herrschaft Wagen.

Schön, bescheiden, lustig, fein,
Gut und fromm soll sie auch sein,
Wenn du willst ein Weib schon frei'n,
Weib schon frei'n,
Und dich's nicht soll ewig reu'n.

Lustige Lieder, wie diese, werden meistens nur bei Hochzeitsfesten gesungen, bei denen noch einige der alten slavischen Gebräuche im Schwunge sind; unter andern auch jener, die Braut in einem feierlichen Zuge nach Hause zu führen. Viele alte Verse, meistens Bruchstücke halb vergessener Lieder, die ihren Vorfahren geläufig waren, werden auf ähnliche Weise gelegenheitlich recitirt. Allein die poetische Atmosphäre, welche noch um die russischen und serbischen Mädchen einen geheimnissvollen Schleier breitet, durch welchen sie auf jene von ihrem Herzen zugleich gefürchtete und ersehnte neue Lebenszeit gleich wie auf einen an goldenen Illusionen und Bildern reichen Traum blicken — diese Atmosphäre wird nach und nach von dem Lichte der sie umgebenden Civilisation zerstreut, welche letztere die nüchterne Wirklichkeit der Dinge in ihrem wahren, ganzen Lichte zeigt. Die Blumen, die einst um die Ketten gewunden wurden, sind verwelkt, aber die Ketten selbst sind auch leichter geworden. Die alten Hochzeitslieder, die voll heidnischer Anspielungen sind, wurden durch Gesänge ersetzt, die meist ihre halb deutschen Pastoren verfassten, die einzigen gebildeten Menschen, welche ihre Sprache sprechen. Auch sind in der That nicht wenige ihrer volksthümlichsten Volkslieder von ihren Seelsorgern geschrieben worden. Wie bald auch diese von deutschen Liedern werden verdrängt werden, kann man wohl nicht mit Bestimmtheit sagen; es bedarf aber keines sehr prophetischen Geistes zu dem Ausspruche, dass diese Zeit nicht ferne sei.

Alphabetisches Namen-Verzeichniss

der in diesem Werke angeführten slavischen Schriftsteller.

A.

Acernus, siehe Klonowicz.
Achazel 119. 322.
Adalbert 331.
Aeneas, J. 160.
Albertrandy 226.
Albertus 109.
Albick 152.
Alexeyeff 38.
Alipanoff 80.
Alter 104.
Ambrosius 168. 183.
Anastasevitsch 70.
Appendini 110.
Aquilinas, s. Orliczny.
Arsenieff 74. 76.
Augusta Pilcator 160.
Augustini 168.

B.

Babukich 110.
Backmeister 63.
Baer 76.
Bagdanovitsch 57.
Babyl, G. 168. 183.
Babyl, M. 168.
Baikoff, F. 48.
Baja 184.
Bakalarz 150.
Balbin 165. 168. 170.
Balbus 152.
Balinski 213.
Bandalovitsch 109.
Banthje, G. S. 226. 228. 251.
Banthje, J. V. 251.
Barzinski 80.
Bardzinski 214.
Barnatowicz, s. Bernatowicz.
Bartholomaeides 173. 185.
Bartoszewski 206.
Basatinski, s. Baratinski.
Basilius 45. 90.
Baszko 192.
Batjushkoff 66.
Bazylik 208.
Beckowski 165.
Bel 167. 183.
Belloszteneez 114. 308.
Benedicti 159.
Benedictoff 80.
Beneshowsky 159. 178.
Bentkowsky 210. 226.
Beransky 161.
Berchtold 172.
Berg 74.
Bertsch 93.
Berkowski 227.
Berlich 112.
Bernatowicz 249.
Bernolak 184.
Berynda 38.
Bestusheff 71. 78.
Balobocki 214.
Balobrzeski 207.
Bankovitsch 109.
Bielewski, s. Bielowski.
Bielowski 81. 234. 249.
Bielski, Joach. 208.
Bielski, Mart. 206.
Bierkowski 207.
Bierling 261.
Bilegowsky 161. 162.
Bilchowrin oder Hyacinth, s. Hyacinth.
Blahoslaw 159. 160.
Blasius 168.
Blazowski 208.
Bobroff 57.
Bobrowski 236.
Bodianski 81.
Bothlingk 76.
Bogashinovitsch 107.
Bogofal 192.
Bogush 70.
Bogustawski 234.
Bohomolec 234.
Boborszh 117.
Bohuslaw 152.
Bohusz 227.
Bolchovitinoff 62. 69.
Boldryeff 69.
Boltin 58.
Bonus 108.
Borowsky 161.
Brankovitsch 91.
Bratanoffski 59.
Bratkowski 214.
Brezow 135.
Brodzinski 231. 232.
Bronieffski 68.
Bronikowski 241.
Broscius 213.
Brosset 81.
Buchich 113.
Budny 207.
Budow 162.
Bulgakoff 58.
Bulgarini 74. 77.
Bulitsch 93.
Bunin, Anna 80.
Burski 249.
Bushanski 53.
Buturlin 74.
Bydzhowsky 161.
Bystrzychi 236.

C.

Caboga, s. Kaboga.
Cacich 93. 109.
Capito 160.
Caraman, s. Karaman.
Carlovitz, s. Karlowitz.
Cassio, s. Kassio.
Charpentier 85.
Chandoir 73.
Chelcicky 149.
Chemnitzer 57. 66.
Chmelenski 172.
Chmelnitzki 67.
Chmelowecz 161.
Chodkiewicz 213. 225. 236.
Chodubasheff 82.
Cholewa, Mart. 192.
Chomiakoff 80.
Chopin 75.
Chrominski 228.
Chroscinski 214.
Chwalkowsky 213.
Chwostoff 66.
Cielecki 208.
Cieszkowski 236.
Cimburg 150.
Claudian, s. Klaudian.
Codicillus 163.
Coepolla 160.
Comenius, s. Komenius.
Constant. Vsevolodovitsch 45.
Cosmas 134.
Cyrill 26 ff.
Cyrill, M. v. K. 46.
Czacki 195. 226.
Czarnkowski, s. Czarnokowski.
Czarnokowski 207.
Czarovski 206.
Czartoryska, Isabella 226. 235.
Czartoryski, A. 215. 222. 229. 234. 235.
Czaykowski 248.
Czech 236.
Czechticz 148.
Czelakowsky 172. 322.
Czerny 99. 152.

D.

Dahl 78.
Danka 119.
Dalmatin 116. 117.
Dambrovski 206.
Damian 90.
Daneykowicz 223.
Daniel, Archib. 90.
Daniel, Heg. 46.
Danilewsky 70. 75.
Daniloff 53.
Dankowski 11.
Darxich 107.
Davidoff 76.
Davidovitsch 93. 111.
Della Bella 110. 308.
Delwig 66.
Dembowski 234.
Demetrius 52.
Demidoff 76.
Dershavin 57.
Desnitzky 70.
Dlugosz 196.
Dmitrieff 71.
Dmochowski 230. 233.
Dobner 104.
Dobrovsky 6. 23. 28. 30. 32. 38. 131. 132. 134. 150. 151. 152. 171 ff. 180.
Dolezal, s. Dolezhal.
Dolezhal 168. 178.
Dolgorucki 57.
Doroff 75.
Drachenicz 151.
Drachowsky 165. 178.
Draskovitsch 114.
Drazow 161.
Drozdoff 69.
Druzbacka 214.
Dshefarovitsch 91.
Duba 136.
Durich 170.
Dziarkowski 237.
Dzierwa 196.
Dzierzva, s. Dzierwa.
Dzwonowski 214.

E.

Elsner 167.
Engel 113. 115.
Ephraim 160.
Eristoff oder Veristoff, s. Veristoff.
Eugene oder Bolchovitinoff 62.
Eugenius 38.

F.

Fabricius 264.
Falenski 227.
Faligoborski 214.
Falmerz 209.
Fandli 184.
Farnik 119.
Felinski 233. 234.
Feodoroff 81.
Florian 195.
Fortis 308.
Fredro 234. 249.
Frenzel I. 261.

G.

Gabriel 82.
Gaj 111. 114.
Gallus 152. 192.
Galuchowsky 235.
Garczinski 249.
Gawinski 214.
Giganoff 69.
Gilowski 207.
Ginterod 158.
Giubronovitsch 107.
Glagolyeff 76.
Glinka 66. 68. 81.
Glosius 168.
Gluck 53.
Gnjeditsch 67.
Gnorowski 246.
Gogol 77.
Golanski 235.
Golikoff 58.
Golovnin 68.
Goluwinsky 82.
Gondola, Fr. 109.
Gondola, J. 108.
Gorecki 249.
Gornicki 207.
Gosczynski 248.
Gozze 107.
Grabowski 243. 248.
Grebenko 79.
Grekoff 48.
Gretsch 70. 76. 77. 84. 85.
Gribojedoff 67.
Grigoryeff 75.
Grimm 102.
Grochowski 206.
Groddeck 236.
Groicki 208.
Groza 249.
Grutinius 209.
Gryllus 164.
Grzebski 209.
Guagnini 208.
Gucetich 109.
Gurowski 72.

Gurski 233.
Gutowski 213.
Gyurkovshky 114.

H.

Habdelich 114.
Hadshitsch 93.
Haenke 173.
Hagek 163.
Hagek v. Hodetin, s. Hod. v. Hagek.
Haguenaster 75.
Hammerschmidt 165.
Han, Helene 80.
Handsheri 82.
Hanka 131 ff. 170.
Hannsh 161.
Harant 162. 163.
Hassenstein oder Lobkowicz 152.
Haupt 263. 336.
Hauptmann 264.
Heard 84.
Helic 160.
Hemmings 254.
Herbart 208.
Heym 84.
Heyne 85.
Hieronymus von Prag, s. Jerome.
Hippolytus 118.
Hitshevsky 80.
Hnevkovsky 172.
Hohe 243.
Hodani 233.
Hod. v. Hagek 150.
Hoffmann 246.
Hofman 234.
Holawinski 245. 249.
Holli 173.
Horowic, s. 135.
Horsky 161.
Hostowin 160.
Hromadka 173.
Hruby 158.
Hrushkowic 168.
Huss 139 ff.
Hyacinth 68. 75. 82.

I. J.

Jablonowski 214.
Jahlonsky 172.
Jakobellus, s. Mies.
Jakubovitsch 80.
Jakubowski 229.
Jambressich 114. 308.
Jandit 178.
Jankovitsch 93.
Jenuskowski 201.
Januszowski 208.
Jaozowski, St. 249.
Japel 119.
Jaronski 235.
Jaworsky 52.
Jazikoff 80.
Jelowicki 245.
Jenun 58.
Jerome (Hieronymus) von Prag 141. 144.
Jesak 161.
Jeshin 135.
Jessenius 160.
Ignes 214.
Igumnoff 69.
Iltshevski, s. Iltshevski.
Innocenz 77.
Jodlowski 227.
Jordan 173. 263.
Julinatz 92.
Jundzill 236.
Jungmann 152. 170.
Jwaniski 228. 233.

K.

Kabatnik 150.
Kaboga 109.
Kadlubec, Vinc. 192.
Kalodajitsch 70. 77.
Kalenicz, s. 148.
Kamaryt 172.
Kamenski 249.
Kantemir 53.
Kapoust 57.
Karadshitsch, s. Vuk Stephanowitsch.
Karaman 106.
Karamzin 64 ff. 267.
Karlsberg 161.
Karlowitz 92.
Karnkowski 207.
Karpinski 230. 234.
Karpowicz 229.
Kasemberg 82.
Kassau 109. 110.
Katancsich 109. 111. 114.
Katschenofsky 70.
Kaubek 136.
Kavelin 76.
Kengelatz 92.
Khamkoff 75.
Kherakoff 56.
Kicinski 229. 233.
Kierski, V. 249.
Kilinski 227.
Kinsky 168.
Klatowsky 178.
Klaudian 153. 160.
Kliczpera 173.
Kleich 167.
Klimoffski, s. Klimoffski.
Klimoffsky 53.
Klonowicz 206.
Kluk 236.
Klushin 57.
Knapski 213.
Kniaznin 231.
Knjashnin 57.
Kobylin, A. 209.
Kobylin, P. 209.
Kochanowski, A. 205. 214.
Kochanowski, J. 205.
Kochanowsky, P. 205.
Kochowski 214.
Kocin 162.
Kocyn 158.
Koppen 70. 77. 83.
Kozlowicz, A. W. 213.
Kozlowicz, K. 208. 213.
Kola 213.
Koldin 163.
Koller 172. 173. 183.
Kollontaj, Hugo 229.
Kollontaj, K. H. 214.
Kolowrat-Liebsteinsky 173.
Kolzoff 80.
Komenius 166.
Konacz 158.
Konarski 188. 212. 214. 221.
Koneczny 178.
Koni 81.
Konissky 59.
Konkowsky 236.
Konstantinmon 85.
Konstantinowicz 182.
Konstanz 165.
Koprinski 251.
Kopiovitsch, s. Kopyevitsch.
Kopitar 6 ff. 102 ff. 104. 105. 115. 118. 195.
Kopiyevitsch 50. 53.
Kopyevski 53.
Korands 148.
Korf 76.
Kornig 114.
Kornova 167.
Korzeniowski 249.

Korobeinikoff 48.
Korshavin 70.
Korssak 248.
Korwell 249.
Korytko 119. 322.
Kosloff 66.
Kossakowski 234.
Kostroff 58.
Koszutski 207.
Kotharewski 42.
Kotwa 161.
Kovatzevitsch 99.
Kowalski 234.
Kozmian 233.
Kraiewski 206.
Kramerius 136. 170.
Krasewski 243. 245.
Krasicki 229. 234.
Krasinski, Ign. 249.
Krasinski, Val. 244.
Krasonicky, 159.
Kraszewski 249.
Krayeffski 74.
Krman 168. 183.
Kromer 204. 208.
Kropinski 234.
Krupsky 158.
Kruszynski 233.
Kryloff, J. 66.
Kryloff, N. 76.
Kucharski 243.
Kuczborski 207.
Kukolnik 81.
Kumerdey, s. Kumersdey.
Kumersdey 119.
Kuthen 162.
Kuznico 120.
Kwiatkowski 226.
Kwitka 79.

L.

Lachowski 229.
Lafontaine 237.
Lanossovich 112.
Laschetnikoff 77.
Latusz 209.
Lazareff 68.
Lazarevitsch 93.
Lefort 74.
Lelewel 225. 226. 227. 244. 246.
Lenski 81.
Leonard 198.
Leopolito 198.
Lermontoff 77.
Lesczynski, A. 214.
Lesczynski, Stan. 214. 221. 222.
Leska 172.
Levakovitsch 106.
Levanda, s. Levenda.
Levenda 59.
Levicky 38.
Levshin 59.
Libertin 165.
Liboczan 162.
Liebstadt, R. v. 114.
Linde 134. 228.
Lipinski 234.
Litomierzicky 148.
Lobkowicz, J. 150.
Lobkowicz-Hassenstein 152.
Lomnicky 161 ff.
Lomonosoff 55.
Lovich 185.
Lubienec 198.
Lubienski 213.
Lubomirski 214.
Lucas 159.
Lucaszewicz 244.
Ludolf 84.
Luganski, s. Dahl.
Lupacz, M. 149. 162.
Lupacz, P. 162.

M.

Macharczek 173.
Macherszynski 243. 244.
Maciejowski 242.
Macsay 184.
Macynski 201. 243.
Magarashevitsch 92.
Magnitzky 53.
Maiewski 226.
Maikoff 57.
Makawsky 160.
Mali 119.
Malcz 237.
Malczeski 248.
Manoshkin 76.
Maraczewski 243.
Marek 173.
Marlinski oder Bestuscheff 78.
Martin Gallus 192.
Martynoff 67.
Masovitsch 93.
Massalski 77.
Matthei 262.
Matuszewicz 229.
Matveyeff 48.
Maudra 85.
Maurenin 161.
Maximovitsch 77. 81.
Megiser 264.
Menze 107.
Merzljakoff 67.
Methodius 102 ff.
Mezericki 135.
Mezyhor 151.
Miaskowski 206.
Micalia, s. Mikalia.
Michailowski oder Danilewski 70. 75.
Michalides 168.
Mickiewicz 205. 231. 232. 241. 247.
Miechow 207.
Mies, Jakobellus 137. 138. 142.
Mikalia 110.
Miklaszewski 227.
Mikolaievius 199.
Milicz 137.
Milowuk 99.
Milutinovitsch 99.
Minasovrez 191.
Minasowicz 234.
Miossich 108. 308.
Mirkowsky 161.
Mirosh 148.
Mirzinsky 148.
Mitrowicz 162.
Mladienowicz 148. 150.
Mochnacki 245.
Moehn 262.
Moller 264.
Molski 233.
Moshotzi 185.
Mostowski 206. 214.
Mouravyeff 76.
Mouravyeff-Apostol 68.
Mrongovius 251.
Muczkowski 194. 244.
Muller, G. F. 58.
Munich, s. Munich.
Munich 70.
Mushitsky 99.
Mussin Pushkin 44. 70.

N.

Nadeshdin 72. 73. 77.
Naglowic, s. Rey v. Naglowic.
Nagurszewski 234.
Narbutt 243.
Nareshnoi 67.

Naruszewicz 224. 225. 229. 234.
Nefedyeff 75.
Negedly 170. 178.
Nelednisky-Meletzky 57.
Nestor 35. 45. 73. 186.
Neweroff 72.
Niegosh 100.
Niemcewicz 226. 229. 231. 234. 235. 241. 331.
Niemir 213.
Niesiecki 213.
Nikolenko 77.
Nikitin 68.
Nikolai 160.
Nikoleff 57.
Nikon 69.
Noakowski 85.
Noroff 76.
Novikoff 58.
Nowaszelski 249.
Nudhoger, von 178.

O.

Obradowitsch 90. 93.
Oczko 209.
Odachowski 207.
Odoyeski 77.
Odyniec 233. 248.
Ogonski 227.
Ojczyzmiak 245.
Okraszewski 233. 234.
Oldekop 85.
Olomucens 152.
Omacewicz 226.
Opalinski 214.
Opitat 139. 178.
Orliczny 158. 161.
Orloff 66.
Orphelin 93.
Orzechowski 206.
Osinski, A. 240.
Osinski, H. 236.
Osinski, L. 233. 235.
Osnovianenko oder Kwitka, s. Kwitka.
Ossolinski 226. 228. 235.
Ostrorog 193.
Ottinowski 214.
Ottersdorf 162.
Otto 83.
Oustrahoff 74.
Oustrialoff, s. Oustrahoff.
Ozeroff 67.

P.

Padura 248.
Palacky 172. 177.
Palaczek 148.
Paleczek, s. Palaczek.
Palmens 199.
Palkowics, G., Kanon. 185.
Palkowics, G., Prof. 172. 178. 185.
Palmes 161.
Palmota, Jak. 108.
Palmota, Jan. 108.
Panski, s. Parsky.
Paprocky 162, 206.
Parczek 173.
Paremoga, 85.
Parszek, s. Parczek.
Parsky 69.
Paszkowski 208.
Paton 88.
Pauli, Zeg. 243. 250. 331.
Pawloff 77.
Pawloff, Mrs. 80.
Pawlofski 85.
Pelzel 168. 170. 178.
Perewostschikoff 73.
Perzyna 237.
Peshina 161. 165.
Petroff 58.
Petryci 235.
Philaretes 77.
Philomusa 161.
Piasecki 208.
Pitch 88. 93. 321.
Pisecky, M. 158. 161.
Pisecky, W. 158.
Pislack 160.
Placel 162.
Plachy 165. 172.
Platon 59.
Pletneff 70.
Pletneff, s. Pletneff.
Pochlin 118.
Poczobut 236.
Podiebrad 150.
Podolinski 80.
Podolyedoff, s. Pololjedoff.
Podoljedoff 69.
Pogodin 73. 74. 75.
Pohl 178.
Polak 172.
Polenoff 74.
Polenko 82.
Polevoi 73. 77. 81.
Polinski 236.
Ponietowski 214.
Pomoski 213.
Poplinski 244. 251.
Popovich 93. 99.
Popovsky, s. Poprovsky.
Poprovsky 58.
Poszakowski 213.
Potocki, Ant. 223. 229. 235.
Potocki, Ign. 223. 229. 235.
Potocki, Johann 227. 229. 239.
Potocki, Paul 223. 229. 235.
Potocki, Stanisl. K. 223. 228. 229. 235.
Potocki, W. 214. 229. 235.
Pozzo di Sorgo 107.
Prachatitzky 152.
Prazmowski 229.
Prolowsky 159.
Prepowsky 161.
Presl 173.
Prochazka 135. 170.
Procopius 131. 139.
Procopius, böhm. Brod. 145. 148.
Prokopitsch 52.
Prostiborz 163.
Protosoff 69.
Przezdziecki 243.
Przybylski 233.
Puchmayer 84. 170.
Pudlowski 206.
Pulkawa, s. Pulkawla.
Pulkawla 135.
Pushkin 66. 74. 79. 81.

R.

Racownicky 162.
Raczynski 215. 237. 239. 244.
Radomski 207.
Radowenik 161.
Ragnini 109.
Raitach 91. 92. 93.
Rakowiecki 193. 238.
Rastawiecki 246.
Rautenkranz 173.
Ravnikar 119.
Razzi 109.
Reisenbach 163.
Relcovich 112.
Reshatko 161.
Rey von Naglowic 205.
Rhasis 82.
Riggs 122.
Rileyeff 66. 71. 78.
Rogalinski 236.
Rohn 178.

Rokycana 148.
Rosa 165.
Rosa, St. 109. 165.
Rosciszewski 207. 209.
Rosen 66.
Rosenberg 148.
Roshnay 173.
Rositzius 196.
Rosolocki 213.
Rostoptshin, Grafin 80.
Rwaczowski 161.
Rybay 181.
Rybinski 205.
Rytchkoff 58.
Rzewuski 222. 236.

S.

Sabin 172.
Sacharoff 81.
Sagoskin 77.
Saltszewicz 213.
Samailoff 74.
Sanin 49.
Sapieha 208. 227. 229.
Sapocki 213.
Sarnicki 208.
Schaffarik 102. 111. 112. 160. 172. 174 ff. 185.
Schevyroff 77.
Schieweck 251.
Schloezer 3. 24. 35.
Schmaler 262. 336.
Schmidt 84. 85. 251.
Schramko 172.
Scribonius, s. Pishek.
Seclucyan 198.
Sedlaczek 173.
Seiler 262.
Senkowski 69.
Seraphim 62. 69.
Shakoffskoi 67.
Shakoffsky 70.
Shishkoff 70.
Shlechta 152.
Shtitny 137.
Shtsherbatoff 58.
Shud 163.
Shukoffsky 66.
Siarczynski 226.
Sidonski 82.
Sieber 173.
Siemenski 81. 249. 250.
Siemienski, s. Siemenski.
Sienkiewicz 233.
Siennik 209.
Sierakowski 227. 236.
Simon 148.
Simon von Polotzk 47. 49. 55.
Sirenius, s. Syrenski.
Sietchinoff 59.
Spigren 82.
Skarga, s. Skorga.
Skorbek 235. 249.
Skorga 207.
Skorina 50.
Skromnenko 73.
Skrzetuski, C. 227.
Skrzetuski, V. 227.
Slawata 162.
Slawiarski 237.
Slowacki 234. 249.
Slownik 251.
Slowzoff 74.
Smetana 173.
Smotrisky 38. 92.
Snaider 172.
Sniadecki 236.
Sobeslawsky 161.
Sokoloff 70.
Sokolovki 80.
Solarich 92. 93.
Solowyeff 72.
Soltyk 229.
Soltykowicz 226.
Sonnegg, U. v. 116.
Sophia, Czarin 48.
Sopikoff 63. 70.
Sorgo, di, Kath. 107.
Sowinski 227. 228.
Spalatro 109.
Spiczynski 209.
Sreznefski 74.
Starchsevich 110.
Starowolski 213.
Staszyc 233. 237.
Statorius 201.
Stepanek 173.
Stepanoff 76.
Sternberg 162. 173.
Steyer 165.
Stoikovitsch 93.
Stostakowskiego 251.
Stranensky 160.
Stransky 167.
Stribrsky 161.
Strnad 173.
Stroyeff 38. 70. 72. 104.
Strubicz 208.
Stryc, s. Strycz.
Strycz 160.
Stryikowski 208.
Strzembski 192.
Stulcz 175.
Stulli 110.
Sturm 160.
Sudrovius 206.
Sumarokoff 56.
Surowiecki 226. 237.
Sushisky 161.
Svinyin 74. 77.
Swiencki 237.
Swotlik 262.
Sychra 173.
Sylvanus 161.
Sylvester 46.
Syrenski od, Sirenius 209.
Szabranski 249.
Szczaniecki 213.
Szianawski 229. 235.
Szrzeniewa 251.
Sztumberg 224.
Szumsky 228. 251.
Szweikowski 229.
Szydlowski 233.
Szymanowicz 205. 214.
Szymanowski 214. 230.
Szymonowicz, s. Szymanowicz.
Szyrma, Ljach 219. 239.

T.

Tablicz 185.
Taborsky 161. 165.
Talyj 274.
Tanska, Clem. 235.
Tanski 233.
Tappe 84.
Tarnowski 208.
Tatishtsheff 85.
Tchulkoff 58.
Tepleff, Fesu 80.
Terlaitsch 93.
Tesak, s. Jesak.
Tham 128.
Thun 173.
Ticinus 261.
Tinkowsky 68.
Timofeyeff 80.
Tishnow 148.
Tomaszewski 233.
Tomek 173.
Tomsa 170.
Trojanski 244.
Trombczynski 251.
Trediakoffsky 54.
Trembecki 230.
Trentowski 236.
Troc 251.
Truber 116 ff.

Tshbinoff 82.
Tshoikovitsch 99.
Tshubinoff, s. Tshbinoff.
Tupi 172.
Turinsky 172.
Turnowski 206.
Turnowsky 161.
Turski 227.
Twardowski 213. 236.
Tymowski 233.
Tzerteleff 81.

U.

Umiatowski 209.
Ustraloff od. Oustraloff 74.
Uzewicz 38.

V [1].

Vater 84. 251.
Venelin 72. 120.
Vetranich 107.
Vidakovitsch 99.
Vincentius 134.
Vita 108.
Vitezovich 114.
Vitkovitsch 99.
Vjazemsky 66.
Vladimir Vsevolod. Monomach 45.
Vodnik 119.
Volkoff 69.
Volkonski, Fürstin 80.
Voltiggi 110.
Vostokoff 66. 77.
Vsevolodovitsch 45.
Voitsch 93.
Vuk Stephanovitsch 94 ff. 111. 308 ff.

W.

Waga 225.
Waleczowsky 150.
Wangocki 208.
Wapowski 208.
Wartowsky 160.
Wcewolodsky 76.
Welensky 258.
Weleslawin 159. 162. 178.
Weltmann 77.
Wenelin, s. Venelin.
Wengierski, Ad. 199. 213.
Wengierski, And. 213.
Wengierski, T. K. 230.
Wenzyk 234.
Wisin, von, s. Wisin, van.
Wisin, van 57.
Wisnoiwiecki 14.
Wisznewski 244.
Witwicki, s. Wiwicki.
Wiwicki 221.
Wladimir, Vsevolod. Monomach, s. Vladimir, V. M.
Wlczek 150.
Wlkanow, Praefekt von 162.
Wocel 173.
Woicicki 250. 331. 332.
Wojeikoff 67.
Woronicz 229. 231. 232.
Wratnowski 245.
Wrbensky 161.
Wresowicz 163.
Wshehrd 150.
Wurtemberg, Prinzessin von 235.
Wuiek 199. 207.
Wuk Stephanowitsch, s. Vuk Stephanovitsch.
Wydra 173.
Wyrwicz 229.
Wysocki 213.

Y.

Veristoff 77.

Z.

Zablocki 234.
Zaborowski 201.
Zaborowski, Ign. 236.
Zacharyasewicz 229.
Zagorski 244.
Zahradnik 173.
Zaleski 248.
Zalushansky 163.
Zaluski 196. 222. 223.
Zamrsky 160.
Zarnowec, v., s. Koszutski.
Zbylitowski 206.
Zdanoff 85.
Zdirad 172.
Zebrowski 214.
Zeletawski 161.
Zeneide, B. 80.
Zhelotyn 163.
Zherotin, C. von 160. 162.
Zielinski 249.
Zidek 150. 151.
Ziegler 173.
Zimanowicz, s. Zimorowicz.
Zimorowicz 206.
Zizania 38.
Zlatarich 107.
Zolkowski 234.
Zuboff 74.
Zubrzycki 243.
Zukowski 236.
Zulkiewski 113.
Zuzerich, S. 107.
Zuzzeri, Fl. 107.

---

1) Dies ist im slavischen Alphabet der einzige Buchstabe für V und W. Die eigenen Namen jener Nationen, welche sich des Cyrillischen Alphabetes bedienen, hat Talvj mit V, entsprechend der englischen Aussprache, geschrieben (und der Uebersetzer ebenfalls); wegen jener Nationen, die das lateinische Alphabet benutzen, fand keine Aenderung des Originals statt. Das slavische W wird immer wie das englische und französische V ausgesprochen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Bei Carl Geibel in Leipzig sind so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Psychologische Briefe

von

Dr. Joh. Ed. Erdmann,

ord. Prof. der Philos. an der Univ. Halle-Wittenberg.

Leipzig, 1852. VIII u. 384 S. gr. 8. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Xr.

Von vielen anerkennenden Besprechungen über diesen geistreichen Buch wird nur folgende kurze Recension aus „Gersdorffs Repertorium" angeführt. Ref., dem diese Schrift zufällig später, als es ihm jetzt lieb ist, in die Hände gekommen ist, schwankt, ob er sagen soll, dass er sich freue oder dass es ihm leid thue, in den Fall gesetzt zu sein, ihre Anzeige kurz abmachen zu können oder vielmehr zu müssen. Sie hat sich so überraschend schnell ein grosses Publikum erworben, sie ist unter Anerkennung ihres hohen Werthes bereits in so vielen Blättern angezeigt und besprochen worden, dass die abermalige Einreihung einer weitläufigen Darlegung ihres Inhaltes in diesen Blättern unstreitig den meisten Lesern derselben etwas Neues nicht mehr bringen könnte. Wie anziehend ist aber auch die Lösung der Aufgabe, die hervorstechendsten Momente der Psychologie in populärem Gewande dem gebildeten Publikum vorgelegt und erörtert zu sehen, da dieser Theil der Philosophie, man darf vielleicht nicht mehr sagen ausschliesslich, aber doch jedenfalls vorzugsweise, mehr als jeder andere auf ihrer grossen Domaine dazu geeignet ist, einer allgemein verständlicheren Art der Besprechung sich zu fügen. Der Text, der hier zu commentiren ist, hat jeder nur einigermassen an Denken und Nachdenken gewohnte in nächster Nähe, und wenn nur einmal der erste Anstoss gegeben ist, in die Tiefen des eigenen Selbst einzudringen und das vom Himmel entsprossene *Fonte nascentia*, wie die Griechen es bezeichneten, allmälig auszubeuten, dem kann ein solcher Führer, wie er sich in der Person des Verf. der vorliegenden Schrift darbietet, nicht anders als hochwillkommen sein. Denn wenn dieser auch auf dem von ihm eingeschlagenen Pfade zahlreiche Vorgänger hat, namentlich in der langen Reihe der Schriftsteller, welche sich mit zusammenhängenden Entwickelungen der verschiedenen Charaktere befasst haben, so findet doch ein grosser Unterschied statt, wenn das Psychologische gleichsam nur von Aussen angebracht und angeheftet wird und wenn es aus dem eigenen Schachte des Innern herausgehoben und ausgebreitet wird und den richtigen Weg zeigt, wie man die Thatsachen des inneren Bewusstseins anzuschauen und zu beurtheilen hat. Solche aber werden in der Schrift des Verf. so klar und eindringend entwickelt, dass man ihm mit immer grösserer Befriedigung folgt. In der Briefform, die von dem Verf. für seine Auseinandersetzungen glücklicher, als es sonst oft der Fall, gewählt ist, werden natürliche Ruhepunkte geboten, die dem, der mit solchen Reisen in die innere Geisterwelt noch nicht vertraut ist, zum Nachdenken über das Gelesene und zum Verarbeiten desselben Zeit geben und mit Kraft und Lust

erfüllen, dem Verf. zu weiteren Entdeckungen zu folgen. Er giebt sie in einer Sprache, die zwar nicht ganz frei von aller Schulterminologie ist, mit der aber so haushälterisch verfahrt und an sie so unvermerkt gewöhnt, dass sie, statt ein Hinderniss des Verständnisses zu werden, vielmehr das Bewusstsein der Erweiterung des Sprachschatzes und der erhöhten Fertigkeit, sich über rein Geistiges auszusprechen, beimgt. Wir unterlassen es aus dem oben angeführten Grunde, den Gang, den der Verf. in seiner Naturgeschichte des Menschen nach Aussen und nach Innen nimmt, zu detailliren, freuen uns der Anerkennung, die sich auch bei dieser Gelegenheit das eminente Talent des Verf., das sich hier zum ersten Male auch in gemüthlicher und humoristischer Darstellung entfaltet, zu sichern gewusst hat, und fügen als Entschuldigung für diese kurze Anzeige nur noch an, dass es für einen wesentlichen Mangel in diesen Blättern gegolten haben müsste, wenn das ausgezeichnete vorliegende Schrift blos in der Bibliographie Erwähnung gefunden hätte.

Immanuel Kant

von der Macht des Gemüths

durch den blossen Vorsatz

seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein.

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen

von **C. W. Hufeland,**

Königl. Preuss. Staatsrath und Leibarzt.

Sechste verb. Auflage.

8vo. Velinpapier. 1852. In Umschlag geheftet 12 Sgr. oder 41 Xr.

Inhalt: Vorwort zur 6. Auflage. — Vorrede von C. W. Hufeland. — Ueber langes Leben und Gesundheit. — Grundsatz der Diätetik. — Vom Warm und Kalthalten, besonders der Füsse und des Kopfes. — Von der Erreichung eines hohen Lebensalters der Verehrlichten. — Von komischen Gewohnheiten und Launen. — Von der Hypochondrie. — Vom Schlafe. — Essen und Trinken. — Von dem krankhaften Gefühl aus der Unzeit im Denken. — Von der Hebung und Verhütung krankhafter Gefühle durch den Vorsatz im Athemziehen. — Von den Folgen des Einathmens mit geschlossenen Lippen. — Denkgeschäft. — Alter. — Vorsorge für die Augen in Hinsicht auf Druck und Papier.

Dieses, von zwei der **berühmtesten** deutschen Gelehrten verfasste **lehrreiche und nützliche Buch** wurde in der jüngst erschienenen sehr starken 5. Auflage in kurzer Zeit abermals gänzlich aufgekauft, und wir empfehlen diese **Ge**, mit **deutlichen, grossen** Lettern gedruckte Ausgabe Jedem, dem sein körperliches und geistiges Wohl am Herzen liegt. **Es wird jedem Stand und Alter Nutzen bringen!**

Die Auswanderer.

Erſter Theil.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung

von

Talvj.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Vormund und Mündel. 1

Zweites Capitel.

Die Reiſe. 40

Drittes Capitel.

Die Ankunft. 66

Viertes Capitel.

Alenze und die Seinen. 93

Fünftes Capitel.

Stillleben. 105

Sechstes Capitel.

Eine neue Lebensbahn. 126

Siebentes Capitel.

Familienſcenen. 153

Achtes Capitel.

Vater und Tochter. 168

Neuntes Capitel.

Die Schweſtern 1

Zehntes Capitel.

Neue Bekanntſchaften 2

Elftes Capitel.

Es ſtürmt 2

Zwölftes Capitel.

Gährungen im Vulkan 2

Vorwort.

Indem ich dieſe Blätter in die Welt ſchicke, möcht' ich mich vor Allem gegen die etwanige Vorausſetzung verwahren, als hätte ich in dem Hintergrunde, auf dem ihr Inhalt ſpielt, ein Bild von Nordamerika geben wollen. Als ſolches würde mein Buch im höchſten Grade unvollkommen ſein. Nicht ein Bild von Amerika beabſichtige ich dem Leſer hier aufzurollen, ſondern nur Bilder aus Amerika, wie ſie meiner vieljährigen Erfahrung erſchienen.

Wenn ich dem Leſer nach und nach das Weltkind und die Gottesfürchtige, den Cavalier und den Farmer, die ſociale Philantropin und

die Pharisäerin und andere echt nationale Charaktere verführe; wenn ich in einzelnen Zügen die gesellschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Lebensalter und Geschlechter, und die Einwirkungen des Methodismus des Ostens auf die religiöse Geistesöde des Westens schildere — so bin ich weit entfernt, damit andeuten zu wollen, daß diese Charaktere und Verhältnisse die ausschließlichen Typen der Gesellschaft seien, wie sie sich in den nordamerikanischen Freistaaten gebildet hat. Vielmehr sind dieselben in so unendlichen Abschattungen verhanden und in einem solchen Gemisch von Farben, von denen eine in die andere unmerklich überfließt, daß das nationale Gepräge sich auch dort nicht selten ganz im Menschlichen verliert. Die Bilder, die ich dem Leser verführe, sind sicherlich wahr; aber er möge nicht vergessen, daß viele andere, ebenso wahre Bilder, die dasselbe Recht hätten, sich zu zeigen, wie jene, ungezeigt blieben.

Namentlich habe ich die Politik absichtlich ganz aus dem Spiele gelassen, und sie nur berührt, wo es unvermeidlich war.

Sollte mein Buch einen englischen Uebersetzer und seinen Weg über das Meer finden, so möchte ich meine amerikanischen Leser warnen, im Fall sie die Gestalten, die ihnen darin begegnen, nach dem Leben gezeichnet finden, und darin vielleicht hier und da einen Bekannten oder eine Bekannte zu erkennen meinen, mich nicht deshalb der Persönlichkeit zu zeihen. Individuelle Wahrheit ist darum nicht immer persönliche Wahrheit. Ich erkenne keinen der in den nachfolgenden Blättern gezeichneten Charaktere als das Portrait einer bestimmten Person, sowie keine der darin geschilderten Situationen als die Beschreibung einer wirklich erlebten Scene an. In Auffassung und Darstellung dieser Charaktere und Scenen, insofern sie ein nationales Gepräge haben, wird das Auge und die Hand der Europäerin kaum

zu verkennen ſein; aber nur eine einſeitige Nationaleitelkeit, nur eine beſchränkte Volkseigenliebe kann verhindern, auch das Herz in ihnen zu erkennen, das für das freie Vaterland des Theuerſten, was es auf Erden beſitzt, und die freiwillig adoptirte Heimat ſchlägt.

Anmerkung. Der Leſer wird erſucht, durch das ganze vorliegende Buch ſtatt Charlestown „Charleſton" zu leſen.

Erstes Capitel.

Vormund und Mündel.

Der Notar packte seine Papiere zusammen, stand auf und wünschte dem werthgeschätzten Fräulein Klotilde Osten mit ceremonieller Höflichkeit Glück zu ihrem Eintritt in eine neue Lebensperiode. Denn er hatte sie so eben, beinahe zwei Jahre später als es eigentlich ihr Alter erheischt hätte, von Gerichts wegen für mündig erklärt. Dann sprach er noch den Wunsch aus, daß ihr Vermögen bei ihrer eignen Verwaltung ebenso gedeihen möge, als unter der ihres Herrn Vormundes — denn er hatte heute Gelegenheit gehabt, den ansehnlichen Betrag desselben mit dem bedeutend geringern zu vergleichen, auf den es sich belief, als vor drei Jahren ihr Vater starb, den wohlgeordneten Zustand ihres Besitzes mit dessen damaligem zerflossenen, unbestimmten Charakter. Darauf verbeugte er sich und ging.

Klotilde, eine hohe, ſchlanke Geſtalt in blühender Jugendfülle, über deren ſeelenvollen Zügen eine Wolke ſtiller Trauer hing, und ihr einſtiger Vormund, der Landrath von Saſſen, blieben noch lange, nachdem die Thür ſich hinter dem Geſchäftsmann geſchloſſen, in tiefes, gedankenvolles Schweigen verſenkt. Vor ihnen ſtand ein Tiſch, auf welchem Rollen von Goldſtücken ausgebreitet und werthvolle Staatspapiere und Documente, in Päckchen geordnet, aufgehäuft lagen. Aber man ſah es den Beiden wohl an, daß es nicht eben Geld und Geldeswerth war, was ihre Gemüther beſchäftigte.

Der Landrath war ein Mann von mittleren Jahren, eine anſehnliche, ja entſchieden vornehme Erſcheinung, mit einer edeln, ſcharfausgeſprochenen Geſichtsbildung. Er brach das Schweigen zuerſt, und der Ton ſeiner ſonoren, männlichen Stimme war ungewöhnlich weich, indem er ſagte:

„Klotilde, Sie haben nun Ihren Willen. Ihre Grundſtücke ſind zu baarem Gelde gemacht; zwanzigtauſend Thaler in Gold liegen hier vor Ihnen; dort noch einmal ſo viel in Wechſeln und Schuldſcheinen, die jeden Augenblick in Anweiſungen an ein Handelshaus verwandelt werden können, für das den Ort zu beſtimmen Sie ſich vorbehalten haben. Sprechen Sie

nun! Verſagen Sie Ihrem vieljährigen Freunde, dem Freund, an den Ihr Vater ſelbſt Sie gewieſen, nicht länger Ihr Vertrauen!"

„Mein Vertrauen?" erwiderte Klotilde; „wer beſäße, wer verdiente es mehr als Sie, theurer Freund? Und doch", ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „in dieſem Einen Falle fürcht' ich Ihren Tadel und — fühle doch ſo ſicher, daß ich recht thue."

„Erklären Sie ſich!" verſetzte der Landrath dringend. Es war etwas Gereiztes in dem Ton ſeiner Stimme, indem er fortfuhr: „Geſtehen Sie, daß ich ein Recht habe, eine Erklärung der anſcheinenden Widerſprüche Ihres Betragens zu fodern. Noch ſind nicht volle zwei Jahre vergangen, als Sie mich, an Ihrem einundzwanzigſten Geburtstage, bereit ſahen, das Amt, das mir mein trefflicher Freund vor nunmehr vier Jahren anvertraut, niederzulegen und Ihnen Rechenſchaft über die Verwaltung Ihres Vermögens zu geben. Aber Sie wollten nichts davon hören. Sie baten mich, als um einen Freundſchaftsdienſt, um die Fortführung der Ihnen unbekannten und läſtigen Geſchäfte. Und ich — Gott weiß, ob ich das Glück empfand, Ihnen noch dienen zu dürfen!

„Ich war von da an Ihr Geſchäftsführer, Klotilde, Ihr treuer Verwalter, nicht länger Ihr Vormund.

Ich bin mir bewußt, Sie können mich keiner Anmaßung zeihen; ich habe Ihnen große, wie kleine Summen und noch vor drei Monaten, als Sie nach der Residenz gingen, die zweitausend Thaler, die Sie foderten, ausgeliefert, ohne eine Frage zu thun, wozu Sie ihrer bedürftig wären, wenn ich auch das eine Mal mir die Freiheit des ältern Freundes nahm und Sie dringend warnte, bei Handlungen der Barmherzigkeit Ihr weiches Herz nicht mißbrauchen zu lassen. Denn dazu glaubt' ich jene Summe oder wenigstens einen großen Theil derselben bestimmt. Schließen Sie demnach, Klotilde, ob ich erstaunt, ob ich verletzt sein mußte, als ich vor vier Wochen einen Brief aus der Residenz von Ihnen erhalte, in welchem Sie mich beauftragen, Ihr Haus — Ihr Vaterhaus, Klotilde! — sowie die übrigen Grundstücke, in welchen ich Ihr Vermögen vortheilhaft und sicher angelegt hatte, ohne Verzögerung zu versteigern und die ausgeliehenen Capitalien zu kündigen, um sie in Anweisungen zu verwandeln, über die Sie mich näher zu unterrichten versprachen. Mein Brief voll Verwunderung, voller Bitten um Erklärung ist unbeantwortet geblieben. Ich habe Ihren Auftrag vollzogen. Ihr Vermögen ist so disponibel gemacht, als Sie es nur wünschen können. Aber belohnen Sie wenigstens diese Erge-

benheit in Ihren Willen, in deren Ausdehnung ich faſt mein Gewiſſen verletzt, durch Zurückziehen dieſes ungerechten Mistrauens."

Klotilde hatte den letzten Theil von ihres Vormunds langer Rede mit niedergeſchlagenen Augen angehört. „Vielleicht", ſagte ſie jetzt mit verlegenem Lächeln; „vielleicht, verehrter Freund, helfe ich Ihnen auf die Spur, wenn ich Sie bitte, mir ſtatt dieſer preußiſchen Staatspapiere Anweiſungen an ein oder das andere Handelshaus in Neuyork oder Philadelphia zu geben."

Der fragende Blick des Landraths war ſo ſtreng und entmuthigend, daß Klotilde mit wachſender Verwirrung fortfuhr:

„Sie wiſſen, Doctor Stellmann, der mit meiner älteſten Jugendfreundin verheirathet iſt, denkt mit der eröffneten Schiffahrt nach Amerika auszuwandern. Es iſt eine liebenswürdige Familie. Ihnen beabſichtige ich mich anzuſchließen. Denn auch ich", ſetzte ſie etwas gezwungen lächelnd hinzu, „bin auf meine Weiſe «Europamüde» und denke, nachdem ich hier ein paar Jahre lang mit ſo hingewelkt bin, wie Alles hier zu Lande, dort drüben, in dem friſchen Boden, vom belebenden Athem der Freiheit angehaucht, ſelbſt zu einem friſchen Leben wieder aufzublühen."

Schmerz und Zorn hatten ſich, während ſie ſprach, im Geſichte ihres Freundes gemalt. „Wäre es möglich!“ rief er, „auch Sie angeſteckt von dem vergiftenden Fieber der Zeit! Auch Ihr Herz, Klotilde, das mir ſtets der Sitz der edelſten, beſcheidenſten, deutſchen Weiblichkeit war, auch Ihr klarer, gebildeter Geiſt durchdrungen von dem unſeligen Emancipationswahnſinn unſerer Tage? — Was wollen Sie in Wisconſin, von deſſen Urwäldern und ihrer ewigen Freiheit jener Phantaſt träumt? Wenn er in ſeinen Univerſitätsjahren, ſtatt unreife Staatsreformpläne auszubrüten, ſich der Medicin befleißigt, oder ſonſt etwas Tüchtiges gelernt hätte, ſo würde es ihm auch hier an Brot nicht fehlen. Aber laſſen Sie ihn ziehen. Er mag und wird ſeine Bahn ſich brechen. Allein Sie, Klotilde? Wollen Sie ihm die Urwälder ausroden helfen? Wollen Sie etwa mit Ihren Schätzen dort eine Colonie im Lande der Freiheit für politiſche Flüchtlinge ſtiften, die mit ihren blutigen Theorien die Felder düngen und auf das Fundament ihrer Primanerweisheit einen neuen Staat gründen ſollen? Wiſſen Sie nicht, daß die Würde des Weibes, daß die Sitte einzig und allein in der Civiliſation wurzelt? Und wollen Sie dieſe etwa durch Vorleſungen in den Prairien verbreiten?“

Dieſer bittere Ausbruch eines ungerechten Zornes zeigte Klotilden nur zu deutlich, wie ſehr ſie ihren verehrten Freund durch die Heimlichkeit ihrer Pläne beleidigt und verletzt.

„So Abenteuerliches beabſichtige ich keineswegs“, erwiderte ſie gelaſſen. „Ich denke dort ſo gut Das zu erfüllen, was Ihr deutſchen Männer gern als unſere einzige Beſtimmung betrachtet, nämlich als Hausfrau zu ſchaffen und zu wirken — als ich es in meinem Vaterlande gekonnt. Ja, wie die Umſtände einmal ſich geſtaltet, beſſer, und allein dort. Denn — daß ich es Ihnen nur geſtehe, mein verehrter Freund, Doctor Stellmann und Henriette werden nicht meine einzigen Begleiter ſein — ich bin verlobt.“

Klotilde hielt die Augen feſt auf den Boden geheftet, als ſie die letzten Worte ſprach. So ſah ſie es nicht, daß eine Leichenbläſſe des Freundes Antlitz plötzlich überzog, und daß von der ungeheuern Anſtrengung, den Schmerz, der ihn wie ein Dolchſtich durchfuhr, männlich niederzukämpfen, ein eiskalter Schweiß die edle Stirn bedeckte.

Eine Todtenſtille lag ein paar Minuten lang auf dem Zimmer. Endlich ſagte der Landrath mit tonloſer Stimme: „Sprechen Sie weiter!“

„Sie wiſſen, daß von den politiſchen Gefangenen,

die in Folge des sogenannten Frankfurter Attentats auch in unserm Staate zur Festungsstrafe verdammt worden, zweien kürzlich durch die Gnade — sagen Sie lieber, durch die Laune der Regierung die Strafzeit bedeutend verkürzt worden. Aber eine sechsjährige Einkerkerung hatte, wie es schien, für das Vaterland noch zu gefährlichen Stoff in ihnen gelassen. Es ward der Befreiung die Bedingung einer sogenannten freiwilligen Verbannung hinzugefügt. Einer von diesen Beiden war Hubert, dessen Sie sich wohl erinnern mögen — er war meines seligen Vaters Lieblingsschüler und nur eben durch ein ungewöhnlich glänzendes Examen gegangen, als er eines Nachts verhaftet und fortgeführt ward. Mit ihm, mein verehrter Freund, bin ich verlobt, und als seine Gattin will ich mit ihm in die Verbannung, nach Amerika gehen."

Der Landrath hatte sich unterdessen mit Anstrengung gesammelt. „Ich kannte Hubert", sagte er, „ein edler Jüngling, verführt mehr als Verführer. Aber seltsam, seltsam in der That", setzte er hinzu, sich, als wollte er sich mühsam auf Etwas besinnen, mit der Hand über Auge und Stirn fahrend; „seltsam, daß Ihr Vater mir nie Etwas davon entdeckt. Bei Gott! Ihr Vater hielt Sie für frei — er hätte nicht —

und doch Klotilde, müſſen Sie vor ſechs Jahren ſchon Sich mit ihm verſprochen haben, denn ſo lange iſt's, daß Hubert verhaftet und fortgeführt ward."

„Ich will Ihnen Alles ſagen. Ich muß weit zurückgehen. Ich war ſechzehn Jahre alt, als ich Hubert kennen lernte, der eben im letzten Jahre ſeiner Studien war. Sie wiſſen, wir Profeſſorentöchter ſind verwöhnte Mädchen. Wir ſehen uns, wenn wir nur nicht ganz von der Natur vernachläſſigt ſind, von einem Haufen jugendlicher Anbeter umringt, denn es gibt gegen ein junges Frauenzimmer in unſern Kreiſen mehr als zehn raſche, rüſtige Jünglinge. Ich aber, die einzige Tochter liebender, zärtlicher Eltern, deren Vermögensumſtände es ihnen vergönnten, ihrer gaſtfreundlichen Geſinnung nachzugeben und ein offenes Haus zu halten, war beſonders verzogen und anſpruchsvoll, und es war meinem eiteln Herzen ſchon recht, daß ſich der ſtudirenden Jugend, die mich oft durch ungeſchickte und rohe Sitten verletzte, auch die jungen Officiere der Garniſon zugeſellten, deren feineres Weſen wenigſtens mir gefiel. Indeſſen hatte ich früh Urtheil genug, um Hubert von der Menge zu unterſcheiden und mich durch ſeine Aufmerkſamkeit geſchmeichelt zu fühlen. Meine gute Mutter pries ihn oft als den beſcheidenſten und verſtändigſten unter

unſern jungen Beſuchern und mein Vater glaubte ſtolz auf dieſen Schüler ſein zu dürfen und nannte den Staat glücklich, der ſolche Diener ſich zöge, ſo hohen Sinnes und ſo tief und gründlich gebildet."

„Mein armer Freund!" ſagte der Landrath, mit einem bittern Lächeln, „nur durch eine ſo ungewöhnliche Güte des Herzens konnte ein ſo ſcharfes Urtheil wie das ſeinige ſo arg getäuſcht werden!"

„Auch ich", fuhr Klotilde fort, durch ſeine Ungerechtigkeit verletzt und zu entſchiedenerer Sprache ermuthigt, „auch ich empfand Hubert's großen Werth und — daß ich's frei herausſage, noch nie hatte mir ein Mann ſolches Wohlgefallen eingeflößt. Aber ich war jung und eitel. Das, was mein ſpäteres, reiferes Gefühl als Zeichen einer wahren, tiefern Liebe erkannte, ſeine geringe Annäherung in Geſellſchaften, ſeine Zurückhaltung in dem gewöhnlichen galanten Verkehr der Jugend — erſchien mir Lauheit, Unentſchiedenheit. Seine Aufmerkſamkeiten im häuslichen Kreiſe ſelbſt waren mir nicht ausſchließlich genug; es verdroß mein thörichtes Herz, daß ich ſie mit meiner ehrwürdigen Mutter zu theilen hatte, und daß Hubert, über ein gelehrtes Geſpräch mit meinem Vater oder gar in eine Betrachtung über den bedrückten Zuſtand des deutſchen Vaterlandes vertieft, manchmal meine

Gegenwart ganz zu vergeſſen ſchien, reizte mich oft ſo, daß ich dem erſten beſten jungen Mann, der ins Zimmer kam, eine Freundlichkeit erwies, von der mein Herz nichts wußte, und ſo, ohne recht zu wiſſen was ich that, hier der Eitelkeit ſchmeichelte, dort vielleicht gar, in frevelhaftem Leichtſinn, eine ſchlummernde Empfindung weckte."

„Sie verleumden ſich ſelbſt, Klotilde. Ich kannte Sie damals wie jetzt. Oft hab' ich mich, während Sie den faſt dreißigjährigen Mann wol ſchon unter «die Alten» rechneten, am Anblick der aufbrechenden Roſenknospe ergötzt, am Mutterſtocke voll Duft und Unſchuld blühend. Sie waren nie eine Kokette!"

„Eine Kokette? Nein, eine Kokette iſt kalt und herzlos. Aber — o das Herz iſt ein dunkler Abgrund! Meine Mittel, Hubert's Gefühl ſtärker zu erwecken, ſchienen um ſo harmloſer, als ſie nie fehlſchlugen. Denn meine Aufmerkſamkeit für Andere verſetzte ihn ſtets in große Unruhe und führte bald eine volle, warme Erklärung von ſeiner Seite herbei; ſo voll, ſo warm, wie auch das verwöhnteſte Herz ſie ſich nur wünſchen konnte. Das meine erbebte in Wonne, doch machte mich eben das Bewußtſein, daß ich ſein Geſtändniß eigentlich ſelbſt hervorgerufen, zurückhaltender, als es im Grunde in meiner Natur

lag; ich ſagte ihm, ich ſei noch zu jung, um auf ſo wichtige Dinge mich einzulaſſen, und er — ſchien mit dieſer Antwort ſich begnügen zu wollen; er drang nicht in mich, und ich ſah klar, daß er wenigſtens ſeine Verbindung mit mir nicht zu beſchleunigen und daß er auf keine Weiſe mich zu binden wünſchte."

Klotilde ſchwieg. „Fahren Sie fort", ſagte der Landrath mit kaum verhaltener Ungeduld.

„Ich würde Sie, werther Freund, gern mit dieſen Weitläuftigkeiten verſchonen, wenn ſie nicht zur Erklärung des Folgenden nothwendig wären. Zu dieſer Zeit regte ſich es wieder ſtark in Deutſchland, und die mistrauiſchen Augen der Regierung waren überall hingerichtet. Ich hörte öfters, daß mein Vater — wie Sie wiſſen, ein entſchieden Liberaler, Hubert vor unvorſichtigen Verbindungen warnte und ihm das Frevelhafte unreifer Unternehmungen vorſtellte, durch welche dem Vaterlande ſich Diejenigen zum nutzloſen Opfer bringen, die in der rechten Stunde ſeine Kämpfer ſein ſollten. Hubert ſchien ihm recht zu geben, aber ſeine Freundſchaft mit Einigen, auf die unſere Regierung ein beſonderes Augenmerk hatte, beunruhigte meinen Vater. So kam mein ſiebzehnter Geburtstag heran. Es war Ende April, als eben der Ausbruch in Frankfurt und die Verhaftungen aller Orten viel

zu ſprechen gaben. Mein Geburtstag ward ſonſt immer durch ein häusliches Feſt gefeiert. Da es ſich aber gerade traf, daß am Schluſſe des Winters der letzte unſerer Subſcriptionsbälle an dem Abend ſtattfinden ſollte, ſo wollte meine Mutter ihn durch eine andere Geſellſchaft nicht zerſtören, und ich fand mich willig, da ich leidenſchaftlich gern tanzte, den Ball als Feier anzunehmen. Früh kamen meine Freundinnen und viele junge Herren mit Sträußen und Kränzen. Nur Hubert kam nicht. Jedesmal wenn die Thür ſich öffnete, hoffte ich ihn eintreten zu ſehen, und als die Beſuchzeit vorüber war und der Abend ſich näherte, war ich in einer Aufregung ohne Gleichen. Endlich, als wir uns eben zum Balle ankleiden wollten, zu einer Stunde, wo meine Mutter nie Beſuch annahm, da ſie die Mittags- und ſpätern Abendſtunden zum Empfang feſtgeſetzt hatte, ließ ſich Hubert melden. Möchteſt du ihn gern ſehen? fragte meine Mutter. Es wird wol Zeit bis heute Abend haben, was er mir zu ſagen hat, erwiderte ich voll Empfindlichkeit. Hätt' er Eile mit ſeinen Glückwünſchen gehabt, hätte er ſich wol früher herbemüht. Meine Mutter lächelte. Nun ſo ſag' ihm, befahl ſie dem Mädchen, daß wir uns bald anzukleiden gedächten, daß wir aber ihn auf dem Balle zu ſehen hofften. Dieſes ſpäte Nachholen

des verſäumten Beſuchs erbitterte mich vollends; ich hatte mir ſein Wegbleiben durch Unwohlſein, Abweſenheit, Verwechſelung des Tages u. ſ. w. zu erklären geſucht. Warum kam er, einen Ceremoniebeſuch zu machen, zu einer Stunde, wo er wiſſen mußte, er würde mich nicht ſehen?

„Ich trat im hohen Grade aufgeregt, und obendrein in dem eiteln Bewußtſein, in meinem neuen Anzuge auf das ſchönſte geſchmückt zu ſein, in den Saal. Er ſtand ſchon am Eingang. Ich ſah ihn nicht an, doch fühlte ich ſeinen ſuchenden, unruhigen Blick. Ich hatte, zu meinem Verdruſſe, ſchon am Morgen alle meine Tänze weggeben müſſen. Lange hatte ich für ihn, in der beſtändigen Hoffnung, ihn zu ſehen, durch geſchicktes Ausreden, dieſen und jenen Lieblingstanz aufgehoben, endlich aber, voll Aerger über ſein Ausbleiben, mich auch für dieſe verſagt. Bei unſerer tanzluſtigen Jugend knüpfte ſich raſch Walzer an Walzer, Cotillon an Quadrille u. ſ. w., nur während der Tänze oder zuletzt während des Abendbrotes konnte an einiges Geſpräch gedacht werden. Hubert kam ſogleich, mich um den erſten Tanz zu bitten; als ich verſagt war, bat er um den zweiten. Er ſah verſtört aus — ich Thörin bildete mir ein, es ſei mein Unmuth, der ihn ſo bewege. Ich ſagte ihm

ipöttiſch, daß ich mich für den ganzen Abend verſagt habe. Er blickte mich beſtürzt an, wollte ſprechen, allein mein Partner, ein glänzender Lieutenant — ein fader Menſch, von dem ich wußte, daß Hubert ihn verachtete, kam eben herbei, und ich trat mit ihm in die Reihen. Als ich im Walzer an Hubert vorbeiflog, gewahrt' ich mit klopfendem Herzen, wie unruhig ſeine Augen mir folgten. Kaum ſtand ich wieder an meinem Ort, als er herbeitrat und meinen Tänzer höflich erſuchte, eine Tour mit mir machen zu dürfen. Sie wiſſen vielleicht, daß die große Ueberzahl der Tänzer auf unſern Bällen dieſe Zwiſchentouren eingeführt, in welchen Diejenigen, denen es nicht gelungen, ſich mit regelmäßigen Partnern für den ganzen Tanz zu verſehen, die Tänzerin gleichſam für eine kurze Zeit borgen. Mein Tänzer verbeugte ſich, allein ich ſagte: Herr Hubert, meine Mutter hat mir dieſe Extratouren verboten, ſie fürchtet, ſie möchten mich zu ſehr anſtrengen. Er trat zurück und ſagte mit einem ſchmerzlich vorwurfsvollen Blick die haſtigen Worte: So gönnen Sie mir wenigſtens nach dem Tanze zwei Augenblicke. Gut, erwiderte ich lächelnd, wenn Zeit dazu iſt. Der Lieutenant führte mich nach dem Tanze zu meinem Sitze am andern Ende des Saales, ſtellte ſich breit vor mich hin und unterhielt mich mit

platten Komplimenten. Ich ſaß wie auf Nadeln. Jetzt ſah ich Hubert auf mich zukommen; da hielt eine Dame ihn an; im Augenblick, wo er ſich von ihr losgemacht, erſchallte ſchon die Tanzmuſik von neuem und mein Partner kam herbei. Ich war ſchon aufgeſtanden, hatte ihm ſchon meine Hand gereicht, als Hubert eben zu mir trat. Es iſt zu ſpät, ſagte ich lachend und eilte davon. Noch einmal begegnete mir ſein ſchmerzlicher, leidenſchaftlicher Blick, noch einmal! Es war Zorn, Kummer und Liebe, ja tiefe, innige Liebe in dieſem dringenden, zehrenden Blick, o ein Blick, der faſt ſechs lange Jahre durch mich wie im Wachen ſo im Traum verfolgt! — Als ich während des Tanzes mich wieder nach ihm umſah, war er verſchwunden. Ich habe ihn nicht wieder geſehen!"

Kletilde verbarg ihr Geſicht in beiden Händen. Der Landrath betrachtete ſie mit unruhigem Erſtaunen. „Löſen Sie mir dieſes Räthſel!" ſagte er.

„Als ich am folgenden Morgen zum Frühſtück kam", fuhr Kletilde fort, „fiel mir ſogleich die bewegte Stimmung meiner Eltern auf. Denke dir nur einmal, ſagte meine Mutter, es haben dieſe Nacht mehre Verhaftungen ſtattfinden ſollen, die Meiſten ſind entflohen, ſie müſſen gewarnt worden ſein, aber unſer armer, junger Freund Hubert iſt gefangen,

als er ſeeben, verkleidet, die Stadt hat verlaſſen wollen."

„Unmöglich! rief ich in der größten Beſtürzung, er war ja noch geſtern auf dem Balle!"

„Das eben iſt's, was mich wundert, erwiderte meine Mutter; ſeine beiden Freunde Römer und Liſtau, du kennſt ſie ja, ſind ſchon geſtern um ſechs Uhr mit Extrapoſt abgereiſt und haben, wie ich höre, auch ſein Gepäck mit fortgenommen. Sie ſind glücklich davon gekommen, ehe die hieſige Polizei Wind bekommen hat. Was aber hat nur in aller Welt ihn bewegen können zu warten, bis es zu ſpät zur Flucht war? Gewußt muß er doch von der Gefahr haben, da ſeine Freunde darum wußten?"

„Eine ſchreckliche Ahnung kam über mein Herz. Vielleicht blieb er und ſetzte ſich der Gefahr aus, um mich noch zu ſehen! zu ſprechen! und ich! — kaum daß ich wagte den Gedanken auszudenken! Mein Vater ſah ſehr traurig aus. Hoffentlich wird der arme Junge nicht tief verwickelt ſein, ſeufzte er, ſonſt kann's ihm theuer koſten! — Gegen Mittag kam Henriette, die damals ſchon mit Stellmann verſprochen war. Dieſer hatte durch andere Studenten erfahren, daß Hubert geſtern Mittag durch den Brief eines Freundes die Warnung erhalten, daß in Frankfurt vor

Gericht gegen ihn, Liſtau und Römer ausgeſagt ſei und daß unſer Geſandte ſofort davon benachrichtigt werden, um ſeine Regierung davon zu unterrichten. Schleunige Flucht ward ſogleich beſchloſſen — ſie konnte kaum ein Beweis der Schuld ſein, denn die bloße Unterſuchungshaft dauert ja oft Jahre lang und ſtraft den Unſchuldigen mit gleicher Härte wie den Schuldigen. Hubert und einige helfende Freunde hatten mühſelig Geld zur Flucht herbeigeſchafft und für entſtellende Kleider, Päſſe und Wagen geſorgt. Hubert war hier, wie in Allem, das Haupt des Unternehmens, die Stütze aller Mithandelnden. Als aber Alles bereit war, erklärte er, noch ein nothwendiges Geſchäft zu haben. Bald darauf kam er zurück, drang in die Freunde, die der Abfahrt mit angſtvoller Ungeduld entgegenſahen, keinen Augenblick länger zu warten. Er könne nicht mit. Aber er wolle ſich Abends um neun Uhr verkleidet aus der Stadt ſchleichen, um, auf einem vor das Thor beſtellten Pferde ihnen nacheilend, ſich ſpäter mit ihnen zu vereinigen. Keine Bitten der Freunde hatten den Unglücklichen erſchüttern können. Er blieb; ſie entkamen glücklich.

„Kaum war Henriette fort, als mir von einem Knaben, dem Sohn von Hubert's Aufwärter, der ihm ſchon öfters zum Boten gedient, ein Blatt gebracht

wird, haſtig mit einer Oblate zugedrückt. Leſen Sie!" fuhr Klotilde fort, indem ſie einen Brief aus ihrem Taſchenbuch nahm, deſſen flüchtige Schrift, faſt von Thränen verwiſcht, auf dem durch Länge der Zeit und häufiges Anfeuchten vergelbten Papiere ſtand.

„Klotilde, Sie zürnen mir, Sie wollen mich nicht ſehen. Ich fühlte, ich konnte nicht fort, ohne mich noch einmal an Ihrem Anblick zu weiden! — Aber ich wollte nun, ich wäre mit den Freunden entflohen, ſo könnte ich Ihr Lächeln als letzten Sonnenſtrahl mitnehmen in die Nacht, die mein wartet! Vielleicht bin ich ein Verbannter auf immer. Vielleicht ſeh' ich Sie nie wieder. Sie wiſſen, ich wollte Sie nicht binden, ich wollte die Hütte Ihres Lebensglücks nicht auf einen Vulkan bauen. Sie ſind frei, Klotilde — aber ich, ich gehöre Dir auf ewig, geliebtes, angebetetes Mädchen! Denke manchmal des armen Verwieſenen, der Dich tauſend und aber tauſend Mal mehr geliebt, als alle die bunten Gecken, die Dich mit Blumen bekränzen! Sagen Sie Ihrem Vater, er ſoll mir nicht zürnen! Er ſieht die Zeit an als ein alter Mann, ich als einer, der noch bauen kann und will. Ich gehe nach England und ſchreibe ihm bald. Seien Sie glücklich, Klotilde, ich kann es ohne Sie nie werden."

Hubert.

Der Landrath hatte die Zeilen nicht ohne Rührung geleſen. „Armer Hubert!“ ſagte er; „aber nun — er iſt belehnt.“

„Den Eindruck dieſes Briefes können keine Worte ſchildern! So lange die Unterſuchung dauerte — viele langen, peinlichen Durchwindungen durch die Kerkerkammern des Daſeins — ſo lange war ich voll Hoffnung; mein Vater ſchüttelte bedenklich den Kopf; hundert wohlbekannte Beiſpiele ſprachen von der entſetzlichen Härte der Strafen für politiſche Vergehen. Dennoch — die Jugend hofft, ſo lange die ſchreckliche Gewißheit ſie nicht angähnt, und darum iſt ſie glücklich. Zwanzig Monate vergingen während der Unterſuchung, zwanzig Monate, beinahe zwei volle Jahre! Ein kurzer Zeitraum nur in Vergleich der fünf bis ſechs Jahre anderer Gerichte. Dann kam das Urtheil, es lautete für Hubert: zehn Jahre, zehn Jahre Feſtungsſtrafe. O Herr von Saſſen, wiſſen Ihre Regierungen, was ſie thun? Zehn Jahre oder fürs Leben, iſt das nicht gleich? Was kann man mit den im ewigen feuchten Schatten der Kerkerluft abgeſtorbenen Bäumen anfangen? Kann man noch Früchte erwarten, wenn der Pflanze ſchon in der Blüte die belebenden Säfte des Erdreichs entzogen? Zehn Jahre! Ein achtzehnjähriges Mädchenherz faßt kaum die Länge des Zeitraums!

„Wie ein Donnerſchlag traf mich das furchtbare Urtheil. Aber es überzeugte mich nicht von Hubert's Schuld; was er verbrochen, konnte nur das heimliche Gericht wiſſen, in deſſen geheimen Kammern die Acten lagen. Ich hatte meines Vaters unverwerfliche Bürgſchaft: ſein Urtheil konnte gefehlt haben, aber ſeine Hand war rein. Und war es nicht um meinetwillen, daß er gefangen ſaß? um meinetwillen, daß er das goldne Licht der Freiheit entbehren ſollte? Ohne ſeine unglückliche Liebe war er frei und in England. O, dieſe Liebe, die ihn in den Kerker geſtürzt, ſollte auch die Nacht dieſes Kerkers ihm erhellen!

„Sie wiſſen, die Unterſuchungen waren in der Reſidenz geführt worden. Ehe Hubert mit mehren Andern in die Feſtung gebracht ward, vergönnte man ihm die Anordnung ſeiner Geſchäfte. Er durfte eine Unterredung mit ſeinem Vater haben, bei der ein Regierungsbeamter gegenwärtig war; er durfte Briefe ſchreiben, einige empfangen, um die man ſich weniger bekümmerte. Während dieſer kurzen Periode gelang es mir, ein Blatt in ſeine Hände zu bringen, das ich auf die erſte Nachricht von ſeiner Verdammung geſchrieben, in welchem ich ihm ſagte — daß ich ihn liebe, daß ich ihn lange geliebt, nur mein Herz nicht recht verſtanden habe; — daß ich nie einem andern

Manne gehören, ſondern ihm treu bleiben und zehn Jahre auf ihn warten wolle. Dieſe Botſchaft erreichte ihn noch — dann ſchloſſen ſich die Kerkerthüren hinter ihm und vier lange, trübe Jahre ſind ſeitdem dahingeſchlichen. Nie drang eine Stimme zu mir aus dem Grabe ſeines Gefängniſſes!"

„Wußte Ihr Vater, was Sie thaten, Klotilde?"

„Meine Eltern wußten um Hubert's Brief; nicht um den meinen. Mein Entſchluß hätte ihnen Kummer gemacht und ohne Nutzen. Sie würden gern ihre Tochter noch zehn Jahre behalten haben, allein im voraus zu wiſſen, daß es ſo kommen ſollte, würde ſie betrübt haben. Und konnten ſie, die Gütigen, die ſonſt in Allem eingingen in die Gefühle meines jugendlichen Herzens, in dem einen Punkte mit mir ſympathiſiren, der mein Inneres zerriß? Konnten ſie meine Gewiſſensbiſſe theilen? — Sie nannten das Zufall, Geſchick, Hubert's eigene Unvorſichtigkeit, was mir von ſeiner Seite die Fülle der Liebe war, von meiner eigenen — der Ausbruch einer kindiſchen, frevelhaften Eitelkeit. Denn ich hatte mein Herz erkannt! — Hätte ich ihn geſehen, als er ſo ſpät nach unſerm Hauſe kam, hätte ich auf dem Balle ſeiner Bitte Gehör gegeben — er hätte die Flucht nicht verſäumt, um mir noch zu ſchreiben. Er hätte ſich gerettet!

„Mein Vater bestimmte die Facultät, sich um Begnadigung für Hubert bei dem König zu verwenden. Sie gab ihm die glänzendsten Zeugnisse. Umsonst! Er war ein um so gefährlicherer Feind. Meine Eltern betrachteten endlich seinen Fall als hoffnungslos und — vertrauten auf die Zeit, die sein Bild in mir verlöschen würde. Sie thaten Alles, mich zu erheitern, mich abzuziehen. Die theuern Eltern! Ich suchte glücklich zu sein, um sie glücklich zu machen! Da nahm mir der Tod erst die Mutter, dann den Vater! Nun war ich ganz allein in dieser Welt! Die eine Hälfte meines Herzens ruhte im Grabe, die andere war eingekerkert zwischen Gefängnißmauern. Sie sind mir ein treuer, liebevoller Freund gewesen, während dieser letzten vier Jahre, Herr von Sassen! Sie wissen, wie ein schwarzer Trauerfaden sich durch diese ganze Periode meines Lebens schlang. Sie wissen auch, wie ich, fern davon meinen Gram zu hätscheln und liebzukosen, bald nach diesem, bald nach jenem der schönen Güter des Lebens griff, mich zu zerstreuen. Reisen, Kunst, Literatur, Thätigkeit in wohlthätigen Vereinen — Alles benutzte ich gleichsam aus, aber der Wurm saß in meinem Herzen.

„Vor einigen Monaten weckte die Begnadigung, welche der Großherzog von Hessen denen von seinen

Landesgerichten Verurtheilten hatte angedeihen lassen, zum ersten Male den Gedanken in mir, ob nicht an unserm Hofe sich vielleicht eine ähnliche Gnadenbezeigung erwirken ließe? Der Einfluß eines gewissen Ministers war allbekannt, mit seiner Gemahlin war ich im Bade zusammengetroffen — vielleicht ließ sich durch diese — sie spielte und war oft in Geldverlegenheiten. — Dunkle Gedanken wogten in mir her und hin, aber ich war zum Handeln entschlossen. Ich ging zum Besuch zu einer Bekannten nach der Residenz. Ich erbat mir von Ihnen eine bedeutende Summe. Mit Ekel griff ich zu Mitteln, durch welche ich den niedrigsten Leidenschaften fröhnte, allein es waren die einzigen, welche die Gewalt mir in den Händen gelassen. Ich bin auf dem Punkte, mein Vaterland zu verlassen; ich könnte ohne Gefahr das Gewebe aufdecken, durch welches es gelang, dem Fürsten an seinem Geburtstage die Gnade zu entlocken, die Strafzeit Hubert's — und damit nichts darin auffallen sollte, die eines seiner Mitgefangenen — um sechs Jahre abzukürzen. Aber — ich habe mein Wort gegeben, zu schweigen. Und was hülfe es auch? Würden, könnten die Fürsten blind sein, wenn sie sich nicht willig die Binde vor die Augen legen ließen?

„So war denn das Ziel des innigsten, heißesten

Wunſches meines Lebens erreicht. — Hubert war frei! Und Gott hatte mir die Gnade erzeigt, daß ich, die ich das Mittel ſeiner Gefangenſchaft geweſen, auch das ſeiner Befreiung werden ſollte. Aber eine harte Bedingung, die der Auswanderung nach Amerika, war der Begnadigung hinzugefügt; »Auswanderung mit dem erſten Schiffe, das von Bremen nach einem der Häfen der Vereinigten Staaten abſegle.« Die Gefangenen wurden befragt, ob ſie Eltern hätten, von denen ſie Abſchied zu nehmen wünſchten? Als ſie es verneinten, wurden ſie unter militäriſcher Bedeckung nach Bremen gebracht, dort aber bis zur Abſegelung des Schiffes unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Kein anderes Wiederſehen ihrer Freunde ward ihnen vergönnt, als im Beiſein eines Polizeibeamten. Es ward ihnen die Wahl gelaſſen, da es ſich traf, daß ſo früh im Jahre nur eben ein Schiff nach Neu-Orleans ging, das nächſte abzuwarten, das für einen nördlichen Hafen beſtimmt war. Hubert's Gefährte wählte das Letztere; ihm ſelbſt aber war dieſe fortgeſetzte Gefangenſchaft ſo unerträglich, daß er die Landung in Neu-Orleans vorzog. In drei Tagen ſegelt das Schiff.“

„Mathilde, noch verſteh' ich Sie nicht. Sie ſagten mir nicht Alles. Sie nannten ſich Hubert's Braut.“

„Ich bin es. Der Nachricht, daß Hubert frei ſei, ſchickte ich in unmittelbare Folge einen Brief nach. Ich erinnerte ihn in dieſem Briefe an jenen, in dem ich ihm früher geſchrieben, daß ich zehn Jahre auf ihn warten wolle. Ich fragte ihn auf ſein Gewiſſen, ob ihm mein Beſitz noch ebenſo wünſchenswerth ſei, als vor ſechs Jahren, ehe ihn vielleicht die lange Einſamkeit eine tiefere Einſicht in ſich ſelbſt gewährt und er ſein Inneres beſſer hätte verſtehen gelernt. Vor ihm liege ein neues Leben; er könne ihm vollkommen frei und ungefeſſelt entgegengehen; ſeine einzige Verpflichtung gegen mich ſei vollkommene Aufrichtigkeit. Liebe er mich aber noch wie ſonſt, glaube er noch ſein Glück von einer Verbindung mit mir abhängig, ſo ſei ich ſeine Braut; und da es ihm nicht vergönnt ſei, mich heimzuholen, wolle ich mich in Bremen mit ihm vereinigen.“

Saſſen hörte athemlos zu. Eine dunkle Hoffnung ſtieg unbewußt in ihm auf.

„Als dieſer Brief fort war“, ſprach Klotilde weiter, „als ich nun Alles gethan hatte, was in meiner Macht ſtand, den Rachengel zu ſühnen — o welche himmliſche Ruhe kam über mich! Ich brachte ein paar Tage in dem ſeligen Zuſtande eines ſtillen innern Friedens zu. Ohne Ungeduld wartete ich ſeiner

Antwort; ich wußte, er würde mir die Wahrheit ſagen, er konnte nicht anders. Mein Brief machte eine Gewiſſensfrage daraus und wenn er mich nicht mehr liebte, ſo war eine Aeußerung der Großmuth, daß er mich meinem Vaterland nicht entziehen, daß er mir die Hand eines Flüchtlings nicht bieten wolle, daß mein Opfer zu groß ſei oder dergleichen, genug mich davon zu überzeugen."

„Klotilde", unterbrach Saſſen das Mädchen, „Sie lieben Hubert nicht!"

„Wie", fragte Klotilde erſtaunt; „was macht Sie daran zweifeln?"

„Wie hätten Sie die Entſcheidung einer ſolchen Frage ruhig abwarten können, wenn Sie ihn liebten?"

„Und iſt nicht der Wunſch, den Geliebten zu beglücken, das wahre Weſen der Liebe?"

„Und iſt nicht das Verlangen des Beſitzes es nicht weniger?" fragte der Landrath.

„Wohl", erwiderte Klotilde; „aber hätten alle die ungeheuern Opfer, die ich ihm willig brachte, ihn beglücken können, wenn mein Beſitz ihm nicht mehr wünſchenswerth war? Ich verblendete mich nicht über dieſe Opfer; ich wußte, daß die Pflanze, nachdem ſie einen gewiſſen Punkt der Reife und Entwickelung erlangt, nicht mehr verſetzt werden kann, ohne einige

der zarten Lebensfaſern zu verletzen, mit denen ſie in den Mutterboden verwachſen iſt, aus dem ſie Saft und Nahrung ſog, wußte, daß ſie im fremden Erdreich nicht mehr Wurzel ſchlagen kann. Aber war das die Frage? Konnte das die Frage ſein, wo die Pflicht ſo deutlich ſprach?

„Die Antwort, die ich mit umgehender Poſt erhielt, konnte mir keinen Zweifel laſſen, und wird auch Sie überzeugen. Vielleicht, nein gewiß waren einige Himmelslaute der Liebe, die dieſer Brief enthält, nur für mein eigenes Ohr beſtimmt; allein ich fühle zu tief, daß ich Ihnen, verehrter Freund, eine Rechtfertigung des außerordentlichen Schrittes, zu welchem Sie mich entſchloſſen ſehen, ſchuldig bin, als daß ich aus einer falſchen Delicateſſe anſtehen könnte, Ihnen Hubert's Brief zu zeigen.“

Der Landrath entfaltete ſchweigend und mit einer nervöſen, dem gehaltenen Manne unnatürlichen Bewegung, das Blatt, welches das Fräulein ihm reichte. Er las:

„Klotilde, daß Sie mich fragen, ob Ihr Bild, Ihr heiliges, leuchtendes Bild noch in meinem Herzen lebt, daß Sie mich fragen können, ob ich zu dem neuen Leben erblühen könne ohne Sie, ohne Ihren Beſitz, das iſt das Einzige, was einen Schatten wirft

über den jungen, ſonnenhellen Tag, der jetzt anbricht für den aus dem Grabe Erſtandenen. O Klotilde, aus dem Strahl, den Du mir nachſendeteſt in die dunkle Nacht, hab' ich Lebenslicht, Lebenswärme geſogen bis jetzt! Was wäre aus mir geworden, ohne Dich! Und jetzt — das Geſchenk der Freiheit ſelbſt wäre mir verhaßt aus des Despoten Hand, ahnete ich nicht, daß Du es biſt, der ich es verdanke! Ohne Dich wäre Verbannung, was mit Dir das Einfahren iſt in den erſehnten Hafen der irdiſchen Seligkeit.

„Ich weiß es, welche Opfer Du meiner Liebe bringſt, meine Klotilde! Die Freunde, die Dich kennen und lieben, die Welt, in der Du glänzeſt, das Vaterland, das einem Weibe auch in der Sklaverei noch theuer iſt. Aber ich zögere nicht, dieſe Opfer anzunehmen und tauſend mehr, denn meine Liebe ſoll Dir Freunde und Welt und Vaterland ſein. An meiner Hand ſollſt auch Du ein neues Leben beginnen im Lande der Freiheit, ſollſt auch Du in das jungfräuliche Erdreich, das kräftig empfangende, wiedergebärende, den Samen einer edlern Humanität ſtreuen, den der verfaulte Boden Europas nicht mehr empfangen kann, ohne ihn durch ſeine verpeſtenden Dünſte zu vergiften. Was hier noch Jahre lang ein bloßer Traum bleiben müßte, kann und ſoll dort zum friſchen Leben erwachen; das

Ideal, hier als ein Hirngeſpinnſt verlacht, darf dort Realität und Geſtaltung gewinnen. Er ahnet nicht, der Tyrann, der mich ſo willkürlich in den Kerker warf, als er mich willkürlich wieder herausſchickt, daß er mir durch Das, was er als eine neue Strafe betrachtet, die Pforte zum wahren Tempel der Freiheit, durch Deinen Beſitz aber die zum Himmelreich öffnet. Auch außerhalb der Mauern der Zwingfeſte, in der er mich vier Jahre gefeſſelt hielt, iſt Deutſchland nur ein großes Gefängniß mit achtunddreißig Zellen, groß und klein. Seit meinen früheſten Kinderjahren war Amerika das Ziel meiner Sehnſucht, meiner Träume. Mein Vater floh, ſich der Zwingherrſchaft des Corſen zu entziehen. Spanien, Oſtindien, Amerika in Nord und Süd ward der Schauplatz ſeiner kriegeriſchen Thaten; aber als er nach zehn Jahren endlich heimkehrte zum heimiſchen Herde, zu der verlaſſenen Gattin, zu den anwachſenden Kindern, da war es unter den Erzählungen von den mannichfachen Abenteuern, die er erlebt, von den fremden Zonen, die er durchſtreift, vor Allem der Bericht von dem Lande, wo jedweder ſich ein König fühlt, worauf der Knabe mit gierigem Ohr lauſchte, der ſeine Seele mit Sehnſucht füllte nach dem Boden der Freiheit.

„Dahin, meine Klotilde, laß uns ziehen! Nicht

in den Städten des Oſtens laß uns weilen, den geſchäftigen Märkten unerſättlicher Habgier, den halbciviliſirten Sitzen politiſcher Ränke, den wilden Tummelplätzen des aus der alten Welt exilirten Laſters, wo der Menſch keinen andern Werth hat, als einen Zahlwerth; wo der Heißhunger nach Erwerb zugleich mit dem edeln Metall die edlere Natur des Menſchen verſchlingt; — nicht dort laß uns den Herd unſeres heimiſchen Glückes errichten. Auch in dem Sklavenlande, wohin uns das rettende Schiff führt, laß uns nicht bleiben. Möge der Zeitpunkt nicht fern ſein, daß die Humanität dieſe ſchmuzigen Schandflecke auf dem lichten Mantel der Freiheit auswaſchen darf! Nein, meine Klotilde, in den heiligen Urwäldern des fernen Weſtens, auf dem Teppich der Natur, der blumenreichen Prairie laß uns Hütten bauen! Du ſollſt meine, ich will Deine Welt ſein.

„Mein Vater iſt im erſten Jahre meiner Einkerkerung geſtorben. Die Unmenſchen haben ihn nicht den Sohn am Sterbebette ſegnen laſſen. Nicht einmal die mir von ihm hinterlaſſenen Papiere ſind mir eingehändigt worden. Sie liegen verſiegelt auf dem Gericht in meiner Vaterſtadt. Aber das kleine Vermögen, das er hinterlaſſen, reicht hin zum Ankauf eines Stück Landes, zum Anbau und ſorgloſen Leben in einer Gegend, die keinen

andern Luxus kennt als das Athmen einer freien Luft. Ich habe davon mir eine Summe auszahlen lassen, groß genug, uns sicher an das Ziel zu bringen; das Uebrige, das erst eine Freundeshand ordnen muß, wird mit meinen Papieren eins der nächsten Schiffe mir nach Neuwerk bringen.

„Die Zeit drängt, meine Klotilde! Ist es möglich — ist es kein Traum — daß ein kurzer Monat — ein Monat, an dessen Nachspiel von Gefangenschaft, an dessen Hohn von Freiheit ich fast schwerer schleppe, als an meinen sechsjährigen Ketten — Dich in meine Arme führen soll, Geliebte meiner Seele? Und um auf ewig mein zu sein!"

Sassen hatte mit trüber Sammlung gelesen. Einige Stellen übersah er von neuem; dann sagte er, den Brief zurückgebend in schmerzlich bitterm Ton: „Armer Hubert, ja es war grausam, dich in die Einsamkeit des Kerkers zu stoßen! Eine sechsjährige Lebensschule hätte einen wackern Staatsbürger aus dem noch bildsamen Jüngling erzogen; ein sechsjähriges Brüten im Dunkeln über unreifen Phantasien hat einen anmaßenden Schwärmer aus ihm gemacht. Glauben Sie, daß dieser Mann Ihnen ein sicherer Führer durchs Leben werden könne, Klotilde?"

Die Befragte schwieg eine Weile. Es war leicht

zu ſehen, daß ſie verletzt war. Allein ſie ſagte ſanftmüthig: „Sie ſehen zu ſchwarz, mein Freund! Wir Beide haben noch viel zu lernen. Hubert wird mich, ich ihn erziehen helfen. Wie dem aber auch ſei", fügte ſie mit feſter Stimme hinzu, „ich bin Hubert's Braut. Ich will ihm eine treue Gefährtin durchs Leben werden. Im Nebenzimmer dort ſtehen meine Koffer gepackt. Morgen mit dem früheſten reiſe ich, um mich in wenigen Tagen für immer mit ihm zu vereinigen."

„Sie haben Recht", verſetzte der Landrath entſchloſſen. „Es iſt zu ſpät. Es war ſchon vor Jahren zu ſpät!"

Er ſtand auf. Auch ſie erhob ſich. Die hohe, edle Geſtalt ſtand dicht vor dem bewegten Mädchen. Das Blut ſchoß ihr plötzlich ans Herz; dann trat es eben ſo plötzlich wieder zurück; ſie erblaßte und bebte, denn ſie fühlte, ſie wußte kaum wie, daß der Freund ihr noch etwas zu ſagen hatte.

„Klotilde", hob er an, „Sie haben mir unbeſchreiblich weh gethan; dennoch danke ich Ihnen, daß Sie mir endlich vergönnten einen Blick in den reinen Himmel Ihres Herzens zu thun. Ihre Güte, Ihr Edelmuth, Ihre Selbſtaufopferung kann Sie mir nur mehr und mehr zum Gegenſtand einer — Verehrung machen, wie ich ſie nie gegen ein menſchliches Weſen

gehegt. Ja, Klotilde — wahrscheinlich seh' ich Sie — zum letzten Mal in diesem Leben — darum lassen Sie auch mich — auch mich einmal ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen, damit Sie es auch jenseits des Weltmeers empfinden mögen, daß Sie hier einen — Freund zurückließen, in Noth und Tod!"

Das Stocken, das Beben der Stimme des starken Mannes überwältigte sie fast. Sie sah ihn mit einem einzigen Blicke an; eine Thräne glänzte in seinem Auge. Zum ersten Male verstand sie ihn. Ein Flor zog sich vor ihr Gesicht. Sie mußte sich setzen. Er fuhr fort:

„Als Sie noch ein liebliches Kind waren, Klotilde, ich schon ein Mann, ergötzte mich Ihr Anblick, wie uns die Schönheit des goldenen Morgenroths, wie uns der Duft der Rose ergötzt. Wenn ich den ganzen Tag über gearbeitet hatte, wenn ich ermüdet war von der Geschäfte Last und Beschwerden und voll Verdruß und Ekel über das wahnsinnige, ruchlose Treiben der Neuzeit, die mit frevelhaften Händen an allem Heiligen, allem Ehrwürdigen rüttelt — dann pflegt' ich wol Abends gern Ihren Vater zu besuchen, der in seine gelehrten Forschungen der Vorzeit sich hinein lebt, wie in eine andere Welt. Seine gemüthliche,

ehrwürdige Kindlichkeit hatte etwas Erquickendes für meinen raſtlos arbeitenden Geiſt. Erfriſchender aber noch ward mir bald der balſamiſche Hauch Ihres ganzen Weſens, Mathilde; ſo heiter, ſo liebreich, ſo unſchuldsvoll! Es war mir ſtets, als fühlte ich mich geſtärkt durch Ihre Gegenwart, als hätt' ich, wenn ich Sie geſehen, wieder Kräfte geſammelt zum Arbeiten und Kämpfen.

„Als aber der trübe Ernſt in Ihr junges Leben brach und Ihren Blick auf Höheres richtete, als das Spiel der Welt; als Sie mir, dem Freunde und Geſellſchafter Ihrer Eltern, ſelbſt mehr Freundin und Gefährtin wurden, da lernte ich fühlen, daß der Mann, dem es gelänge Ihr Herz, Ihre Hand zu gewinnen, der glücklichſte Sterbliche ſei.

„Die zwölf Jahre, die ich vor Ihnen voraus hatte, machten mich ſcheu. Und wenn ich auch einmal glaubte, Ihnen die Art und Weiſe meines Gefühles deutlich genug zu erkennen gegeben zu haben — Sie verſtanden mich nicht. Sie hatten ſich daran gewöhnt, mich als einen der Alten anzuſehen, als eine Reſpectsperſon, als einen Mentor wol gar. Sie dachten wol nicht einmal an die Möglichkeit, daß ich Sie — lieben konnte. Alles dies entmuthigte mich. Endlich entdeckte ich mich Ihrem Vater. Es

war kein volles Jahr vor ſeinem Tode. Er war gerührt — erfreut. Ja, Klotilde, ich darf es jetzt mit Stolz ſagen, der Treffliche war erfreut. Er ſagte mir nichts von der Geſchichte Ihres Herzens. Er wollte Ihnen nicht vorgreifen. Suchen Sie Klotildens Neigung zu gewinnen, ſagte er. Kurz darauf ſetzte mich ſein Vertrauen zu Ihrem Vormund ein.

„Nur zu bald hatte ich dies Amt anzutreten. Vielleicht entfremdete mich dieſes — väterliche Amt Ihnen mehr, als daß es mich Ihnen näher brachte. Für mich ſollte es eine neue Schranke ſein. Denn als ich mich mit Ihren Angelegenheiten vertraut machte, erſchrak ich faſt vor dem bedeutenden Vermögen, das Sie beſaßen, faſt ohne es ſelbſt zu ahnen, beſaßen; denn der verwirrte Zuſtand, in dem daſſelbe ſich unter Ihres Vaters eigener Verwaltung befunden — er war Alles, nur kein Geſchäftsmann — hatte Ihnen nur ein geringes Einkommen gewährt und die Welt hielt Sie längſt nicht mehr für reich. Jetzt wieſen Sie ſich als eine reiche Erbin aus — ich war ſchwach genug — ich geſtehe, mein Stolz konnte den Gedanken nicht ertragen, die Welt, die mich als eins der Häupter der verhaßten Adelspartei kannte, könne argwöhnen, ich opfre meine ariſtokratiſchen Grundſätze Ihrem Reichthum auf. Ihrem Reichthum, Klotilde,

der Armuth war im Vergleich mit den Innern!

„Dies ſchloß mir von neuem d
war ein Thor! Aber was thut's? Es wäre ...
zu ſpät geweſen! Ihr Edelmuth hatte Sie längſt gebunden. Sie gehen! Nicht einmal ſehen ſollen meine Augen Sie mehr. Ich bin nicht jung genug; ich bin nicht unmännlich genug, um an einem gebrochenen Herzen zu ſterben. Aber die Blumen aus meinem Leben, die Hoffnung, daß auch mir einmal ſich über die gemeine Alltäglichkeit der Dinge der goldne Duft eines beſeligenden ehelichen Verhältniſſes ziehen würde — das Alles nehmen Sie auf ewig mit ſich fort, Klotilde!"

Sie ſaß ſchweigend, bebend, den Kopf in die Hand geſtützt; die heißweinenden Augen in ihr Tuch verborgen.

„Es iſt vorbei", fuhr er geſammelter fort. „Ziehen Sie mit Gott! Ich weiß es, er wird ſtets Ihr erkorner Führer ſein. Gilt Ihnen der Rath eines erfahrenen Freundes noch etwas, ſo ſuchen Sie Hubert zu beſtimmen, ſich in einem der größern Städte der öſtlichen Staaten niederzulaſſen. Sie, an die feinern Genüſſe der Cultur gewöhnt, werden dort beide viel entbehren, aber einander auch doppelt viel ſein können.

Im fernen Weſten, unter den Pionieren der Wildniß, unter den Ausreutern des Dickichts, wo mehr oder weniger die rohe Kraft das Geſetz noch vertritt, ſind weder Sie am Platz noch er. Laſſen Sie ſich nicht von einer krankhaft urtheilsloſen Romantik beſtechen, der Sie zum Opfer fallen würden. Suchen Sie Hubert auch zu irgend einer nützlichen Thätigkeit zu beſtimmen. Ein Träumer wird Sie nie beglücken.

„Dieſe Papiere werd' ich beſorgen", ſetzte er hinzu, indem er das Nöthige mit einer Geſchäftsruhe zuſammenpackte, in welcher nur eine gewiſſe Haſt der Bewegung den Zuſtand ſeines Innern verrieth.

Auch Mathilde hatte ſich gefaßt und erhoben.

Er ergriff ihre Hand. — „Leben Sie wohl!" ſagte er leiſe, die zarte Hand mit einer ſchmerzhaften Gewalt zwiſchen den ſeinen preſſend. Sie ſah mit ſeelenvollem Blick zu ihm empor. Sie erwartete, daß er den letzten Freundeskuß auf ihre Lippen drücken würde. Aber er traute dem Gefühle nicht, das, mit Manneskraft niedergehalten, deſto ſtürmiſcher ſeine Bruſt durchtobte. Athemlos ſtand er dicht vor ihr. Aber er küßte ſie nicht. Er hielt ſchweigend einen langen, tiefen Blick auf ſie geheftet.

„Brauchen Sie Ihren Freund", ſagte er endlich mit bebender Stimme, „ſo rufen Sie ihn. Auch über das Meer will ich Ihnen folgen. Und nun — der Allmächtige ſei mit Ihnen!"

Er ließ ihre Hand fahren und entfernte ſich raſch.

Zweites Capitel.

Die Reiſe.

Klotilde ſaß lange betäubt, verwirrt, ſprachlos da. Dunkle Gefühle durchwogten ihre Bruſt. Es war ihr zu Muthe, als hätte ſie ſoeben einen ungeheuern Verluſt erlitten, ohne daß ſie ſich recht bewußt war, was ſie verloren. Nach und nach geſtaltete es ſich klarer vor den Augen ihrer Seele. Das ideale Bild eines chriſtlichen Haushalts ſtieg vor ihr auf; der Gatte — er trug Saſſen's Züge — das edle Haupt deſſelben, ein ſicherer Führer zu allem Guten und Rechten; die geliebte, verehrte Gattin, das Licht des Hauſes, das für ihn und die Seinen das heilige Feuer nährt auf dem heimiſchen Herd, von dem alle Lebenswärme ausfließt; geſegnet an Gütern, in ruhig gemächlichem Beſitz, und auch dadurch befähigt, als gemeinſchaftliche Werkzeuge den Segen des Herrn auszubreiten über leidende Schweſtern und Brüder;

umgeben von den Grazien des Daſeins, der Kunſt, dem Wiſſen, dem ſüßen Ueberfluſſe, der auch der Alltagsmiene des Lebens eine gewiſſe Anmuth verleiht — dieſes Bild ſtieg leiſe, duftig, lockend vor ihr auf.

Und ihm gegenüber die Wildniß des Weſtens und das weite Grab aller ihrer Erinnerungen, aller ihrer Jugendbande, das Verſinken ihrer ganzen Vergangenheit. Ein neues Leben ſollte ſie beginnen, für ein neues Leben ſollte ſie ſich erziehen und mit ſchonungsloſer Hand den Stamm ihres Daſeins an der Wurzel abſchneiden. Durch eine fremde Welt ſollte ſie wandern, ihr doppelt fremd durch den Ausdruck ihres Daſeins vermittelſt einer fremden Sprache — einer Sprache, die ſie liebte und gründlich erlernt hatte, aber immer doch eine fremde, eine Sprache, in der ſie nicht betete. Wandern ſollte ſie durch dieſe fremde Welt, an der Hand eines fremden — ja eines fremden Mannes.

Denn konnte ſie ſich es leugnen? Während Saſſen ihr durch vieljährigen Umgang vertraut, jede Schattirung ſeiner Denkungsart, ſein Temperament, ſeine Liebhabereien, ſeine Neigungen ihr bekannt geworden waren, war ihr nicht Hubert beinahe ein Fremder geworden? Es iſt wahr, vor ſechs oder ſieben Jahren hatte ſie ihn oft geſehen, oft geſprochen. Aber — wie

verſchieden ſind die Eindrücke, die ein ſechzehnjähriges Mädchen von einem Manne empfängt, von denen einer dreiundzwanzigjährigen Jungfrau! Wie verſchieden ſind ihre Anſprüche, ihre Bedürfniſſe! Kaum daß ſie je mit Hubert von etwas Anderm geſprochen, als von einem Tanz, einer Ausfahrt, von dem Befinden oder der Verlobung einer gemeinſchaftlichen Bekannten! Und er? Was anders hatte er eigentlich in ihr geliebt als ihr roſiges Geſichtchen? ihre ſchlanke Geſtalt? wenn es hoch kam, ihren Geſang am Clavier? Er kannte ihre eigenſte Natur ſo wenig als ſie die ſeine. Die Friſche und Anmuth der Jugend gibt auch dem Gewöhnlichſten eine gewiſſe Bedeutung. Wer den gebräuchlichen Geſellſchaftsgeſprächen ſehr junger Perſonen von verſchiedenen Geſchlechtern lauſcht, wer ihren Verkehr bei Tanz und Spiel beobachtet, wer forſcht, warum ſie lachen und weinen, warum ſie vorziehen und nachſetzen, auszeichnen und vernachläſſigen, darf damit nicht hoffen in die unerſchloſſene, ihnen ſelbſt noch unverſtändliche Tiefe ihrer Gemüther einzudringen. Gar lieblich ſproſſen die grünen Knospen am Stock; hier und da bricht ein roſiges Streifchen durch den grünen Blätterkelch hervor, wie eine jungfräuliche Seele aus der Kindesnatur. Aber nur die erblühende Roſe ſendet den balſamiſchen Duft aus, der doch ihr

eigentliches Weſen ausmacht, ohne welchen die Roſe gar keine rechte Roſe ſein würde. Wie im Pflanzen-, ſo im Menſchenleben.

In welchen Abgrund dunkler Gedanken ſtürzten ſie dieſe Betrachtungen! Sie riß ſich gewaltſam heraus. Tauſend kleine Geſchäfte waren noch zu verrichten. Sie durfte, wenn ſie ſich aufrecht erhalten wollte, der Wehmuth nicht einen Augenblick Raum geben, die ſie bei der Vorſtellung ergriff, daß ſie Alles, was ſie liebte: die Freunde ihrer Jugend, die Plätze ihrer Freuden und Schmerzen, die Kreiſe ihres Wirkens — daß ſie Alles dies morgen vielleicht auf ewig verlaſſen ſollte.

Keiner ihrer Freunde wußte um ihren Plan, außer Doctor Stellmann und ſeine Frau, ihre Reiſegefährten, die Wagen, Päſſe und was ſonſt noch nöthig war, beſorgt hatten. Sie hatte den geſtrigen und vorgeſtrigen Tag damit zugebracht, Abſchiedsbriefe zu ſchreiben, in denen ſie Einigen ihren Entſchluß kurz mittheilte, Andern umſtändlicher auseinanderſetzte, wieder Andern blos einige herzliche Worte des Lebewohls zurief. Sie ſollten ihnen überliefert werden, wenn ſie fort wäre. Ihre Dienſtboten wußten, daß ſie eine weite Reiſe beabſichtige; jetzt rief ſie ſie herein, ſagte ihnen, daß ſie nicht wiederzukehren dächte — und entließ die

beſtürzten, weinenden Mädchen mit reichlichen Geſchenken. Gern hätte ſie eine derſelben mit in das fremde Land hinübergenommen; allein die eine hatte eine Mutter, deren Alter ſie ſie nicht entziehen wollte; der andern Schwatzhaftigkeit hatte ſie gefürchtet, denn es lag ihr Alles daran, ihren Plan mit dem ſtrengſten Geheimniß auszuführen. Sie ſcheute nicht die tobende See, nicht die öde Fremde, nicht die tauſendfachen Entbehrungen, die ihrer harrten. Aber die flache Neugierde der Menge, die weitaufgeriſſenen Augen, die beleidigende Verwunderung der Blicke, die vertraulichen Fragen, die wohlgemeinten Rathſchläge — Das war es, was ſie ſcheute, was ſie fürchtete. Sie hatte demnach beſchloſſen, erſt in der Hafenſtadt, wo Stellmann wohl bekannt war, eine treue Seele zu ſuchen und in ihrem Dienſt mit über das Meer zu nehmen.

Nun war Alles bereit. Nach einer Nacht, in Thränen und Gebeten durchwacht, ſaß ſie am andern Morgen im Reiſewagen, neben Henrietten, die auch das naſſe Tuch vor das Geſicht drückte. Aber der friſche Morgenwind trocknete bald ihre Thränen. Der Mann ihrer langjährigen Liebe ſaß ihr gegenüber, voll freben Muthes und ſanguiniſcher Hoffnungen der Zukunft entgegengehend. Erſt vor einem halben

Jahre hatten ſie ſich getraut ſich zu vermählen; denn die langwierigen mediciniſchen Studien und Examen, durch welche Stellmann gehen mußte, ehe er als praktiſcher Arzt ſich niederlaſſen durfte, hatten ſelbſt ſeinen Muth zu oft gedämpft, um Henriettens Eltern ſehr dringend anzugehen, ſie ihm zur Frau zu geben, ehe er durch das Doctorexamen gegangen. Aber auch nachdem er glücklich durch dieſe Pforte geſchlüpft und Eingang gefunden in das Allerheiligſte, wartete ſeiner am Altare nicht Brot. In der Stadt mußte er die Armen, Zahlungsunfähigen curiren, um ſich bekannt zu machen. Von den Eiern und Schinken, mit denen die Landleute zahlten, ließ ſich allenfalls leben, aber weder Miethzins, noch anſtändige Kleidung beſtreiten. Die Auswanderung nach Amerika, die längſt des Doctors Lieblingstraum geweſen — denn er hatte ſchon als Primaner unter die «Europamüden» gehört, die Tyrannen gehaßt und jeden für einen Feind der Freiheit erklärt, der nicht mit dem Meſſer, das er eben einem Fürſten ins Herz geſtoßen, ſich ruhig ein Stück Brot abſchneiden könne — trat ihm von neuem nahe vor die Seele; Henriette war bereitwillig — ein ſiebenjähriges Warten hätte ſie willig gemacht, mit dem Geliebten ihrer Seele nach Irkutsk zu gehen, wenn es hätte ſein müſſen, und ſein Muth, ſein freudiges

Anticipationsvermögen, das ihm den Himmel der transatlantiſchen Ferne voll glänzender Sonnen entgegenſtrahlen machte, war genug, auch in ihr die frohſten Erwartungen zu erregen. Sie beſchloſſen daher, die erſte Schiffahrt zur Auswanderung zu benutzen; Neu-Orleans war dem Doctor ſchon recht, er konnte vorausſetzen, daß dort kein Ueberfluß von deutſchen Aerzten war; und ging es dort nicht, ſo war es ja doch der Port zum Lande der Freiheit, wo jede Ortſchaft Dem, der ſich rühren will — und niemand war dazu williger als er — reichlichen Erwerb bietet.

Ein ſiebenjähriger Brautſtand hatte weder Stellmann's noch Henriettens Liebe gemindert — im Gegentheil vielleicht geſtärkt, gerade aus demſelben Grunde, aus dem alte Eheleute einander mehr lieben als junge; aber das langjährige, beſtändige Zuſammenſein — Stellmann's Armuth hatte ihm nicht erlaubt, auch andere Univerſitäten zu beſuchen — das doch weder die erziehenden Pflichten der Ehe, noch ihre geheiligten Rechte mit ſich brachte, hatte ihrem Verhältniß den Duft, die Zartheit, die Weihe genommen, die dem Zuſtande eines verlobten, aber nicht vermählten Paares einen ſo eigenthümlichen Zauber verleiht. Henriette, ſehr ordentlich und pünktlich erzogen und häufig von Stellmann's Leichtſinn und geringer Zuverläſſigkeit

verletzt, hatte ſich einen gewiſſen, hofmeiſternden Ton angewöhnt, den dieſer von der Braut ſchon nicht gern ertragen, der ihm aber bei ſeiner Frau viel mehr mißfiel als bei ſeiner Geliebten, und von dem er hoffte ſie curiren zu können, indem er ſuchte ſie auf ihre eigenen Unvollkommenheiten aufmerkſam zu machen, die er in der That nicht halb ſo übel empfand, als man aus dem ſtarken Ausdruck ſeines Tadels hätte ſchließen ſollen. Seine Abſicht war nur, ſie zu dem Bewußtſein zu bringen, daß, wer ſelbſt nicht ohne Fehler ſei, nicht den Stein aufheben ſolle. Er pflegte demnach gern die kleinen Vorwürfe, die ſie ihm gelegentlich machte, geradezu umzukehren und die Spitze des Pfeiles gegen den angreifenden Theil zu richten.

„Lieber Stellmann", ſagte Henriette, nachdem ſie wiederholt ihre Füße zu retten geſucht, „ich bitte dich, ſetze deine ſchweren Stiefeln nicht immer auf mein Kleid." — „Setzteſt du dich doch geſtern gar auf meine Reiſemütze, und man kann den Sitz beſſer ſehen als den Boden." — „Ich fürchte, dein Mantel, der immer, vom Rückſitze, Klotilden auf die Füße gleitet, iſt ihr ſehr im Wege, du ſollteſt ihn zuſammenfalten, oder dich darauf ſetzen." — „Ich beſorge, dein ungeheurer Korb da zwiſchen dir und ihr iſt es noch mehr. Er nimmt wenigſtens den dritten Theil des

Sitzes ein." — „Wie konntest du nur aber den Reiseführer, den wir so nöthig unterwegs brauchen, mit den andern Büchern in den Koffer packen, lieber Stellmann?" — „Ueber die Lüneburger Haide brauchst du nicht viel Belehrung, Jettchen. Und hattest du nicht gar das Nachtzeug unten in den Reisesack gepackt, so daß wir gleich auf der ersten Station die ganze Geschichte umschütten mußten?"

So schien Stellmann, statt durch ihre Versehen gewarnt, ähnliche zu begehen, sie als die vollkommenste Rechtfertigung der seinigen zu betrachten. Klotilde mußte unwillkürlich an den trotzigen dreijährigen Knaben denken, der gewohnt, nichts auf sich sitzen zu lassen, einem ältern Freund, welcher seiner ewigen Fragluft nach dem Warum der Dinge zu begegnen, einst zu ihm sagte: „Ich sehe, du bist ein Philosoph!" entschlossen erwiderte: „Du bist auch einer."

Das kleine Gezänk und Gezauster zwischen den liebenden Eheleuten fand auch noch andere Anknüpfpunkte. Jettchen war von rundem üppigen Körperbau; sie konnte nicht viel Hitze vertragen und wollte mit Gewalt alle Fenster des Wagens offen haben; Stellmann, obwol nicht weichlich, war mager und frostig; er erklärte als Arzt die rauhen Märzwinde für äußerst gefährlich, und wollte es nicht Wort haben, wenn

Henriette neckend versicherte, daß er darin nur seine eigene Neigung zu Rathe zöge, gerade wie er ja auch seine Lieblingsspeisen sämmtlich als heilsam anpreise und seinen Patienten verbiete zu essen, was er nicht möge. Die Augenblicke, wenn eins der Eheleute sich in die Wagenecke zum Schlaf zurückzog und die Augen schloß, wurden von dem andern Theile eiligst zum Oeffnen oder Schließen der Fenster benutzt, je nachdem die wache Hälfte hitziger oder fröstelnder Natur war, nicht ohne nachher sich von der erwachenden andern einige Vorwürfe zuzuziehen.

Oder sie konnten sich über die Stunde des Aufbruchs am folgenden Morgen nicht einigen. Stellmann fand es thöricht, sich durch Aufstehen vor Tagesanfang die Nacht zu verderben, da sie ja doch mit den Miethpferden nur eine gewisse Anzahl Meilen zurücklegen könnten. Henriette behauptete, man müsse auf die Möglichkeit eines unvorhergesehenen Aufenthalts bedacht sein. Oder Stellmann wollte in einem Gasthof abtreten, von dem er gehört, die Mahlzeiten seien trefflich, die Preise billig. Henriette zog einen andern vor, wo ihre Tante einst geherbergt und die herrlichen Betten und das feine Leinenzeug gerühmt hatte. Immer sollte Klotilde entscheiden, eine Sache aber, worauf sich unsere Freundin nur selten einließ.

Oft auch überkamen die arme junge Frau die Erinnerungen an Eltern und Heimat und sie fing still an zu weinen. Stellmann sah es mit herzlicher Theilnahme. Aber er ließ sich nichts davon merken; statt ihr von der Mutter zu sprechen, von ihren Gespielinnen, ihrem Vaterhause, und sie sich recht ausweinen zu lassen, bis ihr das Herz erleichtert war, that er, als seh' er ihre Thränen nicht, fing an Burschenlieder zu singen, Anekdoten zu erzählen und mit den beiher laufenden Kindern Possen zu treiben, bis sie sich zerstreute und, mit Thränen in den Augen, in Lachen ausbrach. Dann fingen sie wol an gemeinschaftlich zu singen oder mit einander ihre Zukunft auszumalen. Ein paar Stunden vergingen in harmloser Glückseligkeit, bis vielleicht eine neue Differenz, etwa ob das zu erbauende Haus am Ohio liegen solle oder am Mississippi, ob es zweistöckig sein solle oder einstöckig und dergleichen, wieder ein Wölkchen an diesen Himmel lockte.

Mathilden zog das Bild dieser — glücklichen Ehe fast das Herz zusammen. Sie hatte Henrietten, eine ihrer liebsten Jugendfreundinnen, nie als tief unter sich betrachtet, wenn sie auch wußte, daß ihre Verhältnisse ihr selbst eine gründlichere Ausbildung vergönnt. Stellmann hatte so gut als Hubert auf der

Univerſität immer für einen vorzüglichen Kopf gegolten; ſeine Sitten waren gut, ſeine Redlichkeit war unbeſcholten, ſeine politiſchen Geſinnungen waren dieſelben, die an Hubert bekannt waren. Was alſo hob dieſen über jenen?

Aber ſie konnte nur vor dem Wiederſehen ſo fragen. Als ſie Hubert wiedergeſehen, als er zu ihren Füßen gelegen, ihre Hände mit heißen Thränen, mit heißern Küſſen bedeckt hatte, als jedes ſeiner Worte, jeder ſeiner Blicke die innigſte, zarteſte Liebe und Verehrung ausdrückte, da glaubte ſie's zu wiſſen, was ihn hoch über jenen hob; es war ſeine edlere Natur. Die Gefühle der Stunden der Wiedervereinigung der beiden Liebenden können keine Worte ſchildern. Eine Seligkeit des Gebens, des Empfangens zog in Klotildens Herz ein, wie ſie noch nie Aehnliches empfunden. Zwar Hubert ſah bleich und welk aus; die lange Gefangenſchaft ſchien ſeine Jugendkraft halb gebrochen zu haben. Aber das unendliche, hinſchmelzende, wehmuthvolle Mitleid war es eben, was ihre Empfindung für ihn ſo unüberſchwenglich erhöhte. Auch ſie hatte an blühender Schönheit verloren. Allein die Seele ſah klarer aus ihrem blauen Auge heraus, als ehe ſie ſo tief, ſo ſchmerzlich gelitten. Und Jedes konnte für den Andern ein Wiederaufblühen, ein Wiedererſtarken hoffen,

in dem neuen Leben, dem ſie nun beide voll Hoffnungen Hand in Hand entgegen gingen.

Henriette hatte übrigens guten Grund zur Eile gehabt. Denn der Schwan, ſo hieß das Schiff, das ſie nach Amerika führen ſollte, lag ſchon draußen, außerhalb des Hafens, und ſtatt, wie Klotilde gehofft, einen Tag zu den letzten Vorbereitungen übrig zu haben, verurſachte der plötzlich günſtig werdende Wind eine Beſchleunigung der Abfahrt und die Auswanderer wurden gemahnt, ſich ſogleich auf das Dampfſchiff zu begeben, das ſie nach dem ſchon in See geſtochenen Schiffe bringen ſollte. Die Beſtürzung war groß. Hubert wünſchte dringend, nur als Klotildens Gatte Europa zu verlaſſen. Klotilde ſelbſt hatte ſicher darauf gerechnet; ihre Reiſe nach einem fremden Welttheile war zuläſſiger an der Seite eines Gemahls. Aber der Augenblick drängte. Sollte ſie durch die heilige Ceremonie eilen, wie man, wenn der Reiſewagen ſchon vor der Thür ſteht, wol durch eine Mahlzeit, oder durch ein anderes Alltagsgeſchäft eilt? — Nichts widerſprach ihrem Zartgefühl mehr! Vielleicht daß ſie einen Geiſtlichen am Bord fanden! Kurz der Augenblick flog vorüber, der Wagen, der ſie nach dem Dampfſchiff bringen ſollte, wartete.

Sie fanden keinen Geiſtlichen am Bord. Ihre

Gesellschaft und drei bis vier Kaufleute, Geschäftsmänner der gewöhnlichsten Art, waren die einzigen Kajütenreisenden. Man richtete sich ein. Stellmann that seinen Platz in der Zelle Henriettens Klotilden ab und zog mit Hubert zusammen. Die Liebenden kamen überein, unmittelbar nach ihrer glücklichen Landung ihre Vermählung zu vollziehen. Unterdessen sollte ein beständiges enges Zusammensein von Morgen bis Abend, ein inniger Austausch ihrer Gefühle und Gedanken in solchem täglichen Verkehr, sie darauf vorbereiten.

Wer je in der rastlos schaukelnden Wiege eines Segelschiffs auf dem Meere geschwebt, weiß zur Genüge, welche Schrecken, welche Leiden, welche gänzliche Entäußerung unserer selbst dieser Zustand mit sich bringt, bis auch diese Unnatur durch Gewöhnung eine zweite Natur geworden. Nachdem unsere Freunde glücklich sich durch diese Prüfungszeit durchgearbeitet hatten und das heitere Wetter mit der Richtung nach Süden und der vorrückenden Jahreszeit milder und milder ward, machte sich jeder Einzelne gleichsam einen Schiffslebenplan für die Dauer der Reise. Henriette, die vom Anfang an mehr als die Uebrigen gelitten, glaubte flach auf dem Rücken im Bette liegend die Bewegung am besten ertragen zu können. Stellmann, der äußerst lebhaft war, suchte

ſich durch raſtloſe Thätigkeit zu zerſtreuen. Gern theilte er die leichteren Arbeiten der Matroſen; wenn es aber nichts zu thun gab, ſpazierte er im Sturmſchritt auf dem Verdeck auf und nieder. Klotilde konnte nur in der freien Luft ausdauern. Sie war ſchon vor dem Frühſtück auf dem Verdeck und machte ſich nach und nach ſo heimiſch, daß ihr manche kleine Handarbeit gelang, während Hubert, der nicht im mindeſten von der Bewegung litt und ſeiner innerſten Natur nach den Mangel an einer beſtimmten Beſchäftigung am beſten ertrug, auf einem umgeſtürzten Faß zu ihren Füßen ſaß und ſie ſich in mannichfachen Geſprächen vertieften.

Wie viel hatten ſie einander zu ſagen! Beſonders war Hubert unerſchöpflich. — Er hatte bei einem dichteriſchen Gemüth eine gewiſſe Zaubermacht der Rede, begünſtigt von einem weichen, vollen, männlichen Organ; Klotilde trank lächelnd, lauſchend die ſüßen Töne in ſich und begnügte ſich ſelbſt mit Beantwortung ſeiner Fragen. Und doch — was hatte er im Grunde zu erzählen? In trauriger Einförmigkeit hatte er die ſechs Jahre ihrer Trennung zugebracht! Statt ſie handelnd zu durchleben, hatte er ſie nur durchträumen dürfen! Aber durch die Nacht ſeiner Phantaſien hatte ſich leuchtend der goldene Faden

ſeiner Liebe geſchlungen. Vor dem Blatte, das ſie ihm nachſandte, dem Brief des himmliſchen Troſtes, hatte er gekniet früh und ſpät, wie zur Morgen- und Abendandacht; das Bild einer verſöhnenden Zukunft hatte ihn aus ihren Schriftzügen angelächelt. Wenn er ihr mit der ganzen Gewalt ſeiner Beredtſamkeit, mit tönender Stimme, mit zu ihr aufgerichteten, liebenden, leuchtendbraunen Augen in tauſendfachen Wiederholungen und doch immer wieder neuen, blühenden, hinreißenden Worten von ſeiner Liebe ſprach, wie ihr Bild ihm aus der Nacht ſeines Daſeins geſtrahlt hatte wie ein Stern; wenn das Meer rings umher melodiſch rauſchte, jetzt in majeſtätiſchen Wogen hoch aufſteigend, dann leiſe, lieblich, in tiefer, grüner Heimlichkeit Well' auf Welle drängend, den weiten unendlichen Himmel abſpiegelnd mit ſeiner Fülle von duftigen Farben und Gebilden; wenn ſie ſo vor ihm ſaß, Hand in Hand, Aug' in Auge — dann war es ihr, als ſei ſie in ein Gedicht hineinverzaubert, hinein in die lebendige Poeſie des Schönen, heraus aus ihrer kleinen Welt voll nackter Wirklichkeit, voll nützlicher Thätigkeit, voll harmloſer, nüchterner Genüſſe, proſaiſcher Sorgen und lauen Freundesverkehr. Ja, ſie war glücklich; glücklich, wie das Menſchenherz nur Einmal, nur Eine kurze Stunde lang ſein kann!

Oder der Abend kam heran und der Mond breitete ſeinen magiſchen Glanz über das heilige, ſtille Meer aus. Stellmann holte Henrietten mit halber Gewalt herauf, die am Ende ihm ſelbſt dafür dankte. Alle vier ſetzten ſich ſtill dicht an die Bruſtlehne des Schiffes dem zauberhaften Waſſerſpiegel ſo nahe wie möglich, ſchweigend, ſinnend, oder in halbleiſen Geſprächen über ihre Zukunft, über die verlaſſenen Freunde, über die wunderſame Schönheit des Abends; oder ſie ſangen ſüße, vierſtimmige Lieder von Hauptmann oder Mendelsſohn, und der Schwan, der ſie trug, durchſchnitt taktmäßig die Fluten und die aufgeſcheuchten Gewäſſer rauſchten die Begleitung. Ja, es waren Momente einer innigen, ahnungsvollen, überſchwenglichen Seligkeit!

Klotilde wünſchte mehr über Hubert's Verhältniſſe, über ſeinen Vater, ſeine Mutter zu hören. Hubert erzählte gern von ſeiner Kindheit und gedachte beſonders der Mutter mit Innigkeit. Sein Vater hatte früh in engliſchen Dienſten in Spanien gekämpft. Die Sehnſucht nach dem Vaterlande trieb ihn heimwärts; nur auf kurze Zeit glaubte er zu kommen, denn er haßte die Zwingherrſchaft der Franzoſen. Die Liebe feſſelte ihn. Er vermählte ſich mit Hubert's Mutter. Hubert war noch nicht zwei Jahre alt, als

der Feldzug gegen Rußland, den ſein Vater in weſtphäliſchen Dienſten mitmachen ſollte, letztern beſtimmte, ſich dieſer verhaßten Foderung durch die Flucht nach England zu entziehen, wo er von neuem Dienſte nahm und nach Oſtindien beordert wurde. Beim Ausbruch des Befreiungskrieges war er fern. Hubert's Mutter lernte mit fromm ergebenem Herzen ſich faſt als Wittwe zu betrachten. Selten nur kam Nachricht von dem Gatten aus dem fremden Welttheil, endlich blieb ſie ganz aus. Jahre vergingen; das befreite Deutſchland ging neuen Hoffnungen, neuen Täuſchungen entgegen, und der Gatte kam nicht zurück. Die Verlaſſene, eine ſtarke, heldenmüthige Seele, war dem Knaben und dem zarten Mädchen, das nach des Gemahls Abreiſe geboren war, Vater und Mutter. Als Hubert beinahe zwölf Jahre alt war, kam plötzlich ſein Vater zurück. Er hatte in allen vier Welttheilen gekämpft, mannichfache Abenteuer beſtanden, lange an ſeinen Wunden darnieder gelegen; ſeine Briefe waren verloren gegangen. Hubert's Mutter forſchte nicht, fragte kaum; ſie war willig, ſie war entſchloſſen Alles zu glauben, was er, der geliebte Herumſtreifer, zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen wußte. Er pries ſich glücklich, wieder in der Heimat, wieder in ihren Armen zu ſein. Er war der zärtlichſte Gatte, der liebevollſte

Vater. Nach drei Jahren ſtarb ſie. Der ältere Hubert war in Verzweiflung und der jüngere alt genug, um den unerſetzlichen Verluſt zu fühlen. Sein Vater that ihn nun auf die hohe Schule; er ſelbſt lebte auf einem kleinen Landgute, das die Gattin angekauft und mit kluger Hand bewirthſchaftet hatte. Die Tochter heirathete jung, als der Sohn im zweiten Jahre ſeines Univerſitätslebens war. Der Vater ſtarb, noch kräftig an Jahren, aber in Folge einer Wunde häufig leidend, während jener im Gefängniß ſchmachtete. Dies waren die Hauptzüge von Hubert's Lebensbeſchreibung.

Klotildens Auge hatte ſich frühe durch Beobachtung geſchärft. Sie liebte, ſie bewunderte Hubert's ſchöne, poetiſche Natur, aber ſie erkannte mit richtigem Takt ſeinen gänzlichen Mangel an praktiſchem Sinn, erkannte, daß ihm gerade Das fehlte, was er in dem Lande, das ſein Vaterland werden ſollte, am nöthigſten brauchte. Bald nach der Abfahrt entdeckte er, daß er im Gaſthof zu Bremen ſeinen Koffer vergeſſen hatte, der mit neuen Kleidern und einem Vorrath von Wäſche gefüllt war. Nachdem der temporäre ſeines Reiſeſackes verbraucht war, mußte Henriette ihre Kiſten öffnen, um von den überreichlichen Schätzen an Leibwäſche, die ſie, wohl bedenkend, daß ſie in ein theueres Land gingen — für ihren Mann mitgenommen, auszuhelfen.

Stellmann, der gern ſeiner Gattin Ueberſorglichkeit zum Gegenſtand ſeiner Scherze machte, hielt ihm dafür im Namen ſeiner einſtigen Urenkel eine feierliche Tankrede, daß er, indem er dieſe Kleidungsſtücke abtragen helfe, ihnen die Laſt der Pflicht erleichtere, im nächſten Jahrhundert die vergelbten Hemden und altfränkiſchen Kragen des Ahnherrn aufzutragen.

Aber nicht allein ſeine Kleidungsſtücke, auch ſein — Reiſegeld war in dem Koffer, d. h. das, was ihn von Neu-Orleans nach Neuyork oder nach dem Weſten tragen ſollte; denn für die Seereiſe ward im voraus bezahlt. Zum Glück war Klotilde im Beſitz ihrer Schätze. Sie hatte ſorglich ihr Gold, ihren Schmuck, ſowie ihre wichtigſten Papiere, in ein ledernes Säckchen gepackt, das ſie, leicht und bequem fortzutragen wie es war, Nachts über ihr Kopfkiſſen hing. Hubert hatte über die gewöhnlichen Dinge des Lebens eine unglaubliche Unwiſſenheit; trotzdem, daß eine Reiſe nach Amerika ſchon unter ſeine Jugendträume gehört, hatte er doch ſehr wenig über dies wunderbar aufwachſende Land geleſen. Er hatte den idealen Begriff, den er ſich davon in früher Jugend gemacht, feſtgehalten: ein freier Staat, Gleichheit der Rechte, vollkommene Gewiſſensfreiheit, erhabene, urſprüngliche Naturzüge in gigantiſchen Strömen, maje-

ſtätiſchen Gebirgsketten und undurchdringlichen Wäldern. Aber ſeine hiſtoriſchen Studien hatte er nur ganz im Allgemeinen über die Vereinigten Staaten ausgedehnt, und kaum je daran gedacht, durch die Erzählungen neuer Reiſenden ſich darüber zu unterrichten, auf welche Weiſe der Heldenknabe, deſſen Erwachen einſt Europa freudig begrüßt, ſich zum Mann entfaltet.

Man war nicht grauſam genug geweſen, ihm und ſolchen ſeiner Mitgefangenen, die dafür hatten bezahlen können, Bücher zu verweigern, die jedoch von einem Beamten bei der Ankunft wie bei der Zurückſendung auf das ſorgfältigſte unterſucht und durchblättert wurden. Allein er hatte die Erlaubniß, ſich Bücher kommen zu laſſen, nur zu hiſtoriſchen, vor Allem zu philoſophiſchen Schriften benutzt, in denen er eine ausgezeichnete Beleſenheit hatte. Er kannte die engliſche Literatur und ſchwärmte für Shakeſpeare, den er im Original ohne Schwierigkeit las. Allein nie war es ihm eingefallen, ſich um die Ausſprache oder um die Converſationsausdrücke der engliſchen Sprache zu bemühen, die dem Reiſenden ſo unerläßlich ſind.

Er hatte ſich im Gefängniſſe daran gewöhnt, während des Tages zu ſchlafen und die Nächte zu durch-

wachen, und würde vielleicht dies verkehrte Leben auf dem Schiffe fortgesetzt haben, wäre nicht Klotilde gewesen. Aufstehen und Zubettegehen, sowie gewisse Mahlzeiten an bestimmte Stunden zu knüpfen, schien ihm eine wahre Absurdität, eins von den Perrückenauswüchsen, den Schlendriansangewöhnungen des Menschengeschlechts. Gewisse zögernde Gewohnheiten waren mit ihm aufgewachsen: fuhr er in einem öffentlichen Wagen und ließ, wenn er sein Ziel erreicht, anhalten, um auszusteigen, so hatte er das Geld nicht bereit, sondern zog die Börse erst heraus, wenn die Kutsche anhielt, ohne die verdrießlichen Gesichter der verzögerten Mitfahrenden zu bemerken. Oder er vergaß wol im Gespräch den Anhaltpunkt ganz — und mußte eine halbe Meile oder mehr zu Fuß zurückgehen, ohne jedoch darüber im mindesten verdrießlich zu werden. Befand er sich veranlaßt, sich in irgend ein Gedränge zu begeben, so begegnete es ihm häufig, daß ihm Taschenbuch oder Sacktuch oder gar die Uhr gestohlen ward. Oft glaubte er auch nur bestohlen zu sein, bis sich fand, daß er den fehlenden Artikel zu Hause vergessen, oder beim Ausruhen auf einem vorher unternommenen, längst vergessenen Spaziergang im Grase verloren hatte.

Auf seinen Ferienreisen hatte er sich nie in die

verſchiedenen Geldſorten finden können; und da die daraus entſtehenden Verlegenheiten jedesmal ſeinem Lieblingsgedanken — und wie ſollte es nicht der jedes treuen deutſchen Herzens ſein! — zum Anknüpfpunkt dienten, nämlich, daß Deutſchland Eine Münze haben ſolle, weil es Eins ſein ſolle und müſſe, ſo ging gewöhnlich die Zeit, in welcher er ſich über das beſtehende Uebel praktiſch hätte unterrichten können, mit Disputiren über die Nothwendigkeit es wegzuſchaffen, verüber.

Auf ſolchen Reiſen ſah er auch kaum eine der Merkwürdigkeiten, die ſonſt die Neugierde der Menſchen erregen. Während die Gefährten ſich auf Schloſſern und Galerien herumführen ließen und die Empfehlungsbriefe abgaben, ſchweifte er in der Umgegend umher; lag träumend am Waldbache oder erklemm ohne Führer die höchſte Spitze der Berge. Einen eigentlichen Plan aber zur Reiſe zu machen war er durchaus unfähig, denn es war ihm unmöglich, die Entfernungen und Meilenzahlen im Kopfe zu behalten; er blieb, wo es ihm gefiel, und eilte weg, wo er ſich unbehaglich fühlte — ſowie es ſich auch wol manchmal traf, daß er als Student die ihm vierteljährlich von ſeinem Vater gewährte Summe in ein paar Wochen verbraucht hatte, während er ſie

ein anderes Mal bis ans Ende des nächsten Quartals hinübernahm.

Bei einem offenen, edelmüthigen Herzen und dem natürlichen Hange eines träumerisch-dichterischen Gemüths zur Einsamkeit konnte während seines Universitätslebens fast in Bezug auf ihn der anscheinende Widerspruch gelten, daß er mehr Freunde hatte als Bekannte. Und zwar hatte er — denn sein Beutel war nicht minder offen als sein Herz — sehr theure Freunde. Er war ein großmüthiger Gläubiger ohne, bei geringen Bedürfnissen und einem hohen Grade der Humanität, ein leichtsinniger Schuldner zu sein. Wirklich war die Abtragung seiner kleinen Schulden bei Handwerkern, Arbeitern der einzige Punkt, in welchem er sich genau und ordentlich zeigte, ein Zug, der nicht wenig dazu beitrug, ihm die allgemeinste Liebe und Hochachtung zu sichern.

Klotilde durchschaute den geliebten Freund bald, jetzt mit Wohlgefallen und dann mit Nachsicht. Nur Ein Punkt war es, der ihr ein schmerzliches Gefühl gab. Hubert's geistiges Wesen hatte sich in einer gewissen neuern philosophischen Schule entwickelt, deren sophistisches System so wenig zu der einfachen, christlichen Moral Klotildens paßte als dessen Phraseologie. Sie sah bald, daß es ihren Freund zu einer Art von

Pantheismus geführt habe, der ſie verwirrte. Es war in der That nicht ganz der kalte, begriffliche, verknöchernde Pantheismus unſerer Tage, den Hubert ſich angeeignet; ſeine poetiſche Natur, die den Keim des lebendigen Gottbewußtſeins tief in ſein Inneres geſenkt, hatte die vernichtende Lehre, wenn ſein Verſtand ſie auch aufgenommen, nicht in ſein Herz dringen laſſen. In der That, nur die Bigoterie hätte ſagen können, Hubert ſei ohne Religion. Er glaubte an Gott als die bildende, Alles urſprünglich bedingende Naturkraft; mit einem gewiſſen, heiligen Schauder glaubte er an ihn, und die Göttlichkeit, die er allen aus Gott ſtammenden Dingen beilegte, war der Halt ſeiner Sittlichkeit und durfte nicht mit dem philoſophiſchen Materialismus verwechſelt werden, der Gott und Welt vollſtändig identificirt, die ſittliche Freiheit aufhebt und mit Conſequenz nur in einem grauenhaften Fatalismus enden kann. Aber Kleilde ſah ihn mit Angſt auf dem Wege dazu. Sie verſtand ihn kaum. Sie liebte Gott als Vater, fürchtete ihn als Richter, verehrte ihn als den Allweiſen, Allſehenden, Allmächtigen; ſie hörte ſeine Stimme in der heiligen Schrift, ſie betete ſeine unendliche Liebe an in dem wunderbaren, heiligen Geheimniß, in welchem er dem ſündigen Menſchengeſchlecht ſeine Barmherzigkeit offenbart. Sie

fühlte ſeinen Odem, ſah ſeinen Finger überall. Ihr war dies Leben nur eine Vorſchule für das Jenſeits. Und hier im innerſten Kern ihrer tiefſten Seele ſollte kein Wiederklang aus der des erwählten Gatten ihr wiedertönen? Unwillkürlich vermied ſie mit Hubert über Das zu ſprechen, was ihr das Heiligſte war; ſie ſcheute ſich wahrzunehmen, daß ſein Gott nur das Reſultat einer philoſophiſchen Schlußfolge war. „Die Liebe", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „die Liebe, welche die Eſſenz ſeines ganzes Weſens iſt, wird alle Irrthümer ſeines Geiſtes ausgleichen. Die Liebe wird ihn Gott in der Wahrheit erkennen lehren, die Liebe, die höher iſt denn alle Vernunft." Und ſo zog ſie mit leiſer Hand einen hüllenden Schleier über Das, was ſie als den Schatten ſeines innern Weſens erkannte, und war glücklich im Lichte — ihrer Liebe.

Drittes Capitel.

Die Ankunft.

Der Morgen eines ſchwülen Tages brach an; und ein tiefblauer Himmel wölbte ſich über den atlantiſchen Ocean, als die Wellen ſanften Zuges ein Boot Schiffbrüchiger der Küſte von Florida zuführten. Zwei lange, angſtvolle Tage und drei entſetzliche Nächte hatten ſie nahrungslos, obdachlos, rathlos auf dem weiten Weltmeer getrieben, als endlich der auftauchende Morgenſtrahl den Unglücklichen in der Ferne den glänzend weißen Kreideſtrand zeigte, und ein friſcher Oſtwind ſie raſch in eine der kleinen Buchten trieb, in die Floridas zahlreiche Ströme, durch Schilf und Moor ſich windend, ehe ſie endlich ſich dem großen Waſſer vereinen, ſich ausmünden. Es waren dreißig Lebende in dem Boote, Männer und Weiber; außerdem eine kleine, abgewelkte Kindesleiche, von den mütterlichen Armen krampfhaft umklammert, auf dem Schooſe

einer wildblickenden Frau mit aſchfarbenen Wangen und Zügen von Verzweiflung verzerrt; denn mehre Genoſſen, die unterwegs der Angſt und dem Hunger erlagen, waren ſogleich in das Meer geſenkt worden, das überfüllte Boot zu erleichtern; nur ihr konnte keine Gewalt die letzten Ueberreſte des verſchmachteten Säuglings entreißen.

Geiſterbleich und verwirrt ſchaute Alles umher, als der dritte Tag graute; aber der Anblick des unfernen Landes blies auch die letzten Lebensfunken, welche die Hoffnung glimmend erhalten, raſch zur auflodernden Flamme an. Eine unbeſchreibliche, zitternde Bewegung ergriff plötzlich die ſämmtliche, unglückliche Mannſchaft. Mit erneuter Kraft packten die Rüſtigſten die Ruder; einige ſchrien laut voll entzückten Schmerzes; andere beteten, nicht mit Worten, aber im dumpfen, durchdringenden Gefühl der Allmacht Gottes; mühſelig riß ſich nach und nach ein Haufen einſt tüchtiger Männer vom Boden empor, die bis zum Tode erſchöpft, lautlos, regungslos, dort ſeit geſtern Morgen gelegen. Einem jungen, ruchloſen, frechen Geſellen, der verzweiflungsvoll Gott und Menſchen verflucht und durch endloſe, entſetzliche Schwüre die Gefährten ſchaudern gemacht hatte, entſtürzte plötzlich eine heiße Thränenflut und zum erſten Male in

ſeinem wüſten, verworfenen Leben durchzuckte ein Gefühl des Dankes gegen Gott ſein verwahrloſtes Herz.

Als nun endlich das Boot dem Ufer nahe genug war, einen Sprung zu wagen, oder durch den Moor watend den feſten Boden erreichen zu können, da war Keiner, dem nicht das Entzücken eine augenblickliche Kraft gab. Alles drängte und ſtürzte aus dem Boote hinaus. Mehre fielen gänzlich erſchöpft in das ſeichte Waſſer hinein und wurden von den ſtärkern Gefährten an das Land gezogen. Nur eine junge, todtenbleiche Frau, in einen durchnäßten, ſchwarzen Seidenmantel gehüllt und von langem, blondem, herabwallendem Haar wie von einem Schleier umfloſſen, nur ſie rührte kein Glied, keine Miene, und wie ſie zuſammengehockt da ſaß, in der wilden Bewegung der Gefährten ſtumm und ſeelenlos vor ſich hinſtarrend, war ſie ein gar ſchmerzliches Bild ſtiller Verzweiflung.

Ihr Anblick ergriff einen wackern, alten Seemann, einen der Tüchtigen, deſſen Kraft und Beſonnenheit die Rathloſen ihre Rettung verdankten.

„Arme Seele", ſagte er mitleidig, „mit dir iſt's wohl aus!" Und da ſie nicht antwortete, als er ſie ſchüttelte und ſie ihn nur dumpf und gleichgültig anſtarrte, als er ihr zurief, „wir ſind am Lande, kommt heraus,

Madame!" — da ſagte er noch einmal: „Arme Seele!" und nahm ſie auf, warf die Erſchlaffte über die Schulter, wie man wol ein Kleiderbündel fortſchafft, und trug ſie ans Ufer. Hier legte er ſie an einer trockenen Stelle nieder, zog ihr einen Theil ihres Mantels über die zarten, nackten Füße und ging dann zu den Gefährten, um mit den Beſonnenſten zu berathen, was weiter zu thun ſei.

Es war, Gott ſei Dank! keine unwirthbare Küſte, an die ſie gerathen waren. Nördlich von der kleinen Bucht, in welche ſie eingefahren, ſtreckte ſich ein weiter Landſtrich längs dem Ocean hin, deſſen äußerſter breiter Rand, von den Wellen rein und hart gewaſchen, ſchneeweiß im Morgenlichte glänzte. Einige hundert Schritte vom Strande erhob ſich das Land ſchroff, aber in ſehr mäßiger Höhe; dichte Waldung deckte die obere Fläche. Dort war kein Ausweg. Aber am Strande ſelbſt glaubten ſie noch ſchwache Spuren von Roſſeshufen zu gewahren; an der Bucht lagen Bretter umher und ein in den feſten Boden gebohrter Haken und die halb verfaulten Ueberbleibſel von Netzwerk, die ſie nicht weit davon fanden, bezeugten deutlich, daß Fiſcher hier angelegt hatten und in nicht gar zu großer Ferne Menſchen wohnen mußten. Während Einige, von nagendem Hunger getrieben, nach

der Anhohe ſich fortſchleppten, um einen Verſuch zu machen ſie zu erklimmen, in dem Walde nach Beeren oder Kräutern zu ſuchen, Andere aus einem kleinen Pfuhl, den der neuliche Regen in einer Vertiefung gelaſſen, den brennenden Durſt ſtillten, beriethen ſich die Uebrigen, ob ſie den Fluß vollends hinaufſahren oder ſich, erſchöpft wie ſie waren, dem nördlichen Strand entlang weiter hinauf ſchleppen ſollten.

Ehe ſie noch darüber einig waren, ſandte Gott den armen Entkräfteten Hülfe, indem er zwei farbige Männer des Weges führte, welche, die Flinten auf den Schultern und mit reichlichem Mundvorrath verſehen, von der nächſten Pflanzung am frühen Morgen an dieſen Strand kamen, Seevögel zu ſchießen. Ein lautes Geſchrei, aus Jammer- und Jubeltönen gemiſcht, begrüßte die Kommenden, als ſie in weiter Ferne erblickt wurden. Die Nahenden wurden umringt und ſo viele abgefallene Hände ſtreckten ſich verlangend nach den beiden Proviantbeuteln der Schwarzen aus, ſo viele eingeſunkene Augen richteten ſich bittend auf ſie, daß Brot und Fleiſch bald in wohlthätig kleinen Biſſen und die Branntwein in heilſam ſtärkenden Tropfen unter der Menge vertheilt war. Einige der Seeleute konnten engliſch mit den Schwarzen ſprechen und das Kauderwelſch verſtehen, in welchem dieſe die armen

Verlaſſenen zu tröſten ſuchten, indem ſie ihnen verſicherten, daß Maſſa ein großer und gütiger Herr ſei, der ſich ihrer annehmen und ſie ſpeiſen und kleiden werde.

Nachdem der Proviant vertheilt und die erſte Neugierde der Schwarzen geſtillt war, entſchloß ſich der Jüngere von ihnen, ſich ſogleich nach der Pflanzung zurückzubegeben, um Wagen und Pferde für die gänzlich Erſchöpften, und was ſie ſonſt für den Augenblick bedürften, herbeizuholen. Alles, was ſich noch auf den Füßen halten konnte, wollte ſogleich ihn begleiten; als ihnen aber deutlich gemacht ward, daß Maſſa's Haus und Stallungen einige Wegeſtunden vom Meere ab liege, und die Quartiere ſeiner Sklaven und Beamten noch tiefer im Lande, ſo ſtanden die meiſten, ſich ihrer Entkräftung nur zu deutlich bewußt, davon ab. Nur einige der Heroiſchſten folgten; allein es war kläglich zu ſehen, wie einer nach dem andern erſchöpft am Wege niederſank, und endlich, als er den rüſtig vorausſchreitenden Jäger ganz aus dem Geſichte verloren, traurig wieder zu den Gefährten zurückkroch.

Für dieſe hatte unterdeſſen der alte Neger, der bei ihnen zurückgeblieben, einige fremdartige Kibitze und Möven geſchoſſen, die unfern des Strandes über die Wellen ſtrichen. Jeder glückliche Schuß ward von einem Jubelgeſchrei der armen Ausgehungerten beglei-

tet; zehn auf einmal ſtürzten herbei, oder wadeten tief in das Waſſer, den fallenden Vogel herbeizuholen, ihn zu rupfen und ihm mit ihren Taſchenmeſſern die Eingeweide auszunehmen. Unterdeſſen hatten Andere aus den umherliegenden Brettern mühſelig ein Feuer angezündet und ein paar rohe Bratſpieße gezimmert; und wer den Haufen der elenden Schiffbrüchigen bald darauf um die praſſelnde Flamme herum hätte ſitzen ſehen, mit Gier die verſchmachteten Magen füllend und ſich der Rettung und der guten Ausſichten mit lauter Stimme und rohem Jubel freuend, der hätte kaum noch die in vergangener Nacht faſt Verzweifelnden in ihnen erkannt.

Der Schwarze, der ſich als ein Wohlthäter angenehm fühlte, ſaß wie ein König mitten unter ihnen. Er zeigte, gutmüthig grinzend, unter einer drei Zoll breiten Naſe zwiſchen wie blutig angeſchwollenen Lippen ein Paar Reihen ſo ungeheurer blendendweißer Zähne, daß, unter andern Umſtänden, die Weiber ſich ſicherlich vor ihm gefürchtet haben würden. Er theilte ihnen mit, daß ſie, wie einige Seekundige unter ihnen ſchon vermuthet hatten, in Florida waren, und zwar nicht auf einer der zahlloſen langgedehnten Inſeln, die, einſt ohne Zweifel mit dem Continent zuſammenhängend, gegenwärtig daſſelbe gleichſam wie eine

Vormauer vor dem Andrang der Wellen ſchützen, ſondern daß ſie an einen der wenigen Küſtenſtriche des Feſtlandes gerathen, welche das Weltmeer ſelbſt in aller ſeiner Herrlichkeit anſpült, und ſich in Tallahaſota, vierzig bis fünfzig engliſche Meilen ſüdlich von St. Auguſtin befänden. Zugleich wußte er von ſeinem Herrn, der Caſtleton hieße, aber gemeiniglich Don Alonzo, oder auch Maſſa Alonzo genannt werde, viel zu ſagen und zu rühmen.

Unterdeſſen hatte Kletilde — denn ſie war die bleiche, unglückliche, junge Frau, in todesähnliche Ohnmacht verſenkt, bewußtlos gelegen. Dieſer und Jener trat wol zu ihr heran, ihr Speiſe anzubieten, aber alle entfernten ſich wieder; einige weil ſie ſie für todt hielten, andere wol weil ſie dunkel fühlten, daß dieſe Bewußtloſigkeit ein Segen für die arme Verwitwete ſei. Mehre Stunden lang mußte ſie auf dem heißen Sandbette in dieſer Betäubung gelegen haben, als ſie ſich von warmen Händen angefaßt, von einem kräftigen Arm, der ihr den Rücken ſtützte, aufgehoben fühlte. Langſam, die bleierne Schwere der Lider mit Anſtrengung hebend, ſchlug ſie die Augen auf. Da ſah ſie ein edles, männliches Antlitz, lieb- und erbarmungsvoll ſie betrachtend, dicht über ſich gebeugt. Es waren Hubert's Züge, es war Hubert's Blick!

Eine kurze Weile ſah ſie ihm tief, tief in das Auge und ein holdes Erſtaunen röthete ſchwach die todtbleichen Wangen der Erwachten.

„Du biſt's!“ flüſterte ſie endlich. „Es war wirklich ein Traum, ich habe dich wieder!“ — Krampfhaft die Arme um des Mannes Hals ſchlingend zog ſie ihn zu ſich nieder und eine brennende Thräne befeuchtete ſein Geſicht.

Mit weichem, tröſtendem Ton ſprach er, ſich ſanft den umkettenden Armen entwindend:

„Kommen Sie zu ſich, Madame, erwachen Sie, ſammeln Sie ſich!“

Faſt war es Hubert's ſchöne, männlich klangvolle Stimme, nur milder, jugendlich weicher, und die Stimme ſprach nicht das vertraute Deutſch, ſie ſprach in engliſcher Sprache zu ihr. Lautlos und mit unnatürlichem Lächeln ſtarrte ſie ihn an. Ihre Sinne verwirrten ſich. Ihr Kopf drohte zu ſpringen.

„Madame“, fuhr der Fremde liebreich fort; „Sie lagen lange in tiefer Ohnmacht. Ein paar Worte werden Sie zu ſich ſelbſt bringen! — Ich beſchwöre Sie — nicht dieſe Blicke, nicht dieſes Lächeln! Klagen Sie, weinen Sie, beſinnen Sie ſich! Sie wurden ſchiffbrüchig, getrennt von Ihrem Verlobten“ — und als ſie ſchaudernd zuſammenzuckte — „aber Ihr Freund

lebt vielleicht, lebt gewiß — kann Er nicht ſo gut wie Sie gerettet ſein? — Faſſen Sie ſich an! Ihre feuchten Kleider — ſehen Sie umher! Sie ſind in den Vereinigten Staaten, ſind in Florida. Ich bin ein Pflanzer dieſes Staates, zu Ihrem und Ihrer Gefährten Beiſtand bereit."

Klotilde hatte, während der Fremde ſprach, mechaniſch ſeine Aufforderungen befolgt und war durch Anfühlen und Umherſchauen ſich ihrer Lage bewußt geworden. Mehr aber als Alles hatte der verlängerte Anblick des Mannes ſelbſt ſie zur Beſinnung gebracht. Nein, das war nicht Hubert, ſeine Geſtalt war noch höher, noch ſchlanker. Die große Weichheit ſeiner Züge deutete auf eine Jugend, die noch kaum zur männlichen Reife gediehen war. Sein Auge blitzte nicht hell und freudigſtolz wie Hubert's, tief und umſchattet lag es unter den buſchigen Brauen; nur von dem herzlichen Ausdruck des Momentes war ſein zehrendes Feuer zur ſanften Melancholie gemildert. Das gelbliche Braun des Südländers deckte Stirn und Wangen, während, ehe noch die Kerkerluft die Farbe des kräftigen, deutſchen Jünglings gebleicht, eine roſige Purpurglut von der Geſundheit des Leibes wie der Seele zeugte. Jede Spur von Aehnlichkeit war verſchwunden; nur im Wahnſinn hatte ſie ſich ſo täuſchen können!

Da ergriff ſie die furchtbare Wirklichkeit mit ihrer ganzen entſetzlichen Gewalt. Wild fuhr ſie empor: ihre beiden Hände rauften convulſiviſch das ſchöne Haar; ſtöhnend warf ſie ſich auf den Boden zurück, wendete das Geſicht ab und ſtieß die zarte Stirn hart gegen einen hervorragenden Felsſtein. Ihre dunkle Abſicht, ſich von neuem zu betäuben, gelang. In tiefe Ohnmacht verſenkt, verlieh ihr wiederum gänzliche Bewußtloſigkeit eine mehrſtündige Ruhe.

Der junge Pflanzer, von tiefem Erbarmen ergriffen, benutzte dieſen Augenblick. Er hieß einige ſeiner Diener die junge Dame in den bereitſtehenden Wagen tragen, in welchen er dann auch den übrigen drei Frauenzimmern zu ſteigen befahl, die ſich unter den Schiffbrüchigen befanden. Die kleine Leiche ließ er in eine Decke einſchlagen und verſprach der jammernden Mutter, deren wilde Verzweiflung jetzt ſanften Thränen gewichen war, ſie in ſeinem Gottesacker beiſetzen zu laſſen. Die Männer wurden ſämmtlich auf ein paar große Leiterwagen gepackt, die er zu dieſem Behuf hierher beordert; er ſelbſt und einige ſeiner Diener eilten dem melancholiſchen Zuge zu Pferde voran.

Ungefähr eine deutſche Meile vom Seeufer unfern eines Stroms, der aus dem Georgenſee kam und an dem jetzt der Weg hinweg durch den Wald führte,

ſtand in einem Haine von Orangen, Palm- und Magnoliabäumen, das gaſtliche Haus, das des Zuges Ziel war: ein ausgedehntes, niedriges Gebäude, von einer breiten Veranda umgeben, an deren Säulen ſich in üppiger Fülle die Multaflora-Roſe mit ihren Millionen Knospen hinaufwand. Der Hain ſelbſt bildete mit ſeinem friſchen Laube und ſeinen duftenden Blüten eine Oaſis in dem ſandigen Boden eines ungeheuern Fichten- und Tannenwaldes. Aber Klotilde war unfähig, die Schönheit der Natur zu empfinden, die ſie umgab. Sie ward einer Schar von farbigen Dienerinnen übergeben; für Alle ward liebevoll geſorgt, aber die ſchöne Fremde, deren ganzes Weſen von höherem Rang und einer feinern Erziehung zeugte, als das ihrer Gefährten, ward von dem jungen Gebieter mit ſo entſchiedenen Worten und mit ſo warmer Theilnahme der Pflege der Verſtändigſten und Würdigſten unter der Dienerſchaft empfohlen, daß willig alle die zarten Aufmerkſamkeiten über ſie gehäuft wurden, die nur weibliche Herzen und Hände geben können.

Auf elaſtiſchen Polſtern, zwiſchen ſchneeigen Linnen, unter weichen Decken ruhend, von Labetränken erquickt und kräftigen Speiſen geſtärkt, hätte ihr Körper ſich bald zu einem gewiſſen Behagen wieder erholt, und ihr Geiſt hätte demnach die ganze ungeheure

Laſt ihres Grames tragen müſſen, wenn nicht eine wohlthätige Natur ihr namenloſes Leid hätte in einem hitzigen Fieber ausbrechen laſſen, das ihr eine geraume Zeit lang alle Klarheit des Bewußtſeins raubte. Geſtalten einer unbekannten Zone bewegten ſich um ſie her, fremdartig in Farbe und Zügen, die Häupter phantaſtiſch in bunte Stoffe, in weiße Schleiergewinde gehüllt; eine Sprache, die ihr bisher meiſt aus dem Reiche der Poeſie zugetönt, die ihr noch nie ſich mit den Alltagsſcenen des Lebens verbunden, umflüſterte ſie mit leiſen, melodiſchen Stimmen; ein ältlicher Mann ſtand oft an ihrem Lager, der ihre Hand nahm, ihre Stirn fühlte und ihr tief in das jetzt todte, jetzt fieberglühende Auge blickte; an ſeiner Seite ſtand eine vertrautere, junge Geſtalt und blickte mit tiefem Erbarmen ſie an. Dazwiſchen drängten ſich mit gleicher, greifbarer Realität die Bilder ihrer Vergangenheit. Nicht ihre farbige Wärterin war es, es war ihre Mutter, die ſie zudeckte, ihr das Kopfkiſſen glättete; es war ihr Vater, der mit Hubert an ihrem Bette ſtand und ihren Puls befühlte. Dann auf einmal ſchlugen die Flammen über Hubert's Haupt zuſammen; ſie hörte Stellmann's und Henriettens Stimme um Hulfe ſchreien, ſie hörte das Waſſer rauſchen; da ſah ſie Hubert in das Meer ſpringen, ſie ſah ihn in den

Wellen verſinken; ſie ſchrie laut auf; da trat der Landrath dicht vor ſie hin; da erhob er ſeine Warnungsſtimme von neuem. Plötzlich trat eine hohe, ſchöne, ſchwarzgekleidete Frau auf ſie zu. Sie bog ſich über ſie; ſie bewegte die Hände über ſie in wunderbaren Zeichen; ſie küßte ihre Stirn; ſie verſchwand und ein kleines Bild des Gekreuzigten lag in ihrer Hand; dann tauchte Hubert aus den Wellen empor und es rauſchte um ſie her, aber es war nicht Waſſer, was ſie umwogte, es war Feuer, und Hubert riß ſie mit hinein und der Landrath kämpfte mit ihm und wollte ſie retten, bis ſie auch ihn in das Flammenmeer hinabzog.

So tobte Fieberwahnſinn ihr wochenlang glühend durch das Gehirn und beinahe zwei Monate mußten vergehen, ehe die Kraft der Krankheit gebrochen und von Klotildens guter Natur und der treuen Pflege, die ihr zu Theil ward, beſiegt war. Nun erſt ward ſie ſich nach und nach ihrer verlaſſenen Lage ganz bewußt, nun erſt lernte ſie ihr Elend ganz empfinden; aber ihr Schmerz war ſanfter geworden, und je heller das Licht der Vernunft in ihr zu glimmen anfing, je mächtiger und durchdringender fühlte ſie es, daß es Gottes Hand ſei, die dieſe Laſt, welche faſt zu ſchwer für ihre Schultern ſchien, ihr auferlegt habe und daß Er ſie ihr tragen helfen werde.

In der Nacht nach einem jener ſtillen, ſeligen Abende war es, als ſie plötzlich von wildem, entſetzlichem Angſtgeſchrei aus dem Schlaf aufgeſchreckt ward. Feuer, Feuer! rief es draußen und das ganze Schiff erbebte vom Durcheinandertoben, Schreien und Toſen. Sie ſprang aus dem Bette und warf ſchnell ihren Reiſemantel über das lange Nachtkleid. Da hörte ſie ſchon Hubert's Stimme dicht vor der Thür: „Oeffne Klotilde!" Sie öffnete. Er ſah bleich aus, aber er war faſt vollſtändig angekleidet. „Auf, Geliebte!" rief er, „noch iſt es Zeit, uns zu retten." Ein dicker Qualm füllte ſchon die Räume. Er nahm die Zitternde auf und trug ſie aus der Damencajüte die Treppe hinauf, wo bereits die Freunde und Gefährten in dünnen Nachtkleidern kopflos über einander ſtürzten.

Das Verdeck ſtand in Flammen. Im Bauche des Fahrzeugs mußte es lange ſchon heimlich, verrätheriſch geglimmt haben; jetzt brach es an drei, vier Orten auf einmal in gräßlichen, unaufhaltſamen Flammen aus. Eben erreichten ſie das Bramſegel und die ungeheure Feuermaſſe warf einen glutrothen Schein auf die Menſchenmenge, die ſich ſinnlos und ſchreiend auf dem Hinterdeck zuſammendrängte. Es war eine grauenhafte Scene. Alles ſtürzte durch einander. Helft! rettet! die Boote! Waſſer! ſchrie es von allen Seiten

und dazwiſchen donnerte des Capitains befehlende Stimme. Aus dem Zwiſchendeck, deſſen Treppe ſchon brannte, tönte ein herzzerreißendes Gekreiſch herauf; kaum daß für die Unglücklichen noch Rettung möglich ſchien.

Jetzt ſtürzte der Vordermaſt, deſſen Fuß die Flammen verzehrt; ein neues durchdringendes Jammergeſchrei erſchallte, als er im Fallen den Capitain und ein oder zwei Matroſen niederwarf, aufs gräßlichſte hier ein paar Glieder zerquetſchend, dort zum Tode zermalmend. Das Schiff, durch und durch erſchüttert, fiel plötzlich auf die Windſeite; mit entſetzlichem Krachen borſt das Gebälk aus einander, es war, als wäre es der Höllenſchlund, der ſich öffnete. Alles war verloren.

Längſt ſchon waren die Boote niedergelaſſen; das lange Boot, das am Hintertheil des Schiffes befeſtigt war, war von Menſchen überfüllt; Stellmann und Henriette warfen ſich noch glücklich hinein, aber ſolche Maſſen drängten ſich zwiſchen ſie und Hubert und Klotilden, daß er ſich raſch mit ihr nach dem andern Boote wendete, in welches, weil es dem Brande näher war, noch Wenige ſich gerettet, in welches aber der Steuermann ſoeben einen Brotkorb warf und ohne Zögerung nachſprang. Er nahm Klotilden aus Hubert's

Armen in Empfang. Sie war gerettet. Er war im Begriff nachzuſpringen, da rief er auf einmal: „Dein Eigenthum, Klotilde, ich rette es dir!“ und nicht auf ihr ſchmerzliches Rufen: „Komm, o komm!“ hörend, ſprang er nach der Damencajüte zurück, die noch die Flamme nicht erreicht, obwol ein dicker, ſchwarzer Rauch ſie umhüllte.

Klotilde rang die Hände in der entſetzlichſten Angſt; in ein paar Augenblicken war er wieder da, aber ſie waren hinreichend geweſen, das mäßige Boot bis zum Uebermaße zu füllen. Schon längſt hatten die erſten Eingeſtiegenen gerufen: „Steßt ab! Hinweg vom Schiffe! Wir ſind verloren!“ und das lange Boot durchſchritt ſchon, furchtbar überladen, in einiger Ferne in tiefen Furchen die glühendrothen Wogen. „Nehmt Keinen mehr!“ riefen Einige. „Das Boot iſt zu voll!“ ſchrie der Steuermann. „Nehmt Dieſen nur noch!“ rief ein Anderer, den Klotildens Jammer ergriff. Im Augenblicke, wo ſich Hubert zum Springen anſchickte, umklammerten zwei flehende Arme ſein Knie; ein Knabe war's, dem ein fallender Balken das Bein zerquetſcht; er hatte ſich wimmernd bis an den Rand des Schiffes gewälzt, um ſich im Boote zu retten. Voll raſchen Erbarmens ergriff Hubert den Unglücklichen und ließ ihn in das Boot unter die Maſſe herabgleiten. Aber

im Augenblicke, in dem er nachſprang, ſtieß plötzlich das Fahrzeug ab. Hubert ſtürzte in das Waſſer. Der Kahn trieb mit der gewaltigſten Schnelle aus der verderblichen Nähe des brennenden Ungeheuers hinweg. Hubert, ein vortrefflicher Schwimmer, ſchwamm nach. Das Boot iſt zu voll! rief Alles und riß die verzweiflungsvolle Klotilde hinweg. „Trennt mich nicht von meinem Weibe!“ rief Hubert mit dringendem Flehen. Aber: „Schwimmt nach dem andern Boote!“ rief Einer; „Ihr verderbt uns alle!“ ein Anderer. Aber Hubert folgte indeß dem Boot mit ungeheurer Anſtrengung der Kräfte.

Schon hatte er es erreicht, ſchon packte ſeine Hand den Rand des Kahnes. Da ſchlug ihn einer der Ruderer voll Wuth auf die Finger, gebrochen ſanken ſie herab; der Unglückliche ſelber ſank. Jetzt tauchte er wieder hervor. „Ich muß hinein!“ ſchrie er; „nehmt ihn auf!“ riefen Einige — „er ſtürzt uns alle ins Verderben!“ der Steuermann. Da traf ihn einer der Männer in verzweiflungsvoller Wuth mit furchtbarer Gewalt mit dem ſchweren Ruder auf den Kopf. Die Wellen ſchlugen über des kühnen Schwimmers Haupte zuſammen — ſeine Stimme brach in einem herzzerreißenden Schrei. Da ſchloſſen ſich Klotildens Augen; ſie ſank, einen dumpfen Wehruf ausſtoßend, beſinnungs-

los danieder. Ein ungeheures Gekreiſch und ein grauſenhaftes Stöhnen aus naher Ferne, ein Schreckensgeſchrei um ſie her rief ſie für einen Augenblick zum halben Bewußtſein zurück — das lange Boot, unfähig, ſeine ungeheure Laſt länger zu tragen, war geſunken. Im Glutſcheine des fernen Brandſchiffes ſahen ſie bald die Leichen der Ertrunkenen, die Kämpfe der Schwimmer.

Da ergriff eine unnennbare Angſt Klotildens Gefährten; in lautloſer, athemloſer Flucht ruderten ſie mit der ungeheuerſten Anſtrengung ihrer Kräfte von den Schwimmern hinweg — bald war jeder menſchliche Laut um ſie her verhallt, bald jede Spur ihrer Leidensgefährten verſchwunden; aber von der gewaltigen Feuermaſſe des Schiffes glänzte das Meer meilenweit in glutrothem Schimmer und erſt als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, verlor ſich der Wiederſchein.

Ein mäßiger Wind kam von Norden her. Sie waren fortdauernd nach Südweſt gerudert, wo die Kundigen unter ihnen wußten, daß ſie Land finden müßten. Ihr Proviant hielt kaum einen Tag vor. Schreck, Angſt, Hunger lichteten bald ihre Reihen. In der Verzweiflung eines namenloſen Schmerzes flehte Klotilde Gott tauſendmal um den Tod und ſie

hatte während dieſer entſetzlichen Irrfahrt Augenblicke, wo ſie, phyſiſch und geiſtig bis zur Täuſchung einer nahen Auflöſung entkräftet, ſich bereits am Ziele wähnte. Aber ihre jugendliche Natur kämpfte ſich durch jene Schreckniſſe durch, wie ſie jetzt die Wuth des Nervenfiebers beſiegte.

Lange noch, nachdem die eigentliche Krankheit gebrochen, mußte ſie ſich in völliger Entkräftung, im verdunkelten Zimmer, in vollkommener Stille im Bette halten; den Sklavinnen, die ſie flüſternd und auf den Zehen gehend, bedienten, war von dem jungen Gebieter verboten, ſie durch Fragen oder Erzählungen aufzuregen. So war ſie noch in vollſtändiger Unwiſſenheit über ihre Lage und Umgebung, als ſie endlich, beinahe drei Monate nach jener entſetzlichen Kataſtrophe, im Lehnſtuhl ſitzend, durch Kiſſen und Polſter geſtützt, ihren jungen Wirth bei ſich empfangen konnte, um ihm für ſeine edle Gaſtlichkeit zu danken.

Als Alonzo Caſtleton zu ihr in das Zimmer trat, ward er von dem ſtillen Leiden ihrer Züge, dem verklärten Blick, der himmliſchen Geiſtigkeit ihres ganzen Weſens tief ergriffen. Er hatte bereits von ihren Gefährten ſoviel von ihrer Geſchichte erfahren, als ſie ſelbſt wußten. Dieſe waren, auf ihren Wunſch, ſchon längſt von ihm nach St. Auguſtin befördert

worden, woſelbſt er auch einen Theil der Zeit während Klotildens Krankheit zugebracht hatte. Nachdem ſie ihm jetzt mit einfachen, rührenden Worten für die edle Menſchlichkeit, die er an ihr ausgeübt, gedankt, legte ſie ihm die Bitte ans Herz, ein paar Zeilen, welche ſie mit zitternder Hand aufgeſetzt hatte, in allen namhaften Blättern der nordamerikaniſchen Küſtenſtädte abdrucken zu laſſen. Es war dies ein Aufruf an F. H., wenn Gott ihn aus dem Schiffbruch des Schwans gerettet habe, ſowie an Die, welche von ihm wiſſen möchten, ohne Verzug der K. O. unter einer Adreſſe, welche ſie Alonzo anzugeben bat, Nachricht zukommen zu laſſen.

Alonzo ſchlug die Augen nieder; dann blickte er ſie mitleidig an. „Dieſen Schritt, arme Miß Oſten, hab' ich bereits vor drei Monaten gethan, ohne Sie um Erlaubniß zu fragen. Faſſen Sie ſich in Geduld. Keine Antwort iſt erfolgt. Ihr Freund iſt nicht mehr.“

Klotilde hatte kaum leiſe zu hoffen gewagt; hatte ſie nicht ſelbſt die Wogen den geliebten Mann verſchlingen ſehen und das einzige mögliche Rettungswerkzeug, das Boot? Dennoch, als ſie Alonzo's Worte hörte, war es ihr, als hätte ſie ihn von neuem verloren. Sie ſchlug die Hände vor die

Augen und ſaß lange ſtumm und verhüllten Geſichts, bis die heißen Thränen zwiſchen den ſchneeweißen, zarten, dünnen Fingern durchdrangen.

„Wenn unſere Theilnahme Ihnen einigen Troſt gewähren kann", ſagte Alonzo endlich, „Sie haben ſie in vollem Maße. Auch meine Mutter, eine Dame, die unendlich geliebt und gelitten hat, kam von St. Auguſtin, wo ſie ſich aufhält, herbei, in der Hoffnung, Ihnen etwas ſein zu können. Erinnern Sie ſich nicht, ſie an Ihrem Bette geſehen zu haben, Miß Oſten?"

„Ihre Mutter? Ich habe manche liebevolle Geſtalt mir erſcheinen ſehen, unfähig zu unterſcheiden, was Traum, was Wirklichkeit war. Einer ſchönen, hohen, ſchwermüthig blickenden Frau in ſchwarzer Trauerkleidung erinnere ich mich wohl. Wäre dieſes Ihre Mutter geweſen?

„So iſt's! Ihr ganzes Weſen trägt das Gepräge des Schmerzes, den ſie mit durch das Leben trägt, das Leben, das ihr eine Laſt, eine Buße iſt, und deſſen reiche Gaben die theure, unglückliche Frau mit fanatiſcher Beharrlichkeit verſchmäht."

„O", rief Mathilde ſchmerzlich bewegt, „wo iſt ſie, die theure Leidende? Sie, ſie wird mich verſtehen. Unglückliche ſind auf gewiſſe Weiſe verſchwiſtert!"

„Eine verhaßte, ſelbſtauferlegte Pflicht rief ſie von Ihrem Krankenbette hinweg nach dem St. Lucienkloſter. Denn die Periode brach an, in welcher ſie nun ſeit achtzehn Jahren, zufolge eines ſtrengen Gelübdes, ſich für eine eingebildete Sünde einer grauſamen Buße unterwirft."

„Ich verſtehe Sie nicht", ſagte Klotilde mit erwachtem Intereſſe.

„Für die Sünde", antwortete Alonzo mit bitterm Lächeln, „einſt einen Ketzer geliebt und geehlicht zu haben."

„Iſt es möglich?" rief jene; „ſo ſind Sie katholiſch?"

„Nicht doch", erwiderte er, „ich gehöre zur Kirche von England, wie mein Vater und Großvater. Aber meine Mutter iſt von ſpaniſcher Abkunft; ihre Vorfahren gehörten zu den Eroberern dieſes Landes, das, wie Sie wiſſen werden, erſt im vorigen Jahrhundert auf kurze Zeit den Engländern anheimfiel und erſt in dieſem den Vereinigten Staaten. Die römiſche Kirche hatte ſtets in meiner Großmutter, einer leidenſchaftlichen, herrſchſüchtigen Frau, eine ihrer eifrigſten Töchter, und auch meine arme Mutter ſcheint, je älter ſie wird, deſtomehr dieſe unglückliche Richtung zu nehmen, nachdem ſie aus dem kurzen Traum ihrer

Liebe, der ſie gleichſam ſich ſelbſt entriſſen, mit einer allerdings höchſt grauſamen Hand aufgeſchreckt worden. Nur daß bei ihrem ſanften Herzen die Religion eine andere Geſtalt annimmt, daß ſie, während ſie jene zum geiſtigen Stolze, zur Verfolgungsſucht und zu fanatiſchem Haſſe trieb, dieſe edle Seele bis ins Innerſte zerknirſcht hat."

„Erzählen Sie mir Alles", verſetzte Klotilde, als ihr Wirth innehielt. „Glauben Sie nicht, daß das Unglück mich ſo ſelbſtiſch gemacht hat, nur für mich empfinden zu können."

„Im Gegentheil", erwiderte Alonzo, „durch die Erzählung von meiner armen Mutter Unglück hoff' ich Ihre Gedanken für einige Augenblicke von Ihrem eigenen abziehen zu können. Aber Sie müſſen erſt ſtärker, erſt ruhiger werden. Ich hoffe von nun an Sie oft ſehen zu dürfen, und auch meine Mutter wird hierher zurückkehren, die Wirthin dieſes Hauſes, um daſſelbe Ihnen angenehmer zu machen."

Alonzo beſuchte nun die Geneſende täglich. Wochen vergingen, ehe die ſtrenge Bußzeit Donna Joſepha's — ſo hieß ſeine Mutter — verſtrichen war; da aber Tallahaſeta auf zwanzig bis dreißig Meilen im Umkreis keine Nachbarſchaft hatte, ſo konnte das einſame Zuſammenleben eines jungen, feurigen Mannes

und einer ſchönen, jungen Frau kein Gegenſtand liebloſer Bemerkungen werden.

Der Zuſtand Klotildens während dieſer Zeit möchte ſchwer zu beſchreiben ſein; er war traumähnlich, dumpf, verwirrt. Ihre Sinne drohten zu ſpringen, wenn ſie ſich die nächſte Vergangenheit vergegenwärtigte; ihre Zukunft lag, eine dunkle, lange Nacht, vor ihr; ſo bemühte ſie ſich denn gewaltſam, gleichſam mechaniſch, blos für den Tag, den Augenblick zu leben. Die Nähe eines edlen Jünglings, deſſen Sittenanmuth ihr gefiel, deſſen Großmuth und frühreife männliche Haltung ihr Achtung einflößte, konnte ihr keine Gefahr bringen. Ihr Herz lag im tiefen Meere verſenkt. Leben, athmen war für ſie eine Pflicht. Sie hatte keinen Wunſch mehr, glücklich zu ſein.

Bedenklicher war Alonzo's Lage. Der tägliche, abgeſchiedene Verkehr mit einem ſo lieblichen Geſchöpfe, deſſen ungewöhnliche Reize Krankheit und Melancholie nur rührender, nur intereſſanter machten, ſo voller Ergebung in Gott und Dankbarkeit gegen ihn, Gottes Werkzeug, für eine Gabe, die ihr nur noch eine Laſt ſein konnte; ſo voller ſittlichen Würde, die jede Vertraulichkeit von ſelbſt ausſchloß — hätte kaum fehlen können, die Gefühle des leidenſchaftlich erregſamen Südländers zu erwecken; aber Alonzo war ſchon ſeit

früher Kindheit mit ſeiner ſchönen Couſine Virginia Caſtleton verlobt, deren Reize und wechſelnde Launen ihn theils in einem Zauberkreiſe gefangen hielten, aus dem ſich loszureißen er vergebens bemüht geweſen ſein würde, wenn auch die Pietät ſeines Weſens — eine Eigenſchaft, die er dem ſpaniſchen Blute, das in ſeinen Adern floß, verdankte — es ihm nicht verboten hätte.

Ihr Umgang blieb demnach durchaus in den Schranken der Freundſchaft. Klotilde theilte ihrem Wirthe ihre frühere Geſchichte nur in den allgemeinſten Umriſſen mit. Seine vollſtändige Unwiſſenheit deutſcher Verhältniſſe hätte weitläuftige Erklärung nöthig gemacht, die ihr zu ſchmerzlich geweſen ſein würden zu geben. Sie ſagte ihm daher nur, daß ſie aus Deutſchland ſei, daß ſie mit einer befreundeten Familie habe auswandern wollen, durch Beſchleunigung der Abfahrt aber verhindert worden ſei, ſich mit dem ſeit Jahren mit ihr Verlobten trauen zu laſſen, und daß ſie in dem Schiffbruch zugleich ihr ganzes Vermögen verloren habe. Rienzo ſah darin nichts Außerordentliches; er wußte, daß täglich Tauſende von deutſchen Einwanderern in den Häfen der Vereinigten Staaten landen. Es fiel ihm nicht ein, nach ihren Motiven zu fragen, ſowie es denn nicht leicht einen

Amerikaner gibt, der die vorausgesetzte Anerkenntniß, daß sein Land besser sei als jedes andere, und den Wunsch, in einem freien Lande zu leben, nicht für hinreichende Motive erklärte. Nur als Klotilde, nachdem die Zeit sie etwas ruhiger gemacht, ihn einst bat, ihr einen Brief an das Haus in Neuyork zu besorgen, an welches ihre Anweisungen gerichtet gewesen waren, und mit der Bitte um seinen Rath, wie sie darin zu verfahren habe, ihm die bedeutenden Summen nannte, auf welche jene gelautet, stutzte er merklich und nahm sich des Geschäftes sogleich mit Eifer an.

Bei seinem Zusammensein mit der schönen Fremden war der junge Mann meist der Erzähler, und die Familiengeschichte, die er Klotilden nach und nach mittheilte, konnte kaum anderes als die wohlthätige Wirkung haben, die er sich davon versprach, nämlich sie von sich selbst und ihrem Unglück abzuziehen. Wir drängen sie hier in wenige Worte zusammen.

Viertes Capitel.

Alonzo und die Seinen.

Alonzo's mütterliche Vorfahren waren im Jahre 1565 mit Don Pedro Melendez nach Florida gekommen, hatten mit ihm die unglücklichen Hugenotten, die sich hier friedlich niedergelassen, überfallen und grausam vertilgt, und wie er sich im bigotten Wahnsinn gerühmt: „Nicht den Franzosen, den Lutheranern geschah dieses.“ Als einige Jahre darauf der tapfere gascognesche Ritter Dominique de Gourgas eigen nach Florida zog, um seine Landsleute zu rächen, entgingen die beiden Losadas, so hießen Alonzo's Vorfahren, der blutigen Wiedervergeltung, denn sie hatten bereits neue Abenteuer aufgesucht und halfen ihrem Oheim Diego in Venezuela St. Jago de Leon de Caracas gründen. Indessen kehrte der eine, der ebenfalls Don Diego hieß, nach Florida zurück, nahm die großen Ländereien in Besitz, die dem Melendez und seinem

Gefolge für ihre Unternehmung vom Könige von Spanien zugesagt waren, und wenn auch zwei Jahrhunderte lang die Söhne des Hauses erst nach Altspanien, dann nach den Hauptstädten der spanischen Colonien zur Erziehung geschickt wurden, Luisiana und das westliche Florida blieb seitdem der Hauptsitz dieses Zweiges der Familien und die Stelle, des Generalcapitains, oder sonstiger hoher königlichen Beamten wurden größtentheils mit den Lofadas oder ihren nahen Angehörigen besetzt.

An friedlichen Besitz konnte bei der besondern Kriegsrüstigkeit der Indianerstämme der Halbinsel freilich nicht gedacht werden; zum ersten Mal aber machten sie es sich zum ernsten Geschäft, sich diese durch Verträge und Bündnisse zu befreunden, als im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die Engländer sich in Georgien niederließen und sie in diesen die gefährlicheren Feinde erkannten. Die kriegerischen Colonisten von Florida und Georgien warteten den bald darauf ausbrechenden Krieg zwischen den Mutterländern nicht ab; blutige Fehden, zwischen den beiden Provinzen geführt, der wildesten Zeiten des Mittelalters würdig, gingen ihm voraus und hörten mit dem endlichen Friedensschluß nicht auf. Als aber der Zeitgeist nach und nach sogar auf die spanischen Co-

lonien einen gewiſſen Einfluß gewann; als die Floridier, im Pariſer Frieden an Großbritannien abgetreten, erſt, wenn auch nur auf kurze zwanzig Jahre, die Wohlthat einer thätigen und aufgeklärten Regierung gefühlt hatten; als ſie endlich gegen das Ende des Jahrhunderts, die Nachbarſtaaten, die ſich frei gekämpft, in Handel und Wohlſtand aufblühen ſahen und den eigenen Zuſtand damit verglichen — da gab es auch unter den wenigen einflußreichſten Pflanzern des ſpaniſchen Florida einen oder den andern, die, der langen Nacht müde, des jungen Tages der Freiheit mitzugenießen wünſchten.

Die Loſadas gehörten zu den wenigen angeſehenern Familien, die während der engliſchen Herrſchaft im Lande geblieben waren. Don Alonzo Loſada, der Beſitzer ungeheurer Ländereien, ausgedehnt genug, ein Fürſtenthum zu bilden, war durch Reiſen und einen langen Aufenthalt in England und den Vereinigten Staaten zu einem aufgeklärten Mann erzogen worden. Er war der letzte ſeiner Familie, in dem alle Reichthümer derſelben ſich vereinigten, eine einzige Tochter ſeine Erbin. Es gab keinen andern reichen Mann im Lande; denn die Bewohner der beiden Floridas waren im Allgemeinen arm und ohne Erwerbsmittel, daher genoß er fürſt-

liches Anſehen. Von fern und nah fanden ſich Freier ein, die als Spanier und als Katholiken die beſten Anſprüche zu haben ſchienen; aber allen verweigerte Don Alonzo ſein Kind und wählte ſich unter den jungen Pflanzern des Nachbarlandes Georgien einen Schwiegerſohn aus. Dieſer hieß William Caſtleton und ſtammte, wie Alonzo Klotilden verſicherte, aus einer der älteſten adeligen Familien Englands, deren jüngerer Sohn ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort niedergelaſſen.

Ueberhaupt bemerkte die Deutſche nicht ohne geheimes Lächeln, welchen unzebührlichen Werth dieſer Sohn einer demokratiſchen Republik auf ein adeliges Herkommen und vornehme Familienverwandtſchaft legte. Ein längerer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten ſollte ſie lehren, daß in keinem Lande der Welt eine vornehme Geburt und anſehnliche und modiſche Verbindungen mehr geſchätzt werden, als in dem demokratiſchen Amerika.

Lucia Loſada, die Tochter Don Alonzo's, war noch jung, als ihr Vater, nach ſpaniſcher Sitte, ohne die Neigung der Braut zu befragen, ſie verheirathete. Ihren Einwurf, von allen Zeichen des Abſcheues begleitet, „daß Caſtleton ein Ketzer ſei", beantwortete er mit der Ermahnung, ihn zu bekehren. Aber die

herrſchſüchtige, leidenſchaftliche, ſtrengbigotte Lucia war nicht dazu geeignet, in die alleinſeligmachende Kirche hinüberzulocken. Bald mußte ſich der arme Caſtleton ſogar überzeugen, daß ſie nicht nur den Ketzer in ihm verabſcheute und den engliſchen Coloniſten in ihm verachtete, ſondern daß ſie auch leidenſchaftlich einem gewiſſen ſpaniſchen Officier, deſſen Anſprüche er in einem blutigen Zweikampf zurückgewieſen, ergeben war. Keine Ueberredung, kein Befehl konnte ſie beſtimmen, Florida und ihre väterlichen Beſitzungen, auf denen ſie ihren Gemahl als einen Eindringling betrachtete, zu verlaſſen. Hier herrſchte ſie mit eiſernem Scepter. Auf den Sohn, der zufolge des Heirathscontractes zu des Vaters Kirche erzogen ward, warf ſie einen unmütterlichen Haß. Er wuchs auf einer der Bildungsanſtalten der Vereinigten Staaten auf, heirathete in Südcarolina eine ſchöne Pflanzerstochter und widmete ſich vorzugsweiſe dieſem Staate.

Die Tochter, Donna Joſepha, die ſpäterhin Alonzo's, Klotildens Freundes, Mutter ward, konnte ihr nicht entzogen werden. Sie ward früh nach einem Kloſter in St. Auguſtin gebracht, wo die ſtrenge Mutter, zu der ſie zitternd aufblickte, ſie oft, der liebevolle, ſie bemitleidende Vater, welcher, wenn nicht in Waſhington, in Georgien wohnte, ſelten beſuchte. Sechzehn Jahre

Bayerische

alt, einer erblühenden Roſe gleich, kehrte ſie in das Haus der Mutter zurück, gerade als dieſe durch die Ausſicht, Florida an die Vereinigten Staaten abgetreten zu ſehen und ſo ganz den Ketzern anheimzufallen, in der allergrimmigſten Stimmung war. Seitdem die übrigen amerikaniſchen Colonien ſich vom Mutterlande losgeriſſen, hatte eine vollkommene Anarchie in Florida geherrſcht, und jeder Freund des Vaterlandes mußte ſich nach einer geordneten Regierung ſehnen. Aber Donna Lucia erklärte, daß ſelbſt ein Zuſtand des Aufruhrs einem Ketzerregiment vorzuziehen ſei. Gleich als von Waſhington aus die erſten nur halboffiziellen Schritte zur Beſitznahme Floridas gemacht wurden, als die wilden Seminolen aufſtanden und der Schwäche der Spanier eine Stütze wurden, war ſie nach St. Auguſtin gezogen, um mit dem Gouverneur Eſtrada gemeinſchaftliche Sache zu machen. Ihr Zorn gegen ihren Gemahl, den ſie für den Anſtifter des Projectes hielt, erreichte eine unnatürliche Höhe. Sie duldete nicht, daß in ihrer Nähe ein Wort Engliſch geſprochen ward, entfernte von ſich die Negerſklaven, die meiſt aus den angloamerikaniſchen Georgien eingeführt waren, und umgab ſich mit dem Miſchgeſchlecht, das allen ſpaniſchen Colonien eigenthümlich iſt, in deſſen Adern zu faſt gleichen Thei-

len indianiſches, europäiſches und afrikaniſches Blut fließt.

Vier bis fünf Jahre ſpäter, als Joſepha aus dem Kloſter kam, fand ſie ihre Mutter auf einer ihrer blühendſten und reizendſten Pflanzungen auf der Ameliainſel, in der Mündung des St. Marienfluſſes. Sie hatte ſich erſt vor kurzem dahin begeben, und da bereits ein Gerücht von Neu-Granada herübergedrungen, daß dort eine Expedition „zur Befreiung der beiden Floridas" ausgerüſtet werde, die Inſeln aber, welche die Küſten dieſes Landſtrichs wie ein Damm ſchützen, dieſen Ueberfällen hauptſächlich ausgeſetzt waren, ſo erregte der Schritt Donna Lucia's einiges Aufſehen und ſtarken Verdacht. Die Inſel ward auch wirklich bald darauf von einem Trupp Abenteurer beſetzt, von denen nie ganz offenbar geworden, auf welche Autorität ſie handelten. Sie erklärten, im Auftrag „der Oberregierung von Merico und Südamerika" zu verfahren, und nahmen die Inſel im Namen der „Vereinigten Provinzen von Neu-Granada und Venezuela" in Beſitz. Donna Lucia hieß ſie willkommen, lud die Officiere in ihr Haus in Fernandina ein und äußerte laut, da ihr rechtmäßiger König ſie aufgegeben, mindeſtens mit Denen Freundſchaft halten zu wollen, in deren Adern, wie in den ihren, caſtiliſches Blut flöſſe.

Joſepha ſah mit Schaudern die rohen, wilden Geſellen. Sie fragte ihre Mutter furchtſam, ob alle Soldaten ſo ausſähen, wie ſie ſich immer die Banditen vorgeſtellt habe? Hatte Donna Lucia in ihrer Leidenſchaftlichkeit, wie man ſie allgemein verdächtigte, ihre Hand bei der Unternehmung im Spiele gehabt, ſo ſollte ſie hart genug dafür geſtraft werden.

Denn dieſe unautoriſirte Beſitznahme trieb die Vereinigten Staaten, die ſchon längſt mit Spanien in Unterhandlungen wegen Ankauf von Florida ſtanden, zum raſchen Handeln. Ein Kriegsſchiff landete plötzlich in Fernandina, die Truppen der Vereinigten Staaten verbreiteten ſich über die Inſel, verdrängten ohne Schwertſtreich die geringere Zahl der früheren Beſitznehmer und pflanzten die amerikaniſche Flagge in Angeſicht des Hauſes der Donna Lucia auf.

Bei dieſen Truppen befand ſich ein junger Engländer als Freiwilliger, der beim Friedensſchluß zwiſchen Amerika und Großbritannien in die Dienſte der erſtern Macht übergegangen war und den blutigen Krieg gegen die Seminolen unter Jackſon mitgemacht hatte. Die Sitten der amerikaniſchen Officiere, beſonders aber die Erſcheinung dieſes glänzenden Mannes, mußten der jungen Joſepha einen ganz andern Begriff von wahren Soldaten geben. Donna Lucia

ſtieß alle ihre Höflichkeiten verächtlich zurück; die Thür ihres Hauſes blieb ihnen verſchloſſen, und wenn ſie mit ihrer Tochter am Strande ſpazieren ritt und den Officieren begegnete, die ehrerbietig grüßten, drehte ſie den Kopf weg. Aber dieſe Spazierritte, die Kirchgänge, die eben eintretenden Feierlichkeiten des Chriſtfeſtes gaben Gelegenheiten zum Sehen, zum Winken, zum Sprechen und endlich zum Verſtändniß.

Die Liebe geht im Süden einen raſchen Schritt. Geheimniß und Hinderniß machen den Weg lockend, ſtatt davon abzuſchrecken. Alonzo Caſtleton ging ziemlich ſchnell über dieſe Stelle ſeiner Geſchichte hinweg, als er ſie Klotilden erzählte. „Mein Vater", ſagte er, „war von edler Geburt — er hätte ſonſt nicht engliſcher Officier geweſen ſein können; aber er hing zu gleicher Zeit an ſeiner Kirche. Er konnte daher nie auf die Einwilligung Donna Lucia's hoffen. Mein Großvater aber war ſeit mehren Jahren Geſandter der Vereinigten Staaten in Spanien. Der Zorn meiner Großmutter, als ſie das Liebesverhältniß ihrer Tochter entdeckte, ſteigerte die Leidenſchaft derſelben zu einer ſolchen Höhe, daß dieſe ſich zu einer heimlichen Vermählung entſchloß, von Monat zu Monat auf ihres Vaters Zurückkunft hoffend. Aber der Himmel ſegnet kein Bündniß, auf welchem der Fluch einer

Mutter ruht. Die Annäherung meiner Geburt zwang meine Eltern, den Schleier des Geheimniſſes eher zu lüften. Um meine arme Mutter vor der Wuth der Donna Lucia zu ſchützen, die ſich bis zu körperlichen Mißhandlungen vergaß, entführte mein Vater ſie und brachte ſie nach Penſacola, wo General Jackſon ſtand; eine Reiſe, die damals der im Innern hauſenden Seminolen wegen nur zu Schiffe gemacht werden konnte. Ich war wenig über ein Jahr alt, als mein Großvater zurückkam und, faſt zur nämlichen Zeit, mein Vater ſtarb. Sein Tod ſcheint mit höchſt unglücklichen Umſtänden verknüpft geweſen zu ſein. Meine ſcheue Hand wagt nicht den Schleier dieſes Geheimniſſes zu lüften.

Meine Mutter ergab ſich eine Zeit lang der entſetzlichſten Verzweiflung. Eine Tochter, die ſie nur wenige Wochen, ehe ſie die unſelige Nachricht erhalten, zur Welt gebracht, ward das Opfer davon. Sie ſtarb einige Monate alt, und ihr eigenes Leben gehörte von dieſem Zeitpunkte einem unbezwinglichen Grame, der Reue und der Buße an. Denn meine Großmutter hatte durch ihren Beichtvater ſo auf ſie zu wirken gewußt, daß ſie ſelbſt anfing auf ihre Verbindung mit einem Ketzer, die auch Gott deutlich durch eine frühe Auflöſung geſtraft, als ein Vergehen zu ſchauen. Mein

Großvater kam bald darauf nach Florida. Er erbarmte ſich der unglücklichen Tochter, und wollte, um ſie ganz von der grauſamen Mutter zu entfernen, ſie mit nach Georgien nehmen. Aber die Arme, von den Vorurtheilen ihrer Kirche befangen, wollte nicht unter die Ketzer. Sie zog vor, in einem Kloſter in St. Auguſtin ihren Wohnſitz aufzuſchlagen, wo ich, ein Gegenſtand der Zärtlichkeit der guten Nonnen, die erſten Jahre meiner Kindheit glücklich verlebte und ſogar meine Großmutter manchmal ſehen durfte. Als dieſe bald darauf ſtarb, ſchenkte mein Großvater meiner Mutter die Pflanzung, auf der wir uns befinden, und ſie brachte hier einige Monate jedes Jahres zu. Mich ſelbſt nahm er mit ſich, ließ mich in Philadelphia in einer berühmten Koſtſchule und dann auf dem Collegium zu Cambridge erziehen und theilte, als er ſtarb, ſein Vermögen zu gleichen Theilen zwiſchen meiner Mutter und ſeinem Sohn, der damals Gouverneur von Südcarolina war. Mit dieſem war er ſchon früher übereingekommen, daß — daſſelbe durch eine Heirath ſeines Enkels mit einer ſeiner Enkelinnen wieder vereinigt werden ſollte. Jede Erinnerung an meiner armen Mutter Unglück zu tilgen, ward ich mit Bewilligung meines Oheims, nach dem Familiennamen meiner Mutter, Alonzo Caſtleton genannt.

„Und haben Sie nie gewünſcht", fragte Klotilde, „Ihres Vaters Verwandte aufzuſuchen? Hat Ihr Herz Sie nie nach England getrieben, mehr von ihm zu hören?"

„Ich war zu jung, als er ſtarb, um ihn lieben gelernt zu haben. Jede Frage nach ihm macht die Wunde meiner Mutter von neuem bluten. Vielleicht wenn einſt die kühle Erde ihren heißen Schmerz deckt, werd' ich nach England gehen und ſuchen, ob dort vielleicht noch ein großväterliches oder großmütterliches Herz für den verarmten Kreolen ſchlägt."

Ein melancholiſches Lächeln begleitete dieſe Worte Alonzo's. Er brach ab und ſprach nie wieder von ſeinem Vater. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch Klotilde von ihm ſchwieg.

Fünftes Capitel.

Stillleben.

Unter ſolchen Geſprächen verſtrich traurig die Zeit. Nachdem die Krankheit einmal gebrochen, erholte ſich die geſunde, jugendliche Natur Klotildens wunderbar ſchnell. Bald konnte ſie den ganzen Tag über aufbleiben und auf der Veranda auf und nieder gehen; endlich auf dem hohen Belvedere des Hauſes die kühlere, balſamiſche Luft einſaugen. Noch tobte der blutige Seminolenkrieg im Süden der floridiſchen Halbinſel. Zwar ſchienen die nordöſtlichen Küſten und in der That die ganze Gegend zwiſchen dem Meere und dem Georgenſee, wo Tallahaſeta lag, geſichert; dennoch hatte man Beiſpiele, daß mitten in den Hütten der anſcheinend freundlichen Indianer Verrath lauerte. Die Miliz war daher aufgeboten, die Pflanzungen gegen etwanige Ueberfälle dieſer Stämme zu ſchützen. Alonzo, jung wie er war, bekleidete die Stelle eines

Oberſten bei derſelben, ſowie er, als Friedensrichter, auch zu den Magiſtratsperſonen des Ortes gehörte. Die nöthigen Anordnungen für die Befeſtigung und richtige Vertheilung der Truppen hielt ihn oft über Nacht vom Hauſe fort. Unmittelbar hinter den Quartieren ſeiner Sklaven, einer anmuthig unter Palm- und Magnoliabäumen gelegenen Hüttenreihe, dehnte ſich ſüdweſtlich eine ungeheure, üppige Savannah aus, deren äußerſte, mit dicker Waldung umgebene Grenzen immer von Wachtpoſten geſchützt werden mußten. Alonzo Caſtleton ritt ab und zu; er hatte Zuſammenkünfte mit den benachbarten Pflanzern — und die Nachbarſchaft in Florida iſt oft über bedeutende Landesſtrecken verbreitet; oder er ritt nach Volusia, um bei dem General der Truppen, die dort ſtanden, Nachrichten einzuziehen.

Klotilden flößte er Achtung in ſeiner Thätigkeit ein. Sie hatte längſt eine edle Natur in ihm erkannt, und in dem zwanzigjährigen Jüngling männliche Reife. Eine tiefe Leidenſchaftlichkeit ſchien wunderſam in ihm mit einer gewiſſen Schlaffheit zu contraſtiren. Sein Aeußeres trug das nämliche Gepräge. Eine dunkle Glut brannte in ſeinem Auge, die Formen waren edel, die Stirn gedankenvoll; aber die gelbe Geſichtsfarbe, der dunkle Schatten unter den

Augen, der ſchlaffe Gang und die Magerkeit der wohlgebildeten Glieder ließen die Friſche und Kraft eines nordiſchen Jünglings vermiſſen. Es bedurfte eines äußern Anſtoßes, ihn zur Thätigkeit anzuregen.

Klotilde lebte unterdeſſen in der vollkommenſten Einſamkeit, in welcher mit ihrem Körper auch ihre Seele langſam zur Heilung erſtarkte. Sie fühlte wol, daß ſie zu einem Entſchluß kommen, daß ſie irgend einen Schritt thun müſſe, daß ſie nicht den ganzen Reſt ihres gebrochenen Daſeins der Gaſt dieſes jungen Mannes ſein könne. So arm, ſo verwaiſt in ihr Vaterland zurückzukehren, das ſie, wie ſie beſtimmt wußte, unter Misbilligung aller ihrer Freunde verlaſſen, nach der letzten Unterredung mit ihrem Vormund ihm wieder ſo ſchmerzlich verwitwet gegenüberzutreten — ſie fühlte, es war unmöglich! Nicht einmal ſchreiben mochte ſie, ſo ganz ausſchließlich war ihr Gefühl auf den Einen, den Verlorenen gerichtet! „Mögen ſie mich als todt beweinen, die Guten!“ ſagte ſie, „bin ich doch auch todt für die Welt, für das Leben!“

Sie beſchloß endlich, ehe ſie einen Plan für ihre Zukunft ausdenke, abzuwarten, welche Antwort ihr endlich von dem Handelshauſe in Neuyork kommen werde. Sie wußte, ſie konnte Alonzo nicht bezahlen, aber ſie konnte ihm ſeine Auslagen für den Arzt, die

Medicin, die Stoffe erſtatten, die er zu ihrer nothwendigen Garderobe aus St. Auguſtin hatte kommen laſſen. Sie mußte die guten Dienerinnen belohnen, die ſie gepflegt und ihr ihre Kleidungsſtücke genäht. Sie war nicht ungeduldig auf die Antwort. Sie, die immer Thätige, Zeitgeizige, verbrachte jetzt in dumpfem Hinbrüten ihr trauriges Daſein, von nichts als von einer dunkeln Furcht geſtört, durch irgend eine Nachricht, durch irgend einen Vorfall darin unterbrochen und zum Handeln gezwungen zu werden.

Das Gewühl der Welt, der Drang der Geſchäfte, die Anſprüche der Geſellſchaft können den Schmerz nur betäuben, nicht heilen; allein auch die Einſamkeit iſt nur für den Zufriedenen erſprießlich, dem ſie Muße zu einem beſchaulichen Daſein gewährt; oder für den Verworrenen, den ſie lehrt ſich zu ſammeln, ſich zu verſtehen. Dem Herzen, das ein unabänderliches Misgeſchick, einen unerſetzlichen Verluſt beweint, gibt ſie keinen Troſt. Für verlorene Liebe kann nur Liebe tröſten, Freundestheilnahme, Freundesmitleid, das wohlthätig das unſelige Brüten über das unrettbar Verlorene hemmt und mit ſanft abwehrender Hand den Leidenden hindert, den lindernden Verband der Zeit von dem blutenden Herzen zu reißen. Klotilde hatte in ihrer Einſamkeit nur Einen Tröſter — den beſten

Tröſter — Gott. Ihm, deſſen Hand ſie, wie ſie mit ſchmerzlichſter Ergebung fühlte, ſicherlich zu ihrem wahren Beſten ſo ſchwer getroffen, Ihm gab ſie ihre Seele ganz. Aber der Troſt, den wir in Gott finden, kann uns nur näher zu Ihm ziehen; er kann uns die Welt, er kann uns das Leben nicht wieder lieb machen.

So löſte denn auch Klotildens Seele ſich mehr und mehr von dem thätigen Zuſammenhang mit dem Leben los. Halbe Tage lang ſaß ſie oben auf der Warte des Hauſes und ſah auf das reiche, duftige Land hinaus, und auf das weite, unendliche Meer, das ſo ſtill und heilig in majeſtätiſchen Wogen rollte und doch das Grab ihres Geliebten war. Und wie lockend breitete doch die Natur die üppigen Reize der Erde vor ihr aus! Das Haus von Tallahaſota lag auf einer jener reizenden Anhöhen, die in Florida unter dem Namen Uplands, Oberland, bekannt ſind, einer Anſchwellung von reicher, fruchtbarer Lehmerde, die mit dem ſchönſten Laubholz und den edelſten Fruchtbäumen bedeckt war, wie ſchon oben bemerkt, oaſisgleich, aus ſandigen, ſich meilenweit ausdehnenden Tannenhaiden hervorragend. Die Magnolia grandiflora mit ihrer majeſtätiſchen Höhe und ihren köſtlichen, rieſenhaften Blumen, gleichſam aus einer gigantiſchen Vorzeit in die kleine Gegenwart hinübergewachſen,

ſowie die ſchlanke Palme mit ihrem ausgebreiteten Schirmdach, die friſche, kräftiggrüne, ſie heimiſch grüßende Eiche, die dunkle, melancholiſche Cypreſſe beſchatteten und ſchützten das Haus; nur der wohlthätige Seewind durfte durch die Fülle der niedrigern Orangen- und Myrthenbäume ſtreichen, die den Abhang nach Oſten deckten und den balſamiſchen Duft durch die ganze Gegend trugen.

Nördlich, am Fuß der Anhöhe, ſchimmerte durch die dunklere Waldung der Strom, an dem ſich in der Abendſtille wol in kleinen Gruppen die aſchgrauen Kraniche ſammelten und, wie ſie pflegen, ein wunderſames, trompetenähnliches Geſchrei, zum Zeichen für die Gefährten, durch die Luft ſchickten. Zahlreiches Wild und Herden von Truthühnern ſchweiften durch das fernere Dickicht; in der Nähe des Hauſes aber um die Gipfel der erhabenen Cypreſſen herum flatterten in Scharen die glänzend bunten kleinen Peroketten und um die balſamiſchen Blüten der Büſche hier und dort der noch glänzendere, noch buntere Kolibri. Die Savannah, wo ſie ſich an die Pflanzung anſchloß, ſtrotzte von üppigem Graſe und einer unermeßlichen Blumenfülle, unüberſehbaren Herden von fettem Rindvieh zur Nahrung. Alles umher ſprach ſinnliches Wohlgefühl, heitern Genuß aus: kein Funke der wilden Kriegesflammen,

die ſeit Jahren das Innere des Landes durchloderten, war noch hierher geſchleudert. Lachend, ſchwelgend im üppigen Behagen ihrer Schönheit und Ruhe lag die Natur vor Klotilden.

Der aber kennt das jugendliche Herz ſchlecht, der da wähnt, daß die arme Verlaſſene in dieſem Anblick hätte Troſt finden können! Je mehr die magiſche Kraft der Natur umher ihr Herz durchdrang, je ſchneidender riß ein unendliches Weh durch ihre Bruſt. Ja, ſo iſt es! Nichts ſteigert den Schmerz um das Verlorene mehr, als die aufgedrungene Empfindung der Schönheit der Erde; nichts ſchärft ihn ſchneidender, als der entſetzliche Contraſt, den die harmoniſche Natur mit unſern zerriſſenen Sinnen, mit unſern zertrümmerten Herzen bildet. Wie treten dann in furchtbarer Deutlichkeit alle die Schatten unſerer in den Staub getretenen Hoffnungen uns vor die Seele, unſerer vereitelten Anſprüche an Menſchenglück, die Schatten der Tage unſerer abgeſtorbenen Zukunft, in langer, bleicher, grauenhafter Reihe!

Wer einen Unglücklichen tröſten will — wir meinen einen recht Unglücklichen, und zwar einen, der noch nicht alt genug iſt, um mit dem Leben ohnehin fertig zu ſein —, wer ſein verwaiſtes, zerdrücktes Gemüth aufrichten will, führe ihn nicht hinaus in das

Freie, in den heitern Sonnenblick des erwachenden Jahres; zeige ihm nicht die Welt in ihrer Schöne! Laßt nicht die reiche Erde mit ihren tausend Stimmen ihm zurufen: Sieh' Alles blüht und duftet, nur du bist verwelkt und erstorben! Sieh', Alles ist herrlich um dich her, aber du empfindest das Herrliche nicht, weil das Herrlichste dir fehlt! Alles stimmt im lieblichsten Einklang, nur du drängst dich dissonirend zwischen ein!

Schlingt nicht neue Bande um das im Kampf schon zerspaltene, blutende Herz! Gönnt es der Welt, der seine Leiden es eigneten und näherten. Vielleicht, daß in nebeligen, naßkalten Tagen, in stürmischen Herbstnächten, wenn Erde und Himmel erbarmungsvoll mit ihm zu trauern scheinen, ihm in der Harmonie mit der Außenwelt eine momentane schwermüthige Ruhe zu Theil wird. Nicht die Ketten fesseln uns wahrhaft, die den Leib an die Erde binden, während die Seele sich aufschwingt zum Ziele der ewigen Sehnsucht. Die Zeit wird kommen, die sie sprengt, und ein rascher Entschluß kann ihr zuvorkommen. Schwerer zu lösende Ketten tragen wir in unserem Innern, in unsern edelsten, wie in unsern sinnlichen Neigungen. Wäre die Welt nur eine Prüfungsanstalt voll Dornen und Klippen, wie die Frommen es sagen — ein geduldiger Muth würde das Leben

überſtehen, gleich einer langwierigen Kur, die zur endlichen Geneſung führt. Nein, das eben, daß ſie ein herrlicher, gottentſproſſener Garten iſt, üppig prangend mit den Blumen und Früchten der Künſte, des Wiſſens, der Liebe, der edelſten Freuden, der uns zum Genuß ladet, während das Verhängniß dem Pilgernden raſtlos entgegentritt und ihm den Weg mit ſchwarzen Trauerflören verſchleiert — das iſt das eigentliche Unglück des ſehnenden, dürſtenden, vielfältig getäuſchten Menſchenherzens!

So fingen denn auch der armen Klotilde friſche Wunden beim Anblick der köſtlichen Natur um ſie herum heftiger an zu bluten; ihre Gefühle waren ihr nicht klar, ſie wußte ſelbſt kaum, warum das einzige Wort zerreißend durch ihre Nerven zuckte: „Ich hab' ihn verloren!" Es iſt wahr, ſie hatte Hubert eigentlich erſt während der vier kurzen Wochen ihrer Seereiſe *lieben* gelernt; aber mit dem *Gedanken* an ihn war ihre ganze ſiebenjährige Vergangenheit verwachſen, während der alle ihre Lieben heimgegangen waren. Alles, was ſie im Leben verloren, verſchmolz ſich in ihrer Seele mit dem Verluſt ſeiner.

In andern Augenblicken wieder glaubte ſie der Natur eine Art Sympathie anzufühlen. Wenn ſie in der Abenddämmerung hinaufſchlich auf die Warte, die

die ganze Gegend überſchaute, und, in einen leichten Shawl gehüllt, in athemloſer Stille daſaß, den tauſendfachen, wunderbaren Tönen der abendlichen Schöpfung zu lauſchen, ſchlug ſo mancher klagende Ton an ihr Ohr. Wie wehmüthig klang das Geſchrei der viclartigen Fröſche aus dem fernen Meere herüber, dazwiſchen die kleine Schelle des Glockenfroſches, gerade als gingen auf dem Lande zu Hauſe die Herden zur Abendruhe; oder das ſpitze, gellende Geſchrei der kleinen Schreieule drang durch die nächtliche Stille, oder der ſcharfe Wehruf eines Reisvogels, dem ein Habicht in das Neſt fährt. Ihr Herz konnte ſchneller ſchlagen in ſympathetiſcher Angſt, wenn ſie den Ton hörte. Beſonders gern ſuchte ihr Auge den einſamen Holzpelikan auf, wenn er im abendlichen Zwielicht ſo trüb und melancholiſch auf dem Gipfel einer Ceder ſitzt, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, die mächtigen Flügel herabhängend, mit den ſchwermüthig blickenden Augen hinaus nach der See ſchauend und doch ſtets von der See ſich in gewiſſer, ängſtlicher Ferne haltend. Auch ſie ſchaute unaufhörlich hinaus, das Land der Deutſchen mit der Seele ſuchend.

Dieſe gefährlichen Träumereien unterbrach endlich ein Beſuch Donna Joſepha's, deren Bußzeit für dieſen Sommer überſtanden war. Alonzo kündigte ihn

Klotilden freudig an. Er kannte das menſchliche Herz ſo wenig, daß er nicht zweifelte, daß ſie, weil ſie beide gut und unglücklich waren, einander Freundinnen und tröſtende Gefährtinnen werden müßten. Aber Klotilde fühlte Joſephen bald an, daß dieſe ihr nichts geben und kaum etwas von ihr empfangen könne. Doch ward ihr dies Verhältniß in einer Hinſicht förderlich. Das Unrecht, ſich gänzlich und ohne Widerſtand einem maßloſen Grame hinzugeben, ward ihr an der armen Joſepha deutlich. Sie war kaum achtunddreißig Jahr alt, aber gebeugt, vergrämt und von beſtändigem Weinen faſt verblindet, hätte man ſie für funfzig halten ſollen. Auf ihrem verwelkten Geſichte waren noch Spuren großer Schönheit zu ſehen. Aber ſie verachtete dieſe Schönheit; ja, ſie haßte ſie, weil ſie, wie ſie ſagte, ſie zum Sündigen verführt. Sie begrüßte Klotilden liebevoll und ſprach ihr mit tiefem Gefühl ihr Mitleiden aus. Aber es war ſichtlich, daß ſie nur gekommen war, ſie zu überzeugen, daß ſie allein im Schooße der Kirche Ruhe finden könne — und zwar, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in der römiſchkatholiſchen Kirche. Die Geſpräche, die immer wieder zu dieſem Punkt zurückkehrten, fingen bald an, der armen Klotilde ihr Aſyl unheimlich zu machen.

Zu dieſer Zeit erhielt Alonzo endlich Antwort von ſeinem Geſchäftsfreund aus Neuyork. Es war eine traurige Nachricht. Das hamburger Haus, das Klotilden einen Creditbrief und Wechſel für zwanzigtauſend Thaler gegeben, war vor zwei Monaten zuſammengebrochen, hatte viele andere mit ſich in den Untergang gezogen und auch dem Hauſe in Neuyork, an welches die Anweiſungen gelautet, bedeutende Verluſte bereitet. Es erklärte, ſelbſt wenn die Papiere vorgezeigt werden könnten, nicht zum Zahlen verpflichtet zu ſein.

Klotilde lächelte ſchmerzlich, als ſie den Brief las. „Und darf mich das noch kränken, nachdem ich ſo viel Edleres verloren?“ fragte ſie ſich. Dennoch ſchlug die Nachricht ſie von neuem tief nieder. Sie war nun ganz arm. Sie, die in Wohlſtand und Ueberfluß aufgewachſen, ſie, die gewohnt war mit vollen Händen auszutheilen, die großmüthige Unterſtützerin alles Guten, Schönen, die Wohlthäterin der Armen — mußte nun ſelbſt Schuldnerin bleiben und es ſich gefallen laſſen, Monate lang von der Barmherzigkeit eines Fremden und ſeiner Leute gelebt zu haben. „Hinunter, ſtolzes Herz!“ ſagte ſie, die Hand feſt auf ihr armes Herz drückend und die bittere Thräne mühſam zurückzwingend.

Die Hiobspoſt war ihr in ſofern heilſam geweſen, als ſie die ſchlummernde Energie ihres Weſens geweckt hatte. Schon am folgenden Tage war ihr Entſchluß zur Reife gekommen. Sie erſuchte Alonzo, nachdem ſie ihm ihre Dankbarkeit noch einmal ausgeſprochen, ſowie ihre Betrübniß, daß ſie, wie ſie ſich ewig für ſeine Güte als ſeine Schuldnerin fühlen würde, es ihm für jetzt auch für ſeine Auslagen bleiben müſſe, ihr die Stelle einer Lehrerin an einer Schule oder als Erzieherin in einem Privathauſe zu verſchaffen.

Alonzo wollte nichts davon hören. Sowol er als ſeine Mutter drangen in ſie, das Haus in Tallahaſota als ihre Heimat zu betrachten; allein ſie blieb feſt und Alonzo gab ihrer Vorſtellung endlich Gehör, daß ein thätigeres Leben ihr gut thun und ſie am beſten gegen ihren Gram waffnen werde. Er verſprach demnach eine Anzeige, in welcher ſie ſich um eine Stelle bewarb, in die Zeitungen von St. Auguſtin und der Nachbarſtaaten einrücken zu laſſen und ihr die Blätter zu verſchaffen, in welcher ſie ein Geſuch, das ihr nützlich ſein dürfte, finden könne. „Vielleicht", ſagte er nachdenklich, „kann ich etwas Beſſeres für Sie finden."

Einige Wochen vergingen, während welcher ſich in

der That ein paar Vorſchläge fanden, auf die Klotilde einzugehen bereit war. Allein ihr junger Freund, den ſie, um der Großmuth willen, die er an ihr geübt, als ihren Rathgeber annehmen mußte, verwarf Alles.

Eines Tages kam er mit erheitertem Blick zu ihr. „Ich hoffe", ſagte er, „Ihnen einen annehmbaren Vorſchlag machen zu können. Sie haben mich meines Oheims, eines ausgezeichneten Rechtskundigen in Charlestown, erwähnen hören. Er bietet Ihnen ſein Haus an. Er hat zwei Töchter, ungefähr in Ihrem eigenen Alter, Miß Oſten, die ſich in der Muſik zu vervollkommnen wünſchen. Sie mit Ihrem ſchönen Talent und Ihrer gründlichen Kenntniß können Beiden unendlich nützlich ſein. Außerdem hat die älteſte, Virginie, in ihrer enthuſiaſtiſchen Weiſe ſeit kurzem eine Leidenſchaft für Ihre Sprache gefaßt und ſie möchte ſie gern vollkommner lernen. Mein Oheim wird der Lehrerin ſeiner Tochter gern einen Jahrgehalt von fünfhundert Dollars zahlen. Sie werden meiner Couſinen Freundin werden, gute Miß Oſten, denn beide ſind liebenswürdige Mädchen. Willigen Sie ein, ſo will ich ſelbſt Sie nach Charlestown bringen."

Klotilde war ſogleich bereit und dankte ihm mit Wärme. Die Zeit, in welcher Donna Joſepha nach St Auguſtin zurückzukehren wünſchte, war überdies

unterdeſſen herbeigekommen; ſo ſchien ſie ihr nichts zu rauben, wenn ſie ihren Sohn zu der Reiſe veranlaßte. Auch konnte ſie wol ſehen, daß er die Gelegenheit gern ergriff, für den Winter nach Charlestown zu gehen, und die Röthe, die ſein Geſicht überflog, als er Virginiens Namen nannte, ließ ſie ahnen, daß dies die ihm verlobte Braut ſei.

Klotilde hatte, als einzige Habe aus dem Schiffbruch, einen kleinen, aber werthvollen Brillantring gerettet, ein Andenken ihrer Mutter, den einzigen, den ſie auf der Seereiſe trug und den ſie, da er ihr etwas eng war, auch des Nachts nicht vom Finger zog. Als Madame Caſtleton abreiſte, trug Klotilde ihrer Kammerfrau, einer verſtändigen und vertrauenswürdigen Meſtizin, auf, dies Kleinod an einen Goldſchmidt in St. Auguſtin zu verkaufen, indem ſie ihr als deſſen Preis dreißig Dollars, etwa das Drittel ſeines Werthes, beſtimmte. Es that ihr wehe, ſich von dieſem letzten Andenken an ihre Vergangenheit zu trennen, aber Tallahaſota verlaſſen zu müſſen, ohne ſich wenigſtens den Dienſtboten erkenntlich zu zeigen, wäre ihr noch ſchmerzlicher geweſen. Aus ihrem Gehalt hoffte ſie dann im Verlauf des Jahres ihre übrigen Schulden bezahlen zu können. Nach einer Woche bekam ſie zu ihrer Ueberraſchung von der Dienerin

hundert Dollars als den Erlös überſandt. Sie errieth leicht, daß Donna Joſepha's Großmuth hier dazwiſchen getreten, und, da ſie wußte, daß jene nie Schmuck trug, mußte ſie es, nicht ohne Erröthen, nicht ohne einen tiefen Seufzer, als ein Geſchenk annehmen. Hatte doch die Gunſt ihrer Verhältniſſe ihr bis jetzt jede Demüthigung erſpart!

Sie konnte nun freigebig austheilen und noch ein Bedeutendes erübrigen, um ſich aus St. Auguſtin einen einfachen Hut und Shawl und einige Trauerſtoffe für die Reiſe kommen zu laſſen, ſich bei der heranna-henden kühlern Jahreszeit mit wärmeren Kleidern zu verſehen und ihre dürftige Garderobe ſonſt noch einigermaßen zu vervollſtändigen. Alles ward mit der pünktlichſten Sparſamkeit eingerichtet; ſie ſelbſt ſchnitt Alles zu und nähte mit Hülfe der Mädchen. So ſuchte ſie ſich ſelbſt durch raſtloſe Thätigkeit zu betäuben und nun, wie ſie einmal entſchloſſen war, ihrem neuen Schickſal mit feſtem Muth entgegenzugehen. Unterdeſſen kam die Mitte des Octobers heran, die Zeit, in welcher die Familie Caſtleton, die den Sommer gewöhnlich in einem der nördlichen Staaten oder in irgend einem Seebade zubrachte, wieder in ihrem Hauſe zu Charlestown einheimiſch war. Der Tag der Abreiſe ward daher beſtimmt und der Reiſe-

plan gemacht. Bis nach St. Auguſtin ſollten Alonzo's rüſtige Pferde ſie tragen. Von dort aus ging wöchentlich zweimal ein Packetboot nach Savannah und Charlestown.

Schon früher, kurz nachdem ſie ihren Entſchluß gefaßt, eine neue Lebensbahn zu betreten, hatte ſie es über ſich gewonnen, an den Landrath zu ſchreiben. Sie hatte noch ein kleines Grundſtück, das in der Eile nicht hatte verkauft werden können, noch einige unbedeutende Capitalien ausſtehen, die eine längere Kündigungszeit erfodert hatten. Sie meldete ihm mit kurzen, gepreßten Worten ihr Unglück, deſſen äußerliche Züge, wie ſie bemerkte, ihm vielleicht ſchon aus den öffentlichen Blättern bekannt geworden ſeien. Sie bat ihn, das Geld, das ſie noch beſitze — es konnten höchſtens einige hundert Thaler ſein — ihr nach Charlestown unter der Adreſſe des Herrn Richard Caſtleton zu ſchicken, und verſprach ihm, von dort von neuem zu ſchreiben. „Zürnen Sie mir, theurer Freund", ſchrieb ſie, „dieſes kalten Tones wegen nicht, in dem Sie Ihre Klotilde nicht wieder erkennen. Ich bin dieſelbe nicht mehr. Vier Monate ſind's erſt, daß ich die Wellen über Hubert's theurem Haupte zuſammenſchlagen ſah, als er meinetwegen, mein Eigenthum zu erhalten, den Augenblick der Rettung verſäumte; und

ich lebe noch! Ich eſſe, trinke, ſchlafe noch; ja ich leſe, nähe, ſchreibe wieder! Erkennen Sie in dieſer zähen, ſtumpfen Natur Ihre Freundin Klotilde, deren Gefühl ſtets rege war, wie das der Mimeſa? Nein, ich bin dieſelbe nicht mehr! Kein Glück kann mehr von mir ausgehen, keins mich mehr empfänglich finden! Nur in Einem bin ich noch die Alte! Ich weiß, daß ich die Laſt tragen muß, die der Allmächtige mir auf die ſchwachen Schultern gelegt; ich weiß auch, daß es ein Irrthum iſt, der uns Frauen die Liebe als Lebenszweck erſcheinen läßt — mich hat mein hartes Schickſal darüber belehrt, daß nur die Pflicht es iſt!"

Auf ihrer Durchreiſe verweilten ſie einige Tage lang in St. Auguſtin. Klotilde hatte hier zum erſten Male Gelegenheit, die Tüchtigkeit des angloamerikaniſchen Elementes zu bewundern, das im Laufe von kaum zwanzig Jahren ſchon dieſer altſpaniſchen Citadelle ein ſo entſchieden nationell-amerikaniſches Gepräge aufgedrückt hat. Wie hatte die kleine Stadt, mit ihren Klöſtern und Kirchen, drittehalb Jahrhunderte lang gleichſam in trägem Behagen in ihrem Orangenbette geruht und ſich, über die niedrige Vormauer der flachen Anaſtaſia-Inſel hinweg, von lieblich friſchen Winden anfächeln laſſen, ohne viel darnach zu fragen, für wie

viel ſie die goldenen Früchte auf den nordiſchen Markt bringen könne, oder ob der Oſtwind, der ſie ſo erfriſcht, auch wol die Segel des Schiffes, das die reiche Waare dahin trägt, zur günſtigen Fahrt ſchwelle; und nun in dieſen kurzen zwanzig Jahren, wie hat ſie ſich geſchäftig und kaufmänniſch geberden gelernt und doch noch ſich, mit ihrer bunten Bevölkerung von Spaniern und Franzoſen, Mulatten und Meſtizen, Griechen und Minorkanern zur einen Hälfte, gegen den proſaiſch nüchternen, vertrocknenden Einfluß der andern Hälfte, der raſtloſen, ſchaffenden, erwerbenden, ſpeculirenden Neu-Engländer, zu wehren gewußt!

Klotilde überſchaute die bunte Scene mit einem flüchtigen Intereſſe. Sie ging am Arme Alonzo's, der ihr den Reichthum ſeines Landes zu zeigen wünſchte, über den Marktplatz, wo köſtliche Früchte und Blumen aufgehäuft lagen. Sie blieben bei einem Wagen ſtehen, der ſich beſonders durch ſeine balſamiſch duftende Laſt auszeichnete: ein Reichthum von lieblichen und prächtigen Blumen, wie Klotilde ihn noch nie geſehen. Sie ſollten eben nach der St. Lucienkirche gebracht werden, um dies Gotteshaus für ein nahes Feſt zu ſchmücken. Der Führer des Wagens ſah Alonzo an und grüßte ehrerbietig, dann traf ſein Blick Klotilden; aber ſchnell, die Farbe wechſelnd, wendete er

ſein Geſicht weg. Auch Klotilde hatte ihn erkannt. Es war derſelbe entſetzliche Menſch, der Hubert mit dem Ruder in die Tiefe geſtoßen, es war Hubert's Mörder.

Er war in St. Auguſtin hängen geblieben und bei einem Gärtner in Dienſt gegangen. Jetzt ſah er nicht teufliſch wild aus wie damals. Die, Verzweiflung, die Angſt hatte ihn zum Barbaren gemacht. Schmerz zuckte über ſein Geſicht, als er die bleiche, rührende Geſtalt in tiefen Trauerkleidern ſah.

Klotildens Wangen überzog Leichenbläſſe; ein heftiges Zittern befiel ſie. „Ich tauge noch nicht in die Welt", ſagte ſie bitter zu ſich ſelbſt, und Alonzo konnte ſie nicht wieder überreden, mit ihm auszugehen. Nur die Kirche beſuchte ſie mit Joſephen. „Sollte mich nicht an der heiligen Stätte Ruhe anwehen", fragte ſie ſich. „Es iſt nicht meine Kirche, aber was thut's? Es iſt doch ein Ort, von dem Tauſende von Herzen zum Herrn rufen!"

Ein Gefühl heiliger Stille kam einen Augenblick über ihr Gemüth, als ſie in den erhabenen, gothiſch alten Dom trat. Sie folgte Joſephen und als dieſe vor ihrer Schutzheiligen, der ſie ihren Namen verdankte, einer Figur in Lebensgröße, die in einer Niſche ſtand, niederkniete, kniete ſie neben ihr. Die

Statue war mit koſtbarem Schmuck überladen; auch ihren Diamantring ſah ſie an dem wächſernen Finger der Heiligen. Das Herz zog ſich ihr zuſammen; ſie ſtand auf und beſuchte auch die Kirche nicht wieder.

Sechsles Capitel.

Eine neue Lebensbahn.

Der Wagen, der die Reisenden aus dem Hafen in die Stadt Charlestown brachte, hielt endlich vor einem backsteinernen Hause still, das sich schmal, hoch, stattlich, mit hellen Spiegelscheiben, grünen Blenden und marmornen Treppenstufen versehen, auf keine Weise von den langen Reihen von Häusern auf beiden Seiten unterschied. Klotilde hätte es lieber gesehen, die Familie Castleton hätte in einem der angenehmen, landhausähnlichen, einzeln stehenden Gebäuden gewohnt, durch deren Reihen sie gefahren, die aber weniger fashionable sein mochten, als diese, wie sie hörte, im Neuyorker Styl erbauten Häuser. Alonzo stieg aus. Aber ehe er noch klingeln konnte, öffnete sich die Hausthür und ein junges Frauenzimmer trat heraus, eine kleine Gestalt in einfacher, schwarzer Kleidung, mit Hut und Shawl versehen, sichtlich zum Ausgehen,

nicht zum Entgegenkommen bereit. Aber ſie rief ſogleich: „Willkommen, Vetter Alonzo! Ich hoffe, Sie haben Ihre Reiſegefährtin nicht dahinten gelaſſen?“

Als nun auch Klotilde ausſtieg, begrüßte ſie dieſe liebreich, und ein Paar offne, gute, blaue Augen ſahen die Fremde, nicht forſchend, ſondern Vertrauen erweckend, an. Sie klingelte den Dienſtboten, und während Alonzo das Abpacken anordnete und den Kutſcher ablohnte, führte ſie Klotilden die Marmorſtufen hinauf, durch das ſchmale, mit ſchönbemaltem Wachstuch belegte Vorhaus in eins der prächtigen Wohnzimmer. Die köſtlichſten Möbeln, ſchwere, damaſtene Vorhänge, ein ſchwellender, an Farbenglanz unvergleichlicher türkiſcher Teppich, Wände, mit Oelbildern in Prachtrahmen bedeckt, und ein marmornes Kamin von der kunſtvollſten Sculptur zeugten hier von dem Reichthum des Beſitzers.

Alonzo folgte ſogleich. Obgleich er vorausſetzen konnte, daß ſeine Couſine wiſſen müſſe, wer die Fremde ſei, hätte er geglaubt, es an Höflichkeit gegen dieſelbe fehlen zu laſſen, wenn er ſie nicht förmlich vorgeſtellt hätte. „Couſine Sarah“, ſagte er, „erlauben Sie mir Ihnen Miß Oſten vorzuſtellen. Miß Oſten, Miß Sarah Caſtleton.“

Beide verneigten ſich. „Ich wollte ſoeben nach

der Betversammlung", sagte Sarah, „aber nun bleib' ich zu Hause, denn Virginia ist mit Mr.*) Dorn ins Concert und wird wol nicht vor Zehn zu Hause kommen. Wir sind jetzt sehr glücklich hier, Vetter", fuhr sie gegen Alonzo gerichtet fort, „wir haben mehr Gnadenmittel als je. Doctor Church aus Boston leitet den Gottesdienst heute Abend. Sie glauben gar nicht, wie beredtsam seine Gebete sind! Der Geist des Herrn ist in ihm. Ich hoffe, Sie werden ihn hören, Vetter! Er ist ein guter Mann."

„Ist das derselbe Church, Cousine Sarah, der in Portland wegen der Mäßigkeitsgeschichte durchgepeitscht worden?"

„Derselbe. Es war eine schmähliche Geschichte. Ich glaube, die Unitarier misbilligten diese frevelhafte Handlung eben so wie die Christen, Vetter Alonzo."

„Mag sein", versetzte Alonzo, „hoffentlich wird er sich aber hier nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angehen."

„Die Mäßigkeitssache geht jeden Christen an, Vetter!"

„Die Mäßigkeitsleute", erwiderte Alonzo, „sollten ihre gute Sache nicht verderben durch das Zusammen-

*) Mr., Abbreviatur von Master, Herr, das aber vor dem Namen nicht Master, sondern Mister ausgesprochen wird.

ſtecken mit den Abolitioniſten. Die Gemeinſchaft mit dieſem Geſindel ſchadet ihnen gewaltig bei uns."

„Auch bei uns", ſagte Sarah; „und doch ſollte keiner das Waſſer des Lebens verſchmähen, weil denſelben Becher, in welchem es ihm gereicht wird, auch ein Gifttrank füllen könnte. Aber", fuhr ſie, zu Klotilden gewendet, fort, „vielleicht ziehen Sie vor, auf Ihr Zimmer zu gehen, bis der Thee wieder bereitet iſt. Er war eben vorüber, als Sie kamen."

Klotilde bejahte, und Sarah, eine der ſilberplatirten Lampen und ihren Reiſekorb vor ihr her tragend, führte ſie zwei hohe, mit prächtigen Teppichen belegte Treppen hinauf. „Verlieren Sie nicht den Athem", ſagte ſie freundlich; „Papa und Schweſter Virginia haben die Zimmer im zweiten Stockwerk inne." Sie traten nun in ein ſchönes, ſehr geräumiges Gemach, in welchem ein mächtig großes Bett mit ſchneeweißen Decken, aber ohne Vorhänge ſtand; ein Cabinet daneben, mit Spiegel und Waſchtiſch verſehen, ſchien zum Ankleiden zu dienen. Auf dem Kamin von einfach weißem Marmor lag als Mittelſtück eine ungeheuer große Bibel, in Sammet und Gold gebunden und in ihrem Gewande gleichſam die ganze Pracht, die im Zimmer ſonſt ſorglich vermieden war, concentrirend; ihr zu beiden Seiten ſtanden in zierlichen und

regelmäßigen Gruppen einige kleinere Bücher, meist Lebensbeschreibungen frommer Missionarien, Doddridge's „Entstehung und Fortschritt der Religion in der Seele", Hannah Moore's „praktische Frömmigkeit", Melville's „Bibelgedanken" und noch einige Bücher der Art. Auf dem Toilettentisch lag eine andere Bibel in kleinerm Format und bescheidnerem Gewande. Man sah, sie war zum Lesen bestimmt, die größere nur zum Verehren; Watt's Hymnen lagen daneben.

„Hoffentlich, liebe Miß Osten", sagte Sarah, indem sie Hut und Shawl in einen Wandschrank hing, denn sie war äußerst ordentlich, „hoffentlich ist es Ihnen nicht zuwider, Ihr Bett mit mir zu theilen? Auf dem Lande haben wir ein sehr großes Haus, wir könnten Ihnen dort zwei oder drei Zimmer geben; aber in der Stadt sind wir beschränkt im Raum. Für unsere Privatandacht gibt indessen das Ankleidezimmer gute Gelegenheit. Ich brauche Ihnen nicht lästig zu sein, wenn Sie bei Ihren Andachtsübungen vielleicht lieber allein sind. Ich weiß, es gibt Christen, die dies vorziehen. Wir können leicht ein Uebereinkommen treffen. Wie viel Stunden beten Sie täglich, liebe Miß Osten?"

Klotilde war in der höchsten Verlegenheit und, nicht wenig überrascht, sich von dem lieblichen Geschöpfe

gleich in der ersten Unterredung so katechisirt zu sehen, antwortete sie mit gesenkten Augen, daß sie keine Regel darin zu beobachten pflege.

„Schon gut", erwiderte Sarah, sie mit milden Augen anblickend; „entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, liebe Miß Osten! Ich würde nicht sogleich solche Herzensfragen thun, wenn ich Sie als eine Fremde betrachtete. Aber ich möchte, daß Sie hier eine Heimat fänden, daß Sie dies demüthige Zimmer als den Hafen ansehen, in den der Herr Sie geführt, seinen allmächtigen Namen auch für die Stürme preisen zu lernen, mit denen er das Schifflein Ihres irdischen Glückes zerschlagen. Kann ich Ihnen darin mit meinen schwachen Kräften beistehen, so werd' ich meinem Heiland dafür danken, der sich meiner als seines geringen Werkzeuges hat bedienen wollen." — Damit küßte sie sie und ging hinunter.

Klotilde blieb unter den gemischtesten Eindrücken zurück. In diesem Hause der Pracht und der Mode nicht einmal eine Kammer für sich haben zu sollen, war ihr höchst peinlich überraschend; besonders widersprach es ihrem deutschen Gefühl, ihr Bett theilen zu müssen, selbst mit diesem liebenswürdigen Mädchen. Aber: „herunter stolzes Herz!" sagte sie wiederum und diesmal nicht ohne schmerzliche Bitterkeit zu sich

ſelbſt, „vergiß nicht, daß du hier im Hauſe des Reichen nur eine bezahlte Dienerin biſt! Und wie gut und fromm dieſes Mädchen iſt! Sie geht einen andern Weg als den meinen; aber warum ſollte es nicht ein ebenſo ſicherer Weg ſein? Ich fürchte nur, ſie hält ihn für den einzigen richtigen! Und wie, wenn er es wäre? Hat er ſie wirklich zu Dem geführt, was ſie von mir verlangt? Hat auch ſie gelitten? Hat ſie den Kelch geleert und überwunden? — Wie ſtill, wie beruhigend ſieht Alles mich rings umher an! Ein Duft des Friedens umhaucht mich an dieſer chriſtlichen Stätte! Vielleicht daß ſie mir hier, hier wird, die himmliſche Ruhe, nach der mein Herz vergebens ſich ſehnt! — Wie ſagte ſie doch? Für mein Unglück, mein entſetzliches Unglück ſoll ich Gott preiſen! O mein himmliſcher Vater! Haſt du uns wirklich dieſe vollſtändige Verleugnung des Weſens, das du uns gabſt, auferlegt? Bin ich eine Sünderin, wenn ich nur trotz meines Unglückes dich preiſe? Iſt es nicht genug, daß ich ſtillhalte unter deiner züchtigenden Hand — muß ich ſie küſſen, die Ruthe, mit der du mich ſchlägſt, um dir wohlgefällig zu ſein?“

Sie ſammelte ſich mühſam, als der Bediente kam und ſie zum Thee herunterrief. Sarah, die am Theetiſch präſidirte, empfing ſie liebreich. Auch ihr Vater

war jetzt gegenwärtig: ein ſtattlicher Mann, aus deſſen feurig ſchwarzem Auge das ſpaniſche Blut hervorleuchtete, während ſeine ſtarken Gliedmaßen und ſeine förmliche Haltung die engliſche Abkunft bezeugten, die dunkelgelbe Geſichtsfarbe aber und die Cavaliersmiene den ſüdcaroliniſchen Pflanzer charakteriſirten.

Er begrüßte die junge Fremde leutſelig und that mit einer eigenthümlich kalten, ſteifen, echtnationalen Höflichkeit einige herrkömmliche, trockne Fragen an ſie. Nachdem er ſich nach ihrem Befinden erkundigt, und ſie gefragt hatte, „wie ihr Amerika gefiele?“ wollte er wiſſen, aus welchem Theile von Deutſchland ſie gebürtig ſei; als er aber ihre Antwort gehört, belehrte er ſie, daß in ihrer Gegend das beſte Deutſch geſprochen werde. Einer ſeiner Freunde, ein Herr, der aus einer der erſten Familien dieſes Landes abſtamme und in Deutſchland gereiſt ſei, habe ihm dies verſichert. Seine Tochter Virginia ſei eine große Enthuſiaſtin für die deutſche Literatur. Schade nur, daß dieſe letztere ſo nebelig ſei und der Unglaube ſo darin vorherrſche. Uebrigens müſſe ſie nicht etwa glauben, daß er ein Vorurtheil gegen die Deutſchen habe; er halte ſie im Gegentheil für ein ſehr achtbares Volk. Er habe nie fleißigere Leute geſehen. Und die Muſik

sei unter ihnen zu Hause. Sicherlich sei Miß Osten auch sehr musikalisch? Seine Schwägerin in Neuyork sage ihm auch, daß man dort vorzugsweise deutsche Dienstboten nehme; denn die Amerikaner wären zu stolz, um zu dienen; sie wären sehr schwer zu haben und hätten ein gewisses ihnen innewohnendes Bewußtsein, daß sie zu etwas Besserem geschaffen seien.

Mr. Castleton hatte diese lange Rede nicht in einem Athem gehalten, vielmehr sie wiederholt mit höflichen Fragen nach Miß Osten's Meinung darüber und mit Anerbietungen von Toast und Kuchen unterbrochen. Ihre einsylbigen Antworten auf erstere waren keineswegs berechnet, ihn in seinem nationellen Selbstbewußtsein zu stören. „Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen, Miß Osten", sagte er endlich, zog eine der Lampen näher an sich und begann die Zeitungen zu lesen.

Alonzo, der, während Klotilde oben war, seinen Onkel gebeten, ihr leicht bewegliches Gemüth nicht durch Fragen nach ihrem Schiffbruch und Verlust zu verwunden, hatte während dieses Gespräches wie auf Nadeln gesessen. Endlich unterbrach er die ängstliche Pause, die gleich hinterher entstand, durch die an Sarah gerichtete, verzweiflungsvolle Frage:

„Haben Sie hier nicht vor kurzem eine Viertagsverſammlung*) gehabt?“

„Ja wol, Vetter Alonzo, und zwar, der Herr ſei geprieſen, eine mit reicher Frucht geſegnete! Zweihundertſiebenunddreißig Seelen ſind hoffnungsvoll bekehrt worden und haben ſich der Herde des Herrn angeſchloſſen. Bei dreiundzwanzig andern, welche die beſten Hoffnungen gaben, täglich auf der Angſtbank ſaßen, im Kampfe noch zwiſchen Welt und Gott, hat der Durchbruch der Gnade noch nicht ſtattgefunden! Noch liegen ſie in Banden, und wir können ſie daher nicht geradezu einſchließen, wenn wir mit dankbarem Herzen für den Segen Gottes den Ertrag der diesjährigen Erweckung berechnen.“

„Iſt nicht Aaron Fiſcher ein Chriſt geworden?“ fragte Alonzo; „mich dünkt, ich hörte unterwegs davon ſprechen, daß der reiche Geizhals ſich auch noch bekehrte. Das wäre ein Glücksfall für Ihre Kirche, Sarah, die Geld braucht!“

„Des Herren Wort“, erwiderte Sarah einfach, „tönt zu dem Reichen wie zu dem Armen. Wohl Dem, der dem Rufe folgt, ehe es zu ſpät iſt. Mr. Fiſcher iſt unter den Dreiundzwanzigen. Noch geben wir ſie

*) A four days meeting

nicht auf. Ein Diener Gottes aus Connecticut, ein eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, verweilt noch hier und hat sie zum besondern Gegenstand seiner Bemühungen gemacht, diese lauen Herzen, die wie Felix sagen: «Komme wieder, wenn ich mehr Zeit habe», und wie Agrippa: «Fast beredest du mich ein Christ zu sein». Täglich besucht er Mr. Fischer und viele der Andern, Jung und Alt; er betet mit ihnen und ringt für sie zu Hause in seinem stillen Kämmerlein stundenlang mit dem Geiste des Herrn. Möchten seine Arbeiten gesegnet sein!"

„Ihr Bericht darüber", sagte Alonzo, „wird Ihrer Tante Mrs.*) Gardiner große Freude machen, Cousine Sarah!"

„Es brauchte des Berichtes von meiner Seite nicht", erwiderte Sarah mit leuchtenden Augen. „Sie ist in der Nähe. Sie kam eigen darum aus Massachusetts nach Charlestown, um sich an der Wiedererweckung zu freuen."

Mr. Castleton sah über sein Zeitungsblatt weg. „Darum?" fragte er. „Ich dachte, sie wäre gekommen, um ihre Leute besser unterzubringen? Du weißt, Alonzo, sie klagte immer, die Leute brächten ihr so

*) Syrich Mistriß, der allgemeine Titel verheiratheter Frauen in Amerika, der vornehmsten wie der geringsten.

wenig, und hoffte ſie ſelber vortheilhafter vermiethen zu können, als ihr Geſchäftsmann, wenn ſie ſie nicht verkaufen könnte."

„Das Geſchäft, Papa, thut ſie nur nebenbei; jetzt iſt ſie in das Inland gereiſt, wo die Geiſtlichen von Neu-England eine Viertagsverſammlung zu Stande zu bringen hoffen. Denn es wäre dem Evangelium geradezu entgegen, das Brot des Lebens nur den Reichen der Hauptſtadt zu bieten, während die Uebrigen vielleicht nach den Gnadenmitteln dürſten, die wir hier in Fülle genießen."

„Fehlt es Ihren eigenen Predigern ſo ſehr an Eifer, Couſine", fragte Alonzo lächelnd, „daß Sie die näſelnden Yankees brauchen, Ihre Sünder zu bearbeiten? — Bitte um Entſchuldigung, gute Sarah, ſind Sie doch ſelbſt ein kleines Yankeemädchen!"

„Wol", erwiderte ſie ebenfalls lächelnd, „betracht' ich die Miſchung in mir als einen beſondern Segen Gottes. Denn wie wackere Arbeiter wir auch hier haben, die Energie, die eindringende Entſchloſſenheit, die gottbeſeelte Rückſichtsloſigkeit gegen ſogenannte Delicateſſe und ſonſtige Weltformen, welche die neuengländiſchen Geiſtlichen auszeichnet, beſitzen unſere Prediger doch nicht. Was aber jene ſo beſonders ſiegreich macht, iſt, daß ſie die Hülfe ſo vieler einzelner Ge-

meindeglieder haben. Welchen Einfluß übt zum Beiſpiel meine Tante Gardiner! Sie und Mrs. Roley, die ebenfalls von Neu-England iſt, ſind die Lichter der Kirche, obwol ſie als Frauen nur ſchwache Gefäße des Herrn ſein können. Es iſt wahrhaft erbaulich, Vorbilder wie ſie zu haben auf dem Gange zum Heil."

„Ich bitte Sie, Couſine Sarah", verſetzte Alopze, ſcherzend, „nehmen Sie Mrs. Roley in ihrem Gange nicht zum Vorbild. Sie tritt auf wie ein Elephant."

„Und Tante Gardiner nicht in ihrer Zungenfertigkeit", fügte Richard Caſtleton lachend hinzu; „denn die paar Tage, die ſie hier war, hat ſie mich faſt zum Hauſe hinausgepredigt."

Alle dieſe und ähnliche Neckereien prallten an Sarah's freundlichem Gleichmuth machtlos ab. „Schon lange", ſagte ſie zu Klotilden, „hab' ich mir gewünſcht, Deutſch zu lernen. Sie haben ſolche köſtliche Hymnen in Ihrer Sprache! Und was für gute, fromme Männer haben Sie, die doppelt hervorleuchten aus der Umgebung von Ungläubigen. Ich habe einmal in der Ueberſetzung Auszüge aus dem Leben eines vortrefflichen Mannes geleſen, der Young Stilling hieß. Dies iſt ein Buch, das ich ſehr gern vollſtändig leſen möchte. Wie lange wird es wol dauern, bis ich es verſtehen kann, Miß Oſten?"

„Es hängt davon ab, wie viel Zeit Sie auf Erlernung der Sprache wenden und welche Fähigkeiten Sie dazu mitbringen.“

„Meine Fähigkeiten sind freilich nicht groß und meine Zeit iſt auch ziemlich beſchränkt. Meinen Sie wol, wenn ich ein Quartal Stunden genommen, drei Stunden die Woche und außerdem eine halbe Stunde täglich zum Schreiben der Exercitien, daß ich es verſtehen könnte?“

„Wenn Sie eine beſondere Vorliebe für dies Buch haben, ſo können wir es ja gleich von vorn herein zu Ihrem Leſebuch machen und die grammatiſchen Uebungen daran knüpfen.“

„Ich würde lieber mit der Bibel anfangen“, erwiderte Sarah. „Luther's Ueberſetzung ſoll ſo ſchön ſein.“

„Sie iſt's; aber die Sprache iſt zu ſehr veraltet, und gerade weil der Sinn Sie zu ſehr beſchäftigen würde, würde es Ihnen zum Lernen der Ausdrucksformen nicht taugen.“

„Aber die Hymnen? Wie viel Zeit werd' ich brauchen, deutſche Hymnen zu leſen? Die ſollen ja leicht ſein. Sechs Wochen? Acht Wochen?“

Klotilde lächelte. „Mit mathematiſcher Genauigkeit“, ſagte ſie, „läßt ſich die Zeit nicht beſtimmen.

Wenn Sie erſt die Sprache ſelbſt verſtehen, werden Sie Alles darin leſen können. Uebrigens ſind unſere geiſtlichen Lieder ſehr einfach, dies liegt aber mehr in den Gedanken als in der Sprache."

Während ſich die beiden Mädchen ſo unterhielten, hatte Alonzo auf mannichfache Art ſeine Ungeduld bezeigt und auf jeden anfahrenden Wagen gelauſcht. Auch der Vater hatte ein paar Mal nach der Uhr geſehen und Bemerkungen, wie: „Das Concert dauert lange"; oder „Virginia bleibt ſpät aus", bezeugten auch ſeine Ungeduld.

Jetzt hielt eine Kutſche vor dem Hauſe ſtill und ſogleich kündigte ein lautes Klingeln und lebhaft durch einander ſprechende Stimmen die Heimkehrende an. Die Thür flog auf und eine hohe, herrliche Geſtalt, deren Schönheit Mathilden mit Einem Male als außerordentlich auffiel, trat, von zwei jungen Herren gefolgt, in das Zimmer. Sie trug über einem ſchillernden Seidenkleide einen kurzen ſchwarzen Sammetmantel, der, wie es eben die Mode mit ſich brachte, mit einem Capuchon von roſafarbenem Atlas verſehen war. Virginia hatte dieſen, der wechſelsweiſe dem Mantel zum Schmuck und dem Kopf zur Bedeckung diente, ſchon aus dem Wagen ſteigend, zurückgeworfen und zeigte das lieblichſte Lockenhaupt, das je auf anmuthig

abfallenden Schultern und einem feinen, ſchlanken Halſe geſeſſen. Eine Fülle von glänzenden, kaſtanienbraunen Locken hing an beiden Seiten des vollkommen regelmäßig gebildeten Geſichtchens herab, während eine kunſtvolle Flechte, von einem goldenen Pfeil gehalten, auf dem ſchöngeformten Hinterkopf neſtartig befeſtigt war. Eine hohe, blendend weiße Stirn, eine feine, gerade Naſe, ein Mund, um den die Liebesgötter ſpielten, und ein Paar großer, geiſt- und ſeelenvoller brauner Augen — Alles war in vollkommenem Einklang mit der lieblichen Geſichtsform und läßt ſich allenfalls durch eine Beſchreibung darſtellen. Allein die wunderbare Zartheit und die eigenthümliche Beweglichkeit der Züge, die das Ganze charakteriſirte, läßt ſich mit der Feder nicht malen. Was der Eintretenden daran fehlte, eine vollkommene Schönheit zu ſein, nämlich die blühende Friſche der Haut und die Fülle des Buſens, wie überhaupt die Rundung der Formen, verbarg theils die Aufregung des Abends, theils der ſchützende Mantel und, als dieſer abgeworfen ward, die im hohen Maße modiſche, reiche Kleidung.

Ihr ganzes Auftreten war im höchſten Grade, was nur die engliſche Sprache mit einem charakteriſtiſchen Worte bezeichnen kann — dashing; d. h.

geräuſchvoll, modiſch-glänzend, durch Keckheit und Rückſichtsloſigkeit verwirrend. Charakteriſtiſch nannten wir das Wort, weil nur diejenigen Nationen, welche die engliſche Sprache ſprechen, die volle Wirkung ſeines Begriffes vollkommen anerkennen. Nur in einer Geſellſchaft, in welcher, wie in Nordamerika, Schönheit und Mode oder, wie in England, Rang und Mode eine allgemein imponirende Kraft haben, kann jenes Adjectiv ſeinen vollen Gehalt behaupten; nur dort kann ſich eine Modeſchönheit, oder „belle", d. h. eine Schöne, die oft gar nicht ſchön, ſondern nur modiſch iſt, vollkommen ſicher, vollkommen ihrer Triumphe gewiß fühlen.

Virginien ſah man es an, daß ſie der Siege gewohnt war. Sie trat in lebhaftem Geſpräch mit ihren Verehrern, von denen der Eine, der ſich heute Abend für den Begünſtigten halten durfte, ihren Fächer und das Spitzentaſchentuch trug, herein und rief ihrem Vater zu, ohne die Gäſte zu bemerken:

„Papa, die Caſtelli ſang göttlich! Und denken Sie nur, der Schmeichler, Mr. Seaton, behauptet, meine Stimme ſei ſchöner, und hält mich wirklich für ſo einfältig zu glauben, er könnte mich deſſen überreden! — Was! Himmel! Vetter Alonzo!" rief ſie plötzlich, ihren Vetter gewahrend, als er ihr näher trat.

„Und dieſe junge Dame?“ fuhr ſie fort, indem ihr Blick über ihn hinſtrich und auf Klotilden fiel.

„Schweſter“, ſagte jetzt Sarah, „ich habe das Vergnügen dir Miß Oſten vorzuſtellen. Miß Oſten, meine Schweſter, Miß Caſtleton.“

Die beiden ſo lieblichen und doch von Grund aus ſo verſchiedenen Mädchen verneigten ſich gegen einander. Virginie ſah Klotilden mit einem tiefen, innigen Blick an, der ihr mit Eins das Herz der letztern gewann.

„Wie ſehr, wie ſehr hab' ich gewünſcht Sie kennen zu lernen, meine theure Miß Oſten! Wie beklage ich, daß ich nicht zu Hauſe war, als Sie ankamen!“ — Sie that einige Fragen nach Befinden, Reiſe u. ſ. w., an ſich gleichgültig, allein mit der holdſeligſten Anmuth in Blick und Weſen ausgeſprochen! Aber ſie wollte doch auch ihre Verehrer noch nicht gleich fahren laſſen, von denen der Eine, der heute ſich ein wenig verſäumt zu fühlen ſchien, die fremde Schöne mit unverkennbarem Wohlgefallen anblickte. Sie lies demnach Klotildens Hand, die ſie in der ihren behalten, mit einem Druck los und wendete ſich an dieſen.

„Mr. Dorn“, ſagte ſie mit reizender Schalkhaftigkeit, „wer war doch die Dame, die Ihnen heute Abend beim Herausgehen ſo viel Schönes ſagte?“ — und

ohne die Antwort abzuwarten, fuhr ſie gegen den Andern gewendet fort. „Ich behaupte, Mr. Seaton, Mr. Dorn hat eine Eroberung an dieſer Dame gemacht! Was für Vorwürfe machte ſie ihm! Er beſuche ſie nicht mehr! Er gebe ſie auf! Es war rührend anzuhören! War nicht auch von Briefen die Rede? Waren es Liebesbriefe?“

„Nicht doch, Miß Caſtleton. Nicht halb ſo intereſſante. Von meiner Schweſter Briefe.“

„Aha! Gehen die durch Sie?“

„Nicht ſo ſpöttiſch“, lachte Dorn. Die Dame iſt verheirathet.“

„Eine reizende Witwe?“

„Reizend? Sie ſahen ſie im Spiegel Ihrer eigenen ſchönen Augen, Miß Virginia! Es war Mrs. Chambers, eine alte Bekannte aus Savannah, die ich ſchmählich vernachläſſigt habe.“

„Still, ſtill! Sie ſah nicht aus, als ließe ſie ſich in irgend einem Sinne gern alt nennen. — Vetter Alonzo! Sie ſind müde von der Reiſe! Sie träumen ſchon! Haben Sie uns diesmal einen längern Beſuch zugedacht? Wollen wir wieder zuſammen reiten?“

„Ich ſtehe immer zu Ihrem Befehl, Couſine“, antwortete dieſer, deſſen Augen, weit entfernt, müde zu

ſein, unterdeſſen unabläſſig an ihr gehangen hatten. Sie aber wandte ſich raſch zu dem dritten ihrer Anbeter.

„Mr. Seaton, vergeſſen Sie nicht mir morgen den franzöſiſchen Roman wiederzubringen, den ich Ihnen geliehen habe. Iſt er nicht einzig? Wie himmliſch dieſe Dudevant die Liebe ſchildert! Aber denken Sie wol, dieſer Raymond iſt ein natürlicher Charakter? Es iſt ein Ungeheuer. Und Ralph? Hat man je ſo einen langweiligen Menſchen geſehen? Kein Wunder, daß Indiana ihn erſt am Ende des Buchs lieben lernt. Wie gut, Vetter Alonzo, daß nicht alle Couſins ſo langweilig ſind!“

Endlich fragte Sarah, die an dem Geſpräche keinen weitern Antheil genommen hatte, Klotilden, ob ſie nicht müde von der Reiſe ſei und der Ruhe bedürfe? Dies gab das Signal zum Aufbruch. „Ich hoffe Sie bald näher kennen zu lernen!“ ſagte Virginia zu Klotilden mit einem Händedruck und einem ihrer ſprechenden Blicke. „Ein ſeltſames Mädchen!“ dachte dieſe. „Wie kann man ſich in ſolchem ſeichtem Geſchwätz gefallen, wenn man ſo innig fühlt?“

Als ſie mit Sarah oben auf ihrem Zimmer angekommen war, ſagte dieſe ſeufzend: „Virginie iſt gut; aber ſie iſt von dieſer Welt! Wie ſagt doch der Apo-

ſtel? „Die, ſo in Luſt lebet, ſolche iſt lebendig todt! Möge der Herr in ſeiner himmliſchen Weisheit ſie noch auf den ſchmalen Pfad der Gerechtigkeit führen von dem breiten Wege des Verderbens!“

„Mir ſind“, fuhr ſie fort, indem ſie anfing ſich zu entkleiden, „dieſe ſpäten Abendbeſuche recht von Herzen zuwider; denn ſie hindern Papa das Abendgebet zu halten, und doch hat er meiner ſeligen Mutter auf dem Todtenbette verſprechen müſſen, dieſe Pflicht eines chriſtlichen Haushalters nicht zu verſäumen. Freilich“, ſetzte ſie hinzu, indem ſie die Nadeln auf das Nadelkißchen ſteckte, „thut er jetzt nur nach der Weiſe der Biſchöflichen, die auf halbem Wege ſtehen geblieben und, wie die Papiſten, die Gebete ableſen; allein es iſt doch beſſer, als gar kein chriſtlicher Hausaltar.“

„Indeſſen“, fuhr ſie fort und warf ihr Nachtkleid über, das ſie ſorglich zuknüpfte, „er ſollte ſich an die jungen Herren nicht kehren; denn wir ſollen uns unſeres Heilandes, der für uns geblutet, nicht ſchämen. Wie, wenn Er ſich unſerer ſchämte am Throne der Gnade, unſerer, deren Gerechtigkeit nur um uns hängt wie ſchmuzige Lumpen? Wenn der Herr nicht meine Mutter ſo zeitig heimgerufen, wäre Manches anders!“

„Haben Sie Ihre Mutter ſehr jung verloren, arme Sarah?“ fragte Klotilde.

„Meine Mutter verließ uns", erwiderte Sarah, indem sie sich, vor den Spiegel tretend, aber nur einen flüchtigen Blick hineinwerfend, die Haare unter die Nachtmütze zurückglättete, „als ich kaum zwölf Jahre alt war. Uebermorgen sind es gerade sechs Jahre. Für mich war es eine schwere Prüfung und auch für meinen armen Vater, der schon vorher eine Gattin, Virginiens Mutter, begraben hatte. Aber wäre es nicht unrecht zu klagen, da sie Gewinnerin ist, während nur wir die Verlierenden sind? Sie hatte ihre Mission erfüllt. Ja, sie war in der Gnade!"

Sie zerdrückte eine Thräne, indem sie dies sagte und dabei ihre eben abgelegten Kleidungsstücke aufhing und faltete. Dann setzte sie sich an ihren Toilettentisch, las ein Capitel in der Bibel, kniete sofort an ihrem Bette nieder und betete mit geschlossenen Augen und leise flüsternden Lippen. Ihr Gebet mochte etwa zehn Minuten lang dauern. Dann legte sie sich nieder mit der Bemerkung, „es sei schon spät, sie habe darum heute nicht so lange gebetet als sonst", jedoch ohne sich weiter durch vieles Sprechen zu zerstreuen; und nachdem sie Klotilden gute Nacht geboten und sie ermahnt hatte, nicht zu lange aufzubleiben, war sie in wenigen Minuten sanft und fest entschlafen.

Klotilde hatte, während Sarah las und betete,

ſtill ihre Sachen ausgepackt und ihre Kleider — ſie hatte nur die allernothwendigſte Garderobe — in einen kleinen Wandſchrank, den ihr Sarah hatte ausräumen laſſen, aufgehängt. Auch ein Kaſten in Sarah's Commode war für ſie ausgeleert, und ſie mußte, von Jugend auf wenig an eine Beſchränkung des Raums gewöhnt, die ſelbſt reiche Amerikanerinnen ſich oft gefallen laſſen, faſt ſich glücklich preiſen, daß auch der Vorrath ihrer Wäſche und übrigen Sachen in ähnlichem Verhältniß gering war, weil ſie ſonſt hätte ihren Koffer in beſtändigem Gebrauch haben müſſen, gerade als wäre ſie auf Reiſen, ein charakteriſtiſch unbehaglicher Zuſtand, der in dem Lande der Bewegung, in das ihr Schickſal ſie geführt, ein nicht ſeltener, obwol ein kaum empfundener iſt.

Sie hatte abſichtlich, ſo lange Sarah wach war, dieſe mechaniſche Arbeit vorgenommen. Mehr überreizt als müde, bedurfte ſie der Stille, des Alleinſeins, um ſich zu ſammeln, ſich zu beruhigen und ihr Herz zu Dem zu erheben, der allein ihm den rechten Troſt einhauchen kann. Warum fühlte ſie ſich von Sarah's methodiſcher, nüchterner Frömmigkeit, die doch aus dem innerſten Herzen kam und ihr den köſtlichſten Schatz des Daſeins, ein ruhiges Gewiſſen, ſicherte, faſt noch mehr abgeſtoßen, als durch Virginiens Welt-

lichkeit und Gefallſucht? Sie fürchtete ſich, der guten Sarah Unrecht zu thun. Noch nie hatte ſie die Andacht in dieſer trockenen, phantaſieloſen Geſtalt geſehen, ſo recht das Gegentheil von der ſchwärmeriſchen Erhebung, der aſcetiſchen Inbrunſt Donna Joſepha's!

Sie blickte auf das ſchlafende Mädchen; wie ſtill, wie ruhig athmete ſie! Wie ſah, ein Bild des vollkommenſten Seelenfriedens, das jugendlich blühende Geſicht ſo lieblich aus dem weißen Nachthäubchen heraus! O, war ſie nicht zu beneiden?

Klotilde trat an Sarah's Tiſch und ſchlug deren Bibel bei dem gelegten Zeichen auf. Sie wünſchte zu ſehen, welche Stelle in der heiligen Schrift eine ſo wunderbare Kraft der Beruhigung auf ſie geübt, nachdem ſie das Herz unmittelbar vorher durch Geſpräche über den gefährlichen Weg der Schweſter, über die Lauheit des Vaters, über den frühen Hintritt der Mutter betrübt. Mit Erſtaunen ſah ſie, daß Sarah dieſen Abend das zwölfte Capitel des Buches Joſua mit dem Siegesprotokoll des Feldherrn dieſes Namens geleſen, welches eine topographiſche Beſchreibung des eroberten Landes und die Namen der einunddreißig beſiegten Könige enthält! Und doch hatte ſie beim Leſen ſo andächtig ausgeſehen, als leſe ſie die Berg-

predigt oder eine der übrigen unmittelbaren Ausströmungen des heiligen Geistes!

Klotilde wußte nicht, daß Sarah es sich zum Grundsatz gemacht, Abends und Morgens die Bücher der heiligen Schrift nach der Reihe vom Anfang bis zum Ende zu lesen und sich nur in der Zwischenzeit den Herzenslurus des Insichsaugens von besondern Lieblingsstellen erlaubte. Gibt es doch unter ihren Kirchengenossen genug der achtbarsten Familien, in denen die Geschlechtsregister und die Berichte über die blutigsten Greuelthaten des entarteten Volkes Gottes so gut zur Einleitung in die tägliche Hausandacht dienen müssen, als andere Bibelstücke, weil ein Ueberschlagen dieser und gewisser anderer Stellen, bei deren Ablesen wenigstens die Hausfrauen lieber die Töchter und jungen Dienerinnen entfernt sähen, für eine sündliche Verschmähung des heiligen Wortes gelten könnte.

Auch Klotilde hatte sich frühe gewöhnt, ihren täglichen Verkehr mit Gott theils in gewisse Formen zu fassen, theils an gewisse Stunden zu knüpfen. Es war bei ihr nicht die Folge einer durch Erziehung bedingten Gewohnheit. Ihre Eltern, obwol sie in einem gewissen Sinne redliche, praktische Christen genannt werden konnten und fromme, insofern als sie in Bezug auf Gott lebten und handelten, waren stark von dem

Rationalismus der Zeit befangen gewesen, der auf jene Formen, jene Termine geringen Werth legte, eben weil sie bei so Vielen bloße Formen, bloße Pflichtzeiten geworden. Klotilde war, während ihrer Entwickelungsjahre, von dem geringen Aufschwung der Frömmigkeit ihrer geehrten und geliebten Eltern unbefriedigt, mit sich selbst in Zwiespalt gewesen. Es hatte ihr eine Zeit lang genügt, ihren Tag mit tugendhaften Vorsätzen zu beginnen und ihn mit einer Selbstprüfung und dem Bestreben zu beenden, ihr Inneres in jenes allgemeine Gefühl der Liebe zu stimmen, das Coleridge so schön beschreibt: jene heilige, ehrfurchtsvolle Stille und Selbstverleugnung, in der kein Wunsch erwacht, kein Gedanke laut wird und die Seele gleichsam nur in dem Geist des Gebetes sich verliert, in dem einen Bewußtsein der eigenen Schwachheit, des eigenen Nichts, aber der göttlichen Macht, Weisheit und Liebe. Aber dann fühlte sie wieder, wie geneigt eben um seiner Schwäche willen das menschliche Herz sei, sich durch die Eindrücke der Außenwelt und die Ansprüche des Alltagslebens von der Sammlung der Seele zu diesem formlosen, unbewußten Gebet abhalten, sich in ihrer Erhebung stören zu lassen, wenn nicht eine feste Form den Gedanken Halt und Beschränkung gibt und eine gewisse Mahnzeit gleichsam

über die herumſchweifenden Ideen eine warnende Gewalt übt. Sie hatte demnach die allgemeinen Wünſche, Dankanerkennungen und Gnadehoffnungen ihrer Seele in gewiſſe, einfache Worte gefaßt, die ſie täglich wiederholte — manchmal, wir geſtehen es, denn es war nur menſchlich, faſt mechaniſch und mit ſchlecht bekämpfter Zerſtreuung; meiſt aber mit herzlicher Wärme und indem ſie dem Gott, der ihr Vater, ihr Tröſter, ihr Freund war, die beſondern Wünſche vertrauensvoll vortrug, die ſich auf die Erlebniſſe des Tages bezogen. Vor Allem aber ſtrebte ſie mit Inbrunſt ſich den Geiſt des einen, einzigen wahren Gebets anzueignen und alle ihre Gedanken, alle ihre Worte von dem einen durchdringen zu laſſen: Herr, Dein Wille geſchehe!

Auch heute legte ſie ſich endlich, ſpät und nach langem Kampfe, mit ergebungsvollem Sinne an Sarah's Seite zur Ruhe.

Siebentes Capitel.

Familienſcenen.

Die Aufregung der neuen Scenen hatte Klotilden trotz der endlichen Sammlung ihres Innern den größten Theil der Nacht wach erhalten; ihr Morgenſchlaf ſenkte ſich daher mit einer ſolchen Schwere auf ihr Bewußtſein, daß ſie erſt von einer leiſen Berührung Sarah's erwachte, die im einfachen Morgenanzuge, aber vollkommen angekleidet, vor ihr ſtand.

Sie fuhr erſchrocken empor. „Sie arme Miß Oſten", ſagte Sarah mitleidig, „Sie haben eine traurige Nacht gehabt! Aber die Frühſtücksklingel wird bald klingeln und ich dachte mir, Sie würden wünſchen fertig zu ſein. Ich laſſe Sie jetzt allein, um einige kleine Haushaltspflichten zu verſehen. Möge der Gott, der genommen hat, was er gegeben, Ihnen ſeinen Troſt ſchicken!"

Sie küßte ſie und ging. Klotilde kleidete ſich raſch

an und war nur eben fertig, als eine mächtige Klingel erſchallte, die ſie an ein öffentliches Inſtitut mahnte. Sie ging ſogleich drei Treppen hinunter in das Erdgeſchoß, wo ihr Sarah geſagt, daß das Eßzimmer ſei, in welchem die Familie ſich zum Frühſtück und Mittagsmahl zu verſammeln pflegte. Soeben ſprengte eine kühne Reiterin vor — es war Virginia von Alonzo begleitet, denn er hatte ſie ſogleich beim Worte genommen und einen kurzen Spazierritt vor dem Frühſtück von ihr erlangt. Sie ſah wunderſchön in ihrer Amazonentracht aus — ein grünes, enganliegendes Tuchkleid, mit goldenen Knöpfen mannichfach verziert, und ein kleiner, kecker, ſchwarzer Federhut gaben ihr das Anſehen einer Jägerin; die ſcharfe Morgenluft hatte ihre Farbe bis zur lieblichſten Glut erhöht. Alonzo's Blicke hingen mit Entzücken an ihr und auch der ernſte Vater betrachtete ſie mit ſichtlichem Wohlgefallen

Sie bezeigte auch, munter geſtimmt wie ſie war, gar keine beſondere Neigung, ihren beiden Anbetern dieſen unſchuldigen Genuß zu verkürzen, indem ſie ſich in einen, weniger kleidenden Morgenoberrock geworfen hätte; vielmehr behauptete ſie, übermenſchlich hungrig zu ſein, ſetzte ſich an den Frühſtückstiſch und rief mit komiſchübertriebenem Verlangen nach Trank und Speiſe,

während ſie ihren Vetter mit ſcherzhaften Vorwürfen überſchüttete, ſie zu ſo weitem Ritt verführt zu haben, und ihn durch kleine Neckereien, Blicke und Anſpielungen zu dem glücklichſten Menſchen machte.

Nach dem Frühſtück griff Mr. Caſtleton abermals nach der großen Klingel, um die Leute zum Morgengebet zuſammenzuklingeln, das in dieſem Hauſe in der Regel gehalten ward, wenn die Magen der Herrſchaft gefüllt waren, während die der viel früher aufgeſtandenen Dienſtboten ſich noch nach dem Frühſtück ſehnten. Aber Virginia erklärte nun, es vor Hitze nicht mehr aushalten zu können und erſt ſich umkleiden zu müſſen. „Sei nur bald wieder hier!“ ſagte der Vater; „wie viel Zeit brauchſt du?“ „Nicht fünf Minuten, Papa!“ — Aber fünf, zehn, funfzehn vergingen und Virginia kam nicht. Die Familie und die aufwartenden Bedienten, die ſich ſchon an den Wänden des Zimmers entlang, bereitgeſetzt hatten, warteten mit ſtiller Ungeduld. Die beiden Männer hatten nach den Zeitungen gegriffen. Endlich trat Phyllis, das Mädchen Virginiens herein; es war eine Negerſchönheit von den üppigſten Formen, im Geſicht mehr grau als ſchwarz, mit braunen Mondſcheinsaugen und zwei Reihen von Zähnen, die durch die dunkelſte Nacht geleuchtet haben würden. Sie kam, ihre Gebieterin zu entſchuldigen: „ſie ſei zu

müde, wieder herunterzukommen, und habe ſich ein wenig niedergelegt".

„Nun denn!" ſagte Mr. Caſtleton verdrießlich, klingelte mit einer Energie, die ſeine Stimmung verrieth, und griff mit gleicher Haſt nach dem Gebetbuch. Aus der Küche nebenan kamen nun ohne Zögerung mehre ſchwarze Sklavinnen herbei, einige mit bunten Tüchern, turbanartig um den Kopf geſteckt, andere von ihrem ſchwarzwollenen Haar wie von einer Mütze bekleidet. Alles ſaß in ſchweigendem Harren, Mr. Caſtleton das ſammetbedeckte Gebetbuch in der Hand, als dieſer plötzlich nach ſeiner Uhr ſah und ſogleich aufſtand.

„Ich habe eine Verabredung auf präcis halb neun Uhr gemacht. Es thut mir leid, Sarah! Aber ich muß nach meiner Offiz. Noch einmal, es thut mir leid, aber — die Sache iſt wichtig."

Die Leute erhoben ſich, auseinanderzugehen, allein Sarah, auf deren jungem Geſicht ein heiliger Ernſt glühte, ſagte entſchloſſen:

„Bleibet ſitzen, meine Freunde! — Gehen Sie, Papa, wenn Sie gehen müſſen. Ich will Ihr Amt an Ihrem Hausaltare unterdeſſen zu verſehen ſuchen. Ich weiß zwar, es ſteht geſchrieben: «Ein Weib lerne in der Stille und einem Weibe geſtatte ich nicht, daß ſie lehre» — allein beſſer, daß Dieſe, deren Seelen der

Herr ſelber in unſere Hand gelegt, das Brot des Lebens aus meinen ſchwachen Händen empfangen, als gar nicht."

Mr. Caſtleton ſah verlegen aus, murmelte etwas von zwanzigtauſend Thalern, die auf dem Spiel ſtänden, und ging ſeines Weges. Sarah aber legte das Gebetbuch weg, griff nach der Bibel — die auf dem Kamin lag — wie in der That auf ihre Veranſtaltung eine in jedem Zimmer des Hauſes zu finden war — und las mit klarer Stimme und einfachem Vortrag die letztere Hälfte des vierzehnten Capitels des Evangeliſten Lucä. Es kümmerte ſie nicht, daß ſie in der Geſchichte der zum Gaſtmahl Geladenen den aus nichtigen Gründen ausbleibenden Vater und Schweſter bloßſtellte; ſie fühlte richtig, daß gerade in einem ſolchen Augenblick die Parabel mehr Eindruck als je auf die ihr anvertrauten Seelen machen müſſe, und dies war ihr wichtiger als die Forderungen einer künſtlichen Delicateſſe. Dann kniete ſie an ihrem Stuhle nieder und Alle folgten ihrem Beiſpiele. Sie ſprach, mit vollkommen natürlicher Stimme und einem von keiner falſchen Scham gehemmten Wortfluß ein langes, freies Gebet, in dem Klotilde jedoch leicht aus ſeinem gänzlichen Mangel an Individualität und aus ſeiner vollkommen logiſchen Ordnung erkennen konnte, daß

es kein augenblicklicher Erguß des Herzens, ſondern eine aus der reichen Phraſeologie der heiligen Schrift zuſammengeſetzte Gedankenreihe ſei, die mit einiger Fertigkeit, zu ordnen, der fleißige Beſucher der kirchlichen Betſtunden bald erlernt.

Einige Stunden ſpäter ließ Virginia Klotilden auf ihr Zimmer bitten. Die Gemächer Virginiens ſahen ganz anders aus als die Sarah's; der äſthetiſche Sinn der Bewohnerin verrieth ſich in Allem, während die einfache Möblirung von Sarah's Zimmer ihre einfache Geſinnung bezeugte. Prächtige Wiltoner Teppiche, ſo weich und elaſtiſch, als wären ſie mit Daun ausgefüttert, ein paar Ottomanen mit violettem Sammet bedeckt, ein franzöſiſches Bett mit Thronhimmel und reichen Vorhängen verſehen, marmorne Platten und Spiegel, wo immer ſie ſich anbringen ließen, und endlich der echtamerikaniſche Luxus einiger mit Sammet bedeckten Schaukel- und Nähſtühle, klein und groß, ließen Virginiens Zimmer zugleich glänzend und wohnlich erſcheinen. Im offenſtehenden Boudoir daneben, über das die rothſeidenen Gardinen ein ſchmelzendes roſiges Licht warfen, waren auf der köſtlichen Toilette, wie an dem marmornen Badeapparate alle neuen Erfindungen des raffinirteſten pariſer Luxus angebracht. Mehr aber als von dieſen ward Klotildens

Aufmerkſamkeit von einer wunderſchönen Marmorbüſte angezogen, die auf einem dazu verfertigten Geſtell in einer Ecke des Zimmers ſtand. Es war ein weiblicher Kopf von der vollkommenſten Schönheit, von einem italieniſchen Künſtler erſten Ranges mit Meiſterhand verfertigt. Klotilde hielt es für eine Agrippina oder für das ideale Bild einer Semiramis; aber ſie hörte, daß es die wohlgetroffene Büſte von Virginiens Mutter war, für welche ſie dem Künſtler ſelbſt geſeſſen, als ſie in Italien reiſte. Die Tochter, die ſie kaum gekannt, trieb eine Art Abgötterei mit dem ſchönen Bilde. Sie bekränzte es mit Blumen. Sie hielt ihre Gebetbücher auf dem breiten Rand des Geſtelles. Wenn ihr, was ſelten geſchah, ein Wunſch verſagt ward und ſie ſich unglücklich fühlte, pflegte ſie vor dem Standbild der Mutter niederzuknien und die neue Heilige — die eine Frau von leidenſchaftlichem, herrſchſüchtigem Geiſte geweſen war — ſchluchzend anzuflehen, ſich ihres Kindes zu erbarmen und die verlaſſene, von Keinem geliebte Tochter an ihr Mutterherz zu nehmen. Sie hielt das ſchöne Bild ſorglich unter einem ſchützenden Schleier und Phyllis ward oft dringend ermahnt, beim Abſtäuben vorſichtig zu verfahren und es nicht durch Anfaſſen zu beſchädigen.

Als Klotilde jetzt zu Virginien eintrat, fand ſie

dieſe in einem prächtigen Seidenkleide und reichen Spitzenkragen, mit Ketten, Armbändern und Ringen geziert, ein Spitzentaſchentuch in der Hand, das den wollüſtigſten Roſenduft über das ganze Zimmer verbreitete. Sie glaubte, ſie wolle ausfahren, aber auch für dieſen Fall ſchien ihrem europäiſchen Urtheil ihr Anzug für eine Morgenteilette nicht paſſend. Sie hörte aber, daß Virginia wie in der That alle reichen amerikaniſchen Modedamen — wenigſtens in Neuyork, von wo Miß Caſtleton dieſe Sitte mitgebracht — von zwölf oder ein Uhr an, von welcher Stunde bis zum Mittageſſen ſie ſich bereit hielt, Morgenbeſuche zu empfangen, immer ſo gekleidet war. Heute hatte ſie ſich etwas zeitiger angezogen, um Klotilden noch zu ſprechen, ehe ihre zahlreichen Freundinnen und Verehrer ſich einfanden.

„Miß Oſten", ſagte ſie, die Eintretende mit ihren feurigen Augen liebevoll begrüßend, „Sie ahnen nicht, daß ich mich wahrhaft darnach geſehnt habe, Sie kennen zu lernen, von Ihnen in Ihrer reichen Sprache unterrichtet zu werden, in die Tempel Ihrer unvergleichlichen Literatur eingeführt zu werden! O, wie ungeduldig bin ich, Goethe zu leſen, und Schiller, und beſonders auch Ihre philoſophiſchen Schriftſteller!"

„Ich glaube aus Ihren Wünſchen zu erkennen, daß Sie meine Sprache ſchon länger ſtudirt und ſich mit dem grammatiſchen Theile bereits vertraut gemacht haben.“

„Höchſt unvollkommen, Miß Oſten. In Neuyork hab' ich in der Koſtſchule Deutſch getrieben, aber es fing nur eben damals an Mode zu werden, ich machte mir noch nichts daraus. Ueberhaupt haſſe ich das gemeine Handwerksmäßige beim Sprachenlernen; bei allem Lernen haſſ' ich den techniſchen Theil. Nur den Geiſt will ich und der haucht mich ſympathetiſch aus Ihren Schriften an. Sie kennen Carliſle? Iſt er nicht göttlich? Gerade ſo ſtell' ich mir die deutſchen Denker vor. Und Ihre Dichter! Wir haben keinen, den ich ihnen vergleichen konnte!“

Klotilde lächelte. „Laſſen Sie ſich von Ihrem Enthuſiasmus nicht zu weit führen, Miß Caſtleton“, ſagte ſie. „Wer hat dieſen Funken in Ihnen erweckt? Oder vielmehr, denn der Funke mag in Ihrer Natur liegen: Wer hat dieſen Funken in Ihnen ſo zur Flamme geblaſen?“

Virginia ſah ſie erſt überraſcht, dann tief und immer tiefer an. „Miß Oſten“, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme; „Sie durchſchauen dies Herz. Sie verſtehen mich. O, die Vorſehung ſelbſt hat Sie dieſem

verlaſſenen Herzen zugeführt. Bald ſollen Sie Alles wiſſen. Ja, ich liebe Ihre Sprache erſt — ſeit vorigem Sommer. Im vorigen Sommer hab' ich die erſten Stunden darin genommen. Denn die in der Reitſchule ſind kaum zu rechnen. Vier kurze Wochen lang: die vier glücklichſten Wochen meines Lebens! Aber nun möchte ich ſie erſt noch recht von Ihnen lernen. Wann wollen wir anfangen? Morgen?"

„Heute, wenn es Ihnen recht iſt. Und auch in der Muſik wünſch' ich Ihnen ſo nützlich zu ſein, als es in meinen Kräften ſteht."

„Ach ja, die Muſik! O, wie ſehr lieb' ich die deutſche Muſik! Seitdem ich mich ſo recht in ihre unendliche Tiefe hineingeſenkt, kann ich den oberflächlichen italieniſchen Singſang gar nicht hören! Und unſer engliſches Singen beſonders; das iſt vollkommen lächerlich! Ich fürchte nur, liebe Miß Oſten, die Muſik wird Sie zu wehmüthig machen. Sie haben ſo viel verloren, und ſo kürzlich!"

„Fürchten Sie nichts, Miß Virginia", verſetzte die Deutſche, von dieſem Zug zarter Theilnahme, wo ſie ihn am wenigſten erwartete, unwillkürlich gerührt. „Ich bin nach Charlestown und in Ihr Haus gekommen, Sie und Ihre Schweſter in der Muſik und in der deutſchen Sprache zu unterrichten, und es iſt mein

Wunsch und Vorsatz, so bald als möglich zu beginnen. Lassen Sie uns mit Eins die Stunden festsetzen, die Ihnen die bequemsten sind, da die meinen alle Ihnen zu Dienste stehen."

Sie kamen mit Sarah, die dazugekommen, überein, daß die Stunden gleich nach dem Frühstück anfangen sollten, täglich zuerst in der deutschen Sprache beiden Schwestern gemeinschaftlich, dann abwechselnd für jede einzelne eine Musikstunde. Da sowol Sarah als Virginia erklärte, zu mehr Stunden nicht Zeit zu haben, so sah Mathilde den ganzen übrigen Tag zu ihrer eigenen Disposition gestellt. Wie sehr hätte sie früher dies zu schätzen gewußt! Aber für Den, dem das Dasein eine Last geworden, für Den, der keinen Genuß mehr davon hofft, liegt in einem gewissen regelmäßigen, durch Pflichten bezeichneten Umdrehen des Rades der Zeit, in einem Abwinden des Fadens nach bestimmten, festgesetzten Aufgaben, so und so viel Ellen eine jede Stunde — eine gewisse Beruhigung. Sie bedauerte darum fast, daß sie sich entschlossen, dies Haus zu betreten und nicht lieber sich als Lehrerin in einer der vielen Modischulen verdungen habe, deren Anzeigen sie in den Zeitungen gesehen, wo gewöhnlich von einer und derselben Person die Kenntniß der französischen, deutschen, italienischen und spanischen Sprache, eine

gründliche Bekanntſchaft mit der Muſik und Unterricht im Zeichnen und Oelmalen verlangt wird. Dies würde ihr wenigſtens vortreffliche Gelegenheit gegeben haben, ſich durch anhaltende erzwungene Beſchäftigung zu betäuben.

Schon längſt war Beſuch angeſagt worden, aber Virginia ging nicht eher hinunter, als bis Mienke ſie wiederholt daran erinnert hatte, daß man auf ſie warte.

„Was thut's?“ ſagte ſie; „es ſind nur ein paar langweilige, alte Damen; die Tochter könnte meine Mutter ſein! Ich weiß doch nicht, was ich mit ihnen ſprechen ſoll.“ Indem kam der Bediente wieder an die Thür und kündigte Mr. Scaten an.

„Wenn du nun ſogleich hinuntergehſt“, ſagte Sarah, „werden ſie denken, du kamſt nur ſeinetwegen.“

„Was iſt daran gelegen? Unſere Damen hier zu Lande haben vollauf Zeit, aber unſere jungen Herren viel weniger. Sie ſind immer überbeſchäftigt in dieſem Handels- und Geſchäftslande!“

Der Bediente ging hinunter, indem er noch hinterließ, auch Mr. Alonzo ſäße unten im Salon und hätte ſchon wiederholt nach Miß Virginia gefragt.

„Mag er doch!“ ſagte ſie wegwerfend. „Er hat ſeine Gabe ſchon heute dahin! Ich muß mich hüten

ihn nicht zu verwöhnen! Er ergreift gern die Hand, wenn ich ihm den Finger reiche!"

Während sie sprach, hatte sie sich vor dem Spiegel das Vorderhaar von neuem gebürstet und ging mit der Bemerkung: „Der Seaton ist noch einer der Besten", hinunter in die Empfangszimmer.

„Warum gehen Sie nicht hinunter zu den Damen, Miß Sarah?" fragte Matilde.

„Ich bin nicht mit ihnen bekannt. Ich gehe mit wenig andern Personen um, als die zu unserer Kirche gehören. Nicht, daß ich aus Wahl so ausschließlich wäre. Es gibt gewiß in jeder christlichen Kirche viele gute, würdige Menschen. Allein, theils hab' ich wirklich nicht Zeit zu vielen Besuchen, theils find' ich auch, daß die Gespräche des gewöhnlichen Weltlebens unser Gemüth gar zu sehr zerstreuen, um uns mit Sicherheit in dieses Gewirr hineinwagen zu können. Meine Tante Gardiner, die, wie die Schrift sagt «fromm ist wie die Tauben und klug wie die Schlangen», hat mich oft vor dem Gesellschaftsleben gewarnt, besonders vor den muntern Kreisen, in denen Virginia mit Recht so hervorglänzt. Denn sie ist so schön und talentvoll! Ich würde auch viel mehr an meine Kleidung denken müssen, wenn ich mehr in der Welt lebte, und Alles das würde mir Zeit

und Geld kosten, während ich beides nützlicher anwenden kann."

Klotilde sah die achtzehnjährige Sarah mit einiger Bewunderung an, als sie diese Worte mit vollkommener Einfachheit sprach. Freilich war sie nicht zur Hälfte so schön als Virginia, ihr kleine Gestalt war etwas untersetzt, ihr Hals kurz und selbst ihr Gesicht hatte außer einer besonders reinen, jungfräulichen Stirn und einem Paar großer, klarer, ausdrucksvoller Augen wenig Bemerkenswerthes; nur in Hinsicht der blühenden, weiß und rothen Hautfarbe, das Erbtheil ihrer neuengländischen Mutter, hatte sie einen entschiedenen Vortheil vor ihrer Schwester. Im Ganzen durfte man sie wol ein hübsches Mädchen nennen und bei ihres Vaters Reichthum und Stellung in der Gesellschaft konnte man voraussetzen, daß es nur von ihr abhänge, ihren Platz darin zu behaupten. Aber es kostete ihr kein Opfer ihn aufzugeben. Sie hatte einen guten Verstand und ein empfängliches Herz, aber keine Spur von Phantasie, dieser gefährlichen Malerin, die mit zauberischen Farben der jugendlichen Erwartung die Welt soviel schöner malt, als sie ist. Sie gerieth also nur in geringe Gefahr von dem Pfade gelockt zu werden, auf welchen die Hand einer liebenden, ernsten Mutter jung sie

gefühlt und auf welchem Beispiel und Ermahnung ihrer neuengländischen Verwandten, unter deren Aufsicht sie erzogen war, still und treu wandelnd, erhalten hatten.

Achtes Capitel.

Vater und Töchter.

Mathilde war noch nicht vier Wochen in dieſem Hauſe, als ſie, zwar beide Schweſtern lieben gelernt, aber auch längſt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ſie ſich nie unter dieſen Menſchen heimiſch fühlen könne.

Die Forderungen an ſie waren ſehr gering und nirgends hätte man ſie ihre Abhängigkeit weniger kennen fühlen laſſen, was ſie dankbar anerkannte. Allein ein Umſtand, den ſie ſehr ſchmerzlich empfand, war der Mangel eines eigenen, wenn auch noch ſo kleinen Zimmers. Und doch ſah ſie ſelbſt ein, daß ſie in dieſem großen, prächtigen, in dem vornehmſten Verhältniß und dem neueſten Newyorker Styl erbauten Hauſe auch nicht ein Kämmerchen für ſich allein in Beſchlag nehmen durfte, ohne entweder entſchieden in die häusliche Einrichtung einzugreifen, oder ſich ſelbſt den Platz unter den Dienſtboten anzuweiſen. Das

Erdgeschoß war von der Küche, den Vorraths- und Waschkammern und dem Speisezimmer der Familie eingenommen. Im ersten Stock, das wenig über der Straße erhöht war, nahmen das schmale, lange Verbaus und zwei große, durch breite Flügelthüren verbundene Empfangs- und Familienzimmer nebst einem kleinen Buffet den ganzen Raum des Hauptgebäudes ein; hinten schloß sich eine breite Veranda an, die durch Glasfenster und grüne Blenden zu einem dritten Zimmer eingerichtet war und vermittelst der köstlichen Orangerie, die in ihrer heißen Atmosphäre gezogen ward, eine Art Gewächshaus bildete. An dem Buffetzimmer war ein schmaler Ausbau angebracht, worin ein zierliches „Theezimmer" der Familie diente, sich zum abendlichen Thee zu versammeln. Denn dieser ward mit geringerm Ceremoniell eingenommen, als die andern Mahlzeiten, weil die Farmersitte eines reichlich mit Fleischspeisen besetzten Theetisches längst aufgehört hat modisch und „genteel" zu sein. Im zweiten Stock waren vorn heraus Virginiens schon beschriebene Gemächer; das große Zimmer hinten heraus war Mr. Castleton's Schlafzimmer. Ueber dem Theezimmer war ein allerliebster, kleiner Salon angebracht, der ringsumher mit Glasschränken von dem kostbarsten Porzellan versehen war, in denen zwei-

bis dreihundert auf das prächtigste eingebundene Bücher standen, die meist Virginien gehörten. Dies Zimmer führte den Ehrennamen der „Bibliothek"; es hatte den Misses Castleton, seitdem sie aus ihren respectiven Kostschulen in das väterliche Haus zurückgekehrt waren, zum Unterricht in einigen einzelnen Zweigen gedient und ward noch jetzt von einem Jeden im Hause zum Briefschreiben benutzt. Einige höchst bequeme Schaukel- und Großvaterstühle ladeten zum Genusse der ringsaufgestellten Schätze und zum friedlichen Schlummer zu gleicher Zeit ein, woher das anmuthige Gemach dem unmittelbar nach Tisch am häufigsten besucht war.

Im dritten Stockwerk haben wir schon Sarah's Zimmer beschrieben, in welche sie Klotilden so gastfreundlich aufgenommen. Die große Einfachheit der Einrichtung paßte zu ihrem ganzen Wesen. Kein Kupferstich zierte die weißen Wände; keine dunkeln Gardinen milderten, wenn nicht gerade die Sonne darauf lag, die durch die grünen Blenden abgehalten ward, das Licht zum sanften Dämmerschein; kein Sopha lud mit schwellenden Kissen zum Behagen ein. Bett, Commode, Toiletten- und Waschtische, wie die sechs hohen Rohrstühle waren zierlich mit weißer Oelfarbe angemalt; doch waren ein paar niedrige Näh-

oder Kinderstubenstühle mit Rohrsitzen zur Bequemlichkeit hingestellt, deren beständiges Wiegen Klotilden unwohl machte, so daß sie an die Hinterbeine ihres eigenen ein paar Klötzchen band und oft Sarah, welche sich in Neu-England ein beständiges, unbewußtes Schaukeln angewöhnt, bitten mußte einzuhalten. Sie hatten die Hinterzimmer des dritten Stockes inne, zu dem der Ausbau nicht hinaufreichte. Die beiden Zimmer des vordern Theiles standen als Gastzimmer immer bereit, Besuch aufzunehmen, eine Pflicht der Gastfreundschaft, die durch die ganzen Vereinigten Staaten geht, wo nicht leicht ein Haus so klein ist, daß es nicht ein „Spare Room" oder Gastbewirthungszimmer enthielte. Bei Castletons waren sie beständig besetzt und jetzt eben von Alonzo und Tante Gardiner eingenommen, welche letztere nur temporär abwesend war.

Die Mansardenzimmer endlich dienten den sieben Sklaven, welche die Familie, außer dem Kutscher jeden Herbst mit in die Stadt brachte, zu Schlafkammern. Wo hätte in diesem Hause die arme Klotilde einen Winkel für sich finden sollen?

Indessen blieb ihr Sarah's Zimmer den größten Theil des Tages allein überlassen, da die rastlose Thätigkeit dieser letztern sie während mehr als zwei Drittel desselben außer Hause hielt. Die religiöse

Geſchäftigkeit Sarah's ging durch die ganze Woche. Zwei Abende waren regelmäßig den kirchlichen Verſammlungen ihrer eigenen Gemeinde gewidmet, Dienſtag Abend der Betverſammlung, Donnerstag Abend der „Lecture", d. h. einer Art von Lehrpredigt. Außerdem gab es ſo viele ſogenannte Barmherzigkeitspredigten (Charity Sermons) d. h. für einen gewiſſen wohlthätigen Zweck gehaltene Predigten zu beſuchen, oder es war irgend ein berühmter durchreiſender Geiſtlicher in einer andern Kirche zu hören; oder es ward ein Miſſionarius eingeführt — ſo daß man auf dieſe außerordentlichen Veranlaſſungen wiederum zwei bis drei Abende rechnen mußte. Am Samſtag Abend aber widmete ſich die gute Sarah faſt ausſchließlich dem religiöſen Unterricht ihrer Leute, beſonders des weiblichen Theiles derſelben, indem ſie ihnen Aufgaben für die Woche ſetzte, ſie examinirte und mit ihnen erklärend die Bibel las. Die meiſten der Mädchen hatten von ihr auf dem Lande, wo ſie mehr Zeit hatte, leſen und rechnen gelernt. Nur ſchreiben lehrte ſie ſie nicht, ſo wie ſie es auch gefliſſentlich unterließ, ſie über den Zuſtand der Welt und über die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen zu unterrichten. Denn Sarah hielt ſtreng auf Gehorſam gegen die Obrigkeit; ſie glaubte aber doch auf dieſe Weiſe dem harten Geſetze, das

die Sklaven zu unterrichten verbot, dem Geiſte nach, wie ſie ſagte, zu genügen, ohne das höhere Geſetz zu verletzen, ihnen das Waſſer des Lebens nicht zu entziehen und ohne ſie für das praktiſche Leben untauglich zu machen. Wie ſehr ihr die Erziehung ihrer Sklaven am Herzen lag, bewies ſie unter Anderm dadurch, daß ſie alle Jahr zu ihrem perſönlichen Dienſt ſich ein anderes Mädchen auswählte, meiſt ein ganz junges von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, das ſie im Herbſt mit in die Stadt nahm und mit dem ſie ſich in beſtändigen Verkehr ſetzte, um ſo einen perſönlichen Einfluß auf viele dieſer vernachläſſigten Geſchöpfe zu gewinnen, wobei ſie freilich einer geſchickten, eingeübten Dienerin immer entbehren und eine unerſchöpfliche Geduld üben mußte.

Sarah's Morgen und Nachmittage waren nicht weniger als ihre Abende beſetzt. Denn ſie war Mitglied zweier Nähgeſellſchaften, d. h. der Torcasgeſellſchaft, die jeden Mittwoch Vormittag für die Armen der Kirche Kleidung verfertigte; und dann der „Jungen Damen-Nähgeſellſchaft", die für die Miſſionarien arbeitete und ebenfalls ſich allwöchentlich an den groben Hemden der frommen Männer die zarten Finger zerſtach, während eine gemiethete Nätherin zu Hauſe ihre eigenen, feineren nähte; hier war ſie noch dazu

Secretärin, und hatte genug mit unendlichen Schreibereien zu thun, wenn Sendungen nach Tamul oder den Sandwich-Inseln oder Liberien mit Briefen begleitet werden mußten. War vollends eben ein junger Missionarius auszustatten, der freilich nicht so ganz ohne Ausstener in die arge Welt hinaus geschickt werden konnte, so ward die Thätigkeit verdoppelt und ein mehrstündiges Zusammensitzen mit Nadel und Fingerhut zwei, drei Tage hintereinander ward dem Gottesdienen und den kleinen Andenken an die Heimat, die man ihm mitgeben wollte, gewidmet.

Außerdem war Sarah noch eins der thätigsten Mitglieder eines Sonntagsschulvereins, der es sich zur Aufgabe gemacht, arme, irreligiöse Familien aufzusuchen, um sie zu bereden, wenn die Eltern selbst keine Kirche besuchten, wenigstens die Kinder in die Sonntagsschule zu schicken, und diese Kinder zu kleiden übernahm; ein mühseliges Geschäft, dem sie regelmäßig in jeder Woche einen ganzen Morgen widmete. Dann gab es noch Versammlungen der Sonntagsschullehrer, Gebetversammlungen der Kirchenmitglieder und außer diesen gewöhnlichen Versammlungen noch so viele außergewöhnliche, daß Klotilde wohl einsah, Sarah's Zeit war vollständig besetzt. Fügen wir nun noch hinzu, daß Sarah auch dem Haushalt vorstand —

d. h. ſoweit in einem amerikaniſchen Haushalt, in dem ſieben Domeſtiken und einer davon Stewart oder Hausverwalter iſt, eine Dame etwas mit der Wirthſchaft zu thun hat — ſo werden wir gern zugeben, daß die deutſche Sprache nachſtehen mußte und während der ſechs Wochentage an eine Entwickelung in der Muſik nicht zu denken war.

Am Sonntag aber — oder wie wir, um Sarah's Gedächtniß nicht zu beleidigen, ſagen müſſen, am Sabbath — denn nichts war ihr empfindlicher als jene heidniſche Benennung und ſie hatte in Boſton gelernt, vom letzten Schöpfungstage nie anders als vom „Sabbath" oder vom „Tag des Herrn" zu ſprechen — grenzte vollends ihre fromme Thätigkeit an das Unglaubliche. Obwol in Mr. Caſtleton's Hauſe, wie in den meiſten amerikaniſchen Familien, an dieſem Tage ſpäter als gewöhnlich gefrühſtückt ward, erlaubte ſie ſich doch nie einen längern Morgenſchlaf; ſondern benutzte die Friſt nur zu einer ausgedehntern Privatandacht und zu einer vollſtändigen Tageskoilette ſchon vor dem Frühſtück. Und bei dieſer Gelegenheit ſah Mathilde ſie allerdings mit einiger Verwunderung ſolche ſchwere ſeidene Kleider und Hals- und Handkragen von ſo koſtbaren Spitzen anlegen und dieſen Schmuck mit ſolchen koſtbaren Nadeln befeſtigen, daß ſie meinte,

nur der allgemeine, ungeheure Kleiderluxus unter den amerikaniſchen Frauen könne dies bei einer derſelben erklären und entſchuldigen, die ſo entſchieden den Eitelkeiten der Welt entſagt. Nach dem Frühſtück konnte Sarah Sonntags die ſo läſſig geführte Hausandacht nur ſelten abwarten. Meiſt ſtand ſie ſchon vom Tiſche auf, ehe die Familie es beendigt hatte, um in die Sonntagsſchule zu gehen, zu deren treueſten Lehrerinnen ſie gehörte *). Nach der Vormittagskirche, welche ſich an dieſelbe knüpfte, ward das in allen amerikaniſchen Familien am Sonntag früh gehaltene Mittagseſſen raſch und mit der größten Mäßigkeit abgemacht; denn ſchon wartete die Sonntagsſchule von neuem, auf welche der Nachmittagsgottesdienſt unmittelbar folgte. Aus dieſem ging Sarah, ohne ſich durch Zuhauſekommen aufzuhalten, in eine Bibelklaſſe, die ſie ſelbſt in Verein mit einigen andern jungen Chriſtinnen zum Beſten einiger, ohne Religionsunterricht herangewachſener Mädchen geſtiftet, die zu alt ſchienen, ſich unter die Kinder der Sonntagsſchule zu miſchen. Vom Ende

*) Die amerikaniſchen Sonntagsſchulen ſind nicht wie die in Deutſchland für Diejenigen beſtimmt, denen die Arbeit der Woche nicht Zeit läßt, die gewöhnlichen Schulen zu beſuchen, ſondern ausſchließlich dem Religionsunterricht gewidmet, der aus den Wochenſchulen ausgeſchloſſen iſt.

dieſer Bibelſtunde bis zu dem frühen Sonntagsthee blieb ihr noch genau eine halbe Stunde, welche ſie manchmal zu Hauſe beim Leſen eines religiöſen Buchs zubrachte; oft aber war um dieſe Zeit in ihrer Kirche eine Privatgebetverſammlung der Mitglieder feſtgeſetzt, die ſie nie verſäumte. Häufig ſaß ſie noch am Theetiſch, deſſen am Sonntag beſonders reichliche Beſetzung Mr. Caſtleton gern zu einer längern Mahlzeit benutzte, denn er war geſchäftsfrei und hatte für heute mit zwei Beſuchen das Kirchengehen abgethan — wenn die Glocken ſie ſchon zum Abendgottesdienſt riefen. Wenn ſie endlich nach neun Uhr nach Hauſe kam, fühlte ſie ſich wol etwas erſchöpft von der fortgeſetzten geiſtigen Arbeit und hätte ſich gern ſogleich niedergelegt; allein ſie hielt ſich noch eine Weile in der Familie auf, um das Ihrige nach Kräften zu thun, zu verhindern, daß das Geſpräch eine frivole oder überhaupt weltliche Richtung nehme, was, da erbauliche Bemerkungen hier nie recht Wurzel ſchlagen wollten, gewöhnlich auf ein langweiliges Hinſchleppen von Alltagsphraſen hinauslief — daß am Sabbath keine Beſuche angenommen wurden, hatte Sarah, trotz Virginiens viel größerem Einfluß, von ihrem Vater erlangt — bis Mr. Caſtleton nach wiederholtem Gähnen frühzeitig aufbrach und Alles zu Bette ging. Wenn Sarah gegen

zehn Uhr in ihr Zimmer kam, hielt ſie es für recht, am Tage des Herrn ſtatt eines, zwei Capitel ſeines Wortes zu leſen und ihr Gebet in eben dem Verhältniß auszudehnen. Wie müde mußte die Gute endlich auf ihr Lager ſinken! Aber wie bald und ruhig und mit welchem ſüßen Bewußtſein, im Dienſte ihres Heilandes keine Anſtrengung ihrer beſten Kräfte geſcheut zu haben, entſchlief ſie!

Daß Virginie Mr. Caſtleton's Lieblingstochter war, konnte man leicht wahrnehmen. Aber auch für Sarah hatte er ein Vaterherz und ihr Einfluß auf ihn war nichts weniger als unbedeutend. Sie war ihm die Heilige der Familie, die gleichſam für Alle fromm war; wenn auch ihr Wirken und Weſen ihm oft läſtig ward, hegte er doch eine Hochachtung für ſie, die ihn ſtets auf ihre Anſichten Rückſicht nehmen ließ! Wenn er Virginien liebte, verzog und pflegte, wie ſein eigenes, körperliches Selbſt, wie ſein eigenes, egoiſtiſches Temperament, ſo ſchonte er dagegen Sarah, wie — ſein Gewiſſen.

Richard Caſtleton war ein Ehrenmann. Er hatte, als Mitglied des Congreſſes wiederholt und kürzlich im Senat die Augen der Nation auf ſich gelenkt; war zweimal Gouverneur ſeines eigenen Staates geweſen und als Rechtsconſulent war ſeine Praxis ſo groß,

daß ſie ihn zum reichen Mann gemacht haben würde, auch wenn er nicht von Haus aus reich geweſen wäre. Er war großmüthig in Geldſachen; bei allen Sammlungen für gemeinnützige Zwecke ſtand ſein Name obenan und bei allen Unternehmungen, welche die materiellen Verbeſſerungen ſeines Staates oder ſeiner Provinz bezweckten, konnten ſeine Mitbürger auf ſeine Thätigkeit zählen. Dabei beſaß er einen hohen Grad von nordamerikaniſchem und beſonders ſüdcarolinischem Patriotismus, d. h. er zweifelte nicht, daß die Vereinigten Staaten der Sitz der höchſten Intelligenz wären und daß das wahre Chriſtenthum nur dort zu finden ſei. Daß der Culturzuſtand aber den von Europa weit hinter ſich zurücklaſſe und die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte inſofern ſich daſelbſt in einem veredelten Zuſtande befänden, als ſie zum erſten Mal einen praktiſchen Nutzen bekommen hätten, worauf doch allein Alles ankomme — das war ihm außer aller Frage. Südcarolina aber hielt er für den eigentlichen Kern, für das Herz der Vereinigten Staaten. Als die berüchtigte Nulliſicationsfrage aufkam, war er einer der lauteſten ihrer Vertheidiger geweſen und hatte eine Auflöſung der Union auch dem kleinſten Opfer Deſſen vorgezogen, was er für das Recht oder den Vortheil ſeines eigenen Staates hielt. Sonſt war

er entſchieden conſervativ, aber hauptſächlich nur, wenn es jenes echte, ritterliche Herz „Uncle Sam's“ *), d. h. ſeinen eigenen Staat und deſſen Inſtitutionen galt. Trotzdem, daß er es als politiſcher Parteimann mit Maſſachuſetts und den Whigs hielt, haßte er Neu-England und es war und blieb ein Geheimniß, was ihn beſtimmt hatte, ſich von dort ſeine zweite Gattin zu holen. Er haßte Maſſachuſetts ſchon als Neſt und Wiege der Abolitioniſten mit tödtlichem Haſſe. Denn unter den Eigenthümlichkeiten des Südens, die er vertheidigte, konnte er vorzüglich keinen Angriff auf „das heimatliche Inſtitut der Sklaverei“ **) vertragen, bei dem er aufgewachſen war.

Nicht, daß er die Sklaverei aus Herzenshärte geliebt hätte — er war kein überſtrenger Herr — aber theils hegte er die Ueberzeugung, der Wohlſtand der ſüdlichen Staaten könne ohne eine gewiſſe Claſſe von menſchlichen Laſtthieren nicht beſtehen; theils glaubte er, die Liebe zur Freiheit würde in den Freien durch nichts ſo ſehr erhöht, als durch den Contraſt, und

*) „Uncle Sam“, d. h. Oheim Samuel, iſt der populäre Repräſentant der Vereinigten Staaten von den Anfangsbuchſtaben U. S. (United States).

**) The domestic institution of Slavery — der Lieblingsausdruck der ſüdlichen Pflanzer

Sklaven ſeien daher als Erziehungsmittel zur Erweckung der Freiheitsliebe in der weißen, amerikaniſchen Jugend weſentlich nothwendig — wie ja auch die Spartaner, um ihre Jugend von der Verworfenheit der Trunkenheit zu überzeugen, ihnen das Beiſpiel der künſtlich trunken gemachten Heloten gaben. Beſonders aber war er durch die unvorſichtigen und rückſichtsloſen Bemühungen der Abolitioniſtengeſellſchaften erbittert und in ſeinen ſelbſtiſchen Anſichten beſtärkt und der eifrigſte Vertheidiger der Sklaverei geworden. Ja er war in dieſem Punkte ſo leidenſchaftlich erregbar, daß ſelbſt ſeine Tochter Virginia, die ſich ſonſt Alles erlauben durfte und über dieſen Gegenſtand ſeit kurzem die Anſichten ihrer Kaſte mit denen eines großmüthigen Herzens vertauſcht hatte, lieber vermied, die Sache in ſeiner Gegenwart zu beſprechen.

Richard Caſtleton war übrigens nichts weniger als ein Hausthrann; im Gegentheil hatten ſeine beiden Gattinnen einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt, hauptſächlich Virginiens Mutter, die eine Frau von glänzender Schönheit und unbegrenzter Herrſchbegierde geweſen. Die beſondere Vorliebe, welche er für ihr Ebenbild, Virginia, hatte, zeigte ſich weniger in den Gaben und Geſchenken, die er ihr vor Sarah voraus gab — beide Schweſtern bedurften ihrer im Grunde

nicht, denn ſie hatten ein reichliches Einkommen aus dem Erbe ihrer Mütter — als durch ein gewiſſes liebhabermäßiges Nachgeben gegen ihre Launen und ein höchſt unväterliches Huldigen ihrer Schönheit. Nur äußerlich durfte ſich ſein Gefühl ſo wenig als möglich zeigen. Der kalte, ſelbſtiſche Mann konnte heimlich unruhig werden, wenn er ſein ſchönes Töchterchen traurig ſah, er konnte einen langgehegten Plan in ſeiner Häuslichkeit aufgeben, wenn er aus ihrem mürriſchen Weſen oder aus ihren ungeduldigen Aeußerungen ſah, daß er ihr läſtig oder unbequem war. Aber ſie bei der Hand nehmen, ihr mit väterlicher Theilnahme ins Auge ſehen und ſie liebevoll fragen: Virginia, was weinſt du? Vertraue dich dem Vaterherzen! das konnte er nicht. Denn er beſaß jene unſelige, echt nationale Verſchämtheit des Gefühls, die ihn zu einer beſtändigen ängſtlichen und doch wie Stolz ausſehenden Zurückhaltung beſtimmte. Wenn er noch ſo wohlwollende Geſinnungen hegte, ſagen konnte er kein herzliches Wort. Beide Mal hatte er ſeine Heirathsanträge ſchriftlich gemacht; er hätte eher die geliebteſte Frau verloren, ehe er ſich zu einer mündlichen Liebeserklärung entſchloſſen hätte. Die Gegenſtände ſeiner Liebe mußten demnach immer in einem ſolchen Liebhaber etwas Weſentliches vermiſſen, durf-

ten nie hoffen eine vollkommene Befriedigung zu finden. Denn das weibliche Herz verlangt nicht blos nach Liebe, auch der Ausdruck der Liebe iſt ihm Bedürfniß.

Virginia ſchien ſich an ihres Vaters Weiſe vollkommen gewöhnt zu haben; ſie betrachtete ſich als Herrin des Hauſes und die Rückſichten, die ſie etwa auf die übrigen Mitglieder nahm, trugen entſchieden den Charakter der Herablaſſung. Sie war zwei Jahre alt, als ihre Mutter ſtarb, und nicht viel über drei, als ihr Vater wieder heirathete. Aber ſchon erklärte ſie ſich gegen die neue Hausfrau mit einer leidenſchaftlichen Wuth und das durch die mütterlichen Großeltern bereits gänzlich verzogene Kind ſetzte den ſanften, nicht immer ganz vorurtheilsfreien Bemühungen der frommen Stiefmutter eine ſolche Widerſpenſtigkeit entgegen, daß die Arme ihr ganzes Leben dadurch verbittert ſah und Mr. Caſtleton, nachdem ſeine Gattin zwei Jahre lang gekämpft und es nicht einmal dahin hatte bringen können, daß das Kind ihr Abendgebet, ſtatt vor der ſchwarzen Wärterin, vor ihr herſagte, es am Ende gerathen fand, die Kleine gänzlich den Großeltern zu übergeben, wo ſie blieb, bis ſie nach Neuyork in die Penſion kam.

Die Vernunft mäßigte Virginiens Leidenſchaftlichkeit für die gewöhnlichen Fälle des Lebens, als ſie

heranwuchs, oder vielmehr, ſie zügelte ſie. Während der Beſuche, die ſie im Vaterhauſe machte, geſtaltete ſich ihr Verhältniß zu ihrer Stiefmutter auf das anſtändigſte und das Stiefſchweſterchen, die kleine blonde, verſtändige Sarah ward ſogar der Gegenſtand ihrer beſondern Zärtlichkeit. Als ſie ſechzehn Jahre alt war, ſtarb ihre Stiefmutter; ein Jahr darauf kehrte ſie in das Haus ihres Vaters zurück. Sarah war nach Boſton in die Schule gebracht. Erſt ſeit zwei Jahren lebten ſie hier unter einem Dache, und es war nicht zu verkennen, daß ſie einander lieb hatten. Sarah liebte Virginien, weil es ihre Pflicht war, ihre Schweſter zu lieben; Virginia liebte Sarah, weil ihr Herz ein gewiſſes Liebesbedürfniß hatte, weil Sarah ſo gut, dabei aber nicht halb ſo ſchön war als ſie, und endlich, weil ſie auf keine Weiſe ihr in den Weg kam. Sie war ihr ſogar ehrwürdig in ihrem frommen, raſtloſen Treiben. Wenn ſie auch ihre Anſichten für ſehr beſchränkt hielt, ſo ſpottete ſie ihrer doch nie; nur gegen einige von Sarah's Verwandten, beſonders gegen die Tante Gardiner konnte und mochte ſie ihre Pfeile nicht zurückhalten.

Virginia hatte, ſeitdem ſie aus der Penſion war — und in der That ſchon in der Penſion — im Vollgenuß des amerikaniſchen Mädchenglücks geſchwelgt,

d. h. ſie hatte ſich unabläſſig von einem Heere von Anbetern umringt geſehen, war in Charlestown wie in Neuyork, wo ſie im Hauſe ihrer Mutterſchweſter, die dort verheirathet war, oft Monate lang zubrachte, in den glänzendſten Cirkeln als eine „Belle“ anerkannt worden. Sie hatte zwei-, dreimal für Braut gegolten — und welches, in der Geſellſchaft lebende, amerikaniſche Mädchen könnte das ſolide Alter von zweiundzwanzig Jahren erreichen, ohne daß das Publikum ungeduldig wäre, ſie verheirathet zu ſehen? — und war zwei oder drei andere Mal wirklich nahe daran geweſen, es zu ſein, aber immer hatte ſie eigenmächtig das Verhältniß abgebrochen, entweder durch eine Reiſe ins Bad oder aufs Land, oder durch Anknüpfung eines neuen.

Sie war in dieſem Punkte weniger ungeduldig als ihre ſchönen Landsmänninnen; ſie fühlte wol, daß ſie durch eine Heirath einen großen Theil ihrer Unabhängigkeit und der ſonſtigen Privilegien ihres Geſchlechts aufgab. Sie wußte, daß bei den ſittlich ſtrengen Begriffen, die in ihrem Vaterlande herrſchen, ein unverheirathetes Frauenzimmer von Blume zu Blume flattern, ſich ungeſtört dem Wunſch zu gefallen überlaſſen und der Huldigungen der Männer genießen darf, während eine vermählte Frau ſtreng

auf das Haus und die Kinder angewieſen wird und, wenn ſie die Achtung der Welt behaupten will, mit dem einen Anbeter, ihrem angetrauten Mann, ſich begnügen muß, von dem ſie freilich dafür auch zehnfache Aufmerkſamkeiten erwartet. Virginia war entſchloſſen, dieſe Opfer nur für einen ganz außerordentlichen Fall aufzuheben. Ihre Phantaſie war von jeher poetiſch beſchäftigt geweſen und durch Romanenlectüre genährt worden. Ein gewöhnlicher amerikaniſcher Freier, der ihr eine Schwiegermutter, Schwägerinnen und Tanten und dergl. anheirathete, einer wie es Tauſende gab, genügte ihr nicht; es mußte ein vornehmer Ausländer ſein, wo möglich ein verfolgter politiſcher Flüchtling, der „draußen“*) die erſte Geſellſchaft frequentirt hatte, etwa ein abgeſetzter Prinz; oder wenn ein Landsmann, ſo mußte es ein Seeofficier ſein. Sie hatte eine beſondere Liebe für den Titel Commodore. Sie lachte über ſich ſelbſt, wenn ſie darüber ſprach; und im Grunde mochten ihre exaltirten Begriffe ihr heilſam geweſen ſein, denn ſie hatten ſie bisher bewogen, keinen der unzähligen kleinen Romane, mit denen ihr Mädchenleben durchwirkt war, weiter als bis zu einem gewiſſen Punkte zu ſpielen; und das

*) „Abroad“, die gewöhnliche Bezeichnung Europas in den Vereinigten Staaten.

Publikum erklärte ſie, indem es einen gewiſſen Grad von Gefallſucht jedem Mädchen als ihr angeborenes Privilegium zugeſtand, weniger für eine Kokette, als für Das, was man im Engliſchen mit dem unüberſetzbaren Wort „Flirt“ bezeichnet.

Es kamen jedoch auch Zeiten, wo es Virginien, die bei all ihrem ſüdländiſchen Feuer auch eine gute Portion ſüdländiſcher Schlaffheit hatte und Tage lang im weißen, fliegenden Morgengewand, auf den Divan geſtreckt, bei einem neuen Roman zubringen konnte, eine höchſt läſtige Anſtrengung war, den Thron der Schönheit zu behaupten, den ſie in der Geſellſchaft eingenommen. Wie hoch die Stellung auch iſt, welche der Amerikaner im Gefühl ſeiner männlichen Stärke und Großmuth dem ſchwachen Weibe angewieſen — beſonders aber der Jugend und der Schönheit — er iſt zu beſchäftigt, zu ſehr ein Mann des Fortſchritts, um viel Zeit an ſie wenden zu können. Sprödethun, Sichkoſtbarmachen iſt daher durchaus nicht am Orte mit ihm, und zum Theil daher mag es auch wol kommen, daß die jungen Amerikanerinnen ihm ſeine Huldigungen ſo außerordentlich erleichtern und durch ihr zuvorkommendes Weſen dem Ausländer, ehe er das Verhältniß recht begriffen, oft ſo anſtößig werden. Sodern nicht auch die jungen Prinzeſſinnen Tie-

jenigen, welche ſie ehren wollen, zum Tanz auf? Eine Artigkeit, welche bei andern Mädchen für Unbeſcheidenheit gelten würde. Virginiens Natur trieb ſie mehr zu einer ſtolzen Annahme von Huldigungen als zu einer freundlichen, durch Einladungen, Theilnahmszeichen und auffodernde Blicke bekundeten Bewerbung um dieſelben. Aber ſollte ſie ſich von ihren Freundinnen, von denen ſich doch die meiſten nicht mit ihr an Reizen und Talenten meſſen konnten, den Vorrang ablaufen laſſen? Wer dieſe Bahn einmal betreten, wird ſich bald überzeugen, daß wer in dem Weltlauf nur einmal ſtehen bleibt, nicht mehr hoffen darf an das Ziel zu gelangen.

In ſolchen Stunden der Ermüdung war es, daß ſie ſich mit dem Gedanken verſöhnte, ihres Vetters Gattin zu werden. Dann war Alles aus. Dann hatte ſie Ruhe, konnte ſich gehen laſſen im Behagen eines ſchlaffen, müßigen Daſeins und war eines huldigenden, gefälligen und beſonders reichen Anbeters gewiß. Es war demnach von Wichtigkeit, ihn nicht ganz zurückzuſtoßen und die Wünſche der Familie nicht mit einem Male niederzuſchlagen. Ob ſie dieſelben am Ende erfüllen wollte, ſollte der Zeit überlaſſen bleiben.

Aleide konnte keine rechte Sympathie mit Vir-

ginien haben. Sie verglich ſie mit ſich ſelbſt, als ſie noch an der Welt und ihren Freuden hing. Aber wie verſchieden war doch die unſchuldige Vergnügungsluſt einer jungen, durch Liebe und Zärtlichkeit von allen Seiten etwas verwöhnten Mädchenſeele, wie verſchieden das natürliche Wohlgefallen an den Wirkungen ſeiner Reize, wie ganz und gar verſchieden die jugendliche Anmaßung eines liebenden Herzens, für welche Klotilde ſo ſchwer gebüßt, von dem blaſirten Zuſtande des Herzens Virginiens!

Klotilde ſah bald, daß dieſer ihr Geſellſchaftsleben nicht viel mehr Zeit zum ernſten Studium der deutſchen Sprache und der Muſik ließ, als ihrer Schweſter Das, was ſie ihre Chriſtenpflichten nannte. Zwar warf ſie ſich mit ſo glühendem Eifer beſonders über erſtere her, daß Klotilde, auch wenn Sarah ſie nicht auf die Spur geleitet, leicht hätte den Schluß machen können, es müſſe ein Liebhaber dabei im Spiel ſein. Virginia ließ ſie auch nicht lange im Zweifel, ſondern entdeckte ihr bald Alles. Ja, ſie ſprach von ihrer Leidenſchaft mit einer ſolchen Glut des Ausdrucks, daß die Deutſche unwillkürlich die Augen niederſchlug.

„Geben Sie mir nichts Anderes zu leſen als Lieder der Liebe, Klotilde!“ ſagte ſie. „Goethe's, Chamiſſo's und wie Ihre großen Dichter alle heißen. Und beſonders — Heine's. Ja, von Heine habe ich einmal aus geliebtem Munde ein göttliches Lied herſagen hören. Sie ſehen mich verwundert an? Wolan, ich will Ihnen Alles ſagen. In einer traulichen Stunde will ich Ihnen geſtehen, warum ich eigentlich die deutſche Sprache zu lernen wünſche.“

Neuntes Capitel.

Die Schweſtern.

Virginia war am andern Morgen ungeduldig, die deutſche Stunde, die ſie noch immer gleich nach dem Frühſtück mit Sarah gemeinſchaftlich hatte, obgleich ſie beide aus ganz verſchiedenen Leſebüchern überſetzten, beendigt zu ſehen. Sarah zog ſich gewöhnlich zurück, nachdem ſie eine Seite aus Stilling's Leben überſetzt und Klotilde ihre ſchriftlichen Uebungen durchgeſehen hatte. Sie lernte nicht leicht, aber mit demſelben redlichen Pflichtgefühl, mit dem ſie Alles that, was ſie einmal unternommen. Sie hatte geendigt, legte ihre Bücher auf ein Seitentiſchchen, ſchob das Virginiens vor Klotilden hin und verließ das Zimmer.

„Endlich iſt ſie fort", rief Virginie. „Sally iſt eine Heilige. Sie verſteht nicht dies glühende Herz. Sie, Klotilde, ſind fromm wie ſie, aber nicht beſchränkt wie ſie. Werden Sie mich verſtehen? Ja, Sie, Sie

ſind mir von Gott ſelbſt zugeſandt, denn — Sie haben gelicht!“

Sie erzählte ihr darauf, was Klotilde ſchon aus den allgemeinen Geſprächen wußte, daß ſie vorigen Sommer mit Sarah im Seebade zu Rockaway geweſen wäre. Hier hätten zwei junge Männer von höchſt intereſſanter Geſtalt, die man für polniſche Grilirte gehalten und nur „die polniſchen Grafen“ genannt, die Aufmerkſamkeit der jungen Damen auf ſich gezogen. Vergebens aber hätte man ſich bemüht, ſie der Einſamkeit, die ſie auf faſt abſtoßende Weiſe geſucht, zu entziehen. Nie hätten ſie im Pavillon ſich eingefunden, wo Abends ſich die ſchöne Welt auch wol aus andern Koſthäuſern zu Tanz und Spiel verſammelt habe; nie ſich mit den übrigen jungen Herren, von denen einer den andern durch kokette phantaſtiſche Tracht zu überbieten geſucht, unter die badenden Damen gemiſcht. Der Eine, mit ſchwarzem Haar und Schnurrbart, mit wildem, funkelndem Auge und einer kühnen Adlernaſe ſei beſonders der Held des Tages geweſen. Auch ihre Aufmerkſamkeit ſei durch ihn zuerſt gefeſſelt worden. Aber der dreiſte, ja freche Blick, mit dem er ſie, und nicht allein ſie, ſtets betrachtet, wenn er den Damen, was täglich geſchehen, auf den Spaziergängen am Strande begegnet ſei, habe ihr ihn bald

zuwider gemacht. Ihr ganzes Intereſſe habe ſich bald dem Jüngern der beiden Freunde zugewendet, einem ſchlanken Mann mit braunen Haaren und einer kleinen zierlichen Mouſtache, mit bleichen Wangen und Lippen, aber unendlich ſchönen, treuen, melancholiſchen Augen. Was ihm aber unter den jungen Damen beſondere Theilnahme zugezogen, war, daß er in der Schlacht verwundet worden ſein müſſe, oder wenigſtens im Zweikampf, denn er trug den linken Arm in der Binde. Kränklichkeit gefällt dem Mädchenauge nicht an einem Mann; eine ſchwache Conſtitution macht ihn mehr zum Gegenſtand ihres Mitleids als ihrer Bewunderung, aber eine Bleſſur thut Wunder. Für Virginia hatte, ihrer innerſten Natur nach, Alles, was wie Heldenthum ausſah, einen vorzüglichen Reiz. Ebenſo zog ſie ſeine Melancholie an, die auf etwas Geheimnißvolles deutete. Immer ſah ſie ihn, fern von den modiſchen Häuſern, am Seeufer ſitzen, ſtundenlang in Schwermuth verſenkt, den Blick hinaus in das unendliche Meer, nach dem fernen Vaterland gerichtet. Die Spaziergänger gingen dicht hinter ihm weg, er ſchaute ſich nicht um, er wich den Begegnenden aus, nur ein oder zwei Mal war, als Virginiens ſtrahlendes Auge ihn getroffen, ſein Blick bewundernd an ihr hängen geblieben.

Endlich widerſtand ſie nicht länger. Als ſie einſt mit Sarah und einigen andern jungen Damen, während der Badezeit der Herren, an einem andern Theil des Strandes ſpazieren ging, ſahen ſie ihn wiederum einſam auf zwei über einander gelegten Balken ſitzen; die anſchwellenden Wogen berührten faſt ſeine Fußſpitzen. Sie begann, erſt ihm im Rücken, dann ſich unmerklich dem Waſſer nähernd, die kleinen, zierlichen Muſcheln aufzuſuchen, welche die Flut hier an den Strand treibt und verſchmähend liegen läßt. Jetzt ſtand ſie dicht neben ihm, ſah ihn an mit einem ihrer ſiegenden, unwiderſtehlichen Blicke und fragte in franzöſiſcher Sprache:

„Haben Sie an unſerm Ufer ſchon manche ſchöne Muſchel gefunden?“

„Er ſah mich überraſcht an“, fuhr Virginie fort — „und, was mich ermuthigte, unverkennbar voll Bewunderung. Dann erwiderte er, indem er aufſtand, daß er ſich noch nicht darum bemüht hätte.

„Ich hatte ſoeben ein paar hübſche, kleine Muſcheln in der Hand, die ich ihm gab und ihm zum Andenken an Rockaway behalten hieß, wenn er einſt wiederum in ſeinem befreiten Vaterlande ſei. Sie wiſſen, ich hielt ihn für einen Polen.

„Er ſah mir in freudiger Beſtürzung ins Auge.

Er hielt die Muſcheln eine Zeit lang in der Hand, ohne zu ſprechen, dann ſah er die kleinen, bunten Dinger bewundernd an und dankte mir nicht ohne Verwirrung.

„Ich fragte ihn, warum er ſo einſam mit ſeinem Freunde lebe, warum er nicht manchmal in unſern Salon käme? Ich hatte längſt ausgekundſchaftet, daß er bei einem Landmann in der Nachbarſchaft wohnte. Er war offenbar nicht reich; aber das machte ihn mir nur intereſſanter. Wie haſſ' ich die Goldgier dieſes geldſtolzen Landes!

„Er antwortete mir, daß ſeine Stimmung ihn zu keinem paſſenden Geſellſchafter von Glücklichen mache. Wie mich das rührte, Klotilde! Ich glaube, die Thränen ſtanden mir in den Augen, als ich ihn fragte: Woher wiſſen Sie, daß Sie lauter Glückliche finden werden?

„Da ſah er mich tief, tief an. O Klotilde, der Blick drang mir in das innerſte Herz! In dieſem Blick verſtanden wir uns. — Meine Gefährtinnen, die unterdeſſen zerſtreut Muſcheln geſucht, kamen nun heran. Ich hoffte, er würde mit uns gehen, uns begleiten, aber er grüßte blos ehrfurchtsvoll und blieb einſam am Ufer ſtehen. Wie melancholiſch, wie maleriſch ſtand er da, in die weite See hinausſchauend.

als ich mich wiederholt nach ihm umsah! Ohne Zweifel fürchtete er das Geschwätz meiner Gefährtinnen. Ein paar Abende erwartete ich ihn im Salon umsonst. Er kam nicht. Ich sah ihn nur ein paar Mal, wenn ich spazieren ritt, und welcher Triumph war es für mein Herz, die bewundernden, entzückten Blicke zu sehen, als ich, von meinen Rittern und Knappen umringt, am Strande an ihm vorbeiflog!

„Endlich hatten meine Nachforschungen herausgebracht, daß er kein Pole, sondern ein deutscher Baron sei. Es hieß, er sei preußischer Officier gewesen, aber er habe fliehen müssen wegen einer entdeckten Verschwörung. Dies entschied mich auf einmal. Da man im Seebade immer so viele müßige Stunden hat, so ließ ich ihn durch meinen Vetter Charles aus Neuyork, einen Knaben von funfzehn Jahren, bitten, mir während unsers hiesigen Aufenthalts deutschen Unterricht zu geben. Daraus entstand nun eine große Neckerei und die Mädchen alle beneideten mich um den deutschen Baron, wie sie ihn nun nannten, da wir seinen Namen erst nicht recht ausfindig machen konnten. Aber was ging mich das an! Ich hatte eine köstliche Zeit."

„So kam er?" fragte Klotilde.

„Hatte er nicht kommen sollen? Ja, meine theure

Klotilde, vier Wochen, vier kurze Wochen lebte ich in einer unendlichen Seligkeit. Wir konnten den gewöhnlichen, breit und flach getretenen Gang des Sprachenlernens natürlich nicht gehen; wir hatten keine Bücher, kein Lexikon, keine Grammatik; nur einige Gedichtsammlungen ließ ich von Neuyork kommen, er mußte mir wörtlich die schönsten davon übersetzen. Wie dichterisch, wie herrlich waren seine Uebersetzungen in gebrochenem Englisch; selbst in diesem Mangel, Klotilde' lag ein gewisser Reiz für mein Ohr! Für mein Herz, sollt' ich sagen. Aber nun lehrte ich ihn. Ich brachte seine Uebersetzungen in englische Verse, ich schrieb sie nieder, wir lasen sie zusammen. Aber er blieb schüchtern, bescheiden. Ich sah deutlich, daß er die reiche Erbin in mir scheute. Und hätte ich ihn nicht doppelt darum lieben sollen? O wie verachtete ich das Gold, das mich von ihm trennte!"

„Ich sehe", sagte Klotilde, „mein Landsmann war ein Ehrenmann. O Virginia, möchten Sie ihm seine Enthaltsamkeit nicht allzuschwer gemacht haben!"

„Auf einmal war er fort. Eines Morgens empfang' ich einen Brief von ihm, in dem er mir schreibt, daß eine Pflicht, die er nicht genauer angibt, ihn zwinge Rockaway zu verlassen; daß ein Geheimniß, das er mir nicht enthüllen dürfe, ihm verbiete, mir

ſein Herz darzulegen, daß er mir danke, mir alles Liebe und Schöne wünſche und was dergleichen mehr iſt. Ich wußte nicht — ſollte ich zürnen? Aber nein! Ich konnte nur weinen. Was mochte ſein Geheimniß ſein? Er wurde mir nur theurer, nur intereſſanter durch dieſes myſtiſche Dunkel. Ich war auch des Badens längſt überdrüſſig. Es iſt das langweiligſte Ding von der Welt. Ich wünſchte mich durch eine Gebirgsreiſe zu zerſtreuen. Ich brachte unter unſern jüngern Freunden leicht eine Partie nach dem weißen Gebirge in Neuhampſhire zuſammen, deſſen Schönheit ſo berühmt iſt. Wir kamen dort an. Einen Tag liegen wir ſtill, von der Reiſe angegriffen und, ich geſtehe es, der Beſchwerden herzlich müde. Spät am Abend kamen ein paar andere Reiſende an, die wir nicht ſahen. Am Morgen miethen wir Alles, was wir von elenden Gebirgspferden auftreiben können und laſſen uns auf den Waſhington hinauftragen. Es ſind ſchon heute Morgen ein paar Herren zu Fuß hinaufgegangen, ſagt unſer Führer. Oben auf dem Gipfel bin ich eben abgeſtiegen; ich ſchaue hinab in das Thal, durch den Nebel, durch den eben ein Sonnenſtrahl eine köſtliche Durchſicht bricht — da bewegt ſich's dicht neben mir. Ich blicke mich um und — in ſein Auge, in ſein liebendes, entzücktes,

bewunderndes Auge fällt mein Blick. O Klotilde! Ich kannte mich nicht mehr. Bergedorf, rief ich, Sie hier! Sie sind mir nachgefolgt! — Virginia, sagte er, mit einem seltsamen Lächeln, ist es mein Geschick, das Sie mir wieder zuführt? — Hoffentlich zürnen Sie Ihrem Geschick dafür nicht, Bergedorf? fragte ich, auch lächelnd. Er küßte meine Hand, die ich in seine gelegt. Das war freilich eine große Dreistigkeit und ich sah mich etwas erschrocken um, ob es auch niemand gesehen, aber sie standen Alle nach der Aussicht zugekehrt und Bergedorf sah so unschuldig aus, als hätte er mir blos eine Verbeugung gemacht. — Ich will Sie damit verschonen, Ihnen Wort für Wort wieder zu erzählen, was er gesagt und was ich gesagt. Zwei kurze Tage verschwanden uns wie eine Idylle. Er war zutraulicher, anschmiegender als in Rockaway — an seiner Liebe konnte ich nicht länger zweifeln. Und er an der meinen nicht. Er seufzte oft, sah mich an und seufzte wieder. Als wir schieden, versprach er mir, mich bald wieder zu sehen, mich bald von sich hören zu lassen und jetzt — erwart' ich ihn alle Tage."

„Haben Sie seitdem von ihm gehört?"

„Nein, eben darum erwarte ich ihn so fest. O ich sehne mich nach ihm. Er hat mein Herz und

kein Anderer! Früher konnt' ich daran denken, Alonzo zu heirathen, weil es mein Vater wünscht, der die großen Ländereien meines Großvaters wieder zusammenbringen möchte. Aber jetzt ist der Gedanke mir zuwider, obwol sich mein Vetter noch immer dazu Hoffnung macht. Ich möchte überhaupt keinen Sklavenbesitzer heirathen. Bergedorf haßt die Sklaverei und hat sie mich hassen gelehrt. Er haßt alle Unterdrückung."

Alonzo blieb den ganzen Winter über in Charlestown und es war leicht zu sehen, daß Virginia Recht hatte, d. h. daß er sich die Hoffnung machte, durch Liebe und Standhaftigkeit die Hand seiner schönen Cousine noch endlich davon zu tragen. Mathilde hatte sich daran gewöhnt, Alonzo als ihren Freund zu betrachten, den die Vorsehung selbst ihr als Retter zugeführt und der mit so edelmüthiger Zartheit ihrer Schmerzen geschont. Es ist wahr, er erschien ihr hier unter Virginiens und seines Onkels Einfluß fast ein Anderer. Mit Letzterm stimmte er in allen seinen beschränkten politischen Ansichten überein, nur daß bei seiner Lebhaftigkeit und Jugend Alles ihn mehr ergriff und aufregte und daß er die schiefen und ungerechten Behauptungen, die der Onkel einseitig, kalt und schneidend aufstellte, mit Hitze und Bitterkeit vertheidigte

und Andersdenkenden auf Cavalierparole aufdringen wollte. Virginiens Einfluß wirkte noch mächtiger und Klotilde mußte die Kunst bewundern, mit der diese die Leidenschaftlichkeit des Jünglings zu beschwichtigen wußte und sich in dem Verhältniß einer — Cousine zu erhalten verstand, die sich des Vorrangs bewußt ist, den ihr theils das eine Jahr, welches sie vor ihm voraus hatte, theils ihr Geschlecht, theils ihre Schönheit gab; indem sie sich zwar selbst allerlei Freiheiten gegen ihn herausnahm, die den armen Verliebten mehr und mehr verstrickten, aber dagegen ihn stets in den Schranken der Ehrfurcht hielt und die kleinste Anmaßung mit einem hochmüthigen Zurückziehen rügte.

In seinem Verhältniß als Pflanzer, als Herr einer weitläufigen Besitzung, deren Verwaltung einen gewissen Grad von Thätigkeit foderte, in der Mitte einer ungebildeten Nachbarschaft, aus der der feinere, gebildetere Jüngling leuchtend hervorragte und oft mit Rath und That beizustehen hatte, in seinem Eifer für die Landesbewaffnung und endlich als der aufgeklärtere Sohn einer leidenschaftlich bigotten Mutter, deren Schwächen er mit Geduld und mit einer kindlichen Ehrfurcht trug, die er in diesem Lande der Jugendherrschaft mehr aus seinem Naturell als aus dem Beispiel seiner Landsleute gelernt haben konnte — war er

Klotilden viel achtungswerther und wohlgefälliger gewesen, als in dem städtischen Treiben im Hause seines Onkels. Hier brachte er seine Zeit damit zu, mit diesem letztern auf die Abolitionisten zu schimpfen und die Tarifffrage aus einseitig provinziellem Geiste zu discutiren; mit den andern jungen Pflanzern, welche wie er, ein paar müßige Wintermonate in der Stadt zubrachten, über die Verdienste von Pferden und Hunden Wetten anzustellen, oder Virginien bald als Page, bald als Werkzeug einer allgemeinen Gefallsucht zu dienen.

Das Handelsgeschäft, welches die Tante Gardiner, von der Klotilde wiederholt sprechen hörte, abwesend hielt, zog sich in die Länge. Es bestand im Verkauf von einer Anzahl Sklaven, die sie von ihrem Manne, der Prediger in Südcarolina gewesen war, geerbt hatte, deren Besitz ihr aber von nicht wenigen ihrer kirchlichen Freunde von Massachusetts zum Vorwurf gemacht ward. Klotilde konnte freilich den Verkauf derselben noch weniger mit einer echt christlichen Gesinnung einigen; indessen war sie lange genug in diesem Lande der Freiheit gewesen, um inne geworden zu sein, daß ein Fremder, ohne das Nationalgefühl der Amerikaner auf das empfindlichste zu verwunden und ohne sich dem Vorwurf, sich als

Ausländer anmaßend in ihre heimischen Angelegenheiten zu mischen, auszusetzen, seinen Abscheu gegen die Negersklaverei der südlichen Staaten und seine Misbilligung der Lauheit der nördlichen nicht aussprechen kann. Sie hatte, als sie mit Alonzo auf dem Dampfschiff reiste, Gespräche mit angehört, in denen sie christliche Prediger die Sklaverei mit Gründen der Bibel vertheidigen hörte; sie war täglich Zeugin der Entrüstung, mit der die beiden Gastleton, Oheim und Neffe, als Repräsentanten des gesammten Pflanzergeschlechts, die Versuche der Abolitionisten aufnahmen, an der verjährten „Institution der Sklaverei" zu rütteln; was sie aber besonders schmerzlich berührte, waren die häufigen Streitigkeiten der beiden Schwestern über diesen Gegenstand, in denen die Christin als Vertheidigerin desselben auftrat, während das Weltkind, großmüthigen Herzens, seine ganze Unnatur und Gottlosigkeit zu erkennen schien.

Nicht, daß die gute Sarah so weit wie ihr Vater gegangen wäre und mit ihm die Sklaverei der verachteten Race für eins der wirksamsten Erziehungsmittel zur Freiheit für das bevorzugte Geschlecht der Weißen erklärt hätte. Vielmehr erkannte sie mit einem tiefen Seufzer sie als ein großes Uebel, als ein dem sündigen weißen Geschlecht aufgebundenes Joch zur

Strafe für den Abfall der Väter, das die Nachkommenschaft mit Unterwerfung zu tragen habe. Allein ein Unrecht konnte sie um so weniger darin sehen, als der Herr dieses Mittel ergriffen habe, die umnachteten Geschlechter Afrikas dem Evangelium zuzuführen, für das die ihm anvertrauten Seelen zu gewinnen, sie darum auch für die erste Pflicht jedes christlichen Sklavenbesitzers hielt. Sie war daher auch dem Colonisationssystem besonders günstig und es war eine ihrer Lieblingsideen, der sie mehr nachhing, als man von ihrem sonst so praktischen Sinne hätte erwarten sollen, einst von Liberien aus die Apostel der göttlichen Lehre über ganz Afrika ausgehen zu sehen.

„Wenn es nur nicht zu Hause noch so viel zu thun gäbe!" sagte Virginia. „Hier ist es, wo wir die Missionarien brauchen. Und zwar für die Reichen! Ueberlege nur selbst, Sarah, wie viel Laster es hier in unserer unmittelbaren Nähe gibt; und mitunter in unserer nächsten Bekanntschaft. Denke nur an Mr. Marlow, der durch notorische Unredlichkeiten als Advocat in zwei Jahren so überreich geworden; an Mrs. Norman, die ihre eigenen Verwandten fast verhungern läßt, an — — —

„Virginia", unterbrach sie Sarah's sanfte Stimme,

„richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden! Nenne keine Namen, Schwester! Wer kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und lauter von meinen Sünden?“

„Gut; aber so lange wir noch so viel an uns selbst zu erziehen haben, sollen wir uns um Andere nicht zu viel bekümmern. Das ist's, was der Herr mit dem Splitter im Auge des Nächsten und dem Balken im eigenen meint; nimm mir es nicht übel, Schwester, daß ich dir in das Handwerk pfusche. Aber so lange wir noch Menschen, blos weil sie schwarz sind, verkaufen, wie das Vieh, glaub' ich, wir brauchen ebenso nothwendig die Gottesboten, uns das Evangelium recht auszulegen, als die Völker Afrikas, die es noch gar nicht kennen.“

„Sicherlich, Schwester“, versetzte Sarah sanftmüthig, „ist es sündlich, Menschen zu verkaufen, wie das Vieh, aber du weißt, man verkauft nicht blos Vieh, auch Silber- und Goldgefäße und die köstlichsten Edelsteine werden verkauft.“

„Allerdings, um Geld zu gewinnen; das ist das Yankeeblut in ihr, Klotilde! Ich zweifle nicht, daß deine Tante Gardiner im Augenblicke wünscht, ihre Leute wären aus Gold und Silber gegossen und mit Edelsteinen verziert.“

„Tante Gardiner", erwiderte Sarah, nicht ohne einige Verlegenheit, „wird ohne Zweifel dafür sorgen, daß ihre Leute an einen andern christlichen Herrn kommen, der hier in ihrer unmittelbarer Nähe viel besser für ihr Seelenheil sorgen kann, als sie im fernen Massachusetts."

„Konnte sie sie nicht freigeben?" fragte Klotilde.

„Unsere Gesetze verbieten es, Sklaven, die im Lande bleiben, freizugeben", erwiderte Sarah.

„Konnte sie sie nicht nach Massachusetts nehmen und sie dort freigeben, oder wenn sie nicht reich genug an solcher Großmuth war, sie ihre Freiheit selbst abverdienen lassen?" fragte Virginia.

„Schwester", antwortete Sarah, „wir sind nicht die Richter der Handlungen Anderer. Auch im Sklavenstand gibt es eine christliche Freiheit. Herr und Knecht sind Brüder im Herrn."

„Etwas fliesbrüderlich", versetzte Virginia spöttisch, „ist das Verhältniß denn doch. Ich bekenne auch, zu Brüdern und Schwestern möcht' ich unsern feisten Kutscher Scipio und unsere Wäscherin, die einäugige Diana, nicht haben. Haben Sie sie je gesehen, Klotilde? Ein wahres Schreckbild! Zähne wie ein Rhinoceros und ein Mund von Ohr zu Ohr! Aber all' ihre Häßlichkeit macht sie nicht schlechter vor Gott,

und nicht allein ihre Seelen, auch ihre Leiber sind so köstlich vor seinen Augen als unsere, und es ist ruchlos, sie in Banden zu halten."

„Wenn die Sklaverei nicht so gut eine von Gott eingesetzte Ordnung wäre, als andere Unterschiede unter den Menschen", erwiderte Sarah, „warum hätte uns unser Heiland nicht darüber belehrt?"

„Spricht der Geist seiner Lehre nicht deutlich genug?"

„Warum hätte der Apostel Paulus den entlaufenen Onesimus dem Philemon zurückgeschickt, wenn er ihn nicht für seinen rechtmäßigen Herrn gehalten hätte?"

„Du weißt, so gut als ich, daß dieser Brief auch anders zu verstehen und daß es noch gar nicht erwiesen ist, ob Onesimus ein gekaufter Sklave war. Indessen wollen wir darüber nicht streiten. Ich sage dir, Sarah", fuhr Virginia mit Heftigkeit fort, „es ist ruchlos und thöricht, die Bibel zu Gunsten der Sklaverei zu citiren. Das Evangelium soll uns zur Richtschnur in religiosen und moralischen Dingen dienen, aber es kommt nichts dabei heraus, es zu einem Compendium von bürgerlichen und politischen Gesetzen machen zu wollen. Unsere eigene republikanische Freiheit würde darüber zusammenstürzen."

„Da höre ich deinen freigeistigen, deutschen Freund aus dir sprechen", erwiderte Sarah mit einem Seufzer. „Hättest du ihn nie gesehen!"

„Ein höchst liebloser Wunsch! Denn es scheint mir, als lebt' ich erst recht, seit ich ihn sah! Ich gestehe es, seit ich in die Tiefe seines Gespräches getaucht, erscheint mir alles andere Raisonnement flach. Ja, ich leugne es nicht, er hat mich von dem gräulichen Unrecht, das wir begehen, wenn wir unsere Nebenmenschen in Banden halten, erst recht überzeugt. Nicht, daß ich ganz so weit ginge als er", fuhr sie gemäßigter fort, „daß ich wollte, sie sollten gleich Alle auf einmal frei sein — es wäre ein Unglück für sie selbst, denn sie wissen sich nicht zu helfen und — wo sollten wir gleich Dienstboten hernehmen? Es würde eine schreckliche Verwirrung geben. Davon hab' ich auch Bergedorf zu überzeugen gesucht. Allein ich will, die Legislatur soll einen Zeitpunkt festsetzen, von dem alle von Sklaveneltern Geborene frei sein sollen. Und es muß noch dazu kommen. Leider ist mit unserm Vater darüber gar nicht zu sprechen! Aber Alonzo hat es schon oft hören müssen! Ich bin fest entschlossen, keinem Mann meine Hand zu geben, der mir nicht gelobt, alle seine Sklaven frei zu geben — nach einem gewissen Zeitpunkt wenigstens — nach seinem Tode oder so."

Virginia ſah wunderſchön aus, wenn ſie ſo eifrig ſprach, wenn ein ſo reines Feuer aus ihren Augen glühte. Freilich ſah Klotilde wol, daß ihr die Ideen der Freiheit und der Gleichheit der Menſchenrechte noch immer in der Theorie vertrauter waren, als in der Praxis. Im täglichen Leben fiel es ihr nicht ein, ihre Sklaven als etwas Anderes zu betrachten, wie als Mittel zu ihrer eigenen Bequemlichkeit. Sie ſcheute ſich nicht ihren Kutſcher in dem böſeſten Regenwetter ſammt ſeinen Pferden vor der Thür warten zu laſſen, wenn es ihr gefiel in einer Geſellſchaft länger zu verweilen, und behauptete, wenn Sarah darüber Vorſtellungen machte, „daß ſolche Geſchöpfe dies gewohnt ſeien". Die Wäſcherin hatte böſe Zeit, wenn ſie beim Bügeln deren Spitzen zerriß, und Phyllis, die verzogene, verwöhnte Phyllis, die ſich unendlich viel mehr herausnehmen durfte, als Klotilde je von einer Dienerin gelitten haben würde, die über ihrer Gebieterin Garderobe ſchalten und walten durfte und ſich oft Dinge daraus zueignete, die jene noch nicht abzulegen dachte, indem ſie ſie beredete, ſie ſeien nicht mehr gut genug für ſie — ſogar ſie mußte bei den reichen Geſchenken und vielen traulichen Worten, die ſie erhielt, von Zeit zu Zeit ein paar Ohrfeigen mit in den Kauf nehmen. Aber Klotilde konnte dieſe Inconſequenz

leicht durch die frühe Gewöhnung an unumschränkte Willkür, die ja nach und nach zur andern Natur wird, erklären und entschuldigen und freute sich um so mehr, daß ihr Landsmann den Samen zu einer edlern Saat in Virginiens Herz gelegt, aus der sie hoffte, einst die Freiheit der Unglücklichen, die Gott in deren Hand gegeben, hervorwachsen zu sehen.

Klotilde hatte es mit Mühe von den Schwestern erlangt, daß sie sich, wenn Gesellschaft da war, zurückziehen durfte. Virginia verstand sie in diesem Punkte fast besser als Sarah. Sie fühlte, daß Klotilde mit dem Geliebten Alles verloren habe, und meinte nur bei sich selbst, wenn sie deren äußere Haltung und Ruhe sah, Klotildens Liebe könne nicht den zehnten Theil so stark gewesen sein, als die ihre. Sarah aber, während sie sie lobte, daß sie dem Verkehr mit den Weltlichgesinnten entsagt, hätte sehr gewünscht, sie entzöge sich dem christlichen Zuspruch ihrer Freunde nicht, und zweifelte nicht, daß ein Austausch ihrer gegenseitigen christlichen Erfahrungen wohlthätig auf die Trauernde wirken würde. Doch siegten Klotildens Bitten endlich auch über sie.

Klotilde brachte demnach den größten Theil ihrer Tage für sich allein zu. Sie sah die Familie meist nur bei den Mahlzeiten oder die jungen Damen in

den Lehrſtunden. Wenn Abends Alles aus war, pflegte ſie auf dem Piano zu ſpielen und manchmal zu ſingen, wenn ſie ſich ſtark genug fühlte. Sonſt las ſie viel, vervollkommnete ſich in der engliſchen Sprache, machte kleine Putzarbeiten für Virginien, und ſuchte hier und da Beſchäftigung. Vor dem Frühſtück pflegte ſie einen einſamen, kurzen Spaziergang zu machen, um Luft zu ſchöpfen. Oder ſie fuhr am Nachmittag mit Virginien ſpazieren. Bekanntſchaften vermied ſie ſorgfältig. Am Sonntage war es ein Gegenſtand einiger Eiferſucht zwiſchen den beiden Schweſtern, ob ſie mit Virginia die biſchöfliche oder mit Sarah die presbyterianiſche Kirche beſuchen ſollte. Sie ging daher vorzugsweiſe in ihre eigene, d. h. deutſchlutheriſche Kirche, obwol ihr das undeutſche Weſen, welches das Lutherthum unter den Coloniſtengenerationen von Charlestown erhalten hatte, nicht zuſagte.

So vergingen Monate. Nachdem Klotilde ſich über den Verluſt ihres verlobten Gatten nicht getröſtet — o nein! lange nicht getröſtet, aber gefaßt hatte, war ihre Vergangenheit ihr nach und nach wieder theuer geworden. Sie ſehnte ſich von ihren Freunden zu hören. Sie begriff nicht, warum der Landrath ihren Brief nicht beantwortete, der ſchon längſt in ſeinen Händen ſein mußte. Ein unbeſchreibliches

Gefühl des Alleinseins, der Verlassenheit lag auf ihr. Oft kam es ihr vor, als sei sie einsamer hier, unter diesen wackern, aber ihrer innersten Natur fremden Menschen, als auf Alonzo's nachbarloser Pflanzung in der öden Wildniß.

Wenn Sarah Abends in ihr Zimmer kam, fand sie sie oft in Thränen. Sie bemitleidete sie, theils weil sie so viel verloren, theils weil sie die Ueberzeugung hegte, Klotilde verkenne die rechten Mittel, Trost zu finden. „Sie weinen wieder, arme Klotilde?" fragte sie. „Ja, weinen Sie nur! Es ist uns verstattet zu weinen; denn auch unserm Herrn und Heiland gingen die Augen über um den todten Freund. Aber", setzte sie hinzu und ergriff liebevoll ihre Hand, „sind auch Ihre Thränen nicht selbstisch? Sie denken nur an Ihren Verlust; wollen Sie nicht auch seinen Gewinn bedenken? Möchten Sie ihn zurückwünschen, wenn es in Ihre Macht gegeben wäre?"

„Ob ich es möchte? — Welche Frage, Sarah!"

„Möchten Sie ihn zurückrufen aus den Wohnungen der ewigen Seligkeit in diese Welt des Jammers und der Prüfungen? Ich setze voraus, Ihr Freund war ein Christ, denn wie hätten Sie ihn sonst so lieben, wie ihm das Glück Ihres Lebens anvertrauen können?"

„Sarah", sagte Klotilde, hoch erröthend, „er steht vor seinem Richter. Nur ihm hat er Rechenschaft zu geben von Dem, was er glaubte, wähnte, irrte. Ich hege das Vertrauen in seine unerschöpfliche Gnade, daß er ihm ein erbarmungsvoller Richter gewesen, wie er mir es sein wird."

„Und wollen Sie den noch ungeschliffenen Stein nicht freudig dem Goldschmied überlassen, der ihm mit geschickter Hand erst seinen rechten Glanz geben wird durch Schnitt und Schliff, wo es Noth thut? Wie herrlich wird er einst Sie anstrahlen, wenn des Vaters Ruf auch Sie vor seinen Thron ruft!"

„Sarah! Möchten Sie nicht, daß Gott Ihnen Ihre Mutter am Leben erhalten hätte?"

„Wenn es sein Wille gewesen wäre", erwiderte sie und sah sie mit ihren vollkommen klaren Augen ernst an, „so hätte er sie mir erhalten. Aber da sein Wille sie zu sich rief, wäre es vermessen, sie zu diesen Scenen des Leidens und Kämpfens zurückzuwünschen!"

„So dürften wir nichts wünschen? So wären uns unsere Gefühle der Liebe, der Sehnsucht, des Verlangens umsonst gegeben?"

„Wohl dürfen wir wünschen; ja wir sollen wünschen und beten, nach unserer beschränkten, menschlichen

Einſicht täglich den Herrn anflehen um ſeine Gaben und Segnungen. Aber wenn er ſo deutlich zu uns geſprochen, wie zu mir und zu Ihnen, dann ſollen wir unter ſeinen Willen uns beugen und ſelbſt keine rebelliſchen Wünſche mehr hegen. Geht uns nicht David, der treue Diener des Herrn, mit ſeinem Beiſpiel voran? Als ſein Kind todtkrank lag, da faſtete er und lag im Staube vor dem Herrn und flehte um des Knäbleins Erhaltung. Als aber Gott das Kind zu ſich nahm, trotz ſeines Flehens und Jammerns, da ſtand David von der Erde auf und wuſch ſich und ſalbte ſich und ging in das Haus des Herrn und betete an. Und als er wieder heimkam, ließ er ſich Brot auftragen und aß. Und da die Diener ſich wunderten, da ſagte er: um das Kind faſtete und weinte ich, da es lebte; denn ich gedachte, wer weiß ob mir der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber todt iſt, was ſoll ich faſten? Kann ich es auch wieder holen? Ich werde wol zu ihm fahren, er aber kommt nicht mehr zu mir."

Klotilde hatte ſie mit ſeltſam ſich durchkreuzenden Gefühlen angehört. Sie wußte kaum, ob ihr die methodiſche, kalte und doch ſo unbezweifelt echte Frömmigkeit der jungen Sarah mehr Bewunderung oder Erſtaunen einflößte. Nur eins fühlte ſie beſtimmt,

daß ihr dieſe Art der Gottesverehrung ewig fremd bleiben werde.

„Unſere Gefühle über dieſen Punkt", ſagte ſie nach einer Pauſe, „werden ſich ſchwerlich je ganz vereinigen, liebe Sarah; darum dient es wenig, darüber zu ſprechen. Genug, daß wir beide, jede auf ihre Weiſe, den Frieden Gottes zu erringen ſuchen. Auch mir, liebe Sarah, iſt es, obwol nach ſchweren Kämpfen, gelungen, meine Gefühle in das Eine, einzige Gebet zuſammenzudrängen: Herr, dein Wille geſchehe! Aber dies hindert mich nicht zu fühlen, daß auch der Schmerz, den er mir ſchickte, göttlichen Urſprungs iſt und daß er es war, der mir dieſe Fähigkeit gab zu leiden und zu lieben. Sein Wille war es, daß ich trauern ſollte. Sie ſagen, es iſt erlaubt zu weinen, denn auch Jeſus weinte. Nein, Sarah, nicht darum! Bedürfen Sie für jede menſchliche Regung, für die Befriedigung jeder menſchlichen Neigung eines Gebotes, eines Geſetzes, einer bibliſchen Autorität? Meinen Sie, wenn ein unglückliches Ohngefähr dieſe Worte aus den heiligen Blättern des Evangeliums geriſſen hätte, das Menſchengeſchlecht ſolle des köſtlichen Vorrechtes beraubt ſein, ſeinen Schmerz um Abgeſchiedene in Thränen zu ergießen? Nein, nicht darum dürfen wir unſere Todten beweinen, weil Jeſus' Augen

einſt übergingen beim Tode eines Freundes; vielmehr darum weinte er um ihn, weil ſeiner göttlichen Seele nichts echt Menſchliches, nichts wahrhaft Naturgemäßes fremd war. Sie ſagen, gute Sarah, wir ſollen Nichts wünſchen, was Gottes Wille nicht iſt. Wohl! Wenn aber das geſchehe, was wir wünſchen, nun dann wäre es Gottes Wille, weil ohne ſeinen Willen nichts geſchehen kann. Ein Factum entſcheidet hier nichts, gar nichts. Dieſe Augen haben die Wellen über dem theuern Haupte zuſammenſchlagen ſehen — o, darf ich nicht noch wünſchen, daß ein Wunder, eines der tauſend und aber tauſend Wunder, die ſein Wille täglich geſchehen läßt, ihn dennoch gerettet haben möchte? Und ſollte ein ſolcher Wunſch ſolange ſündlich ſein, bis Hubert plötzlich, wirklich lebend, vor mir ſtände, und dadurch offenbar würde, daß es wirklich Gottes Wille war, ihn zu retten?"

Sarah, von Klotildens ſchärferer Logik etwas verwirrt und ihre Gefühlsweiſe nicht recht verſtehend, hörte endlich ſelbſt auf, ſolche Unterredungen zu ſuchen, und verließ ſich auf Tante Gardiner, die täglich erwartet wurde.

Zehntes Capitel.

Neue Bekanntſchaften.

Auch Virginia hatte Etwas, was ſie quälte, was heimlich an ihr nagte. Das war an ihrem verſtimmten Weſen deutlich zu erkennen; an ihrem Auffahren über Kleinigkeiten; beſonders aber an ihrer übeln Laune gegen Alonzo, der gewöhnlich Alles ausbaden mußte, was Anders verſahen. Klotilde vermuthete mit Recht, daß die Unruhe über Bergedorf's unbegreifliches Stillſchweigen ſie peinige. Auch hielt ſich Virginia, die wenig gewohnt war, ihren Gefühlen den geringſten Zwang aufzulegen, nicht lange gegen ſie zurück.

„Warum kommt er nicht?“ rief ſie. „Warum ſchreibt er nicht? Sollte er mich nicht mehr lieben? Sollte er nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt ſein? Welch' Geheimniß iſt es, das über ihm ruht? Warum iſt er nicht aufrichtig, warum ſo zurückhaltend gegen mich?“

So drängte eine Frage die andere, ohne daß Klotilde eine einzige beantworten konnte. Nur das erkannte ſie klar, daß Virginiens Liebe kein bloßes Spiel einer durch Romane erhitzten Phantaſie ſei, wie ſie anfänglich geglaubt, ſondern daß eine heiße, ungezügelte, mächtige Leidenſchaft ihr Herz erfülle. Ihre Unruhe und Sehnſucht ſteigerte ſich in kurzem zu einer krankhaften Reizbarkeit, die ſie für ihre Hausgenoſſen unerträglich machte; in den geſellſchaftlichen Kreiſen aber, die ſie fortwährend beſuchte, ſchien der Zauber ihrer Gegenwart faſt durch einen gewiſſen ſchwärmeriſchen Blick ihres Auges erhöht, und während ihr Herz darbte, ſuchte und fand ihre Eitelkeit reichliche Nahrung.

Klotilde ſuchte umſonſt auf ihre Vernunft zu wirken. „Aus Bergdorf's Wegbleiben ſelbſt", ſagte ſie, „möcht' ich den Schluß machen, daß er ein redlicher Mann iſt. Er iſt arm, ohne Ausſicht, ein Ausländer. Welche Hoffnungen dürfte er ſich machen, Sie zu beſitzen?"

„Ich bin reich genug für ihn und mich", erwiderte Virginia. In dieſem freien Lande hat Jeder Ausſichten, der Verdienſte hat. Sein Geiſt wird ihm bald eine Laufbahn eröffnen."

„Vielleicht bezweifelt er, daß Ihr Vater ſo denken wird?"

„Was geht ihn meines Vaters Denkungsart an, wenn er meiner gewiß ist? Ich habe ihm nicht verschwiegen, daß ich ein unabhängiges Vermögen habe."

„Sie würden keine Verbindung ohne Ihres Vaters Zustimmung eingehen wollen, Virginia."

„Warum nicht, wenn mein Vater mein wahres Glück verkennt?"

„Sie würden keines wahren Glückes ohne Ihres Vaters Segen genießen können.

„Ich sehe, Sie haben davon noch Ihre europäischen, sklavischen Begriffe, die Kinder auch noch nach ihrer Volljährigkeit zu Unterthanen ihrer Eltern machen. Ich liebe und ehre meinen Vater gewiß, aber in meine Heirath darf er sich nicht mischen, denn dabei ist von meinem Lebensglück die Rede, nicht von seinem. Und am wenigsten werd' ich mich jetzt entschließen, Vetter Alonzo zu heirathen; ich mag keinen Mann, der sich Alles von mir gefallen läßt."

„Ihr Vetter ist sonst Mannes genug, liebe Virginia. Seine Unterwürfigkeit unter Ihre Launen, die ich selbst weit entfernt bin zu billigen, müssen Sie seiner unbegrenzten Leidenschaft zuschreiben. Sind Sie entschlossen, diese nicht zu erhören, so sollten Sie sie nicht zu nähren, sondern zu unterdrücken suchen."

Virginia lachte etwas verächtlich. „Ich thue

weder das Eine, noch das Andere; es wäre zu viel Mühe. Sein Herz ist ja von Haus aus sein Eigenthum; er mag darüber disponiren, wie er will."

Aber nur von Anderer Liebe sprach sie so leichtsinnig. Ihre eigene erschien ihr als die wichtigste Sache von der Welt und da sie damit so wenig Anklang bei Klotilden fand, als bei ihrer Schwester, und Phyllis sie durch ein paar gemeine, platte Bemerkungen empörte, als sie einst, in einem Augenblicke des Ueberfließens ihres Herzens, gegen sie darauf hindeutete, nahm sie von neuem Zuflucht zu dem Bildniß ihrer Mutter und es war ihr leichter, wenn sie sich, vor der Büste kniend, recht ausgeweint hatte.

Unterdessen war auch Mrs. Gardiner zurückgekehrt. Klotilde, die sich aus Allem, was sie von ihr gehört, ein Bild zusammengesetzt, das ihr eben nicht günstig war, fürchtete sich fast, zum ersten Male mit ihr zusammenzukommen, denn sie vermied sorglich jedes Betasten ihrer tiefen Wunde, die sie bei fortgesetztem heimlichen Schmerz doch durch Ergebung und Vernunft wohl verbunden im Herzen trug, die aber jede Berührung unaufhaltsam bluten machte.

Aber Mrs. Gardiner, eine Dame von wohlwollender Gesinnung und würdigem Anstand, sonst eine lange, knöcherne Gestalt mit spitzer Nase und scharfen,

grauen Augen, hatte zu viel von der nationellen Zurückhaltung neuengländiſcher Frauen, um ſie anders zu begrüßen, als mit den gewöhnlichen Fragen nach ihrer Geſundheit, wie lange ſie im Lande ſei, wie ihr Amerika gefiele und ob die deutſche Sprache ſchwerer zu erlernen ſei, oder die engliſche. Nur flüchtig erwähnte ſie, daß ſie gehört habe, welche ſchwere Prüfung ihr auferlegt worden, daß ſie aber hoffe, Gott ſei ſo barmherzig geweſen, ſie zu ihrer Heiligung dienen zu laſſen. Sie über ihre religioſe Geſinnung zu katechiſiren behielt ſie ſich ſchonend auf ein andermal vor.

Mrs. Gardiner war die Urenkelin des berühmten Doctors Cotton Mather und außerdem mit manchen Gottesgelehrten verwandt, auf welche ihr Vaterland mit Stolz blickt. Der Geiſt ihres Urgroßvaters und ihres Ururgroßvaters ruhte auf ihr und man konnte ihr nichts Schmeichelhafteres ſagen, als daß man zwiſchen den erhaltenen Bildern derſelben und ihr ſelbſt Aehnlichkeit finde. Sie war überdies die Witwe eines angeſehenen Geiſtlichen; ihre Söhne und Schwiegerſöhne hatten theils einflußreiche Kanzeln, theils theologiſche Lehrſtühle inne. Alles dies trug nicht wenig dazu bei, ihrer eigenen, ſtrengen Kirchlichkeit Einfluß und Würde zu geben. Beſonders hielt ſie ihre Schwiegertöchter ſehr zur richtigen Kinderzucht an,

und sie sowol als ihre Töchter mußten ihre Kinder, sobald sie sechs Wochen alt waren, zum Familiengebet bringen und still halten — welches Letztere indessen oft nur unvollkommen gelang — um sie bei Zeiten an die heilige Handlung zu gewöhnen. Fing das kleine Volk an, sich selbstständig zu regen, so war ihr das Herumwälzen auf dem Boden, an welchem die kleinen Naturmenschen sich ergötzten, besonders anstößig und sie pflegte, hauptsächlich wenn die Kleinen dem zweiten Geschlecht angehörten, den Kinderwärterinnen strenge Verweise zu geben, daß sie diese Unanständigkeit litten und so schon früh den Keim zur Bescheidenheit und Zucht erstickten, die der Apostel dem weiblichen Geschlecht für unerläßlich hält.

Als sich heute Abend die Familie Castleton zum Thee setzte, lenkte sie mit einer Würde, welche ihr eigen war, sogleich das Gespräch von den gewöhnlichen Dingen des Tages ab und fragte Klotilden, ohne die mindeste Einführung, „ob sie glaube, daß die Prophezeiungen des Jesaias insoweit erfüllt und die Juden jemals wieder in Jerusalem einziehen würden?"

Dies war ihr Lieblingsgegenstand und niemand, der ihr vorgestellt ward, durfte hoffen, dieser Frage zu entgehen. Klotilde hätte sich um so weniger dar-

auf Rechnung machen können, als Mrs. Gardiner von ihr, als von einer Deutschen, einige Gelehrsamkeit erwartete. Als sie ihr mit einiger Verlegenheit antwortete, daß sie über diesen Gegenstand noch nie nachgedacht habe, legte Tante Gardiner die nämliche Frage dem jungen Castleton vor. Allein dies brachte Virginien so ins Lachen, daß ihm darüber die Antwort erspart wurde und die Sache sich zu einem Scherz drehte, ohne daß Mrs. Gardiner darüber Empfindlichkeit zeigte, wie sie denn überhaupt nur sehr selten über irgend ein Ablehnen oder Abstoßen ihres Wesens Empfindlichkeit wahrnehmen ließ.

„Welche Sprache, Miß Osten", fing sie von neuem an, „meinen Sie wol, daß zuerst in der Welt gesprochen worden ist? Glauben sie nicht, daß Adam und Eva hebräisch gesprochen haben? Oder glauben Sie, das Assyrische oder Chaldäische sei älter? Ich bin begierig auf Ihre Meinung darüber."

„Ich habe keine Meinung darüber, Mrs. Gardiner", erwiderte Klotilde lächelnd; „solche gelehrte Untersuchungen überlassen wir deutschen Frauen gern unsern philologischen Forschern."

„Was war Ihres Vaters Meinung darüber? Sagten Sie nicht, er wäre Professor der Geschichte gewesen?"

„Allerdings.“

„Wohl, was lehrte er darüber ſeinen Schülern? Ich hoffe, er gründete ſeinen Vortrag auf die Bibel. War Ihr Vater ein Chriſt?“

„So viel ich weiß, iſt es nie in Zweifel gezogen.“

„Entſchuldigen Sie, Miß Oſten. Ich wünſchte nicht Ihre Gefühle zu verletzen. Aber leider gibt es unter den großen deutſchen Gelehrten ſo viele Ungläubige und Atheiſten. Selbſt unter den frömmſten Deutſchen ſind gewiſſe gefährliche Irrthümer verbreitet. Hat nicht noch neulich einer unſerer Gottesgelehrten uns benachrichtigt, daß ſelbſt der gottesfürchtige Tholuk in gewiſſem Sinne ein Univerſaliſt genannt werden muß? Dieſer Zuſtand der Dinge thut mir um ſo weher, als das Deutſche die erſte Sprache geweſen iſt, vermittelſt welcher dem römiſchen Greuel Einhalt gethan und in der gegen den Antichriſt gepredigt worden.“

Hier erhob die Familie ſich vom Theetiſch und Klotilde ſchlüpfte aus der Thür auf ihr Zimmer. Mrs. Gardiner fürchtete, ſie habe ſie durch ihre gelehrten Geſpräche verſcheucht, und begann demnach beim Frühſtück am folgenden Morgen von häuslichen Angelegenheiten zu ſprechen.

„Haben Sie gute Dienſtboten in Deutſchland, Miß Oſten? fragte ſie. Neu-England iſt das geſegnetſte

Land in der Welt, der Sitz der wahren Aufklärung und Freiheit und unser Heiland hat mehr Bekenner dort, als in manchen Ländern von zehnfach größerer Volkszahl. Es ist entschieden das Land der Erwählten des Herrn; man braucht nur an seinen Ursprung und an unsere Pilgerväter zu denken. Allein in Betreff der Schwierigkeit, «Hülfe» (Help)*) zu bekommen, ist viel Ursache zur Klage! Unsere Frauen sind zu stolz, sie gehen alle lieber in die Fabriken, weil sie denken, das sei damenhafter. Und die Inländerinnen sind so roh. Und wer hätte gern Katholiken in seinem Hause? Das arme, verblendete Volk! Unter den deutschen Mädchen soll es sehr gute geben. Nicht wahr, Miß Osten?"

„Es gibt schlechte und gute; am meisten mittelmäßige."

„Welchen Weg pflegte Ihre Mutter einzuschlagen, wenn sie ein Mädchen brauchte? Oder Sie selbst, als Sie Ihrem Vater die Wirthschaft führten?"

„Wir miethten sie", erwiderte Klotilde lächelnd.

„Versteht sich", versetzte Mrs. Gardiner; „aber ich meine, um eine recht gute, brauchbare zu bekommen.

*) Mit diesem euphemistischen Namen werden die Dienstboten in Neu-England bezeichnet, da der Name „Servants" sie beleidigt.

Haben Sie jemals um ein recht gutes Dienſtmädchen gebetet, Miß Oſten?"

Klotilde erſchrak faſt. Dann ſagte ſie, ſeit lange zum erſten Male lachend: „Nicht doch, ich würde mich nicht unterſtanden haben, Gott mit ſolchen Angelegenheiten zu behelligen."

„Ich theile Ihre Anſicht", verſetzte Mrs. Gardiner; „wir ſollten dieſe Einzelnheiten ſeinem göttlichen Willen überlaſſen. Und die Erfahrung hat mich auch darüber belehrt, daß ſolche unſtatthafte Gebete nur dem Beter zum Schaden erhört werden. Eine meiner Nachbarinnen hatte immer große Noth mit ihrer „Hülfe"; da betete ſie einmal, als ſie gerade ganz verlaſſen war, um ein recht gutes Mädchen. Und ſieh da, ſchon am folgenden Morgen ſchickte ihr auch wirklich der Herr ein außerordentlich tüchtiges Mädchen aus Neu-Hampſhire zu, die mit einer verheiratheten Schweſter in die Nachbarſchaft gekommen war und ſich erſt ein paar Thaler Geld verdienen wollte, ehe ſie zu Hauſe reiſte. Denn ihre Eltern waren arm und ſie hatte es noch nicht zu einem ſeidenen Kleid für den Sabbath bringen können. Dieſes Mädchen war nun ein wahrer Segen im Haus und obwol ihr Mrs. Weller, meine Nachbarin, nur einen und einen Viertel Thaler die Woche gab, that ſie ihr doch alle ihre Arbeit; ſie

kochte, buk ganz vortreffliches Brot, wusch und plättete, half die Kinder waschen und anziehen und nahm zwei davon mit in die Kirche, denn Mrs. Weller hat vier, das älteste noch nicht acht Jahre alt. Nur die Betten mußte Mrs. Weller selber machen, beim Fegen und Scheuern aber half das Mädchen ihr immer, wenn sie nur Zeit hatte. Darüber verwöhnte sich denn nun die arme Mrs. Weller so, daß sie, als sie das Mädchen verlor, sich gar nicht mehr zu helfen wußte und sich ganz elend fühlte, und so wies es sich zuletzt aus, daß thörichte Gebete uns zum Unsegen erhört werden."

„Wie verlor sie denn das Mädchen, Mrs. Gardiner?" fragte Virginia mit einem schlauen Blick.

„Das Mädchen", erwiderte Mrs. Gardiner, und ein kaum merklicher Anflug von Verlegenheit in ihrer Miene entging Klotilden nicht, „zog vor, bei mir zu leben und meine Arbeit zu thun, da ich gerade damals auch niemand finden konnte. Ich gab ihr auch einen Viertel Dollar mehr die Woche."

„Wie war das doch, Mrs. Gardiner", fuhr Virginia mit einer unschuldigen Miene fort, „gingen Sie nicht einmal in Mrs. Weller's Küche, als sie gerade nach Boston gereist war, und boten dem vortrefflichen Mädchen einen Viertel Dollar mehr, wenn sie zu Ihnen ziehen wollte?"

„Nicht doch, Miß Caſtleton, das wäre ſehr undamenhaft geweſen. Ich begegnete ihr auf der Straße und ſagte ihr blos beiher, daß, wenn ſie jemals von Mrs. Weller wegzöge, ſie bei mir einen guten Platz finden würde, und daß ich anderthalb Dollar gäbe, wenn ſchon bei mir eben die Arbeit nicht ſchwer ſei, da ich gewöhnlich zwei hielte. Wir haben gegen die arbeitende Claſſe ebenſogut unſere Pflichten zu erfüllen, Miß Caſtleton, als gegen Damen von vornehmerer Familie. Ein Mädchen für fünf Viertel Dollar ſo viel Arbeit thun zu laſſen, als man für anderthalb zu fodern hat, war kaum zu billigen!“

Aber Virginia ſchien ſchon kaum mehr zuzuhören, denn ſie flüſterte mit ihrem Nachbar Alonzo mit gedämpfter und doch ſehr vernehmbarer Stimme:

„Ich fürchte, Vetter“, ſagte ſie, „Sie verwildern in Florida ganz und vergeſſen Ihren Katechismus. Sie waren mir nie recht bibelfeſt, Alonzo. Nun ſagen Sie einmal auf, wie heißt das zehnte Gebot?“

Alonzo ſah ſie mit verbiſſenem Lachen an. Dann fing er mit verſtellter Unſchuldsmiene an: „Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib, Haus, Knecht, Magd — —“

„Genug für heute“, unterbrach ihn Virginia lachend und ſtand auf. „Ich ſehe, Sie ſind ein beſſerer

Schüler, als ich dachte.“ Die beiden Castletons folgten ihr, ebenfalls lachend. Sarah hatte längst beschämt die Augen niedergeschlagen. Mrs. Gardiner aber, obwol etwas roth im Gesicht, sah so unbefangen aus, als ginge die Sache sie nichts an.

Außer der Frage über die Rückkehr der Israeliten hatte Mrs. Gardiner ein anderes Lieblingsthema, das sie gern zur Sprache brachte und darüber die verschiedenen Meinungen einholte. Dies war nämlich, was wol aus den verlorenen zehn Stämmen Israel geworden sein mochte? Mrs. Weller, mit der sie den Gegenstand oft abzuhandeln pflegte, blieb steif und fest bei der alten Ansicht, daß sie in den Indianern zu finden seien. Aber für Mrs. Gardiner, die von ihrem Ahnherrn, dem berühmten Doctor Cotton Mather, einen unbezwinglichen Widerwillen gegen das schmutzige, starrköpfige Geschlecht der Indianer ererbt und gleichsam im Blute hatte, war dieser Ursprung viel zu gut; und obwol sie es nicht eingestand, war sie innerlich doch viel mehr geneigt, der alten Theorie Glauben beizumessen, die der Geschichtsschreiber Hubbard als eine der möglichen erwähnt, daß nämlich diese Brut von dem Satanas selbst erzeugt sei, als er in seine Verbannung sich zur Gesellschaft ein paar Hexen mitgenommen. Die verlorenen zehn Stämme

glaubte ſie dagegen mit andern gelehrten Leuten mitten in Perſien unter den Neſtorianern wiedergefunden zu haben, oder vielmehr unter den alten Chaldäern; denn ſie blieb ſteif und feſt dabei, daß dieſe Völkerſchaften ein und dieſelben ſeien, und konnte ſich einiger Zweifel über das orthodoxe Chriſtenthum derjenigen Gelehrten nicht enthalten, die dieſe willkürliche Annahme verwarfen.

Dies gab nun Gelegenheit zu manchem harten Kampfe mit der Nachbarin, ohne daß dies gerade ihre Freundſchaft beeinträchtigt hätte. Ein anderer Punkt aber, in dem die Nachbarinnen verſchiedener Anſicht waren, ſchien oft mit ſchlimmern Folgen zu drohen. Dies war nämlich die Frage, ob der Sabbath am Sonntag mit Sonnenaufgang, oder ſchon am Sonnabend mit Sonnenuntergang beginne?

Mrs. Weller, die aus Connecticut gebürtig war, hing der letztern Meinung an. Die wöchentliche Hausarbeit mußte mit dem Untergange der Sonne am Sonnabend beendet ſein — was ihr im Winter bei ihren vier Kindern und ihrem häufigen Mangel an „Hülfe" oft ſchwer genug ward — die Geſichter wurden in ernſte Falten gelegt und das älteſte Töchterlein war verpflichtet, der Kinder Spielzeug herbeizubringen, um bis Montag früh in den großen Wand-

ſchrank gepackt zu werden, während die Kleinen mit ehrfurchtsvoll kläglichen Geſichtern darumſtanden, und ſogar das zweijährige „Baby" nicht zu murren wagte, wenn ihm die Klapper aus dem Händchen genommen und ihm dafür ein Bilderbuch mit ſchönen heiligen Geſchichten verſprochen ward. Dafür nahm es denn die Mutter auch am Sonntag Abend nicht ſo genau. Nach Sonnenuntergang durften im Sommer die Kinder in den Gärten laufen und die Blumen beſehen: im Winter wol gar, wenn die ganze Familie um den praſſelnden Herd herumſaß, das Kleinſte auf der Mutter Schoos, das Vorjüngſte auf des Vaters Knie, ſich an der Eltern Erzählungen aus den eigenen Kinderjahren ergötzen und ſie mit harmloſem Geplauder und Gelicher unterbrechen.

Umſonſt ſuchte Mrs. Gardiner die Familie Weller von ihrem Irrthum zu überführen, indem ſie den Sonnabend Abend, als den Schluß der Woche, noch dem geräuſchvollſten Theil des Reinigens und Putzens widmete und jedesmal, damit die Nachbarin es ja nicht überſehe, dazu Faß oder Bürſte bergen ließ; oder, als dies nicht helfen wollte, ſie und mehre Freunde am Sonnabend zum Thee einlud. Am Sonntag aber wußte ſie die abendliche Familienſcene oft ſo geſchickt zu unterbrechen, indem ſie mit Hut und Mantel plötzlich

ins Zimmer trat, um, wie sie sagte, Mrs. Weller zur Abendkirche abzuholen, daß diese, obwol schon von dem doppelten Kirchgang etwas erschöpft, in der Verlegenheit auch nach ihren Sachen griff und die schmerzlich getäuschten Kleinen zu Bette schickte.

In der Lebens- und Denkweise der Familie in Charlestown mußte nun für Mrs. Gardiner gar Manches verletzend sein. Wenn sie von der Rückkehr der Israeliten oder den zehn Stämmen anfing, griff ihr Schwager jedesmal nach der Zeitung, Virginia ging ans Klavier, Mathilde schlüpfte zum Zimmer hinaus und selbst Sarah, obwol sie ihrer Tante ehrfurchtsvoll zuhörte, war nicht leicht zu einer Antwort zu bringen; wenigstens führte sie nur an, was dieser oder jener Gottesgelehrte darüber denke, ohne je eine eigne Meinung auszusprechen. Es mußte daher für Mrs. Gardiner sehr willkommen sein, daß sich gerade ein junger Geistlicher aus Neu-England, mit dem sie genau befreundet und selbst, wie auch Sarah, einigermaßen verwandt war, in Charlestown befand, mit dem sie bei Tische die Unterhaltung führen konnte; denn ihre Gegenwart, die Vetterschaft mit Sarah und Richard Castleton's großmüthige Gastfreundschaft gab ihm Gelegenheit, während seines Aufenthalts in Charlestown sich häufig zur Mittagsmahlzeit einzufinden.

Der ehrwürdige Herr Spooner — ſo hieß er, ehrwürdig als Geiſtlicher, denn er war kaum dreiundzwanzig Jahre alt, war ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen nach dem Süden gekommen, von deſſen milderem Klima er ihre Wiederherſtellung hoffte. Auch er ſchien an Mrs. Gardiner's docirender Weisheit kein beſonderes Wohlgefallen zu finden; denn wie ſehr auch der Amerikaner die Frauen ehrt, ſo hält er doch im Ganzen auf des Apoſtels „mulier taceat in ecclesia!" — Aber er betrachtete es als ſeine Pflicht, der Familie Caſtleton von Zeit zu Zeit das Beiſpiel einer gottſeligen oder exegetiſchen Unterhaltung zu geben und ſeine theologiſche Gelehrſamkeit, beſonders gegen Sarah, die er ſehr verehrte, ins beſte Licht zu ſtellen. Denn Mr. Spooner war von dem regſten Pflichtgefühl beſeelt. Er handelte, athmete, lernte, ſchlief, aß und trank, weil es ſeine Pflicht war. Demnach war er auch auf die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit — denn es war ſeine Pflicht, in ſich den Diener des Herrn zu erhalten — durch Befolgung der ſtrengſten diätetiſchen Lebensregeln bedacht, worin er auf das pünktlichſte den Vorſchriften ſeines neuengländiſchen Arztes folgte. Mit bewundernswürdiger Enthaltſamkeit ließ er die köſtlichſten Schüſſeln, die ſeltenſten Weine an Mr. Caſtleton's reichbeſetztem Tiſche

an ſich vorübergehen und bat ſich, während die aufwartenden Schwarzen grinzten, nur in Waſſer gekochten Reis und Syrop, darüber zu gießen, aus, von welcher einfachen Speiſe er ganze Ladungen hinunter ſchlang, während er mit Mrs. Gardiner vom Zuſtande ſeiner Verdauung ſprach oder Klotilden fragte, ob die deutſchen Gelehrten auch ſo an Verdauungsmangel litten, wie die amerikaniſchen?

Ueberhaupt hielt Mr. Spooner es für ſeine Pflicht, jede Gelegenheit, ſich zu unterrichten, zu benutzen, zu welchem Behuf er ſtets ein ganzes Bataillon Fragen bereit hatte, das er nach und nach aufmarſchiren ließ. Wenigſtens mußte Klotilde daraus, daß die nächſte Frage oft gar keinen Bezug auf die eben gegebene Antwort hatte, den Schluß machen, ſie ſei ſchon längſt im Kopfe fertig geweſen und ſpringe nur jetzt erſt, vollſtändig gerüſtet, wie Minerva, aus dem gedankenſchweren Haupte des Fragers. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Mr. Spooner es für ſeine Pflicht hielt, die Gegenwart einer deutſchen Profeſſorentochter, die von der Vorſehung, als ſei es eigens zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde geſchehen, mitten aus dem Focus der deutſchen Gelehrſamkeit nach den Küſten von Amerika geſchleudert war, nicht zu verſäumen. Er war daher unerſättlich in Fragen, beſonders nach den berühmten

deutſchen Gelehrten, deren Werke er ſtudirt hatte und die er, trotzdem daß der Rationalismus Einiger ihn ſehr betrübte, ihres gründlichen Wiſſens wegen ungemein verehrte. Er wollte durchaus von Klotilden erfahren, was Geſenius' und Ewald's eigentliche Herzensmeinungen ſeien? Ob Neander wirklich am Sabbath Gäſte einlade? Wie viele Stunden ein deutſcher Gelehrter täglich arbeite? Wie viele er ſpazieren gehe oder Holz ſäge, um ſich Bewegung zu machen? Und wie groß, da, wie er mit Dank gegen den Herrn gehört, das Evangelium in Deutſchland im Fortſchreiten ſei, im Durchſchnitt ſeit den letzten drei Jahren die jährliche Anzahl der bekehrten Seelen ſei?

Vergebens verſicherte Klotilde, dieſe Fragen nicht beantworten zu können; Mr. Spooner's Forſchungen hörten erſt mit der Mahlzeit auf. Nach dem Eſſen warteten ſeiner andere Pflichten. Er warf ſich behaglich in einen der großen, ſammetnen Schaukelſtühle und fing an aus Leibeskräften zu wiegen. Klotilden ward vom bloßen Anblick faſt ſchwindelig; Virginia aber fragte, indem ſie einen ihrer eigenthümlichen Blicke auf ihn warf, in dem ſich Beluſtigung, Ekel und Spott auf eine unbeſchreibliche Weiſe miſchten:

„Sie ſcheinen ja das Schaukeln trotz einem See-

fahrer zu lieben, Mr. Spooner? Oder — trotz einem Wiegenkinde?

„Keineswegs, Miß Castleton", antwortete er, mit Eifer fortfahrend. „Es ist mir zuwider; ich thue es nur aus Pflichtgefühl. Eine kurze Bewegung nach dem Essen wird als besonders heilsam empfohlen. Es ist meine Pflicht, mir am Tage dreimal Motion zu machen; nach dem Essen aber eine ohne Anstrengung."

Einmal bemerkte Sarah, als sie von dem theologischen Seminarium sprach, auf dem Mr. Spooner erzogen war, „der Ort sei ihr immer etwas düster vorgekommen."

„Allerdings, Miß Sarah", erwiderte er, „allerdings. Wie oft hab' ich gegen diesen düstern Geist gesprochen! Brüder, pflegt' ich zu sagen, seid fröhlich! Es ist unsere Christenpflicht, fröhlich zu sein! Heißt's nicht im Römerbrief: Seid fröhlich in Hoffnung! Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden?"

Mit diesem Liebhaber pflegte Virginia ihre Schwester gern aufzuziehen, wenn sie sich bei guter Laune befand, was freilich jetzt selten genug der Fall war. Die vollkommene Gleichmüthigkeit, mit welcher Sarah dies, wie alles Andere ertrug, ließ sie durch den

Contraſt mit Virginiens launiſchem, leidenſchaftlichem Weſen für Klotilden im günſtigſten Lichte erſcheinen. Daß Mr. Spooner's Perſon ihr nicht recht zuſagte, konnte der Beobachter ihr leicht anfühlen. Aber ſie ehrte und liebte in ihm den Mitchriſten, den kirchlichen Bruder, mit dem ſie in allen chriſtlichen Wahrheiten übereinſtimmte. Nur als Kirchennachbar ſuchte ſie ihn unwillkürlich zu vermeiden. Sarah nämlich war von der Natur mit einem feinen Ohr und mit einer ſüßen, weichen Stimme verſehen worden; ſie pflegte daher gern mit in die einfachen Hymnen des Gottesdienſtes einzuſtimmen, obwol in den presbyterianiſchen Kirchen nur ein dazu beſtellter Chor den Geſang übernimmt, dem ſie ſich förmlich anzuſchließen nicht Kunſtfertigkeit genug beſaß. Mehre einzelne Glieder der Gemeine thaten wie ſie. Beſonders lebte Mr. Spooner der Ueberzeugung, daß Singen ſo gut eine Chriſtenpflicht ſei als Beten. „Iſt es nicht unſere Pflicht, dem Herrn mit allen unſern Sinnen zu dienen?“ fragte er. „Hat nicht der Heiland mit ſeinen Jüngern eine Hymne geſungen? Und müſſen wir ihm nicht in allen Dingen nachahmen?“

Er erklärte demnach, indem er ſich auf den großen Theologen, den Präſidenten Edwards ſtützte, es für eine ebenſo große Unterlaſſungsſünde, nicht zum Preiſe

des Herrn, der uns das Organ gegeben, zu singen, als nicht zu ihm zu beten, und erhob aus purem Pflichtgefühl seine Stimme mit ganzer Kraft.

Sarah widersprach ihm nicht. Da aber es sich unglücklicherweise traf, daß seine Stimme mehr dem Knarren eines ungeschmierten Wagenrades glich, als einer „hellen Posaune", und da der Inhaber dieser Stimme zufällig immer ein paar Töne zu tief oder zu hoch traf, so störte seine unmittelbare Nachbarschaft sie einigermaßen und sie suchte sich ihr daher gern zu entziehen, wenn sie es konnte, ohne ihn zu beleidigen.

Es gab indessen auch einige Neckereien, welche die gute Sarah zwar mit eben derselben Gelassenheit ertrug, aber nicht, ohne daß ein sanftes Roth das liebe Gesicht überzog, das wol gelegentlich sich zur Glut verdunkelte, wenn Virginiens schonungslose, scharfe Zunge sich über den Gegenstand desselben in Spott ergoß.

Vor kurzem war einer der Gottesboten, an deren frommen Bestrebungen Sarah den innigsten Antheil nahm, aus dem fernen Indien heimgekommen und eben bei seinen Eltern, die während seiner Abwesenheit von Virginien nach Charlestown gezogen waren, zum Besuch. Noch in den besten Mannesjahren hatte Elias Fleming, so hieß er, dennoch beinahe zehn Jahre

lang in dem Felde rüſtig gearbeitet, das er ſeinen Kräften am angemeſſenſten hielt, nämlich als Heidenbekehrer im Orient. Kenntniß des Landes, der Sprachen, der Sitten jener umnachteten Völker waren ſeinem jugendlichen Enthuſiasmus zu Hülfe gekommen; ein richtiger Verſtand, eine heitere Mäßigung, Würde der äußern Erſcheinung, vor Allem aber ein von Liebe überſtrömendes Herz, machten ihn zum auserkornen Werkzeug der Kirche Gottes. Seine Bemühungen hatten den ausgezeichnetſten Erfolg gehabt, er brachte als lebendige Zeugen mehre Hindunaben mit, die, in den dort von ihm gegründeten Schulen ſchon vorgebildet, auf den höhern Anſtalten ſeines Vaterlandes nun vollends zu chriſtlichen Lehrern ausgebildet werden ſollten, um nach einigen Jahren ihm wieder nach Indien zu folgen und dort ſeine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, ſeine Gehülfen im großen Bekehrungswerke. Denn er ſelbſt war nur zum Beſuch wieder in ſeinem Vaterlande, theils ſeine greiſen Eltern im Leben noch einmal zu ſehen und ihren Segen zu empfangen, theils ſeine durch raſtloſe Mühe und mannichfache Beſchwerden geſchwächte Geſundheit herzuſtellen.

Er hatte noch eine andere Abſicht bei ſeiner Reiſe, die vielleicht ſogar im Vordergrunde ſtand, nämlich

ſich eine neue Lebensgefährtin und Mitarbeiterin unter ſeinen Landsmänninnen zu ſuchen.

Denn er hatte außer drei zarten Kindern, die er mit ergebenem Herzen, als die Saat des Herrn, die dort oben aufgehen wird, in den fremden Boden verſenkte, auch die Gattin ſeiner Jugend dort begraben, mit ebenſo ergebenem Herzen zwar, aber doch mit dem tiefen Gefühl, daß die Hand des Herrn ſchwer auf ſeinem Diener liege.

Harriet Clayton war zu jung geweſen, als Elias Fleming ſein Vaterland verließ, um ihm als Gattin zu folgen. Als Kinder benachbarter Pflanzer hatten ſie einander ſchon von Jugend auf gekannt und geliebt. Harriet war in Luxus und ſeichter Oberflächlichkeit aufgewachſen; ſie war in Richmond in einer faſhionablen Neſtſchule erzogen, unter den austrocknenden Einflüſſen einer ſteifen, dogmatiſchen Kirchlichkeit. Aber durch die Atmoſphäre weltlicher Eitelkeit, doctrineller Formen und ſelbſtiſchen Müßiggangs, in welcher die große Maſſe amerikaniſcher Mädchen aus wohlhabenden Häuſern aufwächſt, haucht ein warmer Athem ächter, chriſtlicher Frömmigkeit, den tauſenderlei tägliche Anregungen von außen lebendig erhalten, die Gewohnheit des Kirchengehens, religiöſe Zeitſchriften, Sonntagsſchulen, Beiſpiel von Bekannten, ja jeder Beſuch

im Buchladen mit ſeinen Reihen von Andachtsbüchern in Prachteinbänden und preiſenden Lebensbeſchreibungen frommer Männer und Frauen mit Sammetdeckel und Goldſchnitt. Mehr als Alles aber tragen die ſogenannten Anniverſarien oder feierlichen Jahresfeſte religiöſer Vereine dazu bei, das erweckte Gefühl bis zur Flamme des Enthuſiasmus anzufachen, die mit ihrer impoſanten Oeffentlichkeit und mit ihren ſtatiſtiſchen Daten die Chriſtenwelt von fern und nah zuſammenlocken und von deren Berichten die Zeitungen des ganzen Landes förmlich überſtrömen. Die jüngſten Kinder ſchon werden zu Geſellſchaften vereinigt, die Verbreitung des Wortes des Herrn, ſo viel an ihnen iſt, zu fördern, indem ſie durch von den Eltern erbetene Gaben oder mittels ihres Taſchengeldes zu den anſehnlichen Summen beitragen, welche die chriſtlichen Gemeinen der Vereinigten Staaten dieſem großen Zwecke jährlich widmen.

Schade nur, daß die Verehrung für das heilige Buch oft faſt zum Götzendienſt wird — die Augen, welche die Hand leiten, die dieſe Zeilen ſchreibt, haben einſt von einer frommen, zärtlichen Mutter ein Kind ſchlagen ſehen, weil unter den Büchern, die es in ſeinem ungeſtümen Ungehorſam auf den Boden warf, die Bibel war. Schade nur, daß auf dem breiten, geräuſchvollen Wege, auf dem

die kirchliche, thätige Frömmigkeit einhergeht, an gar mancher Stelle auch noch die eitelste Weltlichkeit, die kleinlichste Selbstsucht, die engherzigste Unduldsamkeit Platz behalten hat! Schade nur, daß das gespreizte, kalte, hochmuthige Pharisäerthum sich auch den Mantel des Christenthums umgeworfen hat, daß das Gesetz oft waltet statt der Liebe, das Wort statt des Geistes! — Aber ihr, ihr wahrhaft frommen Seelen! Sarah Castleton, Elias Fleming und ihr zahllosen andern Trefflichen, in denen der mächtige, treue, christliche Eifer alle jene wuchernden und verderblichen Unkrautpflanzen des natürlichen Herzensbodens — nicht schon ausgereutet, denn das wäre übermenschlich, aber sorglich im Keime erstickt, o seid mir gesegnet, ihr wahrhaft Heiligen! Und möge eure methodische Strenge, eure fremdartige, spielende Phraseologie, euer Erstorbensein für die Gewalt der Kunst und der sinnlichen Natur mich niemals stören in der verehrenden Anerkennung eurer Gott geweihten Herzen!

Auch in Harriet Clayton's Innern ward der göttliche Hauch der Religion früh schon zum beseelenden Lebensathem. Ihre Tagebücher, in zarter Jugend geführt und ausschließlich zur eigenen Erbauung und Aufklärung geschrieben, wurden nach ihrem Tode der Biographie beigegeben, die ihren Namen in der christ-

lichen Welt verewigen sollte. Sie bezeugten, mit welcher rastlosen Treue sie sich sittlich gebildet, aber auch wie in der amerikanischen Christenheit die Welt, selbst mit ihren unschuldigsten Freuden, der Religion immer als Feindin gegenübersteht; und wie Alles, was nicht zur unmittelbaren Förderung des Christen im Menschen dient, als gefährliches Hemmniß zum Wege des Heils verworfen wird, wie Alles, was nicht geradeswegs zu Gott führt, als möglicherweise zu Satan führend gemieden wird. Harriet war noch nicht siebzehn Jahre alt, als sie ihren Eltern mit Entschiedenheit erklärte, daß auch sie sich dem heiligen Missionswerke widmen wollte. Ihre Eltern waren ebenfalls der presbyterianischen Kirche mit großem Eifer zugethan, allein sie hätten doch gern die Tochter in der Nähe behalten. Eltern in Amerika aber haben wenig Einfluß auf erwachsene Kinder, am wenigsten in Fällen, in denen die Kirche auf ihrer Seite steht. Harriet schloß sich einem ältlichen Missionarius an, der mit seinem Weibe nach Ceylon ging, um an einer dort errichteten christlichen Schule als Lehrerin zu wirken. Dort war sie dem geliebten Freunde ihrer Kindheit näher, der sich bald mit ihr vereinigte und sie als Gattin heimführte.

Aber Harriet's schwacher Körper, noch verzärtelt

durch eine Erziehung, die ſie an alle Verfeinerungen des Luxus gewöhnt und durch keine Art von Arbeit geſtählt, konnte der ſchützenden Mutterhand nicht entbehren, noch dem zehrenden Klima Trotz bieten. Nachdem ſie ihrem Gatten in vier Jahren drei Kinder geboren — was ſie allein zu ihrem ſchweren Beruf vollkommen unfähig machte — und ſie alle ins Grab gelegt hatte, ging auch ſie mit gebrochenem Körper, aber ſtarker, gläubiger Seele daheim. Die Liebe eines chriſtlichen Frommen von der Denkweiſe des Elias Fleming hat im Grunde wenig Perſönliches. Die Furcht, über das Geſchöpf den Schöpfer zu vergeſſen, hält die ausſchließliche, individuelle Liebe, die Liebe nicht zu den Tugenden und den Trefflichkeiten, ſondern zu den Eigenthümlichkeiten — und wäre es auch zu den Schwachheiten und Gebrechlichkeiten eines Weſens — gewaltig im Zaum. Auch Fleming hatte geglaubt hauptſächlich die Chriſtin in Harriet zu lieben; als er aber ſie auf immer verloren, da fühlte er tief, daß es ihre unbeſchreiblich liebreiche Perſönlichkeit war, die ihn beglückt, daß es namentlich ihre zarte Schwächlichkeit geweſen, die ſeiner beſtändigen Pflege und Sorgfalt bedurft und die für die ſtarke, muthige Seele ein ſo himmliſch durchſichtiges Gewand war, was ihn ſo innig mit ihr verknüpft und nun ſie ihm ſo

unentbehrlich machte. Es dauerte demnach drei ganze Jahre, bevor er ſich entſchloß ihren Platz zu erſetzen; und, da ihn eben ſeine eigene zerſtörte Geſundheit und der Wunſch ſeiner Eltern nach Amerika zurückführte, nahm er ſich vor, eine neue Lebensgefährtin mit hinauszuführen, bei deren Wahl theils die Chriſtlichkeit der Geſinnungen, theils ein feſter, geſunder Körperbau ihn leiten ſollten, weil allein eine Gattin, welche dieſe beiden Eigenſchaften beſitze, ihm eine nützliche Mitarbeiterin auf dem erkorenen Felde werden konne.

Mr. Fleming hatte die Familie Caſtleton früher gekannt, ja er war eine Zeit lang, als ſeine Eltern eine Pflanzung unfern von der von Virginiens Großeltern bewohnten, der häufige Spielgefährte und kleine Liebhaber des ſchönen Kindes geweſen. Aber der hofmeiſternde, zurechtweiſende Ton, den der ältere und überdies frühreife, ernſte Knabe gegen die kleine Uebermüthige annahm, hatten nur zu bald Unfrieden zwiſchen den beiden Kindern geſäet, der zuletzt von Elias' Seite in ſtille Verachtung, von Virginiens in leidenſchaftlichen Haß ausartete. Als ſie von ſeiner Zurückkunft hörte, und der Preis und Ruhm, der ſeinen Namen begleitete, auch in ihrem, ſonſt ſolchen Intereſſen gänzlich fremden Kreiſe erſcholl,

erwachte in ihr ein flüchtiges Intereſſe für den Jugendgeſpielen und ſie ließ ihn durch einen Dritten auffodern, ſie zu beſuchen.

Sarah war gegenwärtig, als er eines Morgens ſich einſtellte, mit Herzlichkeit die frühere Geſpielin begrüßend und ſichtlich von ihrer Schönheit frappirt. In den Geſprächen, die der erſten Bewillkommnung folgten, gewann aber Sarah, mit ihrer wahren, treuen, verſtändigen Theilnahme an Allem, was er zu ſagen hatte, ſo bald und entſchieden die Oberhand über das flüchtige, herablaſſende Intereſſe, mit dem er auf Virginiens etwas kokettirende Neckereien eingegangen, daß letztere ſich verletzt fühlte und zum erſten Mal im Leben mit Sarah zu rivaliſiren begann. Im Grunde freilich war ihr an der Eroberung eines bleßen Miſſionarius wenig genug gelegen, allein ſie war zu ſehr gewöhnt in jedem Kampfe Siegerin zu ſein, um denſelben ſogleich aufzugeben. Als ſie aber nach einigen wenigen Beſuchen des jungen Miſſionarius fand, daß alle ihre Pfeile an der mit chriſtlicher Gelaſſenheit geharniſchten Bruſt abprallten, gab ſie den Angriff von ſelbſt auf, als der Fortſetzung nicht werth, richtete aber dafür den Stachel eines rachſüchtigen Spottes gegen ihn, der freilich die gute Sarah mehr als Fleming ſelbſt verwundete. Ein Mann, der in höhern Dingen lebt, bietet dem ſcharfen Mäd-

chenauge, das ſich hauptſächlich auf Aeußerliches richtet, tauſend Blößen. Bald behauptete ſie, mit anſcheinendem Ernſt, Elias Fleming trage die Garderobe, die er vor zehn Jahren bei ſeinen Eltern zurückgelaſſen, jetzt noch auf; bald glaubte ſie aus der hölzernen Art, mit welcher er ſich, als ihr Vater ihn einſt zu Tiſch einlud, der Meſſer und Gabeln bediente, ſchließen zu müſſen, er habe im Orient wie ein Orientale gelebt und mit den Fingern gegeſſen; bald machte ſeine geſetzte, bedenkliche Art, zu ſprechen, ihr Langeweile; bald ahmte ſie die mangelhafte Ausſprache einiger von ihm gebrauchten franzöſiſchen Worte ſpottend nach und fügte den Wunſch bei, daß er die orientaliſchen Sprachen, in denen er gepredigt, weniger verpfuſcht haben möge. Fleming aber gab ihr zu dergleichen liebloſen Bemerkungen nur ſelten Gelegenheit. Ihr und den beiden Gaſtletons gegenüber fühlte er ſich als ein Fremder; Sarah ſah er von Zeit zu Zeit am dritten Orte und widmete ihr eine ſtille Aufmerkſamkeit.

Elftes Capitel.

Es ſtürmt.

Kein Zweifel, daß Virginia ſelbſt viel zu verſtändig war, um in einem Manne, den ſie achtete, auf die Dinge, die ſie an Fleming verſpottete, bedeutenden Werth zu legen. Aber theils kannte ihr leidenſchaftliches Herz kein ruhiges, unbefangenes Urtheil; theils war in dieſem Falle ihr Stolz, ihre mächtigſte Leidenſchaft, verletzt; einmal verletzt aber war ſie reizbarer und darum ſchärfer als je. In ihrem ganzen Weſen zeigte ein fieberhafter Wechſel, daß es in ihrem Innern unnatürlich gährte. Klotilde verſuchte ſie zur verdoppelten Beſchäftigung anzuregen, eine ihr ſelbſt vertraute Heilart, die erſt eine Art Betäubung, dann durch Gewöhnung einen gewiſſen Grad von Beruhigung gewährt. Allein die Beſchäftigung mit der deutſchen Sprache machte das Uebel nur ärger; für die Poeſie hatte Virginia ein wahrhaftes, leicht zu erweckendes

Gefühl; die deutſchen Dichter, die ſie las, und wir wiſſen, ſie wollte keine andern als Liebesdichter — regten ſie nur mehr und mehr auf. Muſik aber war ihr nie mehr als eine Geſellſchaftskunſt geweſen. Von einem Verſuch zur Löſung der Schwierigkeiten bedeutender neuer Compoſitionen hielt ſie eine gewiſſe Indolenz ihres Weſens zurück. Sie hätte, bei einem nicht unbedeutenden Talent, eine treffliche Spielerin werden können, wenn ſie in irgend einer andern gefeierten Schönen der eleganten Welt eine gefährliche Rivalin gehabt hätte; Eiferſucht würde die durch Mangel an Selbſterziehung eingeſchlummerten Kräfte geweckt und ſie leicht durch Ausdauer und Fleiß die größten Schwierigkeiten beſiegt haben, wenn es gegolten hätte, zugleich eine Nebenbuhlerin zu beſiegen. Aber es gab ihr keine der Schönen Charlestowns dieſe Gelegenheit, ihren Ehrgeiz auf ſolche Weiſe ins Werk zu ſetzen. Sie ſpielte fertig genug, um in ihren faſhionabeln Geſellſchaften durch den Vortrag von einigen Herz'ſchen Variationen zu glänzen, ſang mit einer klangreichen Stimme kunſtreich genug, um ſich in ein paar deutſchen oder ſpaniſchen Liedern, die ſie mit einem leidenſchaftlichen, aber oft keineswegs richtigen Vortrag zum beſten gab, bewundern zu laſſen. Dies genügte für jetzt. Gegen Mathilden, von der ſie in

Spiel und Gesang unendlich weit übertroffen wurde, die aber blos spielte und sang, wenn sie allein war, fühlte sie keinen Neid. Sie konnte im Gegentheil mit einer aufrichtigen Bewunderung, ja mit einer Art Andacht ihr zuhören, wenn sie die Freundin dabei einmal überraschte. Ueberhaupt flößte ihr Mathilde ein Gefühl ein, das der Ehrfurcht glich. Doch nur zu Zeiten. Oft beschuldigte sie sie im Herzen der Kälte, des Stumpfsinnes, und die stille Harmonie, zu welcher Mathilde nach solchen herzzerreißenden Schicksalen ihr Wesen in duldender Ergebung gestimmt zu haben schien, war ihr durchaus unverständlich. Bald sollte ein zufälliges Ereigniß den Zustand ihres eigenen disharmenischen Innern auf gar verletzende Weise bloß stellen.

Eines Morgens, als Phyllis ihre Gebieterin durch täppische Anmaßung beleidigt und sich dadurch einen scharfen Verweis zugezogen hatte, stachelte ein böses Gelüst das beleidigte Mädchen, auf ihre Weise eine schlaue Rache an der aufgebrachten Herrin zu nehmen. Als demnach Virginia sich zur Tagestoilette vor ihrem Spiegel niederließ und die Zofe die schönen Haare aufflocht und mit dem Kamme durchfurchte, nahm sie geschickt Gelegenheit, vom Seebade zu reden, indem sie meinte, „das Salzwasser habe dem wunderschönen

Glanze ihrer Haare doch nichts geſchadet, wie die Farmersfrau, bei der der deutſche Baron gewohnt, immer behauptet, daß es thue.

„Wie kamſt du zu der Bekanntſchaft?“ fragte Virginia, begierig die Gelegenheit ergreifend, von jemand zu ſprechen, der in einigem Bezug auf den Geliebten ſtand.

„Es war noch der einzige Spaziergang, den man in der Wüſte am Sonntag machen konnte; Cato führte mich eines Nachmittags hin. Und als der deutſche Baron immer zu Miſſus kam, wollte unſer eins doch auch gern etwas mehr von ihm hören.“

„Von der Farmersfrau wirſt du wol ſchwerlich viel von ihm haben hören können“, ſagte Virginia mit klopfendem Herzen.

„Ich glaub' es auch gar nicht, was ſie Alles von ihm und dem polniſchen Grafen erzählte“, antwortete Phyllis. — „Nein, was für prächtiges Haar Miſſus haben!“

„Was erzählte denn die Frau von ihnen?“ fragte Virginia erzwungen gleichgültig.

„Ach, das hatte nicht viel zu bedeuten! Sie glaubte, der polniſche Graf ſei eigentlich in ſeinem Lande ein Prinz geweſen. Aber er habe ſo einen Kalmückenfürſten im Zweikampf erſchlagen und fliehen

müſſen. Sie ſagte, er müſſe recht arm ſein, er hätte kein ganzes Hemde, Alles voll Löcher; und er könnte ſo viele Sprachen ſprechen, viel mehr noch als der andere! Und ſie fragte mich, warum Miſſus nicht lieber den zum Lehrer genommen, weil der doch noch ledig ſei und ſo viel munterer als der andere! Ihre Kinder wollten gar nicht von ihm weg, ſagte ſie. Er verwöhne die Mädchen ordentlich; und die Jungen, ſagte ſie —"

Virginien tönte mitten aus dem Wortſchwall nur eine beiläufige Bemerkung in den Ohren. Sie mußte falſch verſtanden haben.

„Warum", ſagte ſie endlich, „hätte ich einen andern Lehrer nehmen ſollen?"

„Ach", erwiderte Phyllis, „das glaub' ich nun gar nicht. Man ſieht an den Haaren, daß man nicht auf Alles ſchwören kann, was ſie ſagt, wie aufs Evangelium. Und was thät's denn am Ende auch? Ein verheiratheter Mann kann am Ende doch ebenſo gut Stunden geben, als ein lediger."

Phyllis ſah im Spiegel, daß ihr Stich den wunden Fleck getroffen; denn Virginiens Geſicht war mit tödlicher Bläſſe überzogen. Ihr Zweck war erreicht; ſie wollte ihr nur ein wenig weh thun, denn ſie war im Grunde gutmüthig und überdies daran gewöhnt,

das Ihrige zu thun, ihre Gebieterin in guter Stimmung zu erhalten. Sie eilte demnach, Balsam auf die Wunde zu legen, die sie ihr so heimlich versetzt. Als Virginia mit einer Stimme, deren Beben sie unfähig war zu verhindern, fragte:

„Sagte die Farmersfrau, Bergedorf sei verheirathet?" antwortete sie rasch:

„Wie kann sie denn das wol wissen? Sie dachte nur so, weil er ein kleines Bild bei sich hatte; ich glaube, das hat er selbst gemalt gehabt, und das hat er immer geküßt und gedrückt, wenn er allein gewesen ist, und hat zu ihm gesprochen in seiner komischen Sprache, gerade als wäre er verrückt. Und dann hat er's wieder geküßt und hat darauf geweint. — Aber sei'n Sie doch nur ruhig, liebes Fräulein, wer weiß, ob es nicht Ihr eigenes Bild gewesen ist?"

„Unverschämte!" rief Virginia aufspringend und mit zornglühenden Augen die Erschrockene niederschmetternd. „Deine Keckheit überschreitet alle Grenzen! Geh! Ich will meine Haare selbst aufstecken. Aber, daß du nicht denkst, daß deine Frechheit dir so ungestraft hingehen werde. Das rothe Kleid, das du dir neulich wünschtest, war schon gekauft — sieh, hier ist es!" setzte sie hinzu und zog heftig eine Schublade auf, aus der Phyllis' lüsternen Augen ein Stück feuer-

rothes Zeug entgegenſtrahlte. — „Aber nun" — den Kaſten zuſchiebend — „nun ſoll es Diana haben. Dies ſei deine Strafe. Geh!"

Darauf, ihren Anzug ſchnell vollendend, befahl ſie mit einem würdevollen Stolze, der ihrer Geſtalt etwas Fürſtliches gab, aber den Dorn im Herzen, dem beſtürzten Mädchen, während ſie bei Miß Oſten in der Bibliothek Stunde nehme, die Reinigung ihres Zimmers vorzunehmen, ſich aber dabei zu ſputen, und ging mit erzwungener Kälte zu Klotilden, die ſie erwartete.

Dieſe bemerkte leicht, daß etwas mit ihr vorgegangen; ihre Aufmerkſamkeit war kaum heute zu feſſeln, obwol ſie es nicht Wort haben wollte. Kaum aber waren ſie eine Viertelſtunde lang über den deutſchen Büchern, als ein ungeheures Gepolter, das aus Virginiens Zimmer herausſchallte, die beiden Mädchen erſchreckte.

Sie eilten dorthin. Welch' ein Anblick! Da lag das köſtliche Marmorbild in Trümmern auf dem Fußboden, daneben ſtand Phyllis am ganzen Leibe zitternd, mit aſchfarbenen Lippen und die ſchwarze Haut zu einem ſeltſamen Schmutzgrau verfärbt, die lange Beſenruthe noch in der bebenden Hand. Sie hatte, von Verdruß und erzwungener Eile ungeſchickt gemacht,

beim Abfegen der Wände der Büſte den unglücklichen Stoß verſetzt.

Klotilde blickte auf Virginien. Jede Spur von Farbe war auf dem ſchönen Antlitz gewichen. Aber unter der geiſterbleichen Stirn ſprühten ein Paar wuthfunkelnde Augen zwei Flammen aus, die das arme, ſchluchzende Geſchöpf zu ihren Füßen niederſchmetterten.

„Vergebung, Vergebung, Miſſus!“ ſchrie ſie, indem ſie verſuchte ihre Knie zu umfaſſen.

Aber Virginia, noch keines Wortes mächtig, ſtieß ſie mit einer ſo unnatürlichen Gewalt von ſich, daß die Unglückliche der Länge nach auf den Boden fiel.

Unterdeſſen war auch Sarah herbeigekommen. Ihr folgte, durch das Geräuſch und Phyllis lautes Geſchrei aufgeſcheucht, nach und nach alles Hausgeſinde, darunter Cato, der Hausmeiſter oder Steward, ein abgewieſener Liebhaber von Phyllis, ein boshafter, rachſüchtiger Menſch. Das Zutrauen ſeines Herrn hatte ihn zu einer Art von Aufſeher der übrigen Dienerſchaft gemacht.

„Es war eine große Unvorſichtigkeit“, ſagte Sarah endlich, „die du beweinen und verzeihen wirſt, arme Virginia.“

Alles blickte auf Virginia, die noch immer ſchweigend daſtand. Wie entſetzlich entſtellte die verhaltene

Wuth den ſchönen Mund, deſſen Winkel ſich krampfhaft hinunterzogen! Wie grauenhaft leuchteten die ſchwarzen, funkelnden Augen, dieſe Spiegel ihrer furchtbar erſchütterten Seele!

„Willſt du mich in beide Ferſen beißen, elender Wurm?“ ſagte ſie endlich und ihre Stimme klang unnatürlich heiſer. „War ein Biß der Natter nicht genug? Aber wahrhaftig, du ſollſt meine Macht fühlen! Nicht ungeſtraft ſollſt du mir Alles zertrümmern, was ich liebe. Steward! Euer Herr hat Euch ſein Strafamt anvertraut. Nehmt dies erbärmliche Geſchöpf, das dieſe ſchändliche Art gewählt hat, um ſich an ſeiner Gebieterin zu rächen, die es durch Güte verderben, und zählt ihrem zarten Rücken ſogleich dreißig Streiche auf!“

Phyllis lautes Geſchrei übertäubte faſt Klotildens und Sarah's Worte, die beide mit Eifer und Wärme Virginien zuſprachen.

„Virginia“, rief erſtere, „Sie werden eine bloße Unvorſichtigkeit nicht ſo grauſam ſtrafen!“

„Ich bitte, meine Angelegenheiten mir ſelbſt zu überlaſſen, Miß Oſten!“

„Schweſter, wie ſagt doch die Schrift: Sei nicht ſchnellen Gemüthes zu zürnen, denn Zorn ruhet im Herzen eines Thoren! Und heißt es nicht: Der Barm-

herzige thut seinem Leibe Gutes, aber der Unbarmherzige betrübt sein Fleisch und Blut?"

„Ich glaube es dir gern, Sarah, auch ohne daß du die ganze Bibel citirst", erwiderte Virginia mit Hohn, „daß du es leicht verzeihst, wenn meine Mutter im Grabe mishandelt wird!" — und indem sie sich wegwendete, das Zimmer zu verlassen: „Steward, thut Eure Pflicht!"

Der furchtbare Mensch hatte schon längst mit schadenfroher Tücke Phyllis am Arm gefaßt und wollte die sich Sträubende mit sich fortziehen; aber ein strenger Blick Sarah's hielt ihn zurück.

Das liebe, klare Gesicht sah unaussprechlich unglücklich aus. „Schwester", sagte sie, „du thust mir wahrhaftig unrecht, aber darauf kommt es jetzt nicht an. Das wird dir selber leid thun; aber hüte dich Etwas zu thun, das die Reue nicht gut machen kann. Virginia, selig sind die Sanftmüthigen!"

„Sie hatte die Schwester umfaßt. Aber diese, sich rasch von ihr losmachend, sagte kalt: „Spare deine Worte! — Cato, auf deine eigene Verantwortung bist du mir ungehorsam!" — Dann schritt sie, ohne einen Blick an die jammernde Phyllis zu verlieren, zur Thür hinaus und schloß sich in die Bibliothek ein. Cato schleppte das Mädchen hinunter. Die Uebrigen folgten.

Klotilde war wie betäubt. Die ganze Scene hatte kaum zehn Minuten gedauert. „Wenden Sie ſich an Ihren Vater, Sarah", ſagte ſie; er wird nicht dulden, daß Virginia's Leidenſchaftlichkeit ſeine Gewalt mis-braucht."

„Ich fürchte", ſagte Sarah mit ſchmerzlichem Lächeln und zuckte die Achſeln. „Das Mädchen gehört Virginien, ſie hat ſie ſammt ihrer ganzen Familie von ihrer Mutter geerbt. Ueberdies iſt mein Vater nicht zu Hauſe."

Indem hörte man die Hausthür gehen und Mr. Caſtleton's Schritte im Vorhaus ſchallen. Sarah eilte hinunter und trug ihm mit Wärme die Sache vor, indem ſie anführte, daß eine bloße Unvorſichtigkeit nur durch einen Verweis, aber nicht durch Schläge geſtraft werden ſollte.

Aber ihr Vater runzelte die Stirn und rief: „Was! Weißt du, daß die Büſte mir dreitauſend Dollars gekoſtet? Es iſt unverantwortlich! Sollte, wer ſolchen Verluſt veranlaßt, nicht beſtraft werden?"

„Aber dreißig Hiebe! Und ein junges feingebautes Mädchen, Vater! Es iſt eine Grauſamkeit!"

Mr. Caſtleton machte ein äußerſt finſteres Geſicht. „Vielleicht iſt's etwas zu viel. Zwanzig wären genug. Ich will mit Virginien ſprechen." — Er wollte

die Treppe hinauf, blieb aber an der erſten Stufe ſtehen.

„Du weißt, Sarah", ſagte er, „ich miſche mich ungern in Virginiens Angelegenheiten; ſie iſt gar zu heftig! Das Ebenbild ihrer Mutter. Das Mädchen gehört ihr. — Ich will mit ihr ſprechen, wenn ſie ruhiger iſt."

„Im Augenblick drang das Geſchrei des mishandelten Mädchens aus dem Erdgeſchoß herauf. Ein ſcharfer, ſpitzer Schrei nach dem andern erfolgte und Klotilden ſchien es, als hörte ſie den Schlag der Peitſche dazwiſchen. Ein Schauer überlief ſie. Auch Sarah erblaßte. Mr. Caſtleton's Geſicht ward noch finſterer.

„Es wird der Trulle weiter nichts ſchaden", ſagte er in barſchem Ton. „Die Büſte war fünf Mal ſo viel werth als ſie." Aber er ging doch hinunter ins Erdgeſchoß; man hörte darauf ſeine donnernde Stimme erſchallen, bald nachher aber Alles ſtill werden.

„Sarah", fragte Klotilde erſchüttert, „und einen ſolchen Zuſtand der Dinge, einen Zuſtand, der ſelbſt gute Menſchen zu ſolchen Vergehungen verführen kann, einen ſolchen Zuſtand kann Ihr gutes Herz billigen?"

„O Klotilde", rief Sarah in Thränen ausbrechend,

„gibt es nicht auch Väter, die ihre Gewalt misbrauchen? Gibt es nicht auch grauſame Mütter? Und wollen Sie die elterliche Autorität vernichten, weil ſie gemisbraucht werden kann?"

„Geben Sie nur den Sklavenherren wenigſtens die elterliche Liebe", antwortete Klotilde. Allein ſie fühlte, daß es zum Argumentiren nicht der rechte Zeitpunkt war. Ihr Herz war ſchmerzlich bewegt; ſie ſehnte ſich fort aus dieſem Hauſe, aus dieſem Lande der Tyrannei, zurück nach ihrem lieben Deutſchland, wo wenigſtens dieſe Greuel nie hätten ihr Auge treffen können.

Virginia kam den ganzen Tag über nicht zum Vorſchein. Als die Familie ſich zum Mittagseſſen verſammelte, war Sarah zwar noch etwas bewegt, ſonſt aber war von der ſtürmiſchen Morgenſcene keine Spur mehr zu ſehen und Klotilde konnte leicht wahrnehmen, daß ſie den übrigen Hausgenoſſen viel weniger neu und unerhört erſchien, als ihr.

Am folgenden Morgen, als Virginia auch nicht zum Frühſtück kam, entſchloß Klotilde ſich mit Widerwillen, ſie fragen zu laſſen, ob ſie ihre Stunde nehmen wolle. Die Antwort war, „Miß Caſtleton erſuche Miß Oſten, ſie auf ihrem Zimmer zu beſuchen." Virginia lag mit verhülltem Geſichte auf dem Sopha, als Klotilde

mit kalter, ernſter Miene in ihr Gemach trat. Sie ſetzte ſich ſtill an das Fenſter auf der andern Seite des Zimmers und wartete, ob Virginia ſprechen werde.

Endlich fragte ſie ſie: „Wollen Sie nicht mit mir leſen, Virginia?“

Virginie fuhr auf; ihr ſchönes Geſicht ſchwamm in Thränen. „Klotilde“, rief ſie, „ich weiß, Sie verachten, Sie haſſen mich! Auch er muß mich haſſen, muß mich verabſcheuen! O — wozu hat dieſe unglückliche Liebe mich gemacht!“

„Ich bedaure Sie, arme Virginia“, verſetzte Klotilde mit weicher Stimme. „Die unglückliche Gewohnheit der Gewalt hat Ihr beſſeres Urtheil gefangen genommen. Sie ſind Ihrer eigenen edlern Natur untreu, wenn Sie ſich dieſer unglücklichen Leidenſchaftlichkeit überlaſſen!“

Jetzt öffnete ſich die Thür; Phyllis, das feuerrothe Zeug über den Arm hängend, trat mit freudeſtrahlenden Augen herein. Sie trug ein Kleid, das noch vor wenigen Tagen den Leib ihrer ſchönen Gebieterin geziert und die eitle Miene, der kokette Gang und die ſchmeichelnden Dankſagungen, womit ſie ihre Gebieterin überhäufte, welche ihr das erſehnte Gewand hatte auf das Bett legen laſſen, überzeugten

Kleulden nur zu deutlich, [illegible] Phyllis weit entfernt geweſen war, die Sache ſo hoch zu nehmen, als ſie und Sarah.

Klotildens und Virginiens Blick trafen ſich. Letzteren ſchien zu ſagen: „Sie ſehen wenigſtens, daß ich meine Leute kenne und daß ich nach Allem nicht ſo ſchuldig bin, als ich ſcheine. Klotilde ſeufzte tief. Erſt jetzt ward es ihr vollſtändig klar, welcher ungeheure Fluch der Menſchheit der Zuſtand der Sklaverei iſt. Mishandlung des Körpers, Beeinträchtigung der freien Bewegung, Anhäufung der Arbeit — was iſt dies Alles gegen dieſe Entwürdigung des ſittlichen Gefühls, gegen dieſe Erniedrigung des Selbſtbewußtſeins, welche das Unrecht, das ihm geſchieht, gar nicht einmal mehr empfindet! Sie hatte es oft von Alonze als Argument für die Sklaverei der ſüdlichen Staaten ausſprechen hören, daß der Sklave ſich durchaus nicht unglücklich fühlt, daß er nicht einmal wünſcht frei zu ſein, und immer empfunden, daß dies Argument eigentlich das ſtärkſte ſei, das man gegen ſie anführen konne. Jetzt ergriff ſie die lebendige Beſtätigung mit tiefem Schmerz. Sie ſagte nichts, nahm ein Buch auf, Virginia fing an zu leſen und bald war Alles wie zuvor.

Zwölftes Capitel.

Gährungen im Vulkan.

Endlich war Mrs. Gardiner in ihre Heimat zurückgereist; Mr. Spooner's Besuche mußten sich darauf beschränken, Sarah zu den verschiedennamigen Kirchenversammlungen der Woche, Gebetübungen, Vorlesungen, Monatsconcerten der Heiligen und wie sie sonst alle heißen mögen, abzuholen und Abends zu Hause zu bringen. Selbst Alonzo schien zu fühlen, er sei lange genug der Gast seines Oheims gewesen; aber es war, als könne er nicht fort. Er war wie verzaubert. Vielleicht war es die angeborene Hartnäckigkeit seines Wesens, die das schwer zu erreichende Ziel ihm reizender machte. Durch Ausdauer, durch Geduld, durch unausgesetzte Huldigungen hoffte er endlich des schönen, leidenschaftlichen Mädchens Herz zu gewinnen.

Die glänzende Jahreszeit war herangekommen, Ball

folgte auf Ball; Virginia war faſt jeden Abend aus und Alonzo ihr ſteter Begleiter. Sarah ging nie, Mr. Gaſtleton nicht gern mit; er hatte die junge Königin aller Aſſembleen eigen unter ihres Vetters Schutz gegeben. Alonzo ward als ſeiner Couſine wahrſcheinlicher dereinſtiger Gemahl betrachtet; aber wäre dem auch nicht ſo geweſen, in einer Geſellſchaft, die, wie es in Amerika der Gebrauch iſt, meiſt von der Jugend gebildet wird, lag in dem ſelbſtſtändigen Auftreten einer jungen Dame von Virginiens Alter durchaus nichts Auffallendes. Die ſtrengſte Sittlichkeit und die geehrte Stellung des weiblichen Geſchlechts hat dieſer Geſellſchaft, bei aller Gehaltloſigkeit und Leerheit, ein gewiſſes, würdiges Gepräge aufgedrückt. Jede eingeladene Dame, wenn ihr kein Vater, Ehemann oder Bruder zur Seite ſteht, iſt ermächtigt, einen Begleiter als Schutz und gehorſamen Diener mitzubringen. Kein Vorrecht knüpft ſich an dieſe Stellung. Alonzo mußte ſeine ſchöne Couſine mit Andern ſcherzen, lachen, tanzen, ihm ſelbſt den Rücken wenden ſehen, während ſein Inneres brannte; aber ihr den Mantel um die ſchönen Schultern werfen, ſie in den Wagen heben und nächtlich mit ihr in der dunkeln Kutſche zu Hauſe fahren — das durfte kein Anderer, das war ſchon ein gewiſſes, wenn auch ſpärliches Glück.

Es iſt wahr, meiſt warf ſie ſich, von der Anſtrengung, mit einem Herzen voll Sehnſucht und Qual, glänzend, witzig und heiter zu ſein, erſchöpft, mürriſch in die Wageneke und ſeine Fragen: „Sind Sie müde, Couſine?“ oder „Iſt Ihnen nicht wohl?“ erhielten keine andere Antwort als eine unmuthige Bewegung. Hatte ſie jedoch ihn den Abend gar zu ſehr vernachläſſigt, beſonders aber hatte ſie mit einem Einzelnen aus dem Heere ihrer Anbeter gar zu ſchön gethan, und er ſelbſt ſaß ſchweigſam, in gereizter, finſterer Stimmung ihr zur Seite; dann pflegte ſie ſelbſt wol einzulenken, denn der Vetter, der ſtete Begleiter und Diener und ſo ganz Cavalier in Sitten und Denkungsart ließ ſich nicht gut entbehren.

„Vetter“, rief ſie lachend, „Sie ſind der amüſanteſte Menſch, den ich je geſehen; ich könnte die Worte zählen, die Sie heute geſprochen“; oder ſie machte ihm gar Vorwürfe, daß er ſie in den Geſellſchaften immer Andern überlaſſe. Wenn aber Alles nichts half und er ſtumm und ſpröde blieb, rief ſie ſchelmiſch: „Wie langweilig im Dunkeln ſo ganz allein nach Hauſe zu fahren! Ich glaubte, Alonzo ſei neben mir, aber ich ſehe und höre nichts. Ob ich wol etwas fühlen kann?“ — und ſie fing an mit den kleinen Händen ihm Schultern und Geſicht zu betappen, bis er, ſie von ſeiner Gegenwart zu

überzeugen, ihr ganz nahe rückte und, ermuthigt den Arm um sie schlingend, der sich lachend Sträubenden einen Kuß abrang.

So süße, wenn auch sparsame Nahrung erhielt die Liebe in Alonzo's Busen am Leben. Aber glücklich, das erkannte Klotilde deutlich, war der edle Jüngling nicht. Die heiße Glut lag mächtig unter der deckenden Asche; es bedurfte vielleicht nur eines Hauches, sie zu einer Flamme ausbrechen zu sehen, die in ihrem unaufhaltsamen Umsichgreifen auch Andern verderblich werden mußte.

Auch Mr. Castleton, dem von Natur schon alle Heiterkeit fehlte, war seit einiger Zeit finster und verstimmt. Er war in einen Abolitionistenkrieg verwickelt worden, der ihn erbitterte, obwol er nur mit der Feder in öffentlichen Blättern oder durch Reden in öffentlichen Versammlungen geführt ward. Gern hätte Mr. Castleton auf Cavaliersweise mit der Hetzpeitsche oder mit einem Paar Pistolen seine Sache geführt, wenn die Gegner nur zur Stelle gewesen wären. Aber die edle „heimatliche Institution der Sklaverei", auf der das wahre Gefühl der Cavaliersfreiheit seine festeste Grundlage hatte, aus der sichern Ferne in Boston und Neuyork mit Gift bespritzen zu sehen, versetzte ihn oft in eine Art von stiller Wuth.

So war denn Sarah die Einzige in der Familie, die mit vollkommen heiterem Gleichmuth und gütig gegen Jeden ihren ſtillen Weg fortging. Weder die Misſtimmung des einſylbigen Vaters, noch die üble Laune der Schweſter, weder die raſtloſe Unruhe Alonzo's, noch der ſtille Gram Klotildens konnte ſtörend auf ſie einwirken.

Eines Morgens kamen ſchon ganz früh mehre Herren zu Mr. Caſtleton. Es war ein Gehen und Kommen, ein heftiges Flüſtern im Vorſaal, als Klotilde mit Sarah zum Frühſtück hinunterging und ſie am Fuß der Haupttreppe den Hausherrn von mehren Fremden umringt ſtehen ſahen.

Er ließ lange auf ſich warten.

Endlich kam er, äußerſt gereizt und ſo bewegt, wie Klotilde den ernſten, trockenen Mann noch niemals geſehen. Sobald er leidlich entbehrt werden konnte, ſchickte er den aufwartenden Bedienten fort. „Denke dir nur, Alonzo", ſagte er, „es ſind heut' Nacht wieder aus drei oder vier uns befreundeten Familien gegen zwanzig Leute fort. Mr. Preſton's Kutſcher mit Frau und Kindern fehlt; bei den beiden Familien Dunning ſind fünf oder ſechs davongelaufen und Mrs. Benton vermißt eine capitale Köchin, eine geſchickte Paſtetenbäckerin, für die ihr noch vor ein paar

Tagen zweitausend Dollars geboten worden, die sie aber nicht unter zweitausendfünfhundert weggeben wollte. Nun wünscht sie freilich, sie hätte sie dafür losgeschlagen."

„Das muß von dem schurkischen Abolitionsherold, dem Atkinson herrühren", bemerkte Alonzo. „Sagt' ich Ihnen nicht neulich, Onkel, daß ich gehört, er sei unter falschem Namen hier in der Stadt?"

„Es ist nur zu gewiß", erwiderte der ältere Gastleten, „daß er damit zusammenhängt und das ganze Pack. Cousine Cutter hat neulich bei ihren Kindern eine Menge kleiner Bücher gefunden, „The Slave's Friend" betitelt, eine Production, so zwerghaft an Geist wie an Gestalt. Sie sagen, ein Mann habe ihnen den Schund auf der Straße gegeben, als sie aus der Schule kamen."

„Findet man nicht wieder diese schändlichen Brandstiftungsblätter, wo man steht und geht?" versetzte Alonzo. „Mitten unter den Theater- und Concertannoncen sah ich neulich einen solchen Brandbrief angeschlagen; kein Mensch wollte wissen, wo er hergekommen."

„Was war es?" fragte Virginia.

„Wie gewöhnlich, Anklagen der weißen Herren, die nicht all' ihr Eigenthum opfern und sich an den

Bettelſtab bringen wollen, blos weil es Atkinſon und Conſorten für gut finden. Eine lamentable Geſchichte obendrein, wie Moſes Patton, der berüchtigte Abolitioniſt in Boſton, beim Frühſtück ſitzt und einen Brief erhält, der aus Alabama kommt und für den er dreifaches Porto bezahlen muß; und wie er ſich mit Wunder was für Geſchenken ſchmeichelt und Frau und Kinder rathen läßt und — ein abgeſchnittenes Negerohr darin findet. Und dergleichen Zeug mehr."

Die Frauenzimmer ſchauderten; aber Mr. Caſtleton lachte laut auf. „Ein abgeſchmackter Spaß des Correſpondenten; aber dem Einmiſchling, dem Mordbrenner ſchon recht. Er hat ſich das Frühſtück ſelbſt eingebrockt. Es kann ihm nicht ſchaden, daß ihm einmal der Appetit verdorben werden!"

„Und wie hinterliſtig dies Antiſklaverei-Geſindel verfährt", fuhr Alonzo fort. „Neulich ſchickt mir mein Schneider neue Kleider; jedes Stück ſorgfältig in Papier eingeſchlagen. Das fällt mir auf. Ich ſehe die Blätter näher an; richtig, es waren die neueſten Bogen des Schandblattes, des Liberator. Der Menſch behauptet, die Zeitung nicht angeſehen zu haben; ſie ſei ihm unter andern Blättern von Boſton zugeſchickt. Er iſt von dort. Nun, er hat zum letzten Mal für mich gearbeitet."

„Seine Frau ist ein Mitglied von Doctor Miller's Kirche", sagte Sarah. „Aber allerdings scheint sie gefährliche Verwandtschaft zu haben. Ihr Mädchenname ist Autumien. Sie ist sonst eine fromme Christin."

„Ein schönes Christenthum", sagte Mr. Castleton höhnisch, „wenn es sie nicht abhält, andern Leuten ihr Eigenthum rauben zu wollen."

„Hat nicht ein besonderer Vorfall Veranlassung zu der Flucht der Sklaven gegeben?" fragte Virginia.

„Nichts von der mindesten Bedeutung", erwiderte ihr Vater. „Es scheint schon seit einiger Zeit etwas von einem Complott dagewesen zu sein. Mrs. Dunning hat neulich zwei Weiber nach Alabama verkauft, die durchaus nicht fortgewollt haben, weil die Dunnings den Mann der einen, der seit Jahren ihr Kutscher ist, nicht auch haben entbehren können. Die andere hat einen Haufen Kinder hier lassen müssen und hat überdies noch eine Art von Liebschaft gehabt. Da ist's nun neulich ein gewaltiges Geheul und Geschrei bei Dunnings gewesen, daß die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen ist."

„Es ist unverantwortlich, Papa", sagte Sarah, „Familien auf diese Weise zu trennen."

„Ich bitte dich, Sarah", erwiderte ihr Vater mit einiger Strenge; „was sollte Mrs. Dunning thun?

Der älteste Junge ist in Cambridge; schon seit seinem sechzehnten Jahre spielt er wie ein alter Bankhalter in Spaa. Es macht der armen würdigen Mutter Kummer genug. Er reist neulich in den Ferien nach Saratoga und verspielt fünftausend Dollars auf einem Fleck und hat keinen Heller zu zahlen; da ergreift ihn die Angst, er möchte vom Collegium fortgeschickt werden, wenn es herauskäme, und schreibt seiner Mutter und fleht sie an, sie möchte ihm die fünftausend Dollars schicken; wenn nicht, so schösse er sich eine Kugel vor den Kopf. Der Junge ist ungeheuer ehrgeizig. Die arme Mutter erschrickt, und da es ihr gerade an baarem Gelde fehlt und eben ein Agent aus Alabama hier ist, verkauft sie ihr eigenes Kammermädchen, ein höchst geschicktes Weibsbild, die frisiren konnte und Hüte machen und für die sie auch glücklich zweitausend Dollars eingestrichen. Es war kein kleines Opfer. Die Andere taugte nicht viel; sie war froh, sie los zu werden. Auch den schönen Spiegel, den sie eben für das hintere Besuchzimmer sich angeschafft, hat die arme Frau verkaufen müssen, um den Jungen zu befriedigen; die andern prächtigen Möbeln, die sie eben von Neuyork hat kommen lassen, hat sie zum Glück gerettet. Nach solchem Verlust sind vier Ausreißer kein Spaß.

Mathilde traute sich nicht, während Herrn Castleton's Erzählung Sarah anzublicken, deren junges Gesicht eine heilige Glut überflog.

„Möge Mrs. Dunning die große Langmuth unseres Herrn erkennen, Papa", sagte diese mit ernstem Ton, „daß er sie durch den Verlust ihres Eigenthums für den Leichtsinn, mit dem sie das ihr anvertraute Gut verwaltet, so unendlich milde straft. Ich fürchte, seine Gerechtigkeit wird ihr in ihrem verwahrlosten Sohn, dem sie schon als Kind das sündliche Spielzeug der Karten in die Hände gab, eine härtere Strafe bereiten!"

Ihr Vater runzelte die Stirn. Er wollte verdrießlich antworten, als Virginia ihm das Wort abschnitt, indem sie etwas spöttisch fragte:

„Und was werden nun die beraubten Familien thun, um ihr Eigenthum wiederzuerhalten? Sind sie auf der Spur?"

„Allerdings; der Bahnhof ist mit Constablern besetzt und alle Schiffe im Hafen werden eben untersucht. Auch hoffen wir, den Schurken, den Atkinson in seiner Verkleidung zu erkennen. Er hat auch seit kurzem einen Gehülfen hier, einen deutschen Abenteurer, in dessen Philosophie voll Nebel und Dünste der Schrecken der Sklaverei nicht passen will. Der versammelt die

hiesigen Deutschen Abend für Abend und hält lange, dunkle Reden von Menschenrechten und der wahren Freiheit und Gleichheit und, daß sie dem deutschen Namen den Ruhm erwerben sollen, die Fesseln der geknechteten schwarzen Brüder zuerst abzustreifen, und was des Unsinns mehr ist. Eine wahre Fanfaronnade! Aus einem Lande zu kommen, wo sie dreißig bis vierzig Tyrannen haben und hier im demokratischen Amerika Freiheit zu predigen! Sonst soll der Mensch gut sprechen und darum ist er deste gefährlicher. Aber wir wollen ihm das Handwerk schon legen."

Virginia horchte auf. „Wie heißt denn dieser deutsche Freiheitsprediger, Papa?" fragte sie herzklopfend.

„Ich habe den Namen vergessen. Es ist einer von euren ausländischen, unaussprechbaren Namen. Entschuldigen Sie, Miß Osten! Aber es gibt Taugenichtse unter allen Nationen. George Calhoun hat ihn gestern auf der Auction gesehen, wie er da gestanden hat, mit zusammengebissenen Lippen und die Augen um sich werfend, wie Dolche. George hat in Heidelberg oder sonst darum wo studirt und spricht deutsch wie ein Deutscher. Er hat ganz deutlich gehört, wie er gegen einen andern Deutschen auf die allerfrechste Abolitionistenmanier gegen unsere Institutionen losgezogen ist."

„Ich wollte, Onkel", versetzte Alonzo finster, indem er Klotildens Blicke vermied, „diese Auctionen könnten aufhören; es ist eine höchst unwürdige Weise, sich seines Eigenthumes zu entledigen."

„Das ist ein spanisches Vorurtheil", erwiderte Richard Castleton etwas gereizt. „Du kannst dich übrigens darauf verlassen, daß nie ein recht brauchbarer Neger auf diese Weise losgeschlagen wird; es müßte denn wegen der Theilung einer Erbschaft durchaus nothig sein. Sonst sind's meistens nur untaugliche Leute, die auf den Markt gebracht werden. Geschickte verkaufen sich besser aus der Hand. Außerdem geht die Sache wahrhaftig die Fremden nichts an. Es ist vollkommen absurd, diese Königsknechte soviel von Freiheit und Gleichheit und Menschenrechten schwatzen zu hören! Was die Begriffe über Freiheit anbelangt, so müssen die Europäer bei uns in die Schule gehen, wenn wir vielleicht auch sonst noch dies und jenes von ihnen lernen können."

„Wo hält denn der Deutsche seine Versammlungen, Papa?" fragte Virginia gezwungen gleichgültig.

„In dem neuen Saal, den sie sich kürzlich erbaut haben, wo sie des Abends zusammenkommen und rauchen. Sie haben ihn Hermannhall genannt, nach einem ihrer berühmten Generale im dreißigjäh-

rigen Kriege — oder" — als ein leiſes Lächeln um Klotildens Mund zuckte — „war es im ſiebenjährigen, Miß Oſten? Sie ſehen, ich bin nicht gar zu feſt in der Geſchichte; beſonders in der neuern. In der alten Geſchichte, hauptſächlich in der römiſchen, hab' ich in der Schule immer für einen Kenner gegolten."

„Hieß der Mann nicht Becker, Papa?" fragte Virginia, indem ſie ihre Serviette aufhob, die ihr vom Schooſe geglitten. „Mich dünkt, ich habe einmal von einem Abolitioniſtenprediger Becker gehört."

„Ja, ja, ſo ähnlich; nicht Becker, Beckhof, Berghof oder ſo ähnlich. Aber wir wollen den ſaubern Patron ſchon fangen. Bis jetzt hat er nichts Eigentliches gethan, was ungeſetzlich wäre, daß man ihn hätte feſtnehmen können, aber er iſt auf gutem Wege."

„Mr. Caſtleton", ſagte Klotilde gelaſſen, „wenn mein Landsmann nichts wider das Geſetz gethan, wenn er ſeine deutſchen Brüder blos auffodert, ihre Sklaven frei zu geben, nicht die Sklaven, ſich gewaltſam loszureißen — wofür wünſchen Sie ihn zu ſtrafen?"

„Wofür, Miß Oſten? Für ſeine mörderiſchen Abſichten. Erlauben Sie mir die Frage", fuhr er fort, indem er ſich im Sprechen merklich erbitterte,

„wenn Sie einen Mann um Ihr Haus herumschleichen sehen mit Schwefelhölzern und Spänen in der einen Hand und einem Fäßchen Pulver in der andern, und Sie sehen ihn diese unschuldigen Spielsachen unter die Kinder vertheilen, die in der Straße vor Ihrem Fenster spielen, und hören ihn sagen: Wie hell würde es auf einmal werden, wenn ihr das Haus in Brand setztet, und wie schön warm! — würden Sie es für ganz vernünftig halten, zu warten, bis die Kinder das Experiment versuchten? — Entschuldigen Sie mich, theure Miß Osten, allen Respect vor Ihrer Gelehrsamkeit, vor Ihrem großen Verstande, aber über diese Frage können Ausländer ein für allemal nicht urtheilen, nicht einmal Amerikaner des Nordens können es, wir Südländer allein können es; denn es ist unsre Angelegenheit und uns allein geht sie an. Kein anderer Mensch hat das Recht mitzusprechen."

Hier rückte Sarah den Stuhl. Kaum daß sie je ihren Vater so gereizt gesehen hatte. Alles erhob sich und ging hinauf. Nach wenigen Augenblicken hörte Klotilde, die am Fenster stand, die Hausthür leise gehen. Sie blickte hinaus und sah eine schlanke Gestalt in ihrem eigenen Hut und Mantel, den schwarzen Schleier vor dem Gesicht, aus dem Hause schlüpfen und rasch die Straße hinuntergehen. Sie konnte leicht errathen,

daß es Virginia ſei, die ausgehe, Kundſchaft einzuziehen, und nicht erkannt ſein wollte. Auch ihr Gemüth war ſehr bewegt. „O möchten die unglücklichen Sklaven ſicher entkommen!“ ſeufzte ſie, „und möchte der arme Bergedorf — wenn er es iſt — die Gefahr ſeiner Miſſion erkennen! Er ſcheint ein edler Mann zu ſein. Seine Beſcheidenheit, ſeine Enthaltſamkeit bei Virginiens feurigem Weſen! Gewiß ich muß über das arme Herz wachen! Ich muß durch Warnung ihr zeigen, daß ich ihre Freundin bin.“

Nach weniger als einer Stunde kehrte Virginia zurück. Sie ward als Miß Oſten von dem Bedienten eingelaſſen und ſchlüpfte als ſolche in die Bibliothek, wo ſie Hut und Mantel abwarf. Dann ging ſie in ihr Zimmer und ſchickte Phyllis nach Klotilden.

Als Klotilde eintrat, gab Virginia Phyllis eben ein Kleid mit dem Auftrag, es ſogleich für ſie in der Küche aufzuplätten. Sie verriegelte hinter dem Mädchen die Thür und ſah, ob auch die ihres Cabinets verſchloſſen war. Dann warf ſie ſich der Freundin an den Hals. Ihre ſchönen Augen funkelten, ihre Wangen glühten.

„Er iſt es!“ äußerte ſie; „es iſt Bergedorf, er, deſſen Bild ewig in mir lebt.“

„Haben Sie ihn geſehen?“

„Nicht gesehen; aber ich habe den Wirth von Hermannhall gesprochen. Name, Person, Alter, Alles trifft zu. Ich gab mich für die Witwe eines seiner früher hier lebenden Verwandten aus, die Nachricht von ihm zu haben wünschte. Ich hatte den Schleier vor dem Gesicht."

„Warnen Sie ihn, liebe Virginia! Er scheint auf gefährlichem Wege. Aber hüten Sie sich ja vor jedem nähern Umgang mit ihm. Sie würden Ihren Vater unendlich dadurch reizen!"

„So wollen Sie, Klotilde, daß ich darum ungerecht sein soll, weil mein Vater es ist?" fragte sie mit blitzenden Augen.

„Ich verlange keine Ungerechtigkeit von Ihnen. Aber ich bitte Sie, um Ihrer selbst willen, hängen Sie dieser Schwärmerei, deren Unstatthaftigkeit Vergeder selbst zu fühlen scheint, nicht mit solchem Eigensinn nach. Denn warum hielt er sich sonst von Ihnen zurück? Er muß seit längerer Zeit hier sein und hat Ihnen noch kein Zeichen seiner Nähe gegeben."

Ein stechender Schmerz zuckte um Virginiens schönen Mund. „Meinen Sie", sagte sie langsam, „daß ich das als ein Zeichen ansehen soll, daß er — mich nicht liebt?"

„Kennen Sie sich nicht denken, daß er Ihre

Schönheit bewundert, Ihren Werth fühlt, durch Ihre Liebenswürdigkeit, Ihr reiches, volles Herz ſich lebhaft angezogen fühlt, zugleich aber die Unwürdigkeit eines Fremdlings fühlt, der ſich in das Haus eines reichen Mannes ſchleicht und hinter ſeinem Rücken ſich ſeines beſten Schatzes bemächtigt? Wenn ich mich nicht ganz irre, ſo iſt dies Bergedorf's Herzenslage; und ſie ſpricht für ſeinen Werth."

„Und ſoll ich — ich muß meine Frage mit geringer Variation wiederholen — ſoll ich darum unedel ſein, weil er edel iſt? O Klotilde, Sie ſprechen gegen Ihr eigene, beſſere Ueberzeugung! Sie, die Sie den Reichthum verachten, ſprechen von meinem Reichthum, von ſeiner Armuth! Aber ſei'n Sie ruhig; ich habe ihn noch nicht geſprochen, noch nicht einmal geſehen. Ja, ſelbſt ſeine Wohnung habe ich nicht erfahren können. Der Wirth wußte nichts davon; ein phlegmatiſcher, dickköpfiger Deutſcher, der die Pfeife nicht ausgehen ließ, während ich mit ihm ſprach und er mich mit den großen blauen Augen anglotzte. Wie haſſ' ich dies apathiſche Geſchlecht!"

„Es muß ein Weſtphale oder ein Pommer ſein", erwiderte Klotilde lächelnd. „Und konnte er Ihnen ſonſt etwas über Bergedorf ſagen?"

„Nichts als daß er heute Abend wieder dort ſein

wird. Es iſt eine Verſammlung angeſetzt. Ich will an ihn ſchreiben. Ich will ihn warnen. Auch Sie können dagegen nichts ſagen."

„Gewiß nicht, Virginia, wenn Sie im Namen der Menſchlichkeit handeln. Bergedorf iſt fremd hier; vielleicht kennt er das fürchterliche Geſetz Ihres Staates nicht, das Jeden, der den Sklaven von Freiheit ſpricht, zum Zuchthaus verdammt. Aber laſſen Sie es auch ein bloßer Warnungsbrief ſein."

„Mein Einfluß ſoll ihn nicht hindern, recht zu thun", erwiderte Virginia mit einigem Stolz; „aber ich will ihm empfehlen, vorſichtig zu ſein und ihn mit dem Geſetz bekannt machen. Warum hat er ſich doch mit dieſem Atkinſon eingelaſſen, der mit ſchonungsloſer Frechheit durch ſein unaufhörliches Aufruhrgeſchrei unſere beſtgeſinnten Männer erbittert!"

Sie ſetzte ſich darauf zum Schreiben nieder, und wer ſie beobachtete, wie ſie mit raſchen, flüchtigen Zügen, ohne aufzuſehen, die Wangen bis zur Glut geröthet, mehr als einen halben Briefbogen füllte, konnte wol ſehen, daß ihre ganze Seele bei dem Geſchäft war. Sie ſiegelte und überſchrieb: Mr. Bergedorf, Herrmannhall.

„Und nun", rief ſie aufſtehend und Klotilden liebevoll anblickend, „darf ich auf Ihre Freundſchaft

rechnen? Wollen Sie für einen Landsmann etwas thun? Ich fürchte, der Mann war nahe daran, mich zu erkennen. Er wird irre werden, wenn Sie den Brief bringen, die Sie so ganz von meiner Größe und Geſtalt ſind und doch nicht dieſelbe. Auch geht mir Alonzo überall zur Seite. Einem Andern aber als Ihnen möcht' ich den Brief nicht anvertrauen."

Klotilde zögerte. „So geben Sie", ſagte ſie endlich. „Ich geſtehe, ich miſche mich ungern in dieſe Sache. Mich dünkt, für die Gaſtfreundlichkeit, mit der mich Ihr Vater in ſein Haus aufgenommen, bin ich ihm vollkommene Offenheit ſchuldig. Zwar werd' ich den Schritt nicht verleugnen, aber ich thue ihn doch hinter ſeinem Rücken und mit dem Wunſche, daß er ihn nicht erfahren möge, und das iſt ſchon eine Art von Hintergehen. Nur das Eine laſſen Sie mich noch ſagen", ſetzte ſie mit Nachdruck, aber Virginiens Hand liebevoll ergreifend hinzu: „Wenn es ein Liebesbrief wäre, wurden mich alle Ihre Bitten nicht beſtimmen ihn zu tragen."

„Es iſt kein Liebesbrief", erwiderte Virginia mit ſtolzer Empfindlichkeit die Hand ihr entziehend. „Klotilde, was laſen Sie doch einmal für eine Stelle in Goethe's Taſſo mit mir, die ich mir abſchrieb, weil ſie mir ſo wahr ſchien: »Von allen Tyranneien ſcheint

mir die der Freundſchaft die unerträglichſte. Du denkſt nur anders und du glaubſt darum ſchon recht zu denken.“

Klotilde griff gelaſſen nach Mantel und Hut, innerlich den Vorſatz erneuernd, nicht die Vertraute in einem Verſtändniß ſein zu wollen, das ſie misbilligte und in dem von Virginiens heftiger und trotziger Natur Alles zu fürchten war.

Hermannhall war an dem entgegengeſetzten Ende der Stadt; noch hatte ſie es nicht zur Hälfte erreicht, als ihr Alonzo begegnete, der höchſt verwundert war, ſie auf der Straße zu finden, da ſie faſt nie ausging. Er bot ihr ſeine Begleitung an und, ihre Erlaubniß ſtillſchweigend vorausſetzend, kehrte er mit ihr um. Sie fühlte ſich verwirrt. Hätte ſie ſelbſt den Brief geſchrieben, der ihren Landsmann warnen ſollte, ſo würde ſie nicht angeſtanden haben, es Alonzo zu entdecken, den ſie als edelmüthig kannte. Virginien durfte ſie nicht bloßſtellen. Sie trat alſo, von Alonzo begleitet, in den erſten beſten Laden und fragte nach ſchwarzen Handſchuhen. Alonzo belehrte ſie, daß ſie dieſe viel näher an ihrem Hauſe hätte bekommen können. Es blieb ihr nichts übrig, als geradeswegs mit ihm zu Hauſe zu gehen. Virginia ſah ſie beſtürzt ſo bald zurückkommen. „Der unſelige Menſch!“ rief ſie, als

Klotilde ihr die Sache erklärte; „er iſt mir in Allem im Wege.“

Sie war bei Tiſche unfreundlicher als je gegen Alonzo; Mr. Caſtleton auch war einſylbiger als je. Ueberhaupt waren die Mittags-Mahlzeiten in dieſem Hauſe unbeſchreiblich langweilig; ſelten nur, daß das Tiſchgeſpräch ſich über gewiſſe allgemeine Höflichkeiten, oder gegenſeitige Anerbietungen der Speiſen erſtreckte; als: Iſt dir etwas Huhn gefällig, Virginia? Miß Oſten, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, ein Glas Wein mit mir zu trinken? — oder: Darf ich Ihnen von dieſen Erbſen vorlegen, Papa? Ich werde Ihnen für die Butter danken, Alonzo; u. ſ. w. Oder es wurden Bemerkungen über das Wetter gemacht: Es fühlt ſich, als würde es regnen. Scheint es dir nicht, als ob der Winter dies Jahr ſehr früh eintrete, Sarah? In Boſton iſt vorige Woche das Thermometer zehn unter Null geweſen, Papa; u. ſ. w.

Dies waren die gewöhnlichen Unterhaltungen beim Mittagsmahl von vier Perſonen, von denen keine ohne Geiſt war, denen aber, mit Ausnahme von Virginien, gänzlich das, unter den amerikaniſchen Männern namentlich, ſo ſeltene Converſationstalent fehlte. Am Frühſtückstiſch, wo die Morgenzeitungen ganz friſchen Stoff gaben, war das Geſpräch etwas weniges be-

lebter. Da gab es Feuersbrünste, Diebstähle, Schiffbrüche zu besprechen. Besonders aber war die Zeit der Congreßsitzungen ergiebig.

Heute, wo Jedem das Herz so schwer war, fielen selbst die Wetterbemerkungen weg. Auch Sarah war sorgenvoll, denn sie hatte ihrer Schwester Aufregung diesen Morgen bemerkt.

Nach Tische, als schon die Dämmerung nahe war, schlich Klotilde sich noch einmal fort und erreichte glücklich Hermannhall, wo sie den Brief einem deutschen Aufwärter gab, mit der dringenden Empfehlung, ihn Herrn Bergedorf sogleich zu geben. Sie nat darauf mit raschen Schritten den Rückweg an.

Kaum war sie einige Minuten lang gegangen, als sie einen Zug Leute die Straße heraufkommen sah und bald Alles um sie herum sich mit Lärm und Menschen füllte. Jauchzen, Schreien, Heulen schallte durch die Straße. Der Zug bewegte sich vom Hafen her. Es waren die unglücklichen Sklaven, die man im Raume einer Schaluppe von Neu-Bedford in Neu-England, die bereits clarirt hatte, verborgen gefunden, und nun, die Weiber mit auf den Rücken gebundenen Händen, die Männer mit Eisen an Händen und Füßen zurück nach der Stadt brachte. Schmerz und Wuth saß auf dem Gesichte einiger; andere schluchzten und jammerten:

wieder andere ſahen ſtumpf vor ſich hin. Das Frohlocken der rohen Straßenjugend begleitete ſie, mit Mühe konnte die Polizei ſie abwehren, ſo anmaßend geberdeten ſich die jungen Burſchen im Vollgefühl ihrer Wichtigkeit als Erben der Volksſouveränetät. Auch von den Aelteren ſahen viele ſchadenfroh aus, die meiſten gleichgültig, einige wenige blickten die Unglücklichen mitleidig an.

Klotilde war, dem Gedränge aus dem Wege zu gehen, in die Thür eines Ladens getreten, der um einige Stufen über die Straße erhöht war. Die Ladenfrau und ihre Gehülfin ſtanden neugierig vor der Thür.

„Das iſt Mrs. Benton's Köchin", ſagte die Erſtere, „die mit dem rothen Turban, die ſo weint und ſchluchzt. Es iſt das undankbarſte Geſchöpf von der Welt; ſie hatte gute Tage und kriegte Geſchenke über Geſchenke. Aber der Geldgeiz iſt in das Volk gefahren; da hat ſie von dem hohen Lohn in Newyork gehört und darüber vergißt ſie alle Treue und Pflichten."

„Sehen Sie, wie gleichgültig und trotzig die da an der Seite ausſieht", erwiderte das Ladenmädchen, ein hübſches, überputztes Ding, das die großen, verlangenden Augen bald die Straße hinauf, bald hinunter ſchickt, irgend einen Bekannten zu erſpähen. „Dieſe Leute haben doch ein ganz ſtumpfes Gefühl!"

„Und lieber Himmel, die Kinder! Sieh die kleinen Picaninnis! Vier Kinder mitzuſchleppen! Hat je Einer ſo etwas geſehen! Vier Kinder zu ernähren iſt doch auch keine Kleinigkeit! Aber das bedenkt das dumme Volk nicht. Wenn nur ihr Herr den Verluſt hat, dann ſind ſie ſchon zufrieden!“

Kletilde ſah die rührende Gruppe mit tiefem Erbarmen. Vier ſchwarze kleine, halbnackte Geſchöpfe von drei bis acht Jahren gingen, ſich an Schürze und Rock hängend, der gebundenen Mutter zur Seite, einer edlen Figur mit melancholiſchen Augen, die in ſtiller Verzweiflung daherſchritt, ohne zu wagen, einen Blick auf die armen Kleinen zu werfen, die ſie umſonſt geſucht hatte in die Freiheit zu führen.

Indem kam ein wohlgekleideter junger Mann aus dem Gewühl die Stufen herauf. Er hatte beide Daumen in die Armlöcher ſeiner Weſte geſteckt und grüßte, ohne den Hut anzurühren.

„Guten Abend, Miß Blagden. Wie befinden Sie ſich, Mrs. Cook?“

„Sehr wohl! Wie befinden Sie ſich, Mr. Taylor? Sind Sie mit im Hafen geweſen?“

„Ja wol, es hat Lärm genug gegeben. Es war ein Hauptſpaß! Es ſcheint, die ſchwarzen Wolken woll-

ten den Himmel meiner Heimat überziehen; aber es war nichts für diesmal."

„Wirklich, wurden sie auf einem bostoner Schiffe gefunden?" fragte Miß Blagden.

„Nicht eigentlich. Sie staken im Kohlenraum einer neubedforder Schaluppe. Sie kommt von Philadelphia und hat schon vor ein paar Monaten hier ausgeladen. Ein schmutziger Versteck, Miß Blagden; zum Glück waren sie nicht so weiß wie Sie, und konnten nicht schwärzer werden, als sie schon sind."

Beide Frauenzimmer belachten den Witz. Der Bostoner fuhr fort: „Dort der Königin von Saba mit dem bunten Turban war das Asyl nicht gentil genug gewesen, sie stak in einem durchlöcherten Branntweinfasse; einer der Helfershelfer hatte seine Buffjacke darüber geworfen. Aber Constabler Hicks roch den Braten. Er stieß den Deckel von der Büchse; Sie mögen sich verstellen, was da für ein Parfum herauskam!"

Miß Blagden fand den jungen Ladendiener zu witzig und kam nicht aus dem Lachen. Aber Mrs. Good fragte wieder:

„Und haben sie Alle gekriegt?"

„Alle bis auf vier oder fünf, die so unsinnig waren, lieber ins Wasser zu springen, als sich fangen

zu laſſen. Ein Paar wurden glücklich aufgefiſcht, die Andern ertranken. Ich wollte nur, ſie hätten auch den Spitzbuben, den Atkinſon, denn der hat doch ſicher wieder die Hände im Spiel. Der Schiffsmeiſter iſt arretirt und der Schiffsgehülfe iſt auch feſtgenommen. Er iſt ein Deutſcher. Die werden's ausbaden müſſen."

„Wenn der Schiffsmeiſter ein Yankee iſt", verſetzte Mrs. Cook, „ſo wird er ſich ſchon herausreddn. Aber es wär' ihnen ſchon recht, wenn ihnen das Handwerk gelegt würde. Ich wollte, ſie ſtatuirten einmal ein Exempel. Die Frechheit der nördlichen Staaten geht gar zu weit. Was gehen ſie unſere Angelegenheiten an? Dafür können ſie uns ſelber ſorgen laſſen. Unſer Jupiter iſt ein treuer Kerl und Lucy ſcheint die Kinder wirklich recht lieb zu haben, aber mein Mann ſagt immer, ſeitdem dies Abolitionsgeſindel ſein Gift überall herumſprützt, iſt keiner ſeines Eigenthums mehr ſicher."

Das Menſchengewühl hatte ſich verlaufen, und Mathilde von Dem, was ſie geſehen und gehört, tief betrübt und verletzt, eilte nach Hauſe. Beim Thee war Mr. Caſtleton ungewöhnlich heiter; er hatte mit Alonzo die Sache des Einfangens der Sklaven ſchon früher beſprochen; und da die Damen den Gegenſtand eher vermieden als ſuchten, ſo wäre vielleicht nicht wieder

die Rede davon gewesen, wenn nicht jeder Besuchende, der vorkam, sowol diesen Abend, als die folgenden Tage von der Angelegenheit gesprochen hätte, die alle Zeitungen füllte, nämlich von den Resultaten des Examens der eingefangenen Flüchtlinge und dem Processe des Schiffscapitains und seines Gehülfen.

Unterdessen brachte Virginia ihre Zeit in einer fieberhaften Aufregung zu; ihre Augen leuchteten von einem übernatürlichen Glanze, sie berührte die Speisen kaum, wenn sie sich zur Mahlzeit setzte, eine gewisse Zerstreuung machte sie im Gespräch während der Morgenbesuche ihrer Anbeter einsylbig und verwirrt. Gegen Phyllis war sie ungewöhnlich gütig; das Mädchen prangte in Sammet und Seide, und man sah ihren eiteln Blicken an, daß sie sich viel wußte, von ihrer Gebieterin so begünstigt zu werden.

Mathilde erfuhr nicht, ob Virginia auf ihren Brief je eine Antwort erhalten. Sie hatte eine entschiedene Misbilligung ihrer Liebe ausgesprochen und Virginia war zu stolz, um ihr ihr Vertrauen aufzuzwingen, oder ihren Rath annehmen zu wollen. Am Morgen, nachdem sie den Brief geschrieben, ging Virginia wieder allein aus, was ganz gegen ihre Gewohnheit war. Dies wiederholte sie die beiden folgenden Tage. Die beiden Castletons pflegten um diese Stunde regel-

maßig auf die Gerichtssitzung zu gehen, um den Untersuchungen beizuwohnen. Sarah, der ihrer Schwester leidenschaftliche Bewegung und ihr seltsames Betragen nicht entgangen sein würden, hatte um diese Zeit gerade einigen fortgesetzten Gebetversammlungen beizuwohnen, die ihre Kirche für ihre Mitglieder als außerordentliche Gnadenmittel alljährlich anzusetzen pflegte; sie waren mit verdoppelten häuslichen Andachtsübungen, wozu auch das Fasten gehörte, verknüpft. So kam Sarah oft nicht einmal zu Tisch; denn sie begnügte sich an ähnlichen Tagen meist, um alle fleischliche und sinnliche Aufregungen zu vermeiden, eine Tasse Thee und ein hartes Biscuit auf ihrem einsamen Zimmer zu sich zu nehmen. Uebrigens war sie an Virginiens Launen und Reizbarkeit gewöhnt; was ihr darin jetzt etwa auffiel, durfte sie nicht zu dem Schluß berechtigen, daß etwas Außerordentliches vorfiel.

Drei peinliche Tage waren auf diese Weise dahingeschlichen, als Klotilde einst Alonzo, der ausgegangen gewesen war, zu seinem Oheim sagen hörte: „Der Vogel ist glücklich eingefangen."

„Was? Atkinson?"

„Nein, leider nicht der, aber der deutsche Abenteurer, der den Unterschiffer verkauft hat. Besser einer als keiner."

„Schon recht. Der Fall muß möglichſt gravirt werden. Die Schurken treiben's zu arg. Laſſen wir's auch diesmal wieder ſo hingehen, ſo haben wir in vier Wochen die Wiederholung der ganzen Geſchichte. Wenn ſtatt Zuchthaus Hängen auf dieſem Menſchenraub ſtünde, ich wette, dieſen nördlichen Piraten wäre ſchon längſt das Handwerk gelegt.“

So war es. Bergedorf war verhaftet und ward, als der Verführung von Sklaven, ihre rechtmäßigen Herren zu verlaſſen, angeklagt, vor Gericht geſtellt. Bald erfuhr Klotilde, die noch nie ſeit ihrem Unglück ſo aus ſich ſelbſt herausgeriſſen worden war, alle einzelne Umſtände dieſes peinlichen Vorfalles.

Aus der Ausſage der Sklaven, ihnen durch liſtige Kreuz- und Querfragen entlockt, ging hervor, daß ſeit einiger Zeit ein wohlgekleideter Mann, der ſich Smith genannt und aus Boſton ſei, wie ſie glaubten, oft mit einem und dem andern von ihnen ſich eingelaſſen. So ſei er z. B. zu Pompejus, dem Kutſcher der Mrs. Dunning in den Stall gekommen, während dieſer die Pferde geſtriegelt, und habe mit ihm von ſeinem Weibe geſprochen, das nach Alabama verkauft ſei, und ihn aufgefodert, ihm ſeine ſonſtigen Beſchwerden mitzutheilen. Derſelbe Herr habe auch mit Eſther, einer Wäſcherin, als ſie ihm ſeine Sachen auf die Stube

gebracht, ſich unterredet; er habe beide aufgefodert, diejenigen ihrer Freunde, die, wie ſie, ihres elenden Lebens überdrüſſig wären und freie Bürger von Amerika werden wollten, heimlich zuſammenzubringen. Wenn ſie bereit wären, verſpräche er ihnen eine ſichere Gelegenheit zu verſchaffen, nach den freien Staaten zu entfliehen. Nach wiederholtem Hinhalten, Zögern und Fehlſchlagen ihrer Hoffnung ſei endlich die Nacht zum vierten März zur Flucht angeſetzt worden; ſie ſeien einzeln, oder wie es ſich hätte machen wollen, nach dem Hafen geſchlichen und von zwei verſchiedenen Orten, nach denen jener Befreier ſie beſchieden, in auf ſie wartenden Böten nach der Schaluppe geführt worden, die bereits draußen im Meere gelegen habe und den nämlichen Tag habe abſegeln wollen. Ein Geſchäft, deſſen Natur ſie nicht kannten, habe den Capitain noch einmal nach der Stadt zurückgeführt; ſtatt ſeiner ſeien am Nachmittage die Conſtabler gekommen, die Schaluppe zu unterſuchen. Die Abweſenheit des Schiffsmeiſters habe den Unterſchiffer, den ſie, als ſie die bewaffnete Macht kommen ſahen, fußfällig gebeten, unter Segel zu gehen, gezwungen, ſtille zu liegen. Er habe ſich begnügt, ſie in den Kohlenraum und die ausgeleerten Tonnen zu verſtecken, wo er ſie vielleicht glücklich verborgen gehalten haben

würde, wenn nicht einer der Matrosen sie verrathen hätte.

Die Beschreibung, die sie von dem Mann gaben, der das Unternehmen geleitet, bestätigte die Vermuthung, daß es Atkinson gewesen sei. Derselbe war aber in der Nacht zum vierten März nicht zum Vorschein gekommen. Der Unterschiffer selber habe sie nebst einem der Matrosen nach dem Schiffe hinaus gerudert. Ein anderer gütiger Herr habe sie mit ihm am Ufer empfangen, mit dem er eine fremde Sprache geredet habe; dieser habe liebreich die Kinder ins Boot heben helfen und, als er gesehen, wie eine junge Frau, die nicht Zeit gehabt habe bei ihrer Flucht an die eigene wärmere Bekleidung zu denken, in ihrem dünnen Hausgewande in der Nachtkälte zitterte und bebte, habe er den eigenen Oberrock abgezogen und ihn ihr um die Schultern geworfen.

Es ward sogleich nach dem Schiffe geschickt, um den Oberrock aufzufinden, den die Frau, um ihren Retter nicht zu verrathen, dort gelassen hatte.

Der Capitain, ein kleiner untersetzter Mann mit einem verschrumpften, ärgerlichen Gesichte, der durch die ihm drohende Gefahr nicht im mindesten aus der Fassung gesetzt schien, sagte aus, daß er Kohlen aus Philadelphia gebracht und so lange vergebens auf

Rückfahrt gewartet hätte, deren Mangel, in Folge seines Vertrags mit seinem Schiffsherrn, ihm selbst den empfindlichsten Verluſt zuzöge, daß er endlich, des Wartens müde, ohne Ladung hätte zurückſegeln wollen, als vor ein paar Tagen ſein Gehülfe ihm den Vorſchlag gemacht, eine Anzahl Paſſagiere mitzunehmen, für die ein gutes Reiſegeld ihm verſprochen ſei und die er ſich anheiſchig gemacht, ſelber nach dem Schiffe zu bringen, ohne daß er, der Capitain, das Mindeſte ſonſt damit zu thun habe, als das Paſſagegeld für ſie zu empfangen. Er habe nicht nach ihrem Namen und Herkommen gefragt, und ſich nicht darum bekümmert, ob ſie ſchwarz oder weiß ſeien; er ſei noch einmal ans Land gegangen, um ſich des Reiſegeldes im voraus zu verſichern, das ihm in einer Anweiſung auf ein Haus in Neu-England zugeſtellt worden ſei, das er aber lieber baar hatte haben wollen. Da er Reiſegeld für ſie empfangen, habe es ihm nicht beikommen können, daß ſeine Paſſagiere entlaufene Sklaven ſeien; er habe vielmehr ſicher geglaubt, es ſeien von einigen Herren freigelaſſene, untaugliche Subjekte, die jene aus dem Lande ſchaffen ließen, weil ihnen das Geſetz verbiete, ſie im heimatlichen Staate zu emancipiren.

Der Unterſchiffer, oder Mate, wie er im Engliſchen genannt wird, war ein hübſcher, blonder, leichtſinniger

junger Mann, der durch ſeine Beſtürzung und heftige Bewegung das Intereſſe der Zuhörer in Anſpruch nahm. Mit den Geſetzen Südcarolinas unbekannt, hatte er kaum gewußt, was er that, als er, einem menſchlichen Gefühle Gehör gebend, ſich auf das Abenteuer einließ. Die armen Neger, ſagte er in gebrochenem Engliſch, hätten ihn immer gedauert, ſo lange er im Lande ſei, die Freien ſeien ſchon übel genug daran, die Sklaven aber würden nur angeſehen wie Laſtthiere; wer könnte es ihnen alſo verdenken — — —

Hier ward er von dem Richter bedeutet, den Mund zu halten.

Der redliche Menſch war vergebens bemüht, in ſeinen Ausſagen niemand, der nicht ſchon vor Gericht war, zu verwickeln. Die Geſchicklichkeit des Advokaten aber, der ihn examinirte, hatte es bald heraus, daß, wenn er ſeine Anſichten von Sklaverei nicht in Hermannhall bekommen hatte, ſie ihm doch dort klar gemacht waren, und daß der Gedanke, zur Flucht der Sklaven (unter denen ſich Einer befand, der bereits nach Louiſiana, von Frau und Kindern hinweg, verkauft war, und ein Mädchen, das von ihrer eiferſüchtigen Herrin täglich eigenhändig gepeitſcht ward) behülflich zu ſein, von dem Redner in Hermannhall ausgegangen war.

Als vollends der obenerwähnte Oberrock ankam und in einer der Taſchen ein übrigens gleichgültiges Billet gefunden ward, das an „Mr. Bergedorf" adreſſirt war, ward ſogleich ein Conſtabler abgeſchickt, denſelben feſt zu nehmen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Auswanderer.

Zweiter Theil.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung

von

Talvj.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Der Vulkan bricht aus. 1

Zweites Capitel.

Die Flucht. 39

Drittes Capitel.

Neuengländiſche Bilder. 62

Viertes Capitel.

Fortſetzung. 93

Fünftes Capitel.

Der Brief. 123

Sechstes Capitel.

Das Ende der Erzählung und noch zwei Briefe. 148

Siebentes Capitel.

Der Hafen. 178

Achtes Capitel.

Reiſeſcenen. 201

Seite

Neuntes Capitel.

Häusliches 246

Zehntes Capitel.

Der Besuch 278

Elftes Capitel.

Die Saat schießt auf 301

Zwölftes Capitel.

Schluß 334

Erstes Capitel.

Der Vulkan bricht aus.

In der Familie Castleton erregte die Nachricht von der Verhaftung des jungen Deutschen sehr verschiedenartige Empfindungen. Während die beiden Männer laut ihre Zufriedenheit aussprachen, daß doch wenigstens einer der Anstifter dieses schmählichen Menschendiebstahls — denn so allein sahen sie es an — zur Rechenschaft gezogen werden könne, ergriff Klotilden lebhaftere Angst und Besorgniß, Sarah aber hörte zum ersten Mal in dieser Angelegenheit den Namen „Bergedorf" aussprechen und fing an, um Virginiens willen, warmen Antheil an einer Sache zu nehmen, die sie bisher wenig berührt hatte.

Virginia aber — wer kann der armen Virginia Zustand schildern? Sie, die die ganze Schwere des Gesetzes kannte, die es oft in seiner ganzen Schärfe mit Gleichgültigkeit hatte ausüben sehen, ja mit Froh-

locken wol, sie hörte nun mit Entsetzen den Donner über dem Haupte des Geliebten rollen! Welcher Wahnsinn, der ihn abgehalten hatte zu fliehen, als es noch Zeit war! Aus falschem Edelmuth sich der Gefahr nicht entziehen zu wollen, so lange der junge Unterschiffer, der auf seine Veranlassung, durch seinen Einfluß gehandelt, noch darin schwebte. Nun war es zu spät! Sie war eine kurze Zeit lang vor Entsetzen wie gelähmt. Sie ging nicht mehr des Morgens aus. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein; sie verschlang die Blätter mit den Augen, die den Bericht über das Verhör enthielten, und wenn ihr Vater oder Alonzo zu Hause kamen, lauschte sie begierig, obwol mit verbissenem Ingrimm auf jedes ihrer Worte, ob eines des Geliebten erwähne. Ihr Zustand war fürchterlich. Vater und Bräutigam fragten besorgt, ob sie krank sei; sie gab etwas Fieber zu, und es mußte ihr zum willkommnen Vorwand dienen, niemand, der nicht zur Familie gehörte, zu sehen.

Sarah, nachdem sie Klotilden darüber zu Rathe gezogen, entschloß sich, mit ihrem Vater zu reden. Sie entdeckte ihm, daß sowol sie als ihre Schwester den angeklagten Fremden kenne, daß er Virginiens Lehrer gewesen, und sie darum natürlich ein wärmeres Interesse für ihn hege. „Wenn Sie, lieber Papa",

ſagte ſie, „unſere arme Virginia nicht ſehr tief kränken wollen — und ich weiß, das wollen Sie nicht — ſo bitt' ich Sie dringend, brauchen Sie allen Ihren Einfluß, daß der unvorſichtige junge Mann für «Nicht ſchuldig» erklärt werde, oder wenn das unmöglich iſt, daß man ihn entfliehen laſſe."

Während Sarah ſprach, war die unwillkommene Wahrheit mit einer ſchneidenden Gewalt in ihres Vaters Gemüth eingedrungen. Jetzt verſtand er Alles: ihre leidenſchaftliche Vorliebe für die deutſche Sprache, deutſche Muſik, ihre neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechten, ihren plötzlich entſtandenen Widerwillen, ihren Vetter zu heirathen und ihre jetzige fieberhafte Unruhe. Ganz anders als die gute Sarah gehofft, war der Eindruck, den ihre Entdeckung auf ihren Vater machte. Er glaubte in der That Virginiens Herz beſſer zu verſtehen, als ihre Schweſter. „Dies leidenſchaftliche Gemüth gibt ſich ganz oder gar nicht", dacht' er. So lange dieſer Abenteurer frei iſt, bleibt ihr Hoffnung. Laß ſehen, ob er ihr noch gefallen wird, wenn er die Züchtlingsjacke ein paar Jahre getragen hat und das Haar ihm abgeſchoren iſt. Die Schande muß ihr ihn verächtlich machen, oder ſie wäre meine Tochter nicht."

Eine ſtille Wuth kochte in ihm, während Sarah ſprach. Er ward bleich und mußte ſich ſetzen.

„Ich ſehe, lieber Papa", fuhr Sarah fort, „die Sache greift Sie ſehr an. Aber der Herr wird das Unglück von uns abwenden, wenn wir zu ihm beten. Auch glaub' ich, es iſt mehr Virginiens Phantaſie, die in dieſer Sache thätig iſt, als ihr Herz. Eine harte Behandlung dieſes Mannes aber würde ſie ſehr erbittern und ihr Gefühl für ihn nur verſtärken. Daher ſcheint es wirklich am rathſamſten, daß Sie verſuchen, ob man vielleicht den Aufſeher der Verhafteten beſtimmen könnte, ihn entkommen zu laſſen, ehe ſeine Sache entſchieden iſt."

Mr. Caſtleton bezwang ſeinen Zorn gewaltſam. „Du irrſt, Sarah", ſagte er, „wenn du mir dieſen Einfluß zuſchreibſt; noch mehr aber, wenn du glaubſt, ich würde ihn gegen die Handhabung der Geſetze zu brauchen ſuchen. Die Sache mag ihren Lauf haben; ich hoffe übrigens, Virginia oder irgend eine meiner Töchter fühlt zu damenhaft, um ſelbſt ihre Phantaſie mit einem Abenteurer ſich beſchäftigen zu laſſen, der ſein Glück in einem fremden Lande durch Stunden geben zu machen hat."

Und hiermit verließ er ſie, mit dem feſten bewußten Vorſatz, Alles, was in ſeiner Macht war, zu thun,

Bergedorf's Schuld zu Tage zu bringen, ja vielleicht auch mit dem unbewußten, dieſe Schuld möglichſt ſchwerer zu machen, theils um für die verabſcheuten Abolitioniſten ein Beiſpiel aufzuſtellen, theils um von ſeinem eigenen Hauſe die drohende Schmach abzuwehren.

Virginia war nicht wenig entrüſtet, als ſie von ihrer Schweſter unglücklichem Verſuch hörte. „Ich wünſchte, Sarah", ſagte ſie mit einer wegwerfend ſtolzen Miene, „du überließeſt meine Angelegenheiten mir ſelbſt. Es war thöricht, von meinem Vater in einer Sache Einſicht zu erwarten, wo er ſo ganz und gar Partei iſt. Und was ließe ſich von ihm auch außerdem hoffen? Er iſt Bergedorf's Feind. Ja, Klotilde, ja, Sarah, ſchaut mich nur verwundert an. Bergedorf hat mir es anvertraut, daß mein Vater ſein Feind iſt, ſein Feind ſein muß; daß er darum, darum ſein Haus nicht betreten konnte und durfte, daß er darum, darum an der Thür des Paradieſes ſtehen bleiben mußte, das meine Liebe ihm öffnete."

„So haſt du ihn geſehen, Schweſter?" fragte Sarah vorwurfsvoll.

„Und wie, wenn ich es hätte? Soll auch ich ein Opfer der Convenienz werden, wie meine Mutter es ward? Denn wie hätte dieſes feurige Herz dieſen

kalten, eigenſüchtigen Tyrannen, meinen Vater, lieben können? Ja, Bergedorf hat Recht, nur Haß und Verfolgung hat er von ihm zu erwarten."

„Und warum ſollte Papa ihn haſſen, gute Virginia? Deine Aufregung macht dich ungerecht gegen dein eigenes Blut."

„Ein Schleier des Geheimniſſes ruht darüber! Ein myſtiſches Dunkel ruht über Bergedorf's ganzem Weſen, er iſt nicht, was er ſcheint! O, er wird in Herrlichkeit aus dieſem Dunkel heraustreten und ſeine Widerſacher beſchämen!"

Klotilden ergriff unendliche Angſt, als Virginia dieſe Worte ſprach. Sie fürchtete mehr als je, das ſchöne, ſtolze Mädchen, von ihrem Enthuſiasmus für alles Außergewöhnliche, Seltſame, Unerhörte fortgeriſſen, ſei in die Hände eines Abenteurers gefallen. Sie erſah auch aus ihren Reden, daß ſie, ſeitdem Bergedorf in der Stadt war, mit ihm in geheimem Verſtändniſſe gelebt habe. Vielleicht wäre ihre Beſorgniß noch größer geweſen, hätte ſie länger im Lande gelebt und gewußt, wie ſo manche ſchöne Amerikanerin aus ehrbarem Hauſe ſich ſchon durch den vornehmen Titel oder den hohen Rang eines Fremden — echt oder unecht — hat hinreißen laſſen, eine Liebeserklärung in gebrochenem Engliſch mit gün-

ſtigem Ohr zu vernehmen; hätte ſie gewußt, wie ſchnell in der That die Unbekanntſchaft der Republikaner mit europäiſchen Verhältniſſen jeden einigermaßen vornehmklingenden Namen mit dem Vornehmſten, d. h. mit Fürſten und Königen in Verbindung bringt.

Unterdeſſen ſetzte Bergedorf's Proceß ganz Charlestown in Bewegung. Die edle Erſcheinung des Fremden, ſeine gebildete Sprache und die beſtechende Anmuth ſeiner Sitten waren geeignet, das Intereſſe des Publicums für ihn zu erwecken, und hätten vielleicht auch ſeine Richter günſtig für ihn geſtimmt, wenn nicht das Vergehen, deſſen man ihn beſchuldigte, nämlich die Sklaven ihren rechtmäßigen Herren abſpenſtig gemacht zu haben, im voraus eine gar zu gehäſſige Geſinnung gegen ihn geweckt hätte; beſonders da durch einen Einfluß, von dem niemand recht zu ſagen wußte, woher er komme, die Ueberzeugung herrſchend wurde, daß Milde in einem ſo eclatanten Falle unausbleiblich die Wiederholung von Vergehungen zur Folge haben müſſe, welche das ganze Gebäude der Staatseinrichtungen des Südens zu zerſtören drohen, ja, daß dieſe Milde ſchon an ſich ſie untergrabe. Zwar ſtellte die Unterſuchung in der That ganz offenbar heraus, daß Bergedorf mit der ſogenannten Verführung der Sklaven gar nichts zu thun gehabt habe; daß er, bis

zu dem Moment, als sie an das Ufer gekommen, noch keinen von ihnen gesehen, sondern erst, als dem Atkinson, nachdem die Unglücklichen durch vielfältig getäuschte Hoffnung fast bis zum Wahnsinn gereizt gewesen, die Mittel zum Fortschaffen gefehlt, die Sache in die Hand genommen und mit seinem jungen Landsmann, dem Unterschiffer, besprochen habe; allein dies Eine war doch gewiß, theils daß er eines der eigentlichen Werkzeuge gewesen, durch welche sie die Flucht zu Wege gebracht, theils daß der Unterschiffer aus seiner Hand die Anweisung empfangen, durch welche sich der Capitain für die Passage bezahlt machen sollte.

Ueberdies sprach er offen Gesinnungen aus, die in den Geschwornen wie in den Richtern den lebhaftesten Unwillen erregten und die es seinem Advocaten unmöglich machten, seine Vertheidigung, welche auf des Ausländers Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen gegründet war, durchzuführen. Es waren die Gesinnungen eines Mannes, der die Freiheit nicht als ein Privilegium und Vorrecht einer gewissen Farbe, sondern für das ganze Menschengeschlecht in Anspruch nimmt. Ein unmuthiges Gemurmel ging durch die Versammlung und von den Galerien erschallte es wiederholt: Ein Strick für den infamen Abolitioni-

ſten! — und: Entkomme du nur; ein Theer- und Federkleid wartet auf dich! — ſo daß der vorſitzende Richter, wie ſehr dieſe Geſinnung auch mit der ſeinen übereinſtimmte, wiederholt drohte, die Galerien räumen zu laſſen.

Auf Alonzo allein war der Eindruck der Perſon des Angeklagten ſo überwiegend, daß er ihm ſeine ketzeriſchen Geſinnungen verzieh.

„Ihres Landsmannes Anſichten ſind unrichtig", ſagte er zu Klotilden; „ich weiß, ſie ſind auch die Ihren, aber ſie ſind auf Unkenntniß des Landes und der Verhältniſſe gegründet. Die Sklaverei mag in gewiſſer Hinſicht ein Uebel ſein; aber ſie iſt kein Unrecht. Es wäre ſonſt auch ein Unrecht, einen König anzuerkennen, oder überhaupt einen Unterſchied der Stände. Gott hat die Menſchen nicht gleich geſchaffen, wie Ihre oberflächlichen Philoſophen behaupten. Gibt es nicht kluge und dumme, ſchöne und häßliche Menſchen? Finden Sie nicht in allen Ländern der Welt arme und reiche? Warum nicht freie und unfreie? Bergedorf iſt ein Sophiſt, ein Phantaſt; aber er ſteht für ſeine ſchlechte Sache wie ein Held. Darum muß ich ihn bewundern. Ja, es geht mir ſeltſam mit ihm — oft iſt es mir, als ob ich den fremden Menſchen, Verletzer des Geſetzes, Untergraber der

öffentlichen Ruhe, wie er dasteht, lieben könnte. Ich wünschte nur, die Geschwornen sähen ihn mit meinen Augen. Aber dazu ist keine Hoffnung."

Der furchtbare Tag der Entscheidung kam heran. Der Capitain, ein alter Fuchs, der die Menschen kannte und zu behandeln wußte, war, als mit dem Charakter und Stande seiner Passagiere unbekannt, von der Hauptschuld freigesprochen worden und mit einer Geldstrafe von achthundert Dollars davongekommen. Dem Gehülfen diente bei seiner Jugend seine Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen zu einer Art von Entschuldigung; auch er durfte sein Vergehen mit einer mäßigen Geldstrafe und der Weisung büßen, sich nie wieder im Staate Südcarolina sehen zu lassen. Das Volk, das während der ganzen Dauer des Processes die Thüren des Gerichtshofes umlagert und die Galerien fast erdrückt hatte, murrte und warf den beiden Schiffern, als die Constabler sie abführten, von der Galerie ein paar faule Eier und draußen einige Steine nach.

Der ganze Schrecken des Gerichtes wendete sich gegen den dritten Gefangenen. Die Jury sprach einstimmig ihr grauenhaftes „schuldig" aus und Bergedorf ward zu zehnjähriger Zuchthausstrafe und Zwangsarbeit verurtheilt. Die gedrängte Menschenmasse auf

den Galerien brach in ein wildes Hurrah und Jubelgeſchrei aus, das unter den aufgeregten Haufen, welche die Thüren umdrängten, in gellendem, grauſenhaftem Echo wiedertönte. Der Gefangene legte während des rohen Geſchreies einen Augenblick die Hand vor die Augen; ein kalter Schweiß brach aus der edeln, bleichen Stirn.

Aber es war, als hätte dieſer eine gräßliche Augenblick die Wuth ihrer Leidenſchaft plötzlich geſühnt. Während der Dauer des Proceſſes hatten kaum die Conſtabler vermocht, beim Hin- und Herführen des Gefangenen, ihn vor den Steinwürfen und Stößen des Pöbels zu retten; jetzt ließen die Befriedigten den Unglücklichen, der mit einem unausſprechlich melancholiſchen Blick über ſie hinſtreifte, ruhig durch die gedrängten Reihen gehen, als die Gerichtsboten ihn mit gefeſſelten Händen der Kutſche zuführten, die ihn fürs Erſte nach dem Gefängniß zurückführen ſollte.

Eine angſtvolle, gewitterſchwüle Stimmung herrſchte im Caſtleton'ſchen Hauſe, als die Nachricht dort, kaum unerwartet, aber dennoch wie ein ſchwerer Donnerkeil einſchlug. Der ältere Caſtleton ging, leiſe aber heftig pfeifend, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; Alonzo ſah beſtürzt aus; Sarah weinte und Klotilden war zu Muthe, als habe ſich das Ungewitter

über ihrem eigenen Haupte entladen. Die unglückliche Virginia hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie verweigerte Jedem den Eintritt.

Wider Erwarten der Familie kam sie einige Stunden darauf zu Tische. Sie schien weniger aufgeregt als früher, und ihr ganzes Benehmen war so gefaßt, daß ihr Vater, der innerlich sehr unruhig war, Muth schöpfte.

„Papa", sagte Virginia, „ich habe mich entschlossen, meine Tante in Neuyork auf einige Zeit zu besuchen. Ich bedaure, daß das Dampfschiff nur zweimal in der Woche und besonders, daß es gerade heute Abend geht. Ich warte ungern ganze drei Tage."

Nichts hätte Mr. Castleton willkommner sein können. Er hatte mit einiger Furcht an die nächsten Wochen und Virginiens zorn- und kummervolle Stimmung gedacht und an den finstern Schatten, den diese auf sein ganzes Haus zu werfen pflegte. In Neuyork hatte sie die besten Mittel sich zu zerstreuen. Bälle, Oper, Maskeraden und besonders Stuarts und Becks und alle die andern glänzenden Läden Broadways. „Ich will es dem armen Mädchen nicht an Gelde zu den schönsten Sachen fehlen lassen", dachte er. Daß sie die Zerstreuung selber suchte, war ein gutes Zeichen.

„Ich habe nichts dawider", sagte er. „Nur bleib nicht zu lange. Schade, daß du heute nicht fertig werden kannſt. Mr. und Mrs. Phillipps gehen heute. Da wärſt du doch guter Geſellſchaft gewiß."

„Ich fürchte, ich werde nicht bis heute Abend fertig werden können", ſagte Virginia mit ſtudirter Nachläſſigkeit.

Klotilde traute ihren Ohren kaum. Alonzo, der ſich verfärbt hatte, als Virginia vom Abreiſen ſprach, fragte ſie beim Aufſtehen: „Darf ich Sie nach Neuyork begleiten, Couſine?"

„Lieber ſäh' ich es, Sie holten mich ab, Vetter. Ich denke nicht länger als bis Mitte Mai zu bleiben. Sie können ja eher kommen und eine Weile mit mir ſich dort amüſiren, ehe wir zuſammen zurückreiſen. Sie ſprachen ja auch neulich davon, daß Sie wieder einmal nach Tallahaſota müßten, und Ihre andern Pflanzungen in Louiſiana werden auch eben nicht gedeihen, wenn ſie das ganze Jahr herrenlos und den Aufſehern überlaſſen ſind."

Es war etwas in dieſer Fürſorge, was Alonzo's Hoffnungen ſchmeichelte. Er zögerte — „Aber Sie können nicht ganz allein reiſen", ſagte er.

„O" erwiderte ſie, „bis nächſten Sonnabend hören wir wol von Bekannten, die nach dem Norden

reisen. Findet sich niemand, so müßte ich Sie freilich um Ihre Begleitung ersuchen."

Er wollte, erfreut, sie seiner Bereitwilligkeit versichern; aber sie drehte sich gleichgültig von ihm und fragte Klotilden: „Haben Sie wol einen Augenblick Zeit für mich, Miß Osten?"

Es war etwas seltsam Kaltes in Virginiens Art; sie, die ganz Leben, ganz Anmuth war, geberdete sich heute mit einiger Steifheit; es war, als wollte sie die innere Hast durch gezwungene Haltung, durch langsame Bewegungen zügeln. Ein unheimliches, verstecktes Feuer glühte aus den gerade vor sich hinschauenden Augen. Klotilden kam plötzlich eine grauenhafte Ahnung, ob vielleicht sie dem Wahnsinn nahe sei? Sie folgte ihr mit Beklommenheit auf ihr Zimmer.

Hier angelangt, schloß Virginia sogleich die Thür hinter ihr ab und trat mit Entschlossenheit vor sie hin. Ihr Auge leuchtete wieder in seinem natürlichen Glanze, nur daß seine lebhafte Glut bis zur Wildheit gesteigert war.

„Was denken Sie von mir, Miß Osten? Halten auch Sie mich für das elende Geschöpf, wie die da unten? Für das hirnlose Wesen, das sich an dem Schellengeklingel der Welt ergötzen will, während die tyrannische Uebermacht das Edelste mit Füßen tritt,

das Liebſte mit frevelhaftem Hohn und Schmach überſchüttet? Sie, Sie, die behauptet, ſie habe geliebt, können Sie nicht ein Herz verſtehen, das mehr will, als um den Geliebten weinen? Sind Sie zu feige, durch Ihr Unglück zu eingeſchüchtert, um mir zu helfen, meinen Geliebten von dieſer grenzenloſen Schmach zu retten?"

Klotilde ſah die Verzweifelnde mit tiefem Erbarmen an. „Reden Sie, arme Virginia", ſagte ſie und Thränen entſtürzten ihren Augen. „Was kann ich für Sie thun? Was für den Unglücklichen? Wäre es möglich, ihn zu retten?"

Virginia lag an ihrem Halſe. Heiße Thränenſtröme erleichterten das arme Herz. „O Klotilde", ſchluchzte ſie; „ſeien Sie meine Freundin! Sarah kann nur beten, Sarah kann nicht lieben, ſie verſteht dies heiße verlangende Herz nicht! O nehmen Sie ſich meiner an!"

„So reden Sie, Virginia, was kann ich für den armen Verurtheilten thun? Wiſſen Sie ein Mittel ihn zu befreien? Reden Sie, Sie ſehen mich zu Allem bereit! Es fehlt mir nicht an Muth."

„Dank, Dank, meine Klotilde! Ja ich weiß, daß Sie ein feſtes Herz haben, ein edles. Sehen Sie", ſagte ſie, einen Kaſten aufſchließend und ein Päckchen

herausnehmend, „ich bin nicht unvorbereitet, ich habe das Schreckliche geahnet — nein, nicht geahnet, aber für möglich gehalten, denn was iſt in dieſem Lande blutdürſtiger Willkür und Sklaverei nicht möglich!“

Sie öffnete das Päckchen; ein feiner Matroſenanzug lag darin, den Alonzo im vorjährigen Winter auf einem Maskenball getragen und in ſeines Oheims Hauſe gelaſſen hatte. Die blautuchne Jacke und weiten Leinenhoſen lagen glatt zuſammengefaltet; der breite Hut war in eine regelmäßige Form vierfach zuſammengedrückt, ſo daß durch einiges Glätten, Ziehen und Strecken die urſprüngliche Hutgeſtalt wieder herzuſtellen war. Eine ſeidene Strickleiter, Feile, Brecheiſen und Meſſer lagen dabei. Virginia hatte ſich während Bergedorf's Proceſſes dieſe Werkzeuge ſeiner Rettung nach und nach mit Liſt zu verſchaffen gewußt.

„Mein Plan“, ſagte ſie gefaßter, „iſt dieſer: Sie gehen mit dem Beginn der Dämmerung nach dem Gefängniß, und beſtimmen den Wärter, der Sie nicht kennt, der Sie nie geſehen, Sie, ſeine Landsmännin, ſeine Verwandte, ſeine Schweſter, können Sie vorgeben, den Gefangenen noch einmal ſprechen zu laſſen. Morgen ſchon wollen die Unmenſchen ihn abführen. Ich glaube nicht, daß der Wärter es Ihnen verweigern wird; gewiß wird er der Ueberredungskunſt einiger Banknoten

nicht widerſtehen. Sie geben Bergedorf dieſe Kleider, dieſe Werkzeuge, dieſes Taſchenbuch und — dieſen Brief.“ Sie zog ein mit Banknoten dickgefülltes Taſchenbuch und einen verſiegelten Brief hervor. „O Klotilde, daß meine eigene Hand ihm die Werkzeuge zu ſeiner Rettung reichen konnte! Aber der Gefängnißwärter würde mich erkennen, ich habe nicht den Vorwand der Landsmannſchaft, überdies bewacht mich mein Vater, ſeitdem Sarah's Vorwitz ihn auf die Spur geleitet.“

„Was aber ſoll aus ihm werden“, fragte Klotilde, „wenn es ihm gelungen, aus dem Kerker zu entkommen? Ihr ganzer Staat iſt ein Gefängniß für ihn.“

„Sie haben Recht. Alle Sklavenſtaaten ſind es. Drum muß er fort, raſch fort. Er muß ſich nach dem Hafen ſchleichen. Das Wilmingtoner Dampfſchiff geht jeden Morgen um fünf Uhr ab. Um dieſe Zeit iſt's noch finſter. Unter dem Schleier der Nacht kann er ſich auf das Schiff begeben. Das Schiff iſt unter Segel, wenn der Gefängnißwärter die Zellen öffnet und die Flucht entdeckt. In Wilmington nimmt er die Eiſenbahn, und dann weiter, immer weiter, bis auf freien Boden. Erſt in Philadelphia iſt er ſicher. In ſechzig bis ſiebzig Stunden kann er dieſen Hafen

erreichen. Gehen Sie, Klotilde, um Gottes willen gehen Sie! Dieser Brief enthält Alles."

„Wohlan, Virginia", sagte Klotilde entschlossen, „ich will und muß das Meinige thun, den Edlen dieser furchtbaren, entehrenden Strafe zu entziehen. Aber wie wird es mir ergehen? Wird mich nicht Ihres Vaters Zorn treffen, die Rache des Gerichtes auch? Wird es verborgen bleiben, daß ich ihm die Mittel zur Flucht gebracht?"

„O Klotilde, fliehen Sie mit mir, reisen Sie mit mir! Ich werde fort sein, ehe seine Flucht entdeckt wird. Errathen Sie nicht? Mein Vorsatz, bis Sonnabend zu warten, ist nur verstellt; in ein paar Stunden ändere ich plötzlich meinen Entschluß und erkläre, heute gehen zu wollen, um unter dem Schutz der Philipps reisen zu können. Ich mache schnell einen Reisesack zurecht, befehle Phyllis, meine Koffer zu packen und sie mir mit dem nächsten Dampfschiff nachzuschicken. O kommen Sie mit mir! Nach Philadelphia kommen Sie mit mir, wo die Arme der Liebe mich empfangen sollen."

„Wie, Virginia, versteh' ich Sie recht —"

„Glauben auch Sie, ich will mich in Neuyork amüsiren? Das Dampfschiff legt bei Norfolk an. Ich erkläre unter einem Vorwande, dort landen zu

wollen; eine Freundin, die zu besuchen ist, Verwandte, was weiß ich! Von dort fährt jeden Tag ein Dampfschiff die Chesapeake hinauf und eine kurze Tagereise bringt mich nach Philadelphia. Noch einmal, dieser Brief sagt Alles."

„So wollen Sie fliehen, Ihres Vaters Haus heimlich verlassen? Und Ihr Ruf, Virginia? Was wird die Welt sagen, was Ihr Vater empfinden?"

„Mein Vater ist ein Tyrann", antwortete Virginia und ihre Augen blitzten aufs neue vor Zorn und Ungeduld; „er will mich unglücklich machen. Er weiß, daß ich Bergedorf anbete, und darum verfolgt er ihn; verfolgt ihn, der Mächtige den Schwachen, der Glückliche den Unglücklichen! O, es ist entsetzlich! Und mein Ruf? Darum eben, Klotilde, kommen Sie mit mir, seien Sie mir Freundin und Ehrenwache! O, kommen Sie mit mir, gute Klotilde!"

„Kaum, daß ich es könnte", erwiderte Klotilde, deren Inneres sich dem Vorschlage zuneigte, einen flüchtigen Blick auf die Uhr werfend. „Die Zeit drängt. Sie werden, wollen Sie wirklich noch heute fort, kaum noch hier sein, wenn ich zurückkomme. Aber, theure Virginie, überlegen Sie wohl, was Sie thun!"

„Alles ist überlegt. Alles beschlossen. Aber, noch

Eins, Klotilde! Fliehen Sie mit Bergedorf! Ja, das ist das Beste; fliehen Sie mit ihm! Zeigen Sie ihm den Weg, seien Sie seine Führerin! Er ist unbesonnen, unerfahren; Sie sind vorsichtig, weise! Er ist viel, viel weniger der Entdeckung ausgesetzt, wenn Sie mit ihm sind. Erwarten Sie mich in Philadelphia, theure Freundin; stehen Sie mir in der wichtigsten Stunde des Lebens zur Seite! Aber es dunkelt; eilen Sie, Klotilde! Ich fürchte, am Abend läßt man Sie nicht ein. Retten Sie mein Lebensglück, theure Freundin! Ewig, ewig werd' ich's Ihnen danken!"

Klotilde, von mannichfachen, ängstlichen Gefühlen durchbebt, ergriff die Kleidungsstücke, hob ihr Gewand auf und befestigte sie mit zitternden Händen eins nach dem andern unter demselben; selbst der Hut ward so untergebracht, was, zusammen mit der Tuchjacke, ihrer schlanken Gestalt das Ansehen einer wohlbeleibten, obwol nicht überdicken Person gab. Der Mantel barg Alles noch besser. Feile, Brecheisen und Strickleiter füllten die weiten Taschen der Matrosenkleider. Taschenbuch und Brief auch steckte sie nicht in die eigene Tasche, sondern in einen kleinen Beutel, den sie sich ebenfalls unter den obern Gewändern um die Taille band. Virginia half ihr; in Wahrheit, sie

mußte das Beſte thun, denn Klotilde war nicht weniger bewegt als ſie. In ihrem Kopfe wogte es furchtbar untereinander. Zu welch' einem Gange rüſtete ſie ſich! Welchen Lagen, welchen Abenteuern ſetzte ſie ſich aus! Und wenn ſie den unglücklichen Landsmann rettete, half ſie nicht Virginien ins Verderben ſtürzen?

Nun war ſie bereit. Da ergriff ſie noch einmal Virginia's Hand. „Virginia, ich will Ihren Freund retten! Aber ſelbſt fliehen mit ihm wie ein Dieb in der Nacht, das kann und werd' ich nicht. Ich muß die Folgen meiner Handlung tragen. Und Sie, beſte Virginia, warten Sie auf mich! Laſſen Sie uns zuſammen nächſten Sonnabend gehen!"

„Nein, nein! Dann wär' es zu ſpät für Sie. Eilen Sie! Seien Sie zurück, ehe ich gehe. Das Boot geht erſt um Sieben. Der Gott der Liebe ſchütze Sie!"

Klotilde eilte die Treppe hinunter und ſchlich leiſe zum Hauſe hinaus. Die Füße trugen ſie kaum, ſie zitterte an allen Gliedern, glaubte in jedem Blick eines Begegnenden den Forſcher zu leſen. Jetzt ſtand ſie vor dem Gefängniſſe. Es war keine Strafanſtalt, ein bloßes Verhaftshaus, wo die Uebelthäter während der Unterſuchungen gehalten wurden. Außer daß eiſerne Gitter vor den Fenſtern waren, ſicherten keine beſon-

dern Vorſichtsmaßregeln das Haus. Darauf hatte Virginia ihren Plan gegründet. Sie war oft daran vorbeigefahren und hatte wiederholt ihren Vater mit andern Männern von der Nothwendigkeit eines ſicherern Verhaftsgefängniſſes ſprechen und die Autoritäten tadeln hören.

Das Haus ſtand im Hofe zurück, der mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben war; allein nur Abends ward die Thür dieſes letztern, die, wie die Hausthür mit einem Klopfer, mit einer Klingel verſehen war, zugeſchloſſen. Klotilde fand ſie noch offen. Mit zagendem Herzen ſchlug ſie den Klopfer an.

Eine glückliche Schickung wollte, daß der Oberwächter ſelbſt an die Thür kam. Es war ein greiſer Mann, nicht ohne menſchliches Gefühl, das ihn lehrte, der Verhafteten Loos wenigſtens nicht harter zu machen, als es an ſich war. Er hörte Klotildens mit leiſer, bebender Stimme vorgetragene Bitte, von dem Gefangenen, der ihr Bruder ſei, Abſchied nehmen zu dürfen, mit Kopfſchütteln an.

„Bringen Sie mir's ſchwarz auf weiß, Liebchen", ſagte er, „bringen Sie mir die Erlaubniß vom Gouverneur, ſonſt kriegt Keiner den Gefangenen zu ſehen."

Aber Klotilde fuhr fort zu bitten mit der ſüßen, ſchmeichelnden Stimme; ſie ſchlug den Schleier zurück,

und als das holde Geſicht ihn ſo flehend anblickte mit den großen, treuen, thränenvollen Augen, ward es ihm ſchwer, ihr zu widerſtehen. Erſt als ſie ihn gerührt ſah, zog ſie ihr kleines Taſchenbuch hervor und nahm zwei Zehn-Dollarnoten heraus, die ihr Virginia zu dieſem Zwecke gegeben hatte.

Der Mann war Familienvater, ſchlecht beſoldet. „Wenn ich's thue", ſagte er endlich, „ſo müſſen Sie mich vorher Ihre Taſchen unterſuchen laſſen, und ich muß dabei ſein, wenn Sie den Gefangenen ſprechen."

Es war eine harte Bedingung, aber Klotilde dachte: Gott wird mir beiſtehen, wird mir ein Mittel eingeben, auch in des Hüters Gegenwart ihm die Rettungswerkzeuge zuſtellen zu können! Sie willigte in Alles. Er griff in ihre Taſche; nichts war darin als ein thränenfeuchtes Tuch und das eben für ihn faſt ausgeleerte Taſchenbuch. Er tappte an ihr herum, das Herz ſchlug ihr heftiger; aber ſo geſchickt hatte Virginia ſie drapirt, daß der Mann befriedigt die Hände zurückzog. Es war eine Würde, eine vornehme Haltung in ihrem Weſen, die ihn ſcheu machte, in ſeinen Unterſuchungen weiter zu gehen. Als er die Treppe vor ihr her hinaufging, dachte er lächelnd: Was doch das Weibsvolk ſich aufputzt mit ſteifen

Röcken und Fiſchbeinmaſchinen! Selbſt wenn ihnen der Kummer faſt das Herz abdrückt, wie der, denken ſie an Putz und Staat! Die Schweſter iſt's nicht, dazu iſt ſie zu furchtſam; es iſt ſein Schatz, das iſt gewiß!

Er führte ſie einen langen, dunkeln Corridor hinunter; das ſchwere Schlüſſelbund klirrte bei jedem ſeiner langſamen, ſchlarfenden Tritte. Endlich ſtand er vor einer Thüre ſtill. Er ſchloß auf. Klotilde, nun da es galt, von Furcht befreit und entſchloſſen, trat hinter ihm ein. Es war ein ſchmutziges, dunkles Gemach, noch finſterer gemacht durch die eintretende Dämmerung, die durch das vergitterte, hoch oben an der Wand angebrachte Fenſter nur ſpärliches Licht zuließ. Ein hölzerner Seſſel und ein ärmliches Feldbett waren ſeine einzigen Möbel.

Auf dem Bette ſaß der Gefangene, die Ellbogen auf die Kniee geſtützt, das Geſicht in beide Hände verborgen. Er ſah nicht auf, als die Thür geöffnet ward, nicht einmal, als der Wächter zu ihm ſagte: „Es will Sie jemand ſprechen, Herr Bergedorf.“

Klotilde trat leiſe näher und endlich dicht vor ihn hin. Ein geheimnißvoller Schauder durchbebte ſie beim Anblicke der gramvollen Geſtalt. „Blicken Sie auf, unglücklicher Mann!“ flüſterte ſie. Da fuhr der Gefangene entſetzt empor; da ſchaute er ihr, erſtarrt, ins

Angeſicht. Sie ſah ihn an, tief, lange, athemlos. „Geiſt meiner Klotilde!“ rief er mit hohler, brechender Stimme. Die Sinne verließen ſie. Er ſprang auf, ihr entgegen und — Hubert's Arme fingen die Sinkende auf, Hubert's Bruſt diente der Ohnmächtigen zur Stütze.

Der Wächter war an der Thür ſtehen geblieben. Er ſah nicht ohne einige Rührung die tiefe Erſchütterung der Liebenden und, wie von einer gewiſſen Beſchämung über das ihm wenig natürliche Gefühl ergriffen, trat er hinaus vor die Thür auf den Corridor zurück. Das Zufallen der Thür, das Klirren der Schlüſſel rief Klotilden zu ſich ſelbſt zurück.

„Hubert“, flüſterte ſie, ſich emporrichtend, „du lebſt, ein Wunder Gottes hat dich gerettet, dich mir wiedergegeben! Keine Zeit iſt zu verlieren! Ich komme, dich zu befreien — dich, den Fremdling, den Landsmann. — Aber wie iſt mir denn!“ rief ſie, ſich an die Stirn greifend und raſch ſich aus ſeinen Armen reißend: „Du, du Hubert! Virginiens Geliebter!“

„O Klotilde, dein, dein Geliebter nur! Erwähne nicht der Unglücklichen! Du lebſt! O, mein Herz lag bei dir auf Meeresgrund!

„Und doch — ſie glaubt ſich geliebt! Konnteſt du ſie täuſchen?“

„Meine Klotilde, ich bin dein, dein allein! Hadre nicht mit mir in diesem köstlichen Augenblicke; Alles erkläre ich dir später, aber jetzt —

Er drückte sie noch einmal an sein Herz. Aber sie riß sich von neuem los. „Du hast recht", sagte sie, „dieser Augenblick gehört nur deiner Rettung." Und rasch entkleidete sie sich der verborgenen Gewande und Werkzeuge. „Kannst du Mittel finden, dies hohe Fenster zu erreichen?" fragte sie voll Angst.

„Doch, doch, ich stelle das Bett auf; gib her!"

„In der Nacht durchfeile oder zerbrich das Gitter. Die Strickleiter ist länger, als du sie brauchst. Ich fliehe mit dir! Ja, Geliebter, ich kann dich nicht wieder lassen! Kennst du die große katholische Kirche am Ende der Hauptstraße? Dort treff' ich dich um vier Uhr morgen früh. Wer aber kommt, hält sich unter den breiten Steinstufen verborgen, unter denen die Thür ist, die in das Erdgeschoß der Kirche führt. Fasse Muth, Geliebter! Gott, der uns wieder zu einander führte, wird uns beistehen. Rasch nun, ich höre den Wächter!"

Und mit fliegender Hand die mitgebrachten Kleider im Bette verbergend und die Decke glatt ziehend, gab sie keiner ihrer Empfindungen Raum, preßte gewaltsam die übermächtigen nieder, wie sie ihr auch das

Herz zum Springen anſchwellten und zerreißend ihr durch das Gehirn zuckten.

Dann noch ein langer, langer brünſtiger Kuß und der Wächter trat ein.

„Es iſt ſechs Uhr, Miß", ſagte er, „das Thor muß geſchloſſen werden."

„Ich bin bereit", erwiderte Klotilde. Sie folgte ihm mit bebenden Schritten. Mit fieberhaft brennenden Wangen, durch den eiligen Gang wie durch die Gemüthsbewegung gänzlich athemlos, erreichte ſie das ziemlich entfernte Caſtleton'ſche Haus. Der Wagen, der Virginia nach dem Dampfſchiff bringen ſollte, ſtand bereits vor der Thür.

Virginia, im Reiſekleid, mit unruhig ſuchendem Blick, kam eben die Treppe herunter; hinter ihr Sarah. Am Fuße der Treppe ſtand der Vater und Alonzo, letzterer den Hut in der Hand, bereit, Virginien auf das Dampfſchiff zu begleiten.

„Gut, daß Sie kommen", ſagte er, als er Klotilden ſah; „Virginia beſteht darauf, heute zu gehen, und wollte doch nicht gern fort, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen."

Klotilde, mit übernatürlicher Kraft, eilte die Treppe hinauf; die Kniee brachen ihr faſt. „Ich habe etwas

vergessen", rief Virginia und zog Klotilden in ihr Zimmer zurück.

„Gott, wie lange sind Sie geblieben!" rief sie; „welche Angst hab' ich ausgestanden! Ist Alles richtig? Hat er die Sachen?"

„Er hat sie, Virginia; er hofft sich zu befreien. Aber Sie, theure Virginia, hören Sie mich noch einmal! Gehen Sie nicht! Lassen Sie mich —

„Fort, fort!" rief Virginia unmuthig. „Verlieren Sie Ihre Worte nicht! Kommen Sie mit mir! Noch ist's Zeit! Ihre Sachen werden Ihnen nachgeschickt!"

„Ich kann nicht mit Ihnen! Hören Sie mich, Virginia!"

„So fliehen Sie mit ihm! Sie sind nicht sicher."

„Lassen Sie mich nur Ein Wort Ihnen sagen, beste Virginia" —

„Nichts, nichts! Ich will nichts hören. Ihr weiser Rath kommt zu spät" —

Da rief Mr. Castleton's befehlende Stimme: „Virginia, das Dampfschiff wartet nicht, komm!"

Indem klopfte Alonzo an die Thür: „Verzeihen Sie, Virginia, wollen Sie einmal heute fort — es ist der letzte Moment!"

„Ich komme", rief Virginia und flog die Treppe

herunter. Sie küßte Vater und Schweſter zu eilig und haſtig, um ein Gefühl des entſcheidenden Momentes aufkommen zu laſſen.

Sie warf ſich in den Wagen, Alonzo ihr zur Seite. „Raſch nach dem Dampfſchiff!“ rief er, und die Kutſche flog davon.

Mr. Gaſtleton ging in das vordere Wohnzimmer und griff nach der Zeitung; aber wer ihn beobachtet und geſehen hätte, wie lange er an der erſten Seite las, hätte wol merken können, daß ſeine Gedanken mehr bei der Abreiſenden waren.

Sarah ging mit Klotilden hinauf auf ihr gemeinſchaftliches Zimmer.

„Mir iſt es halb und halb lieb“, ſagte ſie, „daß Virginie ſich zu der Reiſe entſchloß; es wird ſie wenigſtens zerſtreuen, wenn es ſie auch nicht beruhigen wird. Auch für ſie wird der Herr noch den rechten Weg finden, ſie nach dem Ziele zu leiten, das ſie beſſer beruhigen würde! Und wer weiß, ob nicht dieſe Prüfung ſchon der Anfang dazu iſt? Wie ſagt doch der weiſe König? «Wenn einer zu Grunde gehen ſoll, wird ſein Herz zuvor ſtolz; und ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden».“

„Auch Sie, liebe Klotilde“, fuhr ſie fort, ſich gegen dieſe wendend, die furchtbar aufgeregt, ein Bild des

innern Seelenkampfes, von Fenſter zu Fenſter, von Bett zu Thür ging und unter Sarah's frommer Weisheit faſt vor ſchmerzlicher Ungeduld zuſammenzuckte, „auch Sie, liebe Klotilde, ſcheinen ſehr zu leiden! Das Schickſal Ihres Landsmannes geht Ihnen nahe, und wie ſollte es nicht? Er hat gegen ein irdiſches Geſetz gefehlt; aber vielleicht glaubte er nach des Herrn Gebot zu handeln. Nun ſo wird ihm doch der innere Troſt ſein, daß, wer dem Gottloſen Recht ſpricht und den Gerechten verdammt, beide dem Herrn ein Greuel ſind. Allein jetzt muß ich hinunter, für Papa Thee zu machen. Soll ich Ihnen eine Taſſe heraufſchicken? Sie bedürfen vor Allem der Sammlung."

„Thun Sie's, gute Sarah!" hauchte Klotilde. Sie fühlte ſich etwas erleichtert, als die Thür hinter Sarah zuging. Dieſe hatte Recht; ſie bedurfte nach den ſchmerzlichen Bewegungen des Tages, nach der entſetzlichen Erſchütterung des Abends vor Allem der Sammlung. Jetzt endlich war ſie allein. Sie hatte ihn wieder! Er lebte! Sie kniete nieder. Sie wollte beten, wollte dem Gott danken, der ihn ihr wiedergegeben, der ihn ihr gerettet hatte. Aber in ihrem Gehirn wogte es wie ein Blutmeer hin und her, die Gedanken ſtürzten wild übereinander, das Herz, in fieberiſchen, zuckenden Pulsſchlägen, drohte zu ſpringen.

Sie ſtand auf. Sie konnte ſich nicht genug ſammeln, um beten zu können. Sie hatte ihn wieder, aber wie? einer ſchimpflichen Strafe verfallen! Wird ſeine Rettung gelingen? Und wenn nicht, wenn man ihn bei dem Unternehmen überraſcht —, welche neue entſetzlichere Trennung ſteht ihnen bevor! Und Virginia — der Gedanke an Virginia träufelte vollends ein freſſendes Gift in ihre Wunden. „Er hielt mich für todt", ſagte ſie, in melancholiſchem Grübeln vor ſich hinſtarrend: „es bot ſich ihm ein neues Lebensglück dar — und ſollte ich ihm darum zürnen? Er iſt ein Mann!" und eine unſägliche Bitterkeit kam über ihr zweifelndes, argwöhnendes Herz.

„Vielleicht", dachte ſie, „war es nur Dankbarkeit, nicht Liebe, nicht die eigentliche Liebe, die ihn je an dich band; und haſt du dich ihm nicht angeboten? Virginia iſt ſo ſchön! O wie könnt' ich mich mit ihr meſſen? Aber nein, nein! er liebt mich, er liebt mich allein! So blickt nur das Auge der Liebe. Wie ſagte er doch? Ich ſollte nicht mit ihm hadern; und ich will's auch nicht in unwürdiger Eiferſucht. Er iſt mein, mein; auch die Schönſte ſoll ihn mir nicht nehmen!"

„Arme Virginie! und ſoll ich dich ſo hintergehen? Du ſollſt den Geliebten und die Freundin auf einmal

verlieren? Und du vertrauteſt mir! Nein, ich kann, ich darf dich nicht betrügen! Hubert mag allein fliehen. Nicht eher will ich mich ihm vereinigen, bis du, armes getäuſchtes Herz, Alles weißt, bis deine Großmuth in unſer Glück willigt."

„Aber wie! ſollt' ich Hubert ſich ſelbſt überlaſſen? ihn getäuſcht, wartend den Augenblick zur ſichern Flucht verſäumen laſſen? Wo ſollt' ich ihn wiederfinden? Und wie, wenn er zu Virginien —"

Sie ſchämte ſich des Gedankens. Sie zürnte ſich ſelbſt, daß ſie ihn denken konnte. Dennoch wollen wir nicht dafür ſtehen, ob er nicht dazu beitrug, ihren Entſchluß zur Reife zu bringen. Auf einmal fiel ihr ein, daß ſie ja im Drange des Augenblicks vergeſſen hatte, ihm Virginiens Brief und Taſchenbuch zu geben. Er hatte kein Reiſegeld; er konnte nicht fort. Sie mußte mit ihm fliehen. Dies entſchied Alles. Sie fühlte ſich etwas erleichtert, als ſie zu dieſem Entſchluſſe gekommen war.

Es war ſpät geworden und ſie hatte noch ihre Vorbereitungen zu machen. Zum Glück war Sarah heute in einem Abendgottesdienſt, den Elias Flemming hielt, um die Theilnahme des Publicums für die Heidenmiſſion in Oſtindien zu erwecken, wohin er in kurzem zurückzugehen beabſichtigte. Klotilde packte

ihre wenigen Sachen raſch zuſammen und ſoviel davon in ein Reiſeſäckchen, als ſie ſelbſt zu tragen im Stande war. Dann ſetzte ſie ſich nieder und ſchrieb an Alonzo folgenden Brief:

„Ihnen, Alonzo, meinem Retter und Erhalter, bin ich vor Allem Rechenſchaft ſchuldig von dem unerhörten Schritt, den ich thue, dieſes Haus, das mir Gaſtfreundſchaft, Schutz und Unterhalt bot, heimlich zu verlaſſen. Ein beſonderer Umſtand, den es kaum nöthig iſt hier zu beſchreiben, in dem ich aber deutlich Gottes gütige, liebende Hand erkenne, ließ mich in dem Gefangenen Bergedorf — meinen verlobten Gatten Franz Hubert entdecken. Ihn, den ich unter den Wellen begraben wähnte, hatte ein Wunder mir gerettet; und er ſollte ein Opfer Ihrer grauſamen Juſtiz werden? Alonzo, ich glaube, hätte ich ihn erkannt, ehe das furchtbare Urtheil geſprochen war, ich hätte mich Ihnen anvertraut, Ihr Edelmuth hätte ihn gerettet! So wie es iſt, bleibt mir nichts übrig, als ſelbſt ihm den Weg zur Flucht zu zeigen, ſelbſt mit ihm zu fliehen. Sie, Alonzo, werden mich nicht verdammen. Suchen Sie auch Ihren Oheim gütig für mich zu ſtimmen, daß er mich nicht haſſe, mich nicht verachte. Sarah, die ganz Güte iſt, wird es nicht. An die theure Virginia ſchreib' ich ſelbſt.

„Ich habe eine Summe Geldes in Händen, die mir Virginia zu anderm Zwecke anvertraut, die ich aber nun zu meiner und Hubert's Flucht benutzen muß. Bitten Sie sie, sich aus meinem Gehalt, den ich Herrn Castleton mir aufzuheben gebeten, bezahlt zu machen. Ihre Schuldnerin, edler Alonzo, muß ich noch immer bleiben. Für alle Ihre Güte, Ihre Zartheit, Ihre Theilnahme werd' ich's doch ewig bleiben müssen. O möge Gott Sie noch beglücken! Sobald ich einen sichern Zufluchtsort erreicht — sicher vor Ihren verfolgenden Gesetzen, Alonzo — schreib' ich Ihnen wieder und bitte Sie, mir meinen Koffer zu schicken. Gott sei mit Ihnen Allen!

Klotilde Osten."

Sie legte sich nieder, ehe Sarah zu Hause kam. Sie sehnte sich, nach einem Tage, der alle ihre Kräfte in Anspruch genommen, sich durch einen kurzen Schlummer zu stärken. Aber kein Schlaf kam über ihren Geist. Als Sarah leise eintrat, schloß sie die Augen; sie wünschte jedes Gespräch zu vermeiden. Sarah trat an das Bett und betrachtete sie theilnehmend, entkleidete sich, las ihr Capitel und trat dann noch einmal dicht an sie heran. Sie kniete nicht an ihrer eigenen Bettseite, sie kniete bei Klotilden nieder. Unter den Tönen, die ihren flüsternden Lippen entquollen,

hörte Klotilde deutlich ihren Namen; Sarah betete für sie. Wie unbeschreiblich rührte sie das! Sie richtete sich empor, schlang ihren Arm um Sarah's Hals und weinte sanft.

„Selig sind die Leidtragenden", sagte Sarah, „denn Er wird sie trösten. O Klotilde, jetzt, jetzt geben Sie Ihr widerspenstiges Herz dem Heilande, wenden Sie es endlich von dem Geschöpf dem Schöpfer zu!"

„Ich hoffe zu Gott, meine Sarah", erwiderte Klotilde, „daß ich es nie ganz von ihm abgewendet habe, daß ich in dem Geschöpfe den Schöpfer liebe. Aber Sie haben Recht, ich bin nicht ergeben, ich bin nicht dankbar genug!"

Und sie kniete ihr zur Seite und beide Mädchen beteten lange, mit heißer Inbrunst. Verschieden klangen die Töne, die sie zum Himmel sandten, in verschiedener Gestaltung auch stieg der Gott geweihte Gedanke zu ihm empor, aber Er verstand, Er würdigte sie beide.

Sarah schlief, wie gewöhnlich, bald und fest. Das deutsche Volkswort „ein ruhiges Gewissen ist das weichste Ruhekissen" schien eigens für sie erfunden zu sein. Klotilde stand auf, als sie sie im festen Schlafe wußte: noch einmal betete sie. Dann legte sie, sich

zur Reise bereitend, frische Wäsche und Kleider an, verschloß ihren Koffer und siegelte den Brief an Alonzo. Sie sah nach der Uhr; es war über Drei. Sie nahm Hut und Mantel, hing den Reisesack an den Arm, warf einen letzten segnenden Blick auf die schlafende Sarah und schritt in die dunkle Nacht hinaus.

Bebend, an den Häusern hinschleichend, suchte sie ihren Weg nach der Hauptstraße, an deren Ende die katholische Kirche stand. Und mußte sie, Klotilde Osten, der Mittelpunkt eines angesehenen Kreises einst, der Stolz ihrer Eltern und Freunde, wie eine Missethäterin in der Finsterniß mit klopfendem Herzen dahinwandeln, vor jedem leisen Geräusch erbebend, tief sich der aufgezwungenen Heimlichkeit schämend und vor Entdeckung zitternd, als drückte eine schwere Schuld ihr Gewissen? Mußte sie so das Haus verlassen, das sie gastlich aufgenommen? Das Bild des Landraths stand vor ihren Augen, mit dem stolzen, vornehmen Blick; die Bilder ihrer theuern Eltern auch, die stets die Hände der Liebe über sie ausgebreitet. Aber vorwärts, vorwärts!

Die Straße der Vereinigten Staaten sind nicht überfüllt mit nächtlichen Wächtern. Sie begegnete nur einem, der sie mit den Augen maß, aber die

würdevolle Geſtalt mit ihrem ehrbar ſtillen Schritt vorbeigehen ließ, ohne ſie anzuhalten. Wahrſcheinlich hielt er ſie für ein Dienſtmädchen, das ſich bei einer Luſtbarkeit verſpätet und ſich nun vor Tagesanbruch, ehe die Brotherrin es merkt, zu Hauſe ſchleicht.

Endlich hatte ſie die Kirche erreicht. Unter der Treppe bewegte es ſich. Sie trat heran und lag in Hubert's Armen. Er war frei!

„Nun komm, Geliebter, komm!“ ſagte ſie, und beide gingen Arm in Arm raſch, lautlos dem Hafen zu. Das Dock, von dem das Wilmingtoner Dampfſchiff abging, war nicht ſehr fern. Als ſie anlangten, regte es ſich ſchon auf dem Boote, die Abfahrt vorzubereiten, und man ließ ſie auf das Verdeck treten, als Klotilde, die unter dem Vorwande, Hubert ſei ein fremder Matroſe, der nicht Engliſch verſtehe, die Sprecherin machte, vorgab, ſie habe die Stunde der Abfahrt nicht gewußt und gefürchtet, ſie zu verſäumen. Unter dem Untereinanderlaufen der beſchäftigten Schiffsleute, des Schaffners, des Kajütenmädchens fanden ſie einen ſtillen Winkel, wo ſie, eng aneinander gepreßt, ſitzen konnten, zufrieden, einander tief ins Auge zu ſchauen, die Hände zu drücken und Liebesworte zuzuflüſtern. Zum erſten Male ſeit faſt einem

Jahre brach wieder ein Lichtſtrahl in Klotildens armes Herz.

Unterdeſſen füllte ſich das Dampfſchiff; die Stunde der Abfahrt ſchlug. Zum dritten Mal tönte die einladende Glocke und das Boot ſtieß ab.

Zweites Capitel.

Die Flucht.

Die Furcht, daß einer der Mitreisenden Hubert vor Gericht, wohin seine Sache eine große Menschenmenge geführt, gesehen haben konnte, nöthigte auch während der zwölf- bis vierzehnstündigen Seereise unsere Flüchtlinge zu der äußersten Vorsicht. Als Matrose gekleidet, hätte überdies Hubert sich nicht unter die Reisenden der ersten Kajüte mischen können, ohne einiges Aufsehen zu erregen. Er setzte sich darum, den Blick in das Meer hinausgerichtet, auf einen der Koffer, die auf dem Vorderdeck aufgehäuft waren, und erhob sich kaum während der ganzen Fahrt. Die breite Hutkrämpe und ein schwarzes Band, das Klotilde ihm, als wäre es verletzt, um das linke Auge gebunden, eine Hand voll Kohlenstaub, die er auf ihren Rath sich über das Gesicht rieb und die seiner von Natur blühenden Hautfarbe ein fahles, unschönes Ansehen

gab, verſtellten ihn genugſam. Wurde er angeredet, was übrigens ſelten genug geſchah, ſo wußte Klotilde, welche dicht neben ihm ſaß, indem ſie vorgab, ihr Bruder ſei eben angekommen und verſtehe die engliſche Sprache noch nicht, für ihn zu antworten.

Ein ſo feingekleidetes Frauenzimmer, deren jede Bewegung, obwol ein dichtergrüner Reiſeſchleier ihr Geſicht verhüllte, eine edle Bildung zu bezeugen ſchien, in Gemeinſchaft mit einem gewöhnlichen Matroſen zu ſehen, würde in jedem andern Lande auffallend genug geweſen ſein; in den Vereinigten Staaten aber, wo auch die gemeinſte Arbeiterin ſich auf Reiſen gern als Dame fühlt und in Manieren wie in Kleidung als ſolche zu gelten ſich beſtrebt, konnte darin höchſtens für einen genauen Beobachter etwas Beſonderes liegen. Das Dampfſchiff war übervoll, und das Gedränge um die Liebenden her ließ ſie nicht dazu kommen, einander von ihrer Geſchichte mehr als die allgemeinen Hauptzüge mitzutheilen. Sie hatten einander wieder. War das nicht genug? „Iſt es kein Traum?“ fragte Hubert oft mit flüſternd dringender Stimme. — „Du lebſt!“ hauchte Klotilde; „du biſt mir vom Tode erſtanden! Wo warſt du ſo lange?“ — „So laß mich ſelbſt fragen!“ erwiderte er ebenſo leiſe. „Hat keine meiner Anzeigen dich je erreicht?“ — „Iſt

kein Aufruf in meinem Namen je an dich gelangt?" — „Mich hatte mein Schicksal in den höchsten Norden geschleudert, Geliebte!" — „Mich tief in den Süden; auch war ich lange, lange krank." — „Das war auch ich; ich lag im Spital, hülflos, freundlos!" — „Armer, armer Hubert!" So flüsterten sie einander in vielfältig unterbrochenem Gespräch zu.

Als sie in Wilmington ankamen, wartete ihrer schon der Eisenbahnzug. Tag und Nacht rastlos weiter und weiter, flogen sie durch Nordcarolina, Virginien und einen Theil Marylands. Bei Baltimore zweigt sich von der großen Eisenbahnstraße, die nach Philadelphia geht, eine nach Westen ab, die nach Harrisburg führt: sie wählten die letztere, weil sie zuerst sie auf den Boden eines freien Staates brachte; vielleicht auch schlug Klotilde diese Richtung vor, weil Virginia schon in Philadelphia angelangt sein konnte. Sie fühlte, daß für den Augenblick ein Wiedersehen unmöglich war.

In einem schönen, großen Dorfe Pensylvaniens endlich machten sie zum ersten Mal einen kurzen Halt. Der Ort war von deutschen Colonisten im siebzehnten Jahrhundert angelegt. Unter Denen, die ihnen durch das deutsche Blut noch verwandt schienen, glaubten sie sich sicher fühlen zu dürfen. Ein freundlich helles,

ländliches Wirthshaus lud die Todtmüden zur endlichen Ruhe ein.

Eine körperliche Anstrengung, wie sie eine mehrtägige Reise, selbst wenn sie auf einer Eisenbahn zurückgelegt wird, erfodert, konnte nur zur wohlthätigen Milderung der geistigen Aufregung dienen, in welche ihr unverhofftes Wiederfinden und die drohende Gefahr sie versetzt hatte. Beide Liebenden fingen an, sich vergleichungsweise einem gewissen Gefühl der Sicherheit zu überlassen. Aber die plötzliche Wendung ihres Geschicks hatte sie in eine Art Schwindel versetzt, der sie nicht zu vollkommen klarem Bewußtsein kommen ließ. Dennoch hätte vielleicht Hubert vollkommen glücklich genannt werden dürfen. Er saß an der Seite der Heißgeliebten, als todt Beweinten; er drückte ihren Arm; seine Hand hielt die ihre umschlungen; er hing an ihren Augen, fing mit unnennbarer Wonne die süßen Liebeslaute auf, die sie ihm zuflüsterte, und schlang mit der ganzen Gewalt der ihm eigenen Naturgabe von neuem das duftige goldene Zaubernetz der Rede um das liebende, gerührte, gern sich hingebende Herz des Mädchens.

Wie lieblich klang das so lange nicht vernommene reine, tonvolle Teutsch aus dem Munde des Geliebten in ihr lauschendes Ohr! Sorglos wie immer,

beunruhigte ihn keine Angſt vor Verfolgung; vielleicht hätte er ſelbſt die nöthigſten Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigt, wenn nicht Klotilde in ihn gedrungen hätte. Die Nächte verſchlief er meiſt, und zwar in ſo feſtem, erquickendem Schlaf, wie Klotilde bisher gedacht, daß nur der ganz vor allen Gefahren Geborgene im ſchwellenden Bette ihn genießen könne. Am Tage ergötzten ſeine Phantaſie wachende Träume und halfen ihm die einförmige Reiſe ertragen: Träume eines neu zu erblühenden paradieſiſchen Glückes an der wiedergefundenen Geliebten Seite in irgend einem ſtillen Thale des unermeßlichen Weſtens, die er in einzelnen, ſkizzenhaften, reizenden Bildern der theuern Gefährtin vorführte.

Klotilde hörte ihm gerührt zu. Aber ihr Inneres war von mannichfachen, ſich kreuzenden Empfindungen bewegt. Auch ſie überließ ſich wol in momentaner Vergeſſenheit dem ſeligen Gefühle, wieder mit ihm vereinigt zu ſein, nicht mehr allein, verlaſſen in der weiten, öden, fremden Welt zu ſtehen; aber dazwiſchen drängte ſich unabläſſig Virginiens ſchönes Bild, der betrogenen, getäuſchten Virginia! Sie ſehnte ſich, ihr zu ſchreiben, ſich vor ihr zu rechtfertigen. Ach! Konnte auch Hubert ſich wol rechtfertigen? Vielleicht hatte ſich Virginia, die Sieggewohnte, getäuſcht;

vielleicht glaubte ſie Liebe zu ſehen, wo nur Bewunderung, nur Dankbarkeit war. Vielleicht auch — er hielt ſie für todt — durfte ſie fodern —? Nein! Er wähnte ſich frei; er hatte ſie beweint und vergeſſen. Nein, nein! Es konnte nicht ſein! Er liebte ſie noch, liebte nur ſie! Jeder ſeiner Blicke ſprach es ihr aus. Sie verwies ſich ſelbſt ihren Argwohn; und dennoch — wenn Hubert in einem ſolchen Augenblicke ihre Hand ergriff, brauchte ſie gern einen Vorwand, um dieſelbe zurückzuziehen.

Und dann — wie erſchreckte ſie jedes Flüſtern hinter ihr, wie ängſtigte ſie jeder auf Hubert gerichtete Blick! Wie demüthigend war ihr auch ſelbſt der Gedanke ihrer nächtlichen Flucht aus dem Caſtleton'ſchen Hauſe! Wie beſchämend, dort, wo ihr ſo viel Güte und Gaſtlichkeit geworden, das Bild einer Abenteurerin hinterlaſſen zu haben!

Auch an Sarah wollte ſie ſchreiben, ſobald ſie zur Ruhe kam, ihr Alles erzählen, ihr Alles erklären. Und ihre Freunde in Deutſchland — o hätte ſie lieber nicht an den Landrath geſchrieben, welchen vergeblichen Schmerz hatte ſie ihm bereitet! Vielleicht — welche vergebliche Hoffnungen — Sie mochte den Gedanken nicht ausdenken.

Eine ſtattliche backſteinerne Kirche ſtand über den

mit jungen Bäumen bepflanzten, sonnenhellen Platz hin, dem Gasthause gegenüber. Klotilde fühlte, daß, nachdem sie beide dem Körper durch erquickenden Schlaf die nöthige Erholung gegeben, dorthin der erste Gang sein sollte, daß eine Flucht durch das Land nur an der Seite eines Gatten ihr zieme. „Sind's nicht Mann und Weib?" hatte der deutsche Wirth gefragt, als Klotilde an der Thür der großen, frischgeweißten und möbelbaaren Kammer mit Einem riesenhaften Bette, die er den Reisenden aufschloß, verlegen stehen blieb und um noch ein Zimmer bat. „Will sie ein einspännig Bett haben?"

Ein mehrstündiger Schlaf hatte sie sehr erquickt. Hubert, dessen wunderbar elastische Natur nur einer kurzen Erholung bedurfte, hatte unterdessen die Zeit benutzt, sich einige Kleidungsstücke zu verschaffen, die ihn zu einem schicklichern Gefährten für sie machten. Die weiten Schifferhosen von Alonzo's Maskenanzug hatte er leicht über die seinen streifen können; aber die feine blaue Tuchjacke, die für diesen gemacht war, hatte ihm nur knapp gepaßt und er hatte seinen Rock dafür zurücklassen müssen. Ein großer Kaufladen, der die Dorfbewohner, die, wie andere amerikanische Landleute, an Sonn- und Festtagen wie Städter gekleidet waren, mit allen Artikeln ihrer verschiedenartigen leib-

lichen wie geiſtigen Bedürfniſſe verſah — mit Zucker, Kaffee und Salzfiſchen ſo gut wie mit Bibeln, Schaukelſtühlen und Schnittwaaren — hatte auch für Hubert jetzt einen erträglich paſſenden Rock, einen Hut und einen vollſtändigen Wechſel an Wäſche geliefert. Als er zu Klotilden eintrat, erſchien er ihr wieder unwillkürlich vertrauter, als während der Reiſe in dem fremdartigen Coſtüme und der entſtellenden Augenbinde.

Sie ſtreckte ihm mit lieblich bewillkommnenden Lächeln die Hand entgegen; er drückte ſie an ſeine Lippen. Mit entzückten Augen ſchaute er die Angebetete tief an, in deren liebenden Blicken er volle Gewährung las. Er umſchlang ſie und hielt ſie einen Moment ſprachlos an ſich gepreßt.

„Endlich", rief er, „endlich nenn' ich dich mein! Keine Macht ſoll dich mir wieder entreißen! Ganz mein, auf ewig!"

„Von ganzem, vollem Herzen, Geliebter!" flüſterte Klotilde und ſetzte, einen Blick durch das Fenſter nach der Kirche werfend, hinzu: „Laß uns nun aber keinen Augenblick länger ſäumen, den Schritt zu thun, der auch vor der Welt unſer Zuſammenleben heiligen ſoll."

Hubert ſah ſie fragend an. Er zögerte. „Warum", ſagte er endlich mit halbem Lächeln, „warum, Geliebte,

die Kette verjährter Vorurtheile mit in die Wildniß ſchleppen? Der unausgeſprochene Schwur, den mein Herz dir ſchon vor ſieben Jahren in jedem ſeiner Pulsſchläge that, bedarf nicht der Weihe eines Prieſters, um vor dem Ewigen zu gelten."

„Seele meines Lebens!" ſetzte er hinzu, als Klotilde, die ſich während ſeiner Worte entfärbt, ſich raſch aus ſeinen Armen wand, „könnteſt du mich mioverſtehen? Du biſt zu rein dazu. Willſt du ein äußeres Band, denkſt du ſo klein von mir, es für nöthig zu halten, ſo laß uns zum Friedensrichter gehen. Nur ſein Band gilt in dieſem Lande; die bloße kirchliche Ceremonie iſt gleichgültig."

Klotilde, der ein unſäglich bitteres, ſchmerzliches Gefühl das Herz zuſammenzog, ſammelte ſich mit aller Gewalt ihrer Seele.

„Sie iſt es nicht mir", ſagte ſie mit erzwungener Gelaſſenheit. „Was deine Philoſophie dich lehrt, eine bloße Ceremonie zu nennen, iſt mir ein heiliger Act von der höchſten Wichtigkeit. Wünſcheſt du noch, mich zu beſitzen, Hubert, ſo kannſt du es nur durch dieſen Act."

„Und ſo ſei er mir willkommen!" erwiderte Hubert raſch. „Iſt es möglich, Theuerſte, daß ich dich durch einen Ausdruck gekränkt? Verwünſcht denn dieſer Aus-

druck! Du ſelbſt, geliebte Klotilde, ſprachſt von einer Heiligung vor der Welt. Dies machte mich einen Augenblick glauben, daß auch du — Aber komm, komm, angebetetes Mädchen! Laß uns keinen Augenblick verſäumen! Alles, was du willſt, wie du es willſt!“

Er ſelbſt warf ihr den Shawl um, ſetzte ihr den Hut auf und zeigte ſeinen Eifer mit liebevollem Dringen. Aber der Tropfen Gift, den er unbedacht ihr ins Innere geträufelt, brannte und zehrte ihr im Herzen. Als ſie an ſeiner Seite durch das Dorf ging, nach dem Hauſe des Predigers, der in einiger Entfernung wohnte, ſchwebte ihr unwillkürlich des Landraths Bild vor, und ſeine warnende Stimme tönte die Frage in ihr Ohr: Glaubſt du, daß dieſer Mann dir der rechte Führer durch das Leben werden könne?

Das Haus des lutheriſchen Predigers, eines eingeborenen Deutſchen, hatte man ihnen als am andern Ende des Dorfes liegend beſchrieben, zu weit von der Kirche ab, um für ihn bequem zu ſein, wenn er permanent angeſtellt geweſen wäre. Aber die Gemeinde hatte ihn nach Landesbrauch nur für ein Jahr „gemiethet“, um erſt zu ſehen, wie er ihr gefiele, und der Prediger hatte darum ſeine kleine Farm nicht verlaſſen wollen.

Hubert und Klotilde gingen die lange, breite Dorfhauptstraße entlang, bei mehren Gebäuden vorüber, die, obwol nicht wesentlich von ihnen unterschieden, doch geräumiger als die gewöhnlichen Wohnhäuser waren. Sie hatten keine Höfe, die meisten einen dreifachen Eingang, und dieses und jenes war mit einem hölzernen Porticus versehen. Es waren die Gotteshäuser der Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Dunker, Quäker und Christianer, die hier in geringer Entfernung voneinander standen, in nicht friedlicherer Eintracht, als die Andächtigen, die sie jeden Sonntag füllten, nebeneinander lebten. Die bischöfliche Kirche nur sah etwas vornehmer und anmaßender aus; sie war mit einem kleinen Glockenthurm versehen, und die hohen spitzen Bogenfenster gaben ihr in den Augen der deutschen Fremdlinge ein mehr kirchliches Ansehen, als den übrigen Gotteshäusern die zwei kleinen Fensterreihen mit grünen Blenden und die kahlen Dächer gewährten.

Endlich bogen sie in einen Seitenweg ein, der sie in das offene, reich mit Mais bebaute Feld führte. Hier sahen sie bald ein stattliches Gehöft mit trefflichen Scheuern und Ställen vor sich liegen, an die sich ein kleines Häuschen anschloß, das im Sommer aus ungeheuern Kohlstauden und bunten Blumen her-

verſchaute, jetzt aber, da es baumlos war, ziemlich kahl ſich dem Auge darbot. Es war nach der Beſchreibung, die man ihnen davon gemacht, die Wohnung des deutſchen lutheriſchen Predigers.

Se. Ehrwürden waren eben im Stalle, ſeine Kuhe zu füttern, denn da ſein Predigeramt ſo precär war, durfte er die Wirthſchaft um ſo weniger vernachläſſigen. Ein weißköpfiger Junge mit einer rothwollenen Schlafmütze ſtand, die Hände in den Hoſentaſchen, vor der Thür und glotzte Hubert, der ſich ihm abwechſelnd deutſch und engliſch verſtändlich zu machen ſuchte, mit großen waſſerblauen Augen an. Endlich ging er, den „Boß" zu rufen.

Hubert und Klotilde traten in ein offenſtehendes Hinterzimmer, das anſtändig-einfach möblirt und mit zwei Tiſchen verſehen war, auf deren einem eine offene Bibel lag. Bald ſahen ſie aus dem Fenſter, das in den Hof ging, mit dem weißköpfigen Jungen einen langen hagern Mann in Hemdärmeln und mit einer Pfeife im Munde aus dem Stalle treten und ſich am Ziehbrunnen waſchen. Ein paar Augenblicke darauf trat der Erwartete herein. Er ſah verdrießlich aus und hatte ſich offenbar nicht gern unterbrechen laſſen. Doch erheiterte ſich ſein Geſicht einigermaßen beim Anblick des edlen Paares.

„Wollt ihr copulirt ſein?“ fragte er und ſchob, als Hubert bejahte, einen der Seitentiſche in die Mitte der Stube; denn er hatte Eile. Er öffnete einen Wandſchrank, langte einen ſchwarzen Talar und eine weiße Halsbinde heraus und ſtand als Prieſter vor ihnen. Während er ſich ankleidete, hatte er ſich erkundigt, ob ſie Ringe bei ſich hätten, und, als es ihnen daran fehlte, aus einer kleinen Schublade, aus der er, indeß er in den einen Aermel fuhr, mit der andern Hand ein Papier nahm, ſie mit zwei meſſingenen Ringen verſehen. Darauf trat er hinter den Tiſch, winkte dem Brautpaar, ſich ihm gegenüberzuſtellen, und las trocken und haſtig die Trauformel ab.

Bleich, eiskalt, wie im Innerſten erſtarrt, ſtand die Braut vor ihm; mit einer Empfindung verächtlicher Gleichgültigkeit der Bräutigam.

Sie waren getraut. Der Geiſtliche hatte ſie, indem er ſie zuſammengab, unwiſſend, wie ſie hießen, nicht beim Namen genannt. Irgend ein Paar, das vor der Thür oder unter dem Fenſter geſtanden, hätte ſich die Ceremonie aneignen und die Vermählungsworte auf ſich beziehen können. Der Prediger ſetzte ſich darauf an den andern Tiſch, auf dem ein Schreibzeug ſtand, nahm ein Buch aus der Schublade und fing an die vollzogene Trauung einzutragen. Jetzt erſt fragte

er nach den Namen. „Wollt ihr einen Schein haben?“ setzte er hinzu; „es kostet euch nichts extra.“

Hubert sah Klotilden an. „Es ist nicht nöthig“, sagte er, als diese leise den Kopf schüttelte. Er legte darauf stillschweigend eine Zehn-Dollarnote in die offenliegende Bibel, bot Klotilden den Arm und empfahl sich. Der Geistliche aber, der abgewendet gestanden, rief: „Heda! Ich kriege einen halben Thaler.“ Hubert wies stillschweigend auf die Banknote. „Ja so!“ rief jener entschuldigend, und ein Strahl der Freude überglänzte plötzlich sein Gesicht, als er den Betrag derselben wahrnahm; „bedanke mich schönstens! Nehmt's nicht für ungut; es schlüpft mir so Mancher durch. Dies ist ein freies Land und Jeder folgt seinem eigenen Willen.“

Schweigend, mit beklommenem Herzen, Hubert Klotildens Arm an den seinen drückend und ihre Hand, deren Eiskälte er durch den Handschuh fühlte, in der seinen haltend, gingen die Liebenden dahin. Die Frage schwebte ihm auf den Lippen: Bist du nunmehr mein? Bin ich nunmehr dein? Allein er schonte ihr verletztes Gefühl, das er verstand, und schaute sie nur mit verdoppelter Liebe und einem unendlichen zärtlichen Mitleid an. — Arme Klotilde! Mit welchen rohen Händen griff die gemeinste Wirklichkeit in dein verwundetes

Innere und riß noch die letzten Kränze vom Altar deiner jugendlichen Träume! Auch sie hatte ein Mädchenherz! Auch sie hatte einst mit scheuem, ahnungsvollem Beben aus dem heitern Spiegel ihrer Jugendphantasie ihr Bild zurückgestrahlt erblickt, den Brautkranz in den Locken, von erröthenden Gespielinnen umringt, die liebende Mutter segnend ihr zur Seite, die Glocken feierlich tönend, feierlicher noch die heiligen Worte der priesterlichen Weihe zu einem neuen, verdoppelten Leben. In einem stillen Winkel des Herzens ruhten sie noch immer die nebelhaften Bilder, kaum erkennbar, aber noch unverlöscht, lebendig erhalten durch den poetischen Athem ihres Innern. Und nun so auf einmal in die platteste, nackteste Realität gerissen, eingeführt in das Allerheiligste, mit roher, entheiligender Hand! — Arme Klotilde! Du bist weise, bist erfahren; du glaubst das Leben zu kennen und träumst noch von einer Harmonie deines Innern mit der Außenwelt! Du glaubst den Dichter zu verstehen, der vom „Loose des Schönen auf der Erde" singt, und hast es doch noch nicht fassen lernen, wie das Gemeine in jeder Stunde des Tages es roh und schonungslos „unter den Hufschlag seiner Pferde" wirft!

Aber nicht lange konnte diese Verstimmung ihrer Seele anhalten. Hubert, der geliebte Hubert saß,

einen Himmel der Liebe und des Glücks im Auge, ihr zu Füßen; das war Poesie genug, um die gemeinste Prosa zu verklären. Zehnmal fing Hubert seine Erzählung an, zehnmal Klotilde die ihre; Thränen, Küsse, Dank gegen Gott, die Gewalt der Erinnerung, Umarmungen unterbrachen sie so oft, als sie begannen. Endlich sagte Klotilde: „Es drückt mir das Herz ab, ich muß an Virginia schreiben. Ich kann so viel Seligkeit nicht genießen ohne ihre Vergebung. Ich muß an Sarah schreiben; ich kann nicht ganz glücklich sein ohne den Segen des frommen, heiligen Herzens. Morgen, Geliebter, du weißt es, müssen wir in aller Frühe weiter nach Harrisburg. Dann erzähle du mir, dann ich dir. Was braucht's auch? Gott hat uns einander wieder geschenkt! Das wissen wir, das Eine ist genug!"

Und Hubert besiegelte mit entzücktem Kuß und Druck ihren Ausspruch. Er konnte wol warten. Ihn ahnete nicht, daß Klotilde, ohne sich selbst es recht bewußt zu sein, sich gern dem Anhören seiner Geschichte noch entziehen mochte, aus geheimer Furcht, ihn weniger schuldlos zu finden, als sie hoffte.

Als sie sich niederließ, an Virginien zu schreiben, saß sie lange mit der Feder in der Hand, ohne zu wissen, wie zu beginnen, und, als sie begonnen, ohne

zu wissen, wie fortzufahren. Ihre eigene Delicatesse sagte ihr, daß sie Virginiens Liebe so wenig als möglich berühren müsse; aber wie konnte sie vermeiden, davon zu sprechen? Leicht schien es, ihr eigenes erstes Anrecht an Hubert geltend zu machen; allein durfte sie ihr sagen, was sie aus Hubert's hingeworfenen Worten abnehmen mußte, was ihr Herz sich so innig zu glauben sehnte: daß nur ihre eigene Leidenschaft sie getäuscht, daß Bergedorf ihre Schönheit bewundert habe, von ihrer Theilnahme gerührt worden sei, aber nie sie geliebt?

Mathilde war großmüthig; sie wußte, daß eine solche Ueberzeugung Virginiens stolzes Herz zerschmettern müsse. Sie schrieb: „Ich war todt für ihn. Das Leben war ihm durch ein Wunder Gottes wieder geschenkt; sollte er der Gabe nicht froh werden? Sollte er, in dumpfem Hinbrüten um die Verlorene, den Blick zur Erde gerichtet durch das wiedergeschenkte Leben gehen, oder, das Auge nach oben, nach der Welt allein gewendet, von deren Rand des Himmels Hand ihn ebenso wunderbar zurückgeführt? Ich verzeihe ihm, daß er ein Mensch — daß er ein Mann war. Aber Sie, theure Virginia, verzeihen Sie ihm auch, daß sein Herz zurückkehrte zu der Wiedererstandenen, für ihn aus dem Grabe Berufenen; zu der, die ihm Alles

geopfert, was das Leben ſchmückt und ziert! Sie wären nie glücklich an Hubert's Seite geworden. Des Vaters Segen hätte Ihrer Ehe ewig gefehlt. Sie hätten Ihren Vater, der Sie anbetet, unglücklich gemacht, noch unglücklicher Alonzo, deſſen treues Herz Ihnen ganz gehört. O kehren Sie zu ihm zurück! Machen Sie ihn glücklich, ſeien Sie glücklich durch ihn! Keiner ahnet, warum Sie das väterliche Haus verließen; es hängt nur von Ihnen ab, daß es nie Jemand erfahre.

„Verzeihen Sie auch mir, meine Virginia! Gott weiß, ich habe Sie nicht betrügen wollen! Ich drang in Sie, mir nur einen Augenblick Gehör zu geben; aber Sie drängten mich zurück. Ich war gezwungen, zu ſchweigen, wenn ich nicht mein Geheimniß Denen preisgeben wollte, deren Mitwiſſenſchaft Hubert die dringendſte Gefahr drohte. Dennoch erflehe ich Ihre Verzeihung für das Herzeleid, das ich, ohne zu wollen, Ihnen bereitet. Schreiben Sie mir, geliebte Freundin! Sagen Sie mir, daß Ihr großmüthiges Herz Ihrer armen Mathilde nicht zürnt!“

Der Brief an Sarah war leichter. Zwei ſo einfache Herzen, die beide ſich nur Das, was Gott wohlgefällig iſt, zum höchſten Ziele geſetzt, wenn ſie es auch auf verſchiedene Weiſe zu erreichen ſuchten, ver-

ſtanden ſich nur in der vollkommenen Wahrheit. Dieſer gemäß gab jetzt Klotilde auch Sarah einen kurzen, aber vollſtändigen Bericht; nur den einen Umſtand ließ ſie aus, daß ſie nur als Botin Virginiens in das Gefängniß gegangen. Denn ſie wollte dieſe auf keine Weiſe bloßſtellen, und ihr die Rückkehr ſo leicht als möglich machen. Ohne eine Unwahrheit zu ſagen, wußte ſie mit geſchickter Hand den Vorgang ſo darzuſtellen, als wäre die Befreiung des Landsmannes von ihr ſelbſt ausgegangen; ſie ließ unentſchieden, ob ſie vorhergewußt, wer dieſer ſei, ob nicht. Auch Sarah bat ſie dringend um baldige Antwort, um baldige Zuſicherung ihrer Verzeihung. Unwiſſend über ihren künftigen Wohnort, wies ſie ihr ein deutſches Kaufmannshaus in Neuyork zur Beſorgung ihrer Briefe an, welches ihr Hubert genannt. Es war daſſelbe, an welches ſeine ihm nachgeſchickten Sachen adreſſirt geweſen waren. Alles war nebſt dem vergeſſenen Koffer mit dem Reiſegelde glücklich angekommen. Die Verzögerung der Gerichte und ſeine Nachläſſigkeit ſchienen ihnen jetzt zum Glück auszuſchlagen. Denn Hubert's kleines Vermögen war das einzige Eigenthum, was ihnen, für jetzt wenigſtens, gerettet war, und unbedeutend, wie es war, ſchien es doch genug, um ihnen eine beſcheidene und unabhängige Exiſtenz zu ſichern.

Die Frage war nun, wohin das Schreiben an Virginia zu ſenden? Klotilde gab Hubert mit niedergeſchlagenen Augen den Brief, welchen die Liebende ihr „an Vergedorf“ mitgegeben. „Hieraus“, ſagte ſie, „können wir es erfahren.“

„Oeffne, lies du ihn, Liebſte“, ſagte Hubert lächelnd; „dein Gatte hat kein Recht mehr darauf.“

„Er iſt für dich, nicht für mich geſchrieben.“

„Für Vergedorf iſt er, nicht für Hubert.“

Beide drangen in einander, endlich ſiegte Hubert. „Ich würde vorſchlagen“, ſagte Klotilde, „den Brief gar nicht zu öffnen, ſondern ihn der Getäuſchten unerbrochen wieder zuzuſchicken, wüßten wir ſie zu finden. Aber die Haſt unſrer Trennung war ſo dringend, daß ihr Plan mir völlig dunkel blieb, und daß kein anderes Mittel übrigbleibt, ſie zu erreichen.“

Sie zog ſich darauf in ihr Zimmer zurück, erbrach das Siegel und las, indem eine dunkle Glut ihr Geſicht überzog, den kurzen Brief, den Virginia mit zitternder Hand und in der höchſten Aufregung des Herzens geſchrieben.

„Unglücklicher, über Alles theurer Mann! Die Unmenſchen haben Ihnen Ihr Urtheil geſprochen; die Elenden denken Sie zu erniedrigen, und erniedrigen, entwürdigen nur ſich ſelbſt. Aber ich biete ihnen Trotz.

Ich will Sie befreien. Ja, die Liebe ſoll Sie retten. Hören Sie auf, mich mit ängſtlichen Rückſichten zu quälen, die eines Mannes, wie Sie, nicht würdig ſind. Hören Sie auf, von meinem Reichthum zu ſprechen, den ich verachte, von einer Geſellſchaftsſtellung, die ich verſchmähe. Jetzt iſt's nicht mehr Zeit dazu. Ich ſende Ihnen die Mittel zur Flucht vor der drohenden Schmach. Gehen Sie bis Philadelphia. Dort eilen Sie nach der Wohnung der franzöſiſchen Putzmacherin Avalon, 55 ... Straße. Fragen Sie dort nach Miß Browning von Rocheſter. Eine frühere Wohlthat hat mir dieſe Frau verbunden. Wie, Bergedorf, armer Flüchtling, wenn Sie dort eine Freundin wiederfänden? — Auch ich reiſe heute ab. Ich kann die Luft dieſes Hauſes nicht länger athmen. Faſſen Sie Muth! Auch ich bin dann eine Flüchtige, Verlaſſene, habe Niemand als Sie! Genügt das Ihrem Stolze, harter, übertugendhafter Mann?

„Der Gott der Liebe ſei mit Ihnen, ſchütze Sie, rathe Ihnen! Bis in den Tod Ihre

Virginia C."

Als Klotilde den Namen Avalon las, ſtieg die Erinnerung, daß ſie die Schweſtern wiederholt von dieſer Frau habe ſprechen hören, deutlich in ihr auf. Virginiens Reichthum und Großmuth hatte vor meh-

ren Jahren die Witwe ihres franzöſiſchen Sprachlehrers, die mit einer Anzahl junger Kinder durch ihres Mannes Tod in großes Elend gerathen, befähigt, in Philadelphia, wo ſie Verwandte hatte, ein kleines Putzgeſchäft zu errichten, das durch die Thätigkeit und Geſchicklichkeit der Frau bald zu einem der blühendſten der Stadt geworden war. Je höher ihr Glück ſtieg, je wärmer ward die Dankbarkeit der lebhaft fühlenden Franzöſin gegen das ſchöne junge Weſen, das den Grund dazu gelegt. Sie ſchrieb an ſie, ſchickte ihr Proben ihrer Geſchicklichkeit, und pflegte gern mit ihrer Kundſchaft in Charlestown, der ſchönen Miß Caſtleton, zu prahlen. Virginia ſah mit Wohlgefallen ſich in dieſem erkenntlichen Herzen einen Tempel erbaut, ertheilte Beſtellungen für ſich und ihre Bekannten und förderte ihre Clientin dadurch mehr und mehr. Auf die Dankbarkeit dieſer Frau glaubte ſich Virginia verlaſſen zu können. Unter einem Umſchlag an ſie ſchickte Klotilde nun ihren Brief ab. Virginiens Schreiben verbrannte ſie.

Sie fuhlte ſich ruhiger, als dieſes geſchehen, und konnte ſich nun einem innigen Geſpräch mit Hubert und einem frohen Blick in die Zukunft überlaſſen. Sie ſelbſt erzählte zuerſt, wie es ihr ergangen. Ihre Geſchichte war kurz und einfach. Hubert wollte Alles

wiſſen. Er fragte nach jedem einzelnen Umſtande. Dies ängſtlich genaue Forſchen ſchien faſt außer ſeinem Charakter und fiel Klotilden ſeltſam auf. Als er Frage an Frage über Alonzo reihte und mit unterdrückter Bewegung ſie ihre Bewunderung des edlen jungen Mannes ausſprechen hörte, dachte Klotilde mit Verwunderung bei ſich ſelbſt: Wie, könnte er Eiferſucht fühlen? Sollte mir dieſer Zug ſeines Charakters entgangen ſein? — Aber auch von Joſephen wollte er jeden Zug, jede Einzelnheit wiſſen. Die Unglückliche! rief er wiederholt mit tiefem ſchmerzlichen Mitleid und einer Innigkeit der Theilnahme, die Klotilden nicht anders als befremden konnte.

Endlich kam auch Hubert dazu, die Umſtände ſeiner Rettung umſtändlich zu erzählen. Er hob an:

Drittes Capitel.

Neuengländische Bilder.

„Als sie dich fortführten, meine Klotilde, als sie mir den Eintritt in das rettende Boot verweigerten, ergriff mich Verzweiflung. Ich mußte dir nach, dies eine Gefühl nur war in mir. Du sagst, einer der Unmenschen zerschmetterte mir die Hand, die des Bootes Rand schon ergriffen; ein Anderer oder derselbe versetzte mir einen Schlag auf den Kopf, der mich betäubte. Jetzt erst erfahr' ich, was mir so lange Arm und Hand gelähmt — die Erinnerung an die Ursache war mir gänzlich entschwunden. Aber ich mußte bis vor kurzem den linken Arm noch in der Binde tragen; die geheilten Finger, siehst du, sind noch jetzt steif und ungelenk. Ich glaubte, einer der gegen mich stromenden Balken hätte die Hand zerbrochen. Die dumpfe Betäubung, in der ich nachher so lange gelegen, und die Gewalt des Fiebers, das für Monate

meine beſten Kräfte in ſich ſog, hatte mir auch das Gedächtniß geſchwächt und manche einzelne Umſtände ganz verlöſcht.

„Nur Eins weiß ich, daß der grauſame Schlag mich nicht ganz überwältigte, daß ich lange halb beſinnungslos auf den Wellen herumtrieb, Leichen und Trümmer des brennenden Schiffes um mich her. An einen dieſer letztern klammerte ich mich feſt, als mich die Kraft zu verlaſſen drohte. Weiter und weiter von der ungeheuern brennenden Feuermaſſe riß mich der Schrecken — ob ich mich dem Lande zu arbeitete, ob es mich weiter hinaus in das offne Weltmeer riß — ich war es mir nicht bewußt. Bis an den fernſten Horizont lag's wie ein glühender Spiegel um mich her. Von Zeit zu Zeit kam ein mächtiger Balken, durch die ungeheuern Wogen vorwärts geſchleudert, hinter mir drein oder mir in die Seite, zerquetſchte mir die Glieder oder riß mich hinab in die Tiefe, während mich eine andere gigantiſche Woge wieder emporwarf. Erſt in den Fiebernächten nach meiner Rettung ward ich mir meiner grauſenhaften Lage recht bewußt, und ſchauderte davor. So lange es galt, um das Leben zu ringen, erſchreckte mich nichts umher.

„Was iſt doch der Menſch, meine Klotilde! Um das Leben, das ich verabſcheute, das mir ein Greuel

war, kämpfte ich instinktmäßig in verzweiflungsvoller Wuth. Eine mächtig große Tonne kam plötzlich mir zur Seite. Es mochte eine der großen ausgeleerten Wassertonnen sein, die des Schiffsverwalters Vorsicht wieder zugepicht hatte. Ich klammerte mich daran fest. Endlich gelang es mir, mich darauf zu schwingen. Ich gewann einen Blick hinaus in das Meer. Ueberhaupt war es eine stille Nacht. Dies rettete mich."

„O Hubert", unterbrach ihn Klotilde, die athemlos an seinen Lippen hing; „welchen Kampf hast du kämpfen müssen! Und doch, in deinem Ringen selbst lag ein Trost. Ich lag wie in Banden, regungslos. O es ist eine entsetzliche Qual in solcher Ohnmacht! Aber weiter, weiter!"

„Wie lange mein gefährliches Fahrzeug hin- und hergetrieben, weiß ich nicht; aber der Morgen graute schon, als ich von fern ein Boot zu sehen glaubte und bald darauf ein lautes Rufen mich dessen gewiß machte. Mit dem Schrei der Verzweiflung mag ich den Ruf beantwortet haben. Ein Schiff lag in einiger Entfernung, aber durch die Nacht hatte die furchtbare Glut, in ungeheurem Umkreis leuchtend, unser Schicksal verkündigt. Gegen Morgen, als sie der Gegend, wo das Unglück geschehen sein mußte, näher kamen, schickten sie ein Boot aus, zu sehen, ob hier

und da vielleicht noch ein armer Schiffbrüchiger zu retten sei. Ich war der Einzige, den sie fanden. Sie nahmen mich ein, brachten mich aufs Schiff, zogen mir trockene Kleider an, legten mich in eine ihrer dunkeln Kojen und pflegten mich mit rauher Barmherzigkeit.

Es war eine Brigg aus Hallowel in Maine, die in Apalachicola Ladung eingenommen und eben auf dem Heimweg war. Welche unbegreifliche, unheilvolle Schickung, wenn du es so nennen willst, war es, Klotilde, die dich nach dem fernsten Süden dieses Landes führte, während Well und Wind mich mitleidig dir nachziehen zu wollen schienen und mich, den wohlthätigen Elementen zum Trotz, hinweg in seinen fernsten Norden rissen! O die Natur mit ihren Kräften war ihrem Jünger hold! Nur die Menschenhand, die mich in die Wellen stieß, und die, die mich aus ihnen herauszog, um mich von dir wegzureißen, waren mir feindselig!

„Deine Gottheit", erwiderte Klotilde mit Ernst, „wenn du wirklich die sinnliche Natur darunter verstehst, hat sich schlecht genug an uns bewährt, indem ihre blinden Kräfte es waren, die uns wiederholt Zerstörung drohten. Die väterliche Vorsehung aber, die uns durch so viele dringende Gefahren und durch die

wunderbarsten Verschlingungen der Umstände wieder vereinigt — welch ein verstocktes Herz müßtest du haben, Hubert, wenn du ihr nicht mit mir danken, sie nicht mit mir preisen wolltest!"

„Unser Glück, meine Klotilde", versetzte Hubert mit Zärtlichkeit sie umarmend, „wird deines und meines Gottes bester Dank und Preis sein. — Aber laß mich dich jetzt noch einmal in die Nacht meiner Vergangenheit zurückführen", setzte er abbrechend hinzu, ihren tiefen Seufzer absichtlich überhörend. „Ich lag lange betäubt, in dumpfem Weh, dann länger noch todtkrank, unfähig, die zerschlagenen, zerquetschten Glieder zu rühren. Der Bootsmann, der den Schiffsarzt machte, verband mir die Wunden an Arm und Füßen. Die Luft, die ich da unten in dem von faulen Dünsten verpesteten Zwischendeck athmete, konnte mich nur kränker machen. Manchmal, wenn die Sonne recht warm schien, nahmen mich von den rohen Burschen, die mich umgaben, zwei mitleidige Seelen aus dem finstern Behältniß heraus und trugen mich auf das Verdeck, legten mich platt nieder unter dem Mastbaum auf ein ausgebreitetes Blanket und ließen die frischen Winde mich umspielen, die warmen Sonnenstrahlen mich umkosen. Sie waren meine beiden Wohlthäter. Wenn ich die rauhen Stimmen hörte, wenn ich die

rieſigen Arme mich umfaſſen fühlte, fing an das Herz mir zu ſchlagen. Ich empfand wieder etwas wie Wohlſein; ich hätte die derben, rußigen Geſtalten lieben können."

Klotilde weinte vor inniger Rührung. „Und wie lange, armer, armer Hubert, dauerte die Reiſe?"

„Wohen lang; vielleicht einen Monat. Die Rechnung fehlt mir. Denn als unſer Schiff endlich den Kennebec hinauffuhr und in Hallowel ankam, war ich ſo krank, daß der Capitain es gerathen fand, mich vom Bord in das Hoſpital tragen zu laſſen, das vom Staate im dortigen Hafen, beſonders für kranke Seeleute, errichtet iſt. Ich habe nur eine dunkle Erinnerung davon; doch hatte ich noch Bewußtſein genug, von meinen beiden Wohlthätern Abſchied zu nehmen, und dem einen meine Uhr, dem andern die Kette davon mit der wenig gefüllten Börſe zu geben. Der Capitain hatte dieſe Dinge für mich aufgehoben. Ich glaubte des Geldes und Geldeswerthen nicht mehr zu bedürfen.

„Das Fieber brach nun erſt recht aus. Von den Greueln des Lazareths, von den Höllenqualen eines Krankenlagers in dieſen verpeſteten Höhlen der Gemeinheit und des Laſters laß mich ſchweigen! Es hieße dein Gefühl mißhandeln, dir davon zu erzählen.

Zuletzt brach die Kraft meiner Jugend und meiner Conſtitution die Krankheit, nicht die Kunſt der erbärmlichen Stümper, die ſich Aerzte nannten. Der Juli war angebrochen, ehe ich das Hospital verlaſſen konnte. Ich hatte mir den Eigenthümer des Schiffes, das mich gerettet hatte, nennen laſſen, einen Kaufmann, dem es, wie ich meinte, auch an Verbindungen mit Neuyork nicht fehlen konnte. Ich fuhr in einem Fiſcherboote den Kennebec hinauf nach Hallowel und fragte nach Aaron Danforth's Haus. Man wies mich nach ſeinem Laden in dem compacten Theile des Dorfes, in dem das nicht unbedeutende Geſchäft Halowels ſich concentrirt. Die anmuthigen Flecken Neu-Englands liegen oft über mehre deutſche Meilen Bodens ausgeſtreut, aber nur ein Theil derſelben bildet ſtets den Kern, d. i. das eigentliche «village»; hier findeſt du meiſt die Kirchen des Ortes zuſammen, das Gerichtshaus, den Gaſthof, die Bank, die ein bedeutendes Dorf nicht gern entbehrt; der Arzt wohnt hier; die Poſt darf nicht fehlen; beſonders aber ſind die hauptſächlichſten Läden hier zu finden, die, wie unſere penſylvaniſchen, Alles, was der Menſch braucht, oft die heterogenſten Dinge in ſich vereinen. Auch Herr Aaron Danforth, der mehre Schiffe auf dem Meere und eine Farm von

vierhundert Morgen Landes hatte, hielt einen ſolchen Laden.

„Die Bänke der Veranda des Hauſes waren wie gewöhnlich von den Zeitungsleſern des Dorfes beſetzt, die ſich zu dieſer Stunde, bald nach Ankunft der Poſt, hier einzufinden pflegten. Die Attitüden der Bequemlichkeit, in denen ſie auf hölzernen Bänken und herbeigeſchobenen Stühlen, Tabak kauend oder Cigarren rauchend, hingegoſſen lagen, hatten eine frappante Mannichfaltigkeit, die mich amüſirt haben würden, wenn ich mich einer Art von falſcher Scham hätte erwehren können, in dem Aufzug, in dem ich war, unter eine Menge von wohlgekleideten Männern zu treten. Meine Kleider, von denen man mir, was noch allenfalls brauchbar war, aufgehoben und, grob geflickt, wieder ausgeliefert hatte, mochten wol nicht durch das Seebad gewonnen haben. Der Aufſeher hatte mir ein Paar alte Stiefeln geborgt, die mir an den Füßen hingen, und eine Mütze, die ich nur mit Ekel auf den Kopf ſetzte. Dazu mein bartverwachſenes, aſchgraues Geſicht — du lächelſt durch Thränen, ſüße Klotilde — aber glaube mir, ich ſah einem Vagabonden ähnlich genug, und in Europa würde jeder civiliſirte Menſch mir aus dem Wege gegangen ſein.

„Als ich in kaum verſtändlicher engliſcher Aus-

sprache nach Herrn Danforth fragte, erhoben sich plötzlich die Blicke aller der Leser zu mir, um sogleich auf ihre Blätter wieder zurückzufallen. Einer der Männer aber stand auf, bot mir einen höflichen »guten Morgen, Sir!« und ging ohne Verzug mit mir in den Laden.

„Diese wahrhafte, echte, menschliche Höflichkeit, diese Achtung vor dem Unglück, dieser Respect vor Menschenrecht ist der herrlichste Charakterzug der Amerikaner. Darum ist mir auch noch nie ein kriechendes, in seinem äußern Wesen niederträchtiges Individuum dieser Nation vorgekommen. Wir haben in Europa kaum einen Begriff von der negativen Würde eines als demokratischer Republikaner erzogenen Mannes. Denn Der, welcher sich die unabhängige Stellung eines Republikaners erst künstlich aneignet, ist in großer Gefahr, sich stolz und übermüthig zu zeigen. Eine edle, vornehme Haltung, feine gewandte Sitten, wie nur die höhere Gesellschaft sie gibt, besonders aber eine gewisse Anmuth der Persönlichkeit wirst du vielleicht auch unter den gebildetsten Männern hier seltener finden, als unter irgend einem Volke der alten Welt; männliche Würde in Anstand und Betragen aber dafür tausendfach in allen Kreisen der Gesellschaft selbst unter den Aermsten und Niedrigsten

diejenige ruhige Fassung, diejenige furchtlose Haltung, die der Stempel des Gefühls der Menschenwürde sind, und des erhebenden Bewußtseins, keine Macht über sich zu wissen als das Gesetz."

„Nur wäre oft zu wünschen", sagte Klotilde, „daß wenigstens das Bewußtsein dieser Uebermacht in ihnen lebendiger wäre."

„Du hast Recht", erwiderte Hubert. „Die Achtung vor dem Gesetz sollte, namentlich in den östlichen, civilisirten Staaten um vieles lebendiger sein. Aber daß in den primitiven Zuständen des Westens, wo große Entfernungen und die Mangelhaftigkeit anfänglicher Einrichtungen manchmal die regelmäßige Wirksamkeit der Gesetze hemmen, das natürliche Rechtsgefühl des Menschen oft überschäumend ausbricht und das Gefäß sprengt; daß unter Lebensbedingungen, die in einigen Gegenden in mancher Hinsicht mehr denen des europäischen Mittelalters als civilisirten Zuständen gleichen, die Volksjustiz zuweilen in den Händen der wackersten Männer einer noch kaum eingesetzten gesetzlichen Gerichtsbarkeit vorgreift — dies sollte nicht zu einseitig streng getadelt werden, besonders aber sollte man es nicht in unwissender, zur Anschwärzung der Demokratie benutzter, willkürlicher Verwechselung den ältern Staaten, die allein sich mit denen

Europas vergleichen lassen, in das Schuldbuch schreiben."

„Du wirst die Willkür und Selbsthülfe der westlichen Staaten nicht rechtfertigen wollen, Hubert! Wenn du dem Adel das Faustrecht nicht gönnst, wäre die Vehme in den Händen des Bürgers nicht noch viel verwerflicher, die kein altes Herkommen, keine Sitte der Väter heiligt?"

„Rechtfertigen gewiß nicht, nur entschuldigen und erklären als Selbsthülfe. Uebrigens habe ich dir schon zugegeben, daß auch in den ältern, civilisirten Staaten Nordamerika's die Achtung vor dem Gesetz durchaus nicht durch Erziehung und Strenge so gepflegt wird, als sie es sollte. Und dies mag allerdings zum Theil Folge des allgemeinen Wahlsystems sein, das fast alle Aemter und Würden einschließt. Denn die Besorgniß, die Wähler zu beleidigen, hat leider nur schon zu oft die Ausführer der Gesetze zu einer so sträflichen Milde und Nachsicht verführt, daß kaum die mächtige Leidenschaft des politischen Ehrgeizes, der seine Popularität zu verlieren fürchtet, es erklären kann. Denn der tüchtige, gesunde Verstand des amerikanischen Volkes läßt ihm im Grunde doch den rechten Weg erkennen, und wenn auch die Eitelkeit der Massen sich durch die Anerkennung ihrer Macht geschmeichelt fühlt, ihre

Achtung wird ſie dem Amtscandidaten, der um ihre Gunſt buhlt, nie erwerben."

„Mit dieſer unzureichenden Achtung vor dem Geſetz", ſagte Klotilde, „mag auch der entſchiedene Mangel an Pietät eng zuſammenhängen, der alle Verhältniſſe dieſes Landes ſo auffallend charakteriſirt. Und gerade die große und rührende Pietät der Alten war es, die dem ſtrengen Freiheitsſinn der römiſchen und ſpartaniſchen Jugend ein ſo ſchönes Gegengewicht hielt. Sie ehrten die Alten, die Erfahrnen; die Geſetze waren ihnen heilig, weil die Väter ſie gegeben. Es war die concentrirte Weisheit ihrer Vorzeit, der ſie ihre eigenen Jugendträume in ehrfurchtsvoller Scheu unterwarfen."

Hubert lächelte. „Schon gut", ſagte er, „fahre nur ſo fort, ſo wirſt du bald in den Reihen Derer ſtehen, die mich auf die Feſtung ſchickten. Jetzt laß mich nach Hallowel zurückkehren. Wo war ich?"

„Du trateſt eben in des Schiffsherrn Laden. Wie war es, theurer Hubert? War er nicht blos höflich? War er auch gütig? Nahm er ſich deiner an?"

„Er ſah ſo trocken und nüchtern aus, daß es vielleicht nicht gerathen geweſen wäre, ſich auf ſein bloßes Mitleiden zu verlaſſen, was ich zum Glück nicht bedurfte. Ein langer, hagerer Mann, kaum

vierzig Jahre alt, mit einem wohlgebildeten Geſicht, über deſſen ſcharfe Form ſich eine welke, ſchlaffe Haut zog; aber die Stirn war denkend, die Augen forſchend, von dicken, ſchwarzen Brauen überſchattet; die Naſe fein; die Lippen ſehr dünn und die Zähne durch Tabakkauen verdorben. Ich hätte ihm wenigſtens funfzig Jahre gegeben.

„Ich eröffnete ihm, daß ich der Fremde ſei, den ein glücklicher Zufall auf einem ſeiner Schiffe gerettet; daß ich natürlich gegenwärtig ohne alle Mittel ſei und ihn darum erſuchen möchte, mir hundert Dollars vorzuſtrecken, für die ich ihm durch eine Anweiſung an das Haus Schroter in Neuyork Sicherheit zu geben mich erbot, das meine Gelder und Sachen unterdeſſen empfangen haben müſſe.

„Er hörte mit einiger Anſtrengung zu, denn mein Engliſch mochte kaum verſtändlich ſein; überdies ſieht man in dieſem Landestheile ſelten einen Fremden. Er ſtand, den Hut auf dem Kopfe, den Rock zurückgeſchlagen, die beiden Daumen in den Armlöchern der Weſte.

„Als ich aufhörte zu ſprechen, erfolgte eine beträchtliche Pauſe, während welcher er mich mit einem langen Blick von Kopf zu Fuß maß und dann mit forſchenden Augen an meinem Geſichte hängen blieb.

»Und wenn das Haus Schröder Ihre Anweisung nicht anerkennt?« fragte er endlich trocken.

»Es wird, es muß sie anerkennen. Es hat mehr als den hundertfachen Betrag der Summe in meinem Eigenthum in den Händen.«

»Wer beweist mir das?« fragte der Yankee mit der vollkommensten Ruhe. Aber es war nichts Hartes, nichts Verletzendes in seiner Weise.

„Ich fühlte nur zu sehr, daß er Recht hatte. »Es ist außer meiner Macht«, sagte ich nach kurzem Besinnen und es mochte wol auf meinem Gesichte sich ein Ausdruck tiefen Schmerzes zeigen. Denn ich hatte jetzt den einen dringenden Wunsch, bald nach Neuyork zu kommen, um durch Zeitungen, Schiffsnachrichten und auf jedem nur möglichen Wege zu versuchen, Nachrichten von dir zu bekommen, wenn du noch am Leben warst; sowie dich wissen zu lassen, daß ich gerettet wäre. Der Aufseher des Lazareths wie der Doctor hatten mir gesagt, daß in Hallowel dazu wenig Hoffnung sei; daß außer den provinziellen höchstens bostoner Blätter hier gehalten würden, die über deutsche Schiffe wenig Nachricht gäben; daß ich nur in Neuyork die ältern Zeitungen finden würde, die vielleicht einen Aufruf an mich enthielten, daß ich überhaupt nur dort die nöthigen Nachrichten einsammeln könnte.

»Wie lange dauert es«, fragte ich endlich, »ehe Sie Antwort haben können?«

»Fünf Tage, vielleicht kann eine Woche darüber hingehen.«

»Laſſen Sie uns das Erſte hoffen! Schreiben Sie ohne Verzug! Fünf Tage mehr des Elendes werden ich auch noch tragen laſſen!«

„Der Mann ſchwieg eine Zeit lang. Er zog ein Taſchenmeſſer heraus und fing an, ſeine Nägel zu putzen. Endlich ſagte er: »Wiſſen Sie was, junger Herr, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Ich will Sie mit anſtändigen Kleidern und Wäſche aus meinem Laden verſehen; denn ich ſehe Ihnen wol an, daß Sie beſſere Tage erlebt haben. Ich will Sie zu mir in mein Haus nehmen, bis die Antwort kommt, oder länger, wenn es Ihnen in Hallowel gefallt, und Sie können die Koſt und den Preis der Kleidungsſtücke dadurch gut machen, daß Sie meinen Kindern im Deutſchen Unterricht geben. Vielleicht verſtehen Sie auch Franzöſiſch? Muſik gewiß, denn Sie ſind ja ein Deutſcher; wir haben hier in Maine große Noth an Lehrern in den neuern Sprachen und den ſchönen Künſten, obwol unſere Schulen vortrefflich ſind.«

„Ich traute meinen Ohren kaum. »Wie!« rief ich, »Sie wollen mir nicht elende hundert Thaler

anvertrauen und sind bereit mich in das Allerheiligste Ihrer Familie einzuführen?«

»Das ist meine eigene Sache. Als Geschäftsmann bin ich vorsichtig; als Mensch vertrauungsvoll. Ihre Physiognomie gefällt mir; Ihr Fall aber scheint mir zweifelhaft.«

»Was aber könnten Ihre Kinder in wenigen Tagen von mir lernen?«

»Vielleicht gefällt es Ihnen bei uns und Sie bleiben länger. Uebrigens können wißbegierige Gemüther, und das sind meine Kinder alle, besonders die Mädchen, auch in wenigen Tagen einen guten Grund legen. Auf jeden Fall können sie sich die Aussprache aneignen. Meine älteste Tochter wird bald als Lehrerin in eine jungen Damen-Akademie eintreten. Sie ist nur auf Latein, Mathematik, Philosophie und Französisch gemiethet; kann sie aber noch eine deutsche Classe halten, so wird ihr das sehr zu Gute kommen.«

„Liebe Mathilde, melancholisch, wie mir zu Muthe war, verzog sich, glaub' ich, doch mein Mund zum Lachen.

»Und Sie glauben«, fragt' ich, »daß ich Ihrer Tochter in höchstens einer Woche genug lehren kann, um sie selbst zum Lehren zu befähigen?«

Warum nicht? Was man wirklich gelernt hat, kann man auch lehren. Wer etwas hat, kann etwas geben, das iſt eine Thatſache. Uebrigens haben wir vortreffliche Schulbücher, und wenn ſie nur erſt die Ausſprache inne hat, mit Hülfe einer guten Grammatik und des Wörterbuchs kann ſie ſich auch Andern nützlich machen.

„Verwundert wie ich war, nahm ich gern den Vorſchlag an. Denn was Anderes blieb mir übrig? Er ſuchte mir nun ſelbſt die nöthigen Kleidungsſtücke aus und ich metamorphoſirte mich im Hinterzimmer des Ladens, wie ich es geſtern im Dorfe gethan, das unſer erſter Hafen war. Nachdem wir die nöthigen Briefe geſchrieben und ich dem Barbier einen Beſuch gemacht, führte mich Herr Danforth in ſeine Familie ein.

„Hallowel iſt, wie du es in Neu-England beſonders häufig finden wirſt, halb Stadt halb Dorf. Es vereinigt manche Vortheile der erſtern mit allen des letztern; d. h. die Bequemlichkeiten der Civiliſation, Schulen, Läden, Märkte, Geſellſchaft mit friſcher Luft, Raum zur Bewegung und Zwangloſigkeit des Umgangs. Der europäiſche Einfluß, der bei dem Andrang der Einwanderung ſelbſt die kleinern Orte der öſtlichen und Mittelſtaaten ſchon einigermaßen ent-

nationalisirt hat, war noch nicht hierher gedrungen. Höchstens war von Canada eine Wirkung fühlbar.

„Aaron Tanforth's Wohnhaus lag gar anmuthig auf einer Anhöhe, schneeweiß mit grünen Blenden und einem Porticus versehen; wenig Schatten umher, wie ihn der Norden auch nicht bedarf und der Amerikaner, da er das gemüthliche Sitzen, Arbeiten, Essen, Leben im Freien auch in den Sommertagen nicht kennt und übt, nicht braucht. Ein Blumengarten lag dahinter, den die Töchter pflegten, und die bunten Georginen standen in vollster Pracht. Die Familie Tanforth war, wie ich erst später recht inne ward, eine echt neuengländische Familie der besten Art. Sie standen, außer um ihres eigenen Werthes willen, als Abkömmlinge des alten Vicegouverneur Thomas Tanforth, der in der Vorzeit Maines eine bedeutende Rolle gespielt, in der Nachbarschaft in einigem Ansehen; denn eine ehrenvolle Abkunft wird hier wie überall sehr hochgeschätzt. Aaron Tanforth selbst war ein echtes Yankeegemisch von Großmuth und Kleinlichkeit, von kühnem Entschluß und genauer Berechnung; abwechselnd liberal und geizig, für gewisse Zwecke die größten Opfer nicht scheuend, aber den kleinsten Gewinn nicht verschmähend. Er konnte auf dem Markt um ein paar Cents feilschen und handeln; aber wenn

einer seiner Leute mehr Arbeit that als ausbedungen war, so erhöhte er den Lohn freiwillig und konnte auf das genaueste den Geldwerth, den jeder seiner Dienstboten oder Arbeiter für ihn hatte, bestimmen, den jenem nicht zu erstatten er für ebenso unredlich gehalten haben würde, als wenn er ihn im Handel betrogen hätte. Das englische „what is he worth?" das sich blos auf das Vermögen bezieht, findet in diesem Lande der Arbeit und des Schaffens eine andere Anwendung. Jeder ist so viel werth als er verdienen kann.

„Aaron Lanforth's Liberalität zeigte sich auch in seinen reichlichen Beiträgen zu allen Anstalten für gemeinnützige Zwecke, besonders Kirchen- und Schulverbesserungen, denn er und seine Gattin und vier oder fünf von den Kindern waren Kirchenmitglieder. Allein er hielt sehr streng darauf, daß Reichere, als er, auch im Verhältniß noch mehr zahlen mußten, und war im Stande seinen Namen von einer Subscription zurückzuziehen, wenn ein reicher Nachbar nicht zahlen wollte und der Zweck derselben doch jenem mit zu Gute kommen sollte, blos um ihn auf schlaue Weise zu zwingen, mit seinen Schätzen herauszurücken. Bei allem Gemeinsinn war er wie billig doch besonders auf der Seinigen Nutzen bedacht und stets fertig,

wenn er es, ohne Andere zu beeinträchtigen, konnte, mit bewundernswürdigem charakteriſtiſchen Takt aus dem kleinſten Umſtand Vortheil zu ziehen.

„Außer dem Geſchäft ging ihm die Familie über Alles, die er trotz dem nur wenig ſah. Denn er war einer der Magnaten des Ortes und außer durch ſeinen Laden und ſein Comptoirgeſchäft war er als Präſident der Bank, Director der Aſſecuranzgeſellſchaft, Schatzmeiſter der Sparcaſſe, Kirchenvorſteher und Commitémitglied von, ich weiß nicht wie vielen Geſellſchaften in Anſpruch genommen. Bei alle dem hatte er noch Morgens auf den Markt zu gehen, um den nöthigen Fleiſchbedarf einzukaufen — das Gemüſe, das im Garten gezogen ward, und die Puddings und Pies, von denen der Tiſch täglich ſtrotzte, waren den Frauen überlaſſen — und ſo manche Nacht den ſchreienden Säugling umherzutragen, um nur der armen erſchöpften Mutter Ruhe zu geben, da dem dreizehnjährigen Mädchen, die, wie es hier auf dem Lande ſelbſt in wohlhabenden Familien Brauch iſt, die Wärterin machte, der kleine koſtbare Liebling Nachts nicht anvertraut werden konnte.

„Hatte Aaron Danforth aber einmal einen unbeſetzten Abend und blieb nach dem Thee im Familienkreiſe, ſo war er ſicher, dafür zehnfach in Anſpruch

genommen zu werden. Hier war ein Schloß zerbrochen, das er ausbessern sollte, hier ein Kasten so verquellen, daß die vereinigten weiblichen Kräfte des Hauses nicht hinreichten ihn zu öffnen, ohne daß etwas abgehobelt werden mußte. Sogar die Mädchen kamen und fragten Mr. Danforth um Rath, ob die Kaffemühle nicht fester geschraubt werden könne; oder baten ihn, die alte Uhr zu reguliren. Nichts hatte ihn bewegen können, die nöthigen Handwerker zu den kleinen häuslichen Reparaturen kommen zu lassen, deren die Wirthschaftswerkzeuge jedes Haushalts von Zeit zu Zeit bedürfen. Die paar Dollars, die er jährlich durch seine häusliche Thätigkeit ersparte, waren sein Stolz und machten ihm mehr Freude, als die Tausende, die er im Handel gewann.

„Die Hausmutter, eine Frau von kaum achtunddreißig Jahren, aber durch Sorgen und Kindbetten ohne Ende verzeitig verblüht und verwelkt, zeigte noch Spuren großer Schönheit; besonders wenn sie Sonntags zur Kirche ging, im seidenen Kleide mit Spitzenkragen und Manschetten, eine Uhr an goldener Kette tragend, mit modischem Shawl und Hut geschmückt, hätte sie an Würde und Anstand mit der vornehmsten Dame wetteifern können. Aber sie war zum Besten ihrer herangewachsenen Tochter längst von

der Bühne getreten. Ich sah sie wenig, früh war sie in der Küche oder in der Kinderstube; am Nachmittag half sie, oder wusch den jungen Mädchen, die es noch nicht recht gelernt hätten und nur Alles verderben würden, wie sie sagte, die Spitzen und gestickten Kragen; oder sie war wieder in der Kinderstube. Obwol meine Wohlthäterin, hörte sie doch nie auf, sehr zurückhaltend und blöde gegen mich zu sein. Denn den Amerikanerinnen geht mit dem Bewußtsein der Schönheit und Jugend auch die Sicherheit des Betragens verloren. Sie fühlen, daß ihnen Das fehlt, was ihnen hauptsächlich — um nicht zu sagen allein — Geltung in der Gesellschaft gibt, wie sie sich in diesem jungen Lande gebildet hat. Jugendliche Amerikanerinnen, besonders amerikanische Mädchen, sind im Allgemeinen dreist, laut, gefallsüchtig, im Bewußtsein ihrer Reize oft übermüthig; ältere meist ernst, zurückhaltend, ermattet, von geistigen Interessen besonders den kirchlichen ergeben. Diese Bemerkungen mögen mehr auf das Dorf und die Landstädte passen, als auf die größern Städte, namentlich die Seestädte, wo die Nationalität sich weniger rein erhalten hat, aber im Ganzen wirst du sie überall bestätigt finden.

„Die Ehe dieses trefflichen Paares war mit dreizehn lebenden Kindern gesegnet. In ihren Namen

ſchien der alte Bund wieder lebendig geworden zu ſein. Da war ein Ichabod, ein Joſua, ein Moſes, ein Kaleb; eine Sarah, eine Rebecca. Dazwiſchen die Würze einiger angelſächſiſcher Namen, wie Edith und Edward. Zwei der kleinen Mädchen waren nach Landesbrauch auf den Namen von Verwandten und Hausfreunden getauft und wurden auch im gewöhnlichen Geſpräch Eliza Hardiman und Mary Jane Diron genannt; nur daß der Name der letztern, den ſie von Mrs. Danforth's Vater hatte, für den häuslichen Gebrauch doch etwas zu lang befunden ward, weshalb man das allerliebſte kleine Ding in der Familie Diry und in der Schule Diry Danforth nannte. Das kleinſte, obwol ſchon acht Monate alt, war noch gar nicht getauft; es war unter keinem andern Namen als „das Baby" bekannt, der in allen Familien Neu-Englands dem Jüngſten gebührt und in Scherz und Ernſt oft in ſpäte Jahre ſich hinüberzieht.

„Die drei älteſten Söhne, alle wackere Burſchen, waren ſchon vom Hauſe fort; der mittelſte, der Stolz der Mutter, ſtudirte in Yale-College und ſollte im nächſten Herbſt das Seminarium in Bangor beſuchen, um ſich zum Prediger auszubilden. Die Ausſicht, den Liebling bald in der Nähe zu haben, und die Hoffnung der Gemeinde, gelegentlich das Wort Gottes

von den geliebten Lippen verkünden zu hören, erfüllte die halberloſchenen Augen der Mutter mit Glanz und warf, wenn ſie davon ſprach, über ihr ganzes gemeſſenes, nur aus Blödigkeit kaltes Weſen einen Strahl von Liebes- und Lebenswärme. Von den beiden andern großen Söhnen bewirthſchaftete einer die Farm; der andere war in einem Ladengeſchäft in Boſton untergebracht. Es war weniger von ihnen die Rede.

„Des Hauſes eigentliche Zierde aber war der noch unter ſeinem Schutz weilende Haufen Kinder, von der älteſten Tochter von neunzehn Jahren an bis zu dem namenloſen vergötterten „Baby“ herab; alle wohlgebaut, blühend und mehr oder weniger geſcheidt; die kleinen Mädchen, fünf an der Zahl, klug und durchweg von einer gewiſſen wilden Anmuth beſeelt, ſchon übermüthig im Vorgefühl einſtiger Eroberungen; die Knaben kalt, entſchloſſen, praktiſch gewandt, Männer im Kleinen. Es war ergötzlich zu hören, wenn Joſua und Kaleb, von denen der Aeltere kaum das zwölfte Jahr hinter ſich hatte, beide aber ſchon eifrige Zeitungsleſer, ihre politiſchen Meinungen austauſchten, und der Aeltere für «Old Hiccory», der populäre Name General Jackſon's, der Jüngere für die Bank und Nicolaus Biddle argumentirte, den ſein Gegner mit dem Volkswitz «Old Nic» bezeichnete; ohne alle Leidenſchaft,

wie es ſchien, und mit einer in Jungen ihres Alters überraſchend ſcharfen Logik, bis auf einmal einer oder der andere mit geiſtigen Waffen nicht weiter konnte und dem Gegner einen Schlag verſetzte, worauf dann der Kampf in einer gewöhnlichen Jungenbalgerei endigte.

Uebrigens wurden die Knaben ſchon frühzeitig zur Höflichkeit und Rückſicht gegen die Schweſtern angehalten. Wenn in Deutſchland in heranwachſenden Familien in bürgerlichen Verhältniſſen nur zu häufig die Schweſtern die Brüder bedienen, bei Tiſche aufwarten und ſich hin und her ſchicken laſſen müſſen, ſo war es hier vielmehr der umgekehrte Fall. Die Knaben wurden zu kleinen Botſchaften nach der Küche gebraucht; einer derſelben mußte die Waſſergläſer füllen und ein anderer das Brot herumgeben; traf unvermuthet ein Gaſt ein, ſo daß der Tiſch überfüllt ſchien, ſo wurden ein paar Knaben an ein Nebentiſchchen verwieſen, während die kleinen Mädchen ihre Plätze behaupteten. Dies Verhältniß geht in den Vereinigten Staaten durch alle Claſſen der Geſellſchaft; die Mädchen wachſen in dem Bewußtſein heran, in der Höflichkeit und rückſichtsvollen Behandlung der Männer eine ſichere und willige Stütze ihrer Schwäche zu finden; ohne Zweifel iſt es zum Theil dies Bewußtſein, was ſchon früh ihnen das Linkiſche, Verlegene,

Ungefügige abstreift, was häufig die jungen Mädchen anderer Nationen, besonders unter den arbeitenden Classen verunziert. Gibt doch nichts auf der Welt uns ein sichereres, freieres Auftreten, als die Ueberzeugung, der Hochachtung unserer Umgebungen gewiß zu sein.

„Europäische Reisende haben häufig schon Anstoß an der übertriebenen Artigkeit der Amerikaner gegen ihre Frauenzimmer, besonders aber an der Anmaßung genommen, mit welcher sie von diesen letztern als ihr Recht gefodert wird. Mag sein, daß einige davon sich wie verzogene Kinder betragen. Ich selbst habe sie gewisse Höflichkeiten, die kein besonderes Opfer erheischen, ohne Dank, als ihr Gebühr annehmen und sogar solche, die mit einer kleinen Aufopferung verbunden waren, wie z. B. das Abtreten eines guten Platzes, nur mit einem gnädigen Kopfnicken belohnen sehen. In Neuyork saß ich einmal an einem heißen Tage mit mehren Männern im Omnibus, als zwei geputzte Damen von mittlerm Alter einstiegen, die, statt sich sogleich auf die leergelassene Bank zu setzen, die mit Sonne bedeckt war, am Eintritt stehen blieben und mit langen Blicken die Reihe Herren maßen, welche im Schatten saßen. Eine zufällige Unachtsamkeit wollte, daß keiner davon sich rührte und seinen Platz anbot.

Die Damen mußten ſich, naſerümpfend und einander Blicke zuwerfend, in die Sonne ſetzen und trugen Sorge, indem die eine der andern Rücken mit verdoppelten Shawls und Taſchentüchern bedeckte, das rohe Geſchlecht gegenüber auf ſeine Unterlaſſungsſünden aufmerkſam zu machen."

„Vielleicht", ſagte Klotilde, „waren es eben die Anſprüche, welche ſie ſo zur Schau trugen, welche die Männer beſtimmten, diesmal nicht die gewöhnliche Galanterie zu üben."

„Mag ſein", erwiderte Hubert; „wenigſtens weiß ich, daß ihr Betragen mich meinen Platz ungeſtört behaupten ließ. Die Amerikaner aber ſind gewohnt, ſelbſt die übertriebenen Anmaßungen der Frauen mit lächelnder Nachſicht zu betrachten. Die öffentlichen weiblichen Emancipationsverſuche z. B., die, außer unter einigen verdrehten Köpfen, unter den Männern Europas mit Widerwillen und Unmuth aufgenommen wurden, haben in Amerika nie andere Empfindungen als gutmüthigen Spott erregt. Uebrigens brauchteſt du ein Wort, was nicht ganz ſtatthaft ſcheint, liebſte Klotilde. Die Verehrung, welche der Amerikaner dem weiblichen Geſchlecht beweiſt, ſollte nicht Galanterie genannt werden. Ihr liegt vielmehr die ſchützende Schonung des Stärkern für den Schwächern zu

Grunde; ſie hat, bei aller Höflichkeit, etwas von Herablaſſung. An der bloßen Art und Weiſe, wie der Amerikaner einer Dame ſeinen Arm bietet, mag eine Frau fühlen, daß er ſich nicht eine Gunſt erbittet, ſondern ihr vielmehr eine Stütze, einen Schutz anbietet. Eben weil die Hochachtung, die er den Frauen zeigt, nicht Galanterie iſt, breitet ſie ſich nicht allein über alle Alter, ſondern auch über alle Claſſen der Geſellſchaft aus. Der ariſtokratiſchſte Dandy behandelt ſeine Wäſcherin, ſein Dienſtmädchen mit ſchonender Höflichkeit und Würde zur Hülfe bereit ſein, im Fall er ſie z. B. einen Tiſch, einen Koffer, oder irgend etwas tragen ſähe, was er ihren Kräften nicht angemeſſen hielt. Galanterie iſt eine Blüte der verfeinernden Cultur; aber du findeſt unter den amerikaniſchen Ackerbauern und Holzhauern verhältnißmäßig die nämliche Höflichkeit und rückſichtsvolle Schonung gegen das weibliche Geſchlecht, welche die raffinirteſten Kreiſe der Seeſtädte ziert. Das Grundprincip dieſer Achtung iſt, daß ihnen, als den Schwächern, Zartern, Alles erſpart wird, was körperlich beſchwerlich, roh, ſchmutzig iſt, was ſie den öffentlichen Blicken ausſetzt, kurz Alles, was ſie herabzieht, was ihnen den Reiz des Geſchlechts, die zartere Weiblichkeit raubt. Der reiſende Amerikaner erſchrickt vor den

beutziehenden Weibern Europas, vor dem rohen Geschrei Waaren feilbietender Mädchen, vor den scheußlichen Gestalten der greisen Kohlenträgerinnen. Unter den Höferfrauen, die in den Seestädten auf offener Gasse mit Obst und Honigkuchen feil sitzen, findest du keine Amerikanerinnen. Nie erscheint eine Amerikanerin, sei sie auch noch so arm, auf der Straße, ohne den schützenden Hut. Feldarbeiten werden nie von Frauen verrichtet; Alles, was mit Lastentragen verwandt ist, bleibt ihnen erspart; die mahagonibraunen Backen, die herausgedrängten, breiten Schulterknochen unserer Bauerweiber wirst du umsonst hier suchen. In häuslicher Thätigkeit stehen die Amerikanerinnen der Dörfer und Landstädte den Frauen anderer Nationen, wenn ich höchstens die deutschen ausnehme, nicht nach. Waschen, kochen, backen, nähen, fegen und besonders die Pflege und der frühe Unterricht der Kinder beiderlei Geschlechts ist ihr Beruf; aber alle nach außen gerichtete Thätigkeit, Alles, was Körperkraft, was ein trotzbietendes Reiben mit der rohen Welt erfodert, gehört dem Manne an.

„Ich hege kaum einen Zweifel, daß diese edle, großmüthige Schonung des Weibes, in der die Amerikaner dem Engländer, welcher schon dem Deutschen darin zum Beispiel dienen könnte, so weit voran ge-

gangen, ihren Urſprung in den frühern Coloniſtenverhältniſſen hat. Das ganze ſiebzehnte Jahrhundert mußte vorübergehen, ehe die äußerlichen Geſchäfte, wie Feldarbeiten, Marktreiſen, Bauten und dergl. aufhörten, ohne einige Gefahr vor den Angriffen der Indianer verrichtet werden zu können. Die Häuſer ſtanden vereinzelt; ſelbſt die Aecker der nächſten Nachbarn waren oft viele Meilen von einander getrennt. Die Frauen blieben natürlich im Innern und bedurften, wenn ſie irgend eine äußerliche Thätigkeit übernahmen, immer des männlichen Schutzes.

Die Abhängigkeit, in welcher das weibliche Geſchlecht dadurch erhalten ward, war freilich ſeiner rechtlichen Stellung ſehr ungünſtig, denn wahrſcheinlich lag dieſelbe Urſache dem Umſtande zu Grunde, daß die alten engliſchen Geſetze, welche die natürlichen Menſchenrechte des weiblichen Geſchlechtes beſchränken, indem ſie die Ehegattin faſt für beſitz- und erwerbsunfähig erklären, ſich noch immer in den meiſten Staaten erhalten haben. Aber der Einfluß auf ſeine geſellſchaftliche Stellung war deſto günſtiger. Das Weib, mit je größerer Sorgfalt es gehütet, vor Gefahren geſchützt werden mußte, ward deſtomehr ein Gegenſtand der Verehrung; und da auch die Würde der äußern Haltung durch eine würdige Behandlung nur gefördert werden kann, ſo mußte

die natürliche Schönheit angloamerikaniſcher Frauen eben dadurch an ſittlicher Grazie noch gewinnen und demnach ſie in ihrer ehrenvollen Stellung befeſtigen."

„Wie gern hör' ich dir zu!" ſagte Klotilde. „Wie fein und ſcharf ſind deine Bemerkungen! — Dennoch, mich drängt es, mehr von dir ſelbſt, von deinem eigenen Ergehen zu erfahren. Jetzt erzähle mir vor Allem von dir wieder!"

Und vielleicht hat der Leſer, wenigſtens die Leſerin ſchon ein ähnliches Verlangen getragen; vielleicht hat ſie ſchon Hubert's Sichverlieren in allgemeinen Betrachtungen in einem der erſten Geſpräche mit ſeiner verlorenen Geliebten „unnatürlich" geſcholten. Darum wollen wir bemerken, daß wir die obigen Andeutungen keineswegs für den Inhalt eines einzigen Geſpräches, ſondern vielmehr für die Reſultate ſeiner Beobachtungen geben wollen, wie er ſie in mehren Unterredungen während ihres anfänglichen Zuſammenſeins der Gattin mittheilte. Hubert, mit einer ſcharfen Beobachtungsgabe ausgeſtattet, war übrigens zu philoſophiſch-dilatoriſchen Erklärungen geneigt, die ihn oft von ſeinem Gegenſtande ablenkten, und Klotilde, obwol ſie ihm mit innerm Wohlgefallen zuhörte, mußte ihn oft erinnern, zu ſeinem Hauptgegenſtand zurückzukommen.

Viertes Capitel.

Fortsetzung.

„Meine beiden Schulerinnen im Hause Aaron Danforth's", fuhr Hubert fort, „waren seine beiden ältesten Töchter, zwei reizende Mädchen im Knospenalter des Lebens. Die älteste, Ellen, die »Lehrerin«, bleich und angegriffen vom Ueberstudiren, mit großen schwarzen, forschenden Augen; die kleine, sechzehnjährige, eine hohe, aufgeschossene Gestalt, mit dem zartesten, lieblichsten Gesichtchen, von braunen Locken umflattert, und schon stark die Rivalin der Schwester. Auch ihnen fehlte es nicht an häuslicher Thätigkeit; denn den reichsten Familien auf dem Lande mangelt hier oft die Bedienung, besonders in Landestheilen, in welche noch wenig Einwanderer gedrungen, da unter den amerikanischen Farmerstöchtern nicht Arbeiten, wol aber Dienen für erniedrigend gilt, und sie lieber, weil ihnen die Stellung mehr »ladylike« vorkommt,

ſich ſchaarenweiſe nach Lowell oder in andere Fabriken begeben, wo ſie für beſtimmten Lohn eine ſtreng zugemeſſene, oft ſehr ſaure Arbeit zu verrichten haben, ſonſt aber vollkommen unabhängig ſind, als ſich zum häuslichen Dienſt in irgend einer reichern, ſich vornehmer haltenden Familie verdingen. Des Morgens fegten und bürſteten meine beiden Schönen die Zimmer; machten, was keine Kleinigkeit war, in ſämmtlichen Kammern die Betten und wuſchen das Frühſtücksgeſchirr. Dann kleideten ſie ſich an und waren, ein Buch, oder eine feine Näthere in der Hand, die vollkommenſten Dämchen, mit allen Airs, allen Capricen der Stadtſchönen, kaum durch etwas Anderes, als die rothern Wangen von ihnen zu unterſcheiden.

„Der Nachmittag war zum Stundengeben feſtgeſetzt. Beide meiner reizenden Schülerinnen zeigten großen Eifer und eine nichtzuſättigende Wißbegierde. Meine kurze Gegenwart ſollte gründlich benutzt, der kenntnißreiche Deutſche tüchtig ausgebeutet werden. Rebecca, die Jüngſte, ſpielte »Life let us cherish« *) und »God save the King« auf dem Clavier und wünſchte ſich nun in der Muſik zu vervollkommnen.

*) Das deutſche „Freut Euch des Lebens". Ein Lied, das in den Vereinigten Staaten kaum weniger populär iſt, als in ſeinem Vaterlande.

Wahrſcheinlich hatte der Vater plötzlich die Idee gefaßt, daß ich ſie in aller Geſchwindigkeit zur Muſiklehrerin ausbilden ſollte. Wenigſtens fragte er alle Abend, was Bedy gelernt? wie's mit der Muſik ſtehe? und ob ſie nun noch ein Stückchen ſpielen könne? — Er war reich; aber ſein Vermögen zerfiel in dreizehn, ja vielleicht, denn er war noch rüſtig genug, in zwanzig Theile. Daher war er weiſe genug, an die Verſorgung ſeiner Töchter zu denken, und wünſchte jede von ihnen zu einem Lebenserwerb befähigt zu ſehen. Doch ging der Plan der Benutzung nur von ihm aus. Die Töchter waren harmlos und zu jung um zu berechnen. Allein ſie betrachteten, nach amerikaniſcher Mädchenweiſe, jeden jungen Mann, der im Hauſe eingeführt ward, als ihr natürliches Eigenthum. Die guten Kinder nahmen daher auch die hauptſächlichſte Pflicht der Gaſtfreundſchaft über ſich und überſchütteten mich bald mit Güte, bald mit Anforderungen."

„Deine Lage war gefährlich", ſagte Klotilde, die lächelnd zugehört hatte. „Wie wurdeſt du aber mit zwei auf einmal fertig?"

„Es hätte ein ſchwieriger Punkt werden können, wenn ich mich, eine tiefe Melancholie und dein Bild im Herzen, nicht vollkommen paſſiv verhalten hätte. Ich konnte mir das zuvorkommende Weſen der lieben

Mädchen gern gefallen laſſen, da ich deutlich ſah, daß ihr Herz nichts damit zu thun hatte; theils intereſſirte ne der Fremde, der Unglückliche, theils wollten ſie gegen die Gefährtinnen gern ein wenig mit mir prahlen. Die Mutter hatte mir ein nettes Oberſtübchen angewieſen, in das ich mich gern nach den Stunden zurückzog. Allein kaum hatte ich die Thür zugemacht, als ſchon eins der kleinen Mädchen davorſtand und mit hellem Stimmchen rief: Mr. Hubert, Schweſter Becky wünſcht Sie ſpazieren zu fahren, um Ihnen die Gegend zu zeigen; oder: Schweſter Ellen hat die Pferde ſatteln laſſen, um mit Ihnen einen Ritt nach Pa's Farm zu machen. — Nur Abends hatte ich einige Ruhe. Dann kamen die »Beaux« d. h. die jungen Herren aus dem Dorfe, die jungen Damen zu beſuchen; die Mutter, nach der nicht einmal an der Thür gefragt worden war, zog ſich dann beſcheiden zurück. Bald war das Kokettiren, Lachen und Necken in vollem Gange und ich konnte umſomehr dann unvermerkt aus dem Zimmer ſchleichen, als das Beſuchzimmer, wie es bei amerikaniſchen Familien auf dem Lande, zumal im Sommer Sitte iſt, ſtets im Halbdunkel gehalten ward."

„Aber ſag' nur, lieber Sittenmaler", unterbrach ihn Mathilde, „wie du in ſo kurzer Zeit ſo viel und

genau haſt beobachten können? Dauerte denn dein Aufenthalt in Hallowel ſo lange?“

„Eine volle Woche. Ich kann kaum den Verdacht unterdrücken, daß Mr. Danforth die Antwort aus Neuyork künſtlich verzögerte, um mich etwas länger benutzen zu können. Auch dachte er wol, daß es mir nirgends wohler gehen könne, als in ſeinem Hauſe, und freute ſich aufrichtig, ſowie ſeine Gattin, meiner ſichtlichen Erholung und Geneſung während dieſer Woche. Ich hatte während derſelben an den bremiſchen Conſul in Neuyork ſowie an den Miteigenthümer des Schwanes in Neu-Orleans geſchrieben, verließ aber Hallowel, ehe ich eine Antwort erhalten konnte. Was übrigens meine Bemerkungen anbelangt, ſo mußt du bedenken, daß ich nun über ein Jahr im Lande bin und die frühern Beobachtungen habe completiren können. Der Eindruck, den ich gleich von vorn herein von der Geſellſchaft empfangen, wie ſie ſich charakteriſtiſch in dieſem jugendlichen Lande geſtaltet, iſt im Weſentlichen derſelbe geblieben. Sie hat etwas Friſches, Energiſches, wie das ganze Leben hier, ſie iſt unblaſirt. Die Intereſſen ſind, wenn auch nicht tief, aber wahr und lebendig, und das Neue, Abſonderliche, Aufregende trägt ungeprüft immer die Palme davon; denn die Kritik fehlt noch in dieſem jungen

Volke und hat seine Empfänglichkeit weder verfeinert, noch ertödtet.

„Es ist ein großer Irrthum der Europäer, das frische Gemüth des Amerikaners für unempfänglich für die Poesie und die schönen Künste zu halten. Wir haben uns an die von unsern Vorfahren ererbte Idee gewöhnt, die Amerikaner der Vereinigten Staaten für eine rührige, unternehmende, aber ausschließlich für materielle Interessen bewegte Nation zu erklären. Kein Urtheil kann ungerechter und einseitiger sein. Es ist unbedingt wahr, daß die materiellen Interessen vorherrschen und, wo es sich um das Aufblühen und den Wohlstand einer Nation handelt, auch vorherrschen müssen. Aber nur eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem wahren Stand der Dinge kann sie für die einzigen eines Staates halten, der so wesentlich nicht allein auf politischer, sondern auch auf religiöser Freiheit basirt ist. Mit wenigen Ausnahmen sind alle großartige Wohlthätigkeitsanstalten, alle höhere Bildungsanstalten, Universitäten, Bibliotheken, Sammlungen u. s. w. aus Privatmitteln gegründet; an den ausgedehnten christlichen Missionen, an der Thätigkeit der Bibelgesellschaften u. s. w. hat die Regierung keines einzigen der siebenundzwanzig Staaten Nordamerikas den geringsten Antheil. Alles ist durch

Privatgelder und aus der allgemeinen Theilnahme der Gesellschaft an diesen Dingen hervorgegangen. Kann man wol mit Recht die geistigen Interessen ausgeschlossen wähnen, wo solche Resultate so unwiderleglich sprechen?

„Es ist wahr, daß im Geiste des Amerikaners sich die Idee des Schönen und Großen vorzugsweise gern mit der irgend einer Anwendbarkeit, oder in andern Worten irgend eines praktischen Nutzens verbindet. Schon der Engländer, sein Stiefbruder, hat, im Vergleich mit dem Deutschen, eine utilitarische Richtung. Sehr natürlich läßt ihn der Amerikaner, der noch immer als Nation im Ringen begriffen ist und solche ungeheure Stoffe zu bewältigen hat, noch hinter sich. Ich habe auf den Gesichtern geistvoller Amerikaner eine fast an Abscheu grenzende Empörung gesehen, wenn ich ihnen neckend Tieck's barockklingende Sentenz citirte „Wann hat sich das Große und Schöne je so tief erniedrigt, um zu nützen?" Die speculative Philosophie wird in diesem Lande nie besonders tief Wurzel schlagen. Zwar hat sich in der bostoner Schule der Transscendentalisten seit einer Anzahl Jahre auch hier diese Blüte gezeigt, gleichsam um zu beweisen, daß dieser Boden universell und für alle Erzeugnisse empfänglich ist. Aber national werden

diese Ideen nie werden, ja es ist ergötzlich zu beobachten, in wie wenig Individuen sie sich rein erhalten, ohne nach irgend einer Seite hin eine praktische, oder gar utilitarische Richtung zu nehmen.

Aber darf diese entschieden praktische Tendenz der Gemüther als durchaus materiell und das Geistige zurückdrängend betrachtet werden? Stiftete Franke das Waisenhaus zu Halle aus materiellen Gründen, weil dasselbe nach allen Weltgegenden hin unberechenbaren praktischen Nutzen getragen? Beruht die Anlegung einer Akademie der Wissenschaften oder der schönen Künste auf materiellen Interessen, weil diese Institute den dabei angestellten Lehrern Brot geben und Drucker und Handwerker aller Art in Thätigkeit setzen? Ist ein Gemälde darum weniger geistig erzeugt, wenn der Künstler es auf Bestellung und für einen bestimmten Ort malt, und bei der Ausführung sich daran erfreut, daß bei dessen Anblick sich nicht allein Tausende daran ergötzen, sondern auch heiligen werden? Denn sicherlich dürfen die sittlichen Wirkungen eines Kunstwerkes nicht von dem praktischen Nutzen, den es für die Welt hat, ausgeschlossen werden.

„Es liegt in der Natur der Sache, daß eine demokratische Republik in sich selbst keine besondere Förderin der schönen Künste und Wissenschaft sein kann,

und wo eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung der Glücksgüter wenigſtens erſtrebt wird, die Mäcene nicht häufig ſein können; aber dies wird den wahren Genius nicht hindern ſich ſeinen Weg zu bahnen.

Was der Entwickelung der reinen Kunſt, und der edlern Literatur in Amerika viel mehr entgegenſteht, iſt theils die nationale Eigenliebe, die ſich überall ungeduldig hervordrängt und ſich in die erſten Reihen ſtellen möchte und daher das Mittelmäßige für etwas Großes ausgibt, um Andere zu beſtimmen, es für etwas Großes zu halten; theils iſt es eben die gänzliche Kritikloſigkeit, von der ich vorhin ſprach und die, wenn ſie als Kritelei glücklicherweiſe die Empfänglichkeit noch nicht ertödtet hat, auch noch keinen echten Kunſtſinn hat aufkommen laſſen. Für die bildenden Künſte ſind ſchon entſchiedene Talente unter den Amerikanern hervorgetreten; die ſtrahlende Reinheit der Atmoſphäre, die alle Formen der Natur mit beſonderer Klarheit und Schärfe hervortreten läßt, mag dieſen Sinn geweckt haben. Wie viele amerikaniſche Namen glänzen in der Galarie des Bildhauerkreiſes zu Rom! Und wie mancher wackere Landſchaftsmaler würde in Europa verdienten Ruhm erlangen! Allein die Kritik fehlt hier wie überall. Die mittelmäßigſten und die ſchönſten Gemälde werden mit gleichem Enthuſiasmus bewundert.

„Und ist es nicht ebenso in ihrer jungen Literatur? Auf dem Felde der Wissenschaft und Forschung sind zwar erst einzelne Stellen mit bedeutendem Erfolg von amerikanischen Händen bearbeitet worden. Allein was die Poesie anbetrifft, so kann nur die Unbekanntschaft mit deren poetischen Erzeugnissen die Europäer an deren Befähigung zweifeln lassen. Bryant, Longfellow, Whittier, Hawthorne sind Namen, die in jeder Literatur als bedeutend anerkannt werden würden *). Aber auch hier, wie in den wissenschaftlichen Bestrebungen, drängt sich dieselbe Anmaßung und die nämliche Kritiklosigkeit mit ihrer lauten, durch tausend Tagesblätter schreienden Stimme dazwischen, stellt dreist mit dem wahren Genius den bloßen glücklichen Tagesschriftsteller in eine R[illegible]e, den Arbeiter mit dem Forscher, den Versemacher mit dem Dichter und stößt mit gleich vollen Backen für beide in die Posaune des Ruhms. Solches übermäßiges Preisen allein flößt dem Ausländer ein gerechtes Mistrauen ein."

„Du mußt nicht vergessen", bemerkte Klotilde, „daß dies ein charakteristisches Kennzeichen der literarischen Entwickelungsperiode aller Nationen ist, die andere Völker, mit denen sie sich sonst vergleichen dürfen, in

*) Er hätte noch andere Namen nennen können; aber es mag an den obigen genug sein.

der Literatur vorausgeeilt ſehen. Denke nur daran, wie ungeduldig die Deutſchen waren, endlich auch einen Parnaß zu haben! Wie ſich einander die Schriftſteller der Periode, die Goethe die „des Hebens und Tragens" nennt, übermäßig prieſen! Wie ward der „deutſche Anakreon" überſchätzt! Und wie geneigt waren er und ſeine Genoſſen, Eichen- und Lorberkränze für jedes Haupt zu winden, das ſich um ſie bewarb!"

„Am auffallendſten", erwiderte Hubert, „zeigt ſich dieſer Mangel an Kritik in dem Geſchmack für Muſik, der ſich ohne Zweifel bei gänzlicher Productionsloſigkeit — denn einzelne Talente können nicht in Anſchlag gebracht werden — in der Nation verbreitet findet. Von den großen Seeſtädten kann hier nicht die Rede ſein; dort iſt der ausländiſche Einfluß überwiegend, und die Gegenwart einer bedeutenden Anzahl tüchtiger europäiſcher Künſtler kann nicht ohne Wirkung geblieben ſein. Indeſſen hat auch dort die tiefere, namentlich deutſche Muſik einen ſchweren Stand und kann in der faſhionabeln Welt nicht gegen die ſeichteſten italieniſchen Fanfaronaden aufkommen, unter den Maſſen aber noch viel weniger gegen einen nicht minder flachen, aber mehr ins Ohr fallenden Singſang, voller Reminiscenzen und ohne Seele und Charakter. Aber vollends die Muſik, die du im Innern

zu hören bekommst! Ich kann kaum ohne Lachen daran denken, an welcher Bärenmusik ich manchmal ganze Gesellschaften wahrhaft gebildeter Personen habe sich ergötzen sehen! Daß die Amerikaner keine Volkslieder haben, kann uns nicht überraschen; als englisches Geschlecht gehören ihnen die alten, vor dem siebzehnten Jahrhundert gedichteten Balladen so gut als diesen an; als selbständige Nation, ja selbst als Colonisten wurzelt ihre Vorzeit in einer Periode, die der Volkspoesie bereits entwachsen war, allein sie haben auch keinen Volksgesang. Der Arbeiter singt nicht bei seinem Tagwerk, der Schiffer nicht *) beim Rudern, der Soldat nicht auf dem Marsche, selbst die Kinderwärterin singt nicht immer; ich habe in mehren Fällen Kinder summend und schaukelnd in den Schlaf lullen sehen, weil ein absolutes Unvermögen des Gesanges stattfand."

„Aus dieser gänzlichen Abwesenheit des Musiksinnes", sagte Klotilde, „ist auch wol die seltsame Anwendung zu erklären, die sie in ihren Kirchen von unsern Melodien machen. Bei allem religiösen Gefühl scheint ihnen das Organ der Unterscheidung zu fehlen, in welchen Tönen allein die Seele sich zu Gott erhebt. Ich habe eine Musiksammlung ge-

*) Die Schiffer auf den Strömen Canadas, voyageurs genannt, die schöne Lieder haben, sind französischer Abkunft.

ſehen, in welcher unſern beliebteſten Melodien und ältern Opernarien, wie z. B.: «Bei Männern, welche Liebe fühlen», »Mich fliehen alle Freuden», «Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild» und dergleichen geiſtliche Texte untergelegt und Hymnen genannt waren. So durften ſie auch von der ſtrengſten Chriſtin am Sabbath geſungen werden. In den Kirchen hörſt du ganze fromme Gemeinden ſich an ähnlichen Melodien erbauen, und es iſt wörtlich wahr, daß ich einſt beim Herausgehen aus der Kirche nach beendigtem Gottesdienſt den Organiſten den kaum geſprochenen Segen, mit dem die Gemeinde entlaſſen ward, mit dem bekannten: «Steh' nur auf, ſteh' nur auf, du Schweizerbub!» bekräftigen hörte!"

„Vortrefflich", rief Hubert lachend. „Aber jetzt möchte ich, wie du vorhin mir, dir zu bedenken geben, daß ſowol bei der erſten Einführung des Chriſtenthums, als ſpäter im Zeitalter der Reformation auch viele unſerer herrlichſten Kirchenlieder auf ähnliche Weiſe entſtanden ſind.

„Doch bleiben unſere Bemerkungen darum nicht weniger wahr. In Amerika ſind nur die vollſtändig europäiſirten Individuen muſikaliſch; daher dem gebildeten Reiſenden, der nur die höhere Geſellſchaft kennen lernt, auch dieſer Mangel nicht beſonders auffallen

wird. Dieſer Geſellſchaft verleihen die Frauen immer eine gewiſſe Anmuth. In keinem Lande der Welt findet man mehr Schönheit unter der weiblichen Jugend, die freilich nur zu raſch, mit dem zarten Blütenalter dahinwelkt, dann aber auch dafür — wenigſtens im Innern des Landes — ſich ausſchließlich dem häuslichen Kreis widmet, der Kinderſtube, der Küche, dem Nähtiſch und als geiſtiges Lebenselement — der Kirche.

„Den amerikaniſchen Frauen im allgemeinen fehlt es nicht an Takt und Geſchick und ſie eignen ſich ohne Mühe einen gewiſſen, leichten, bequemen Ton an. Wo aber Männer mit im Spiele ſind, wird eine gewiſſe eckige Steifheit nicht leicht zu vermeiden, eine gewiſſe Abſichtlichkeit nicht leicht zu verkennen ſein. Der Amerikaner beſucht nicht ohne Eifer und Pflichttreue die Verſammlungen gewiſſer, um beſtimmter Zwecke willen geſchloſſener Geſellſchaften; oder er beſucht ſie, weil er eigens eingeladen iſt; oder weil er nicht unhöflich erſcheinen möchte; oder, wenn er jung iſt und vielleicht ans Heirathen denkt, um hübſche Mädchen zu ſehen. Aber er beſucht ſeine Freunde nicht leicht, wie der Deutſche, blos um ſich mit Freunden behaglich zu fühlen. Dazu hat er zu viel zu thun. Die vom Geſchäft erübrigte Zeit gehört wie billig der

eigenen Familie. Und als Hausvater ist der Amerikaner unendlich schätzenswerth. - Clubs, Ressourcen, Casinos, diese Ableiter der edlern häuslichen Geselligkeit, sind im Innern des Landes gänzlich unbekannt, und wo dergleichen Gesellschaften in den Seestädten sich finden, sind sie nur Hülfsmittel für junge, unverheirathete Männer, die des Familienlebens entbehren müssen, oder der verhältnißmäßig nur geringen Anzahl alter Hagestolzen. Um seiner häuslichen Tugenden willen werden wir den Amerikaner hochachten, werden wir ihn lieben müssen.

„Die Unbehülflichkeit des Amerikaners in der Gesellschaft, bei seiner ausgezeichneten Gewandtheit in Allem, was Geschäft ist, gereicht jener natürlich nicht zum Vortheil. Die Einführung einer gewissen Etikette — eine Pflanze von englischem Samen und Aufwuchs — ist ihm daher von großer Hülfe. Die Gesellschaft ist in diesem jungen Lande bei weitem strengern Regeln unterworfen, als bei uns, wo selbst vornehme Kreise sich gern einen gemüthlichen, bequemen Anstrich geben mögen. Der Amerikaner, wenn er zur guten Gesellschaft gerechnet werden will, unterwirft sich einem gewissen Codex, der ihm genau sagt, wann er im Frack und weißer Weste erscheinen muß, wann er einer Dame den Arm zu bieten hat, wie bald er eine Visite

erwidern muß und dergleichen äußerliche Dinge mehr. Aber dies wird dem geſelligen Leben zwar einen gewiſſen Anſtand, aber ſicherlich ihm weder Intereſſe, noch Behaglichkeit geben. Von der Langweiligkeit, Nüchternheit und Trockenheit der Alltagsunterhaltungen in dieſem Lande kann ſich weder der lebhafte Franzoſe, noch der mittheilſame Deutſche, der ſo geneigt iſt ſein individuelles Innere herauszukehren, einen rechten Begriff machen. Nur der Engländer vermag es vielleicht.

„Wenn dies beſonders den Männern zum Vorwurf gereicht, ſo bezieht ſich dagegen ein anderer charakteriſtiſcher Hauptzug der Geſellſchaft in den Vereinigten Staaten in gleichem Maße auf beide Geſchlechter. Und hier wirſt du ganz mit mir übereinſtimmen. Ich meine den entſchiedenen Mangel an Pietät, der ſich in allen Verhältniſſen zeigt; in Nichtachtung der Autoritäten nicht weniger als in der des Alters.

„Die reißenden Fortſchritte des Jahrhunderts an Bildung, Aufklärung und Schulweisheit haben die Jugend in manchen Stücken dem Alter weit vorausgeführt. Dieſe Vorzüge ſind das Streben und der Stolz der liebenden Eltern, die ſie oft mit den ſchwerſten Opfern erkaufen. Ihren Kindern «eine Erziehung zu geben», wie es genannt wird, und ſie dadurch zu

befähigen, ſich dem Höchſten gleich zu ſtellen, iſt beſonders der Ehrgeiz jeder neuengliſchen Mutter. Der Vortheil einer regelmäßigen Schulbildung wird in allen Claſſen der Geſellſchaft ſo lebhaft empfunden, daß die Fälle ſehr häufig vorkommen, daß herangewachſene Mädchen, deren Unterricht in der Jugend der Armuth der Eltern wegen vernachläſſigt worden, einige Jahre lang ſich zum häuslichen Dienſt entſchließen, oder noch häufiger, daß ſie eine Zeit lang in einer Fabrik arbeiten, um ſich eine kleine Summe Geldes zu erwerben, die Koſten eines ein- oder zweijährigen Beſuches eines «young Ladies Academy» oder «young Ladies Seminary» zu decken und ſo eines höhern Unterrichts theilhaftig zu werden.

„Die ſo erlangten Vorzüge ſind übrigens oft genug nur ſcheinbar. Denn der Verſtand der Eltern iſt meiſt nicht weniger tüchtig entwickelt, der Charakter nicht weniger ſelbſtändig ausgebildet, wenn ſchon die Schulkenntniſſe mangeln und die Manieren der heutigen Generation gewandter und glätter geworden. Ich zweifle aber, ob die Jugend dies immer richtig erkennt. Ich habe ein artiges Beiſpiel eines ſolchen Verhältniſſes erlebt, das du immerhin als charakteriſtiſch annehmen magſt.

„Ein reizendes Mädchen in Neuyork, deren Schweſter mit einem dort lebenden Deutſchen verheirathet iſt,

war nur dort im Hause ein oder zwei Mal begegnet. Als ich, wie dies die Sitte will, sie eines Abends zu Hause bringe, fodert sie mich auf sie zu besuchen. Ich gehe nach einigen Tagen hin, treffe sie allein und sitze und plaudere mit ihr ein Weilchen, ohne daß die Mutter zum Vorschein kommt. Darin sieht hier niemand etwas Besonderes, und die strengste Sitte wird so pünktlich beobachtet, als säßen zehn Mütter als Ehrenwachen dabei. Bald darauf folgt eine Einladung zu einer Abendgesellschaft, in einem eigenhändigen, zierlichen Billet der Schönen und blos in ihrem Namen ausgestellt. Diesmal ist die Mutter gegenwärtig, vermuthlich um die Erfrischungen zu besorgen. Ich wende mich natürlich zuerst an sie. Ich erhalte ziemlich einsylbige Antworten, wenig über ein »Yes, Sir« und »No, Sir« hinaus. Aber ihre Trockenheit ist mit einem durchaus würdigen Anstand gepaart. Bald darauf aber tritt die Tochter heran. »Entschuldigen Sie meine Mutter«, sagt sie mit vollkommener Unbefangenheit; »sie ist wenig an Gesellschaft gewohnt, und besonders fühlt sie sich mit einem Ausländer verlegen.«

„Das ist ein starkes Beispiel", versetzte Klotilde mit entschiedenem Mißfallen.

„Ich glaube gern, daß du den Zug nicht oft so

ſtark aufgetragen findeſt. Dennoch bleibt es wahr: Amerika iſt das Land der Jugend, weil es das der Zukunft, das Land der Hoffnung iſt. Das Alter iſt hier abgeſetzt. Der einzige Zug, daß z. B. im Staate Neuyork ein Richter, wenn er ſechzig Jahr alt wird, ſein Amt niederlegen muß, ſpricht dies deutlich aus. Es hat ſich getroffen, daß ein Mann, der als Rechtskundiger zu den Leitſternen des ganzen Landes gehörte und ein halbes Leben durch mit dem höchſten Ruhm die Ehrenſtelle eines Kanzlers des Staates Neuyork bekleidet hatte, anerkannt im vollſten Beſitz ſeiner Geiſtes- und Körperkräfte das ſechzigſte Jahr erreichte. Aber das Geſetz ſprach gebieteriſch, er mußte ſeine Stelle aufgeben und einem Jüngern Platz machen.

„Aber nun laß mich zu meiner eigenen Geſchichte zurückkehren.

„Als endlich der Brief von Neuyork in Hallowel ankam, war große Beſtürzung im Hauſe und auch ich konnte nicht ohne Wehmuth von der trefflichen Familie ſcheiden, die dem armen Schiffbrüchigen ſolche Gaſtfreundſchaft bewieſen, wenn ſie auch einen echt nationalen Charakter angenommen hatte. Beſonders fühlte ich mich gegen die gute Mrs. Danforth dankbar, deren gütiger, anſpruchloſer Pflege und Fürſorge ich die Wiederherſtellung meiner Geſundheit verdankte.

Es versteht sich von selbst, daß ich für erhaltene Kost und Sachen jetzt doppelt zahlte, aber Mr. Danforth nahm nur Entschädigung für die Kleidungsstücke; die Kost, behauptete er, sei durch den Unterricht dreifach bezahlt worden. Er drang mir die zwölf Dollars wieder auf, worauf ich in einen Goldschmiedladen ging und dafür ein hübsches Armband für Ellen und eine Tuchnadel für die Kleine kaufte, die freudig angenommen wurden."

„Fahre nur fort", sagte Klotilde lächelnd; „bis jetzt bin ich noch nicht eifersüchtig; aber nimm dich in Acht, daß du dich aus den kommenden Ereignissen auch so rein ziehest."

„Ich eilte nun wie auf den Flügeln des Windes nach Neuyork. Hier erfuhr ich von dem Consul von Bremen, daß ihm ganz vor kurzem die erste Kunde von dem Schicksal des Schwanes geworden. Ein einziger Matrose, ein mächtiger Schwimmer, habe sich aus dem langen Boot gerettet, indem er nach langem Umhertreiben auf den Wellen von Fischern eines Eilandes an der Küste von Georgien aufgenommen worden sei. Nachdem er sich hinreichend erholt, hatte er einem bremer Haus in Savannah einen Bericht des Unfalls gemacht, das die Nachricht dem Consul, sowie dem Miteigenthümer des verunglückten Schiffes

in Neu-Orleans sogleich mitgetheilt habe. Der gerettete Matrose hatte keinen Zweifel gehabt, daß er der einzige Ueberlebende sei. Als das lange Boot sank und er in das Wasser stürzte, kostete es ihm einige Zeit, sich von den Unglücklichen los zu machen, die sich im Vertrauen auf seine Kräfte und Kunst an ihn anzuhängen versuchten. Kaum hatte er sich befreit, als er sich nach dem andern Boote retten wollte, das gleich nach ihnen abgestoßen; aber es war keine Spur mehr von ihm zu sehen. Auch diese Unglücklichen waren, er war dessen gewiß, im Meere begraben.

„Der Consul zweifelte nicht daran. Von deinen Gefährten, meine Mathilde, hat, wie ich seitdem aus Neu-Orleans erfahren, nie einer etwas von sich hören lassen; die meisten waren Auswanderer, die wol im Süden irgendwo zurückgeblieben sind und sich ein neues Schicksal gebildet haben. Der Steuermann und die übrigen wenigen Seeleute, die auf eurem Boote waren, sind ohne Zweifel in St. Augustin, oder in einer sonstigen südlichen Hafenstadt bald wieder angeworben worden und halten es für zeitig genug, darüber Bericht zu geben, wenn sie von einer neuen Seereise glücklich zurückgekehrt sind.

„Der Schlag war zerschmetternd. Meine Hoffnung, daß du gerettet seiest, hatte nie geschwankt.

Ich war lange wie betäubt und noch immer nicht hoffnungslos. Nicht allein sandte ich durch die gelesensten Blätter der Union einen Aufruf an dich in den Worten: »F. H. lebt. Wo ist R. O?« mit einer Adresse an das Haus Schröter in Neuyork. Halbe Tage lang auch saß ich über Bergen von Zeitungen aus den Frühlingsmonaten, sah sie mit einer Geduld durch, die sonst mir wenig natürlich ist, nach einem Wort, nach einer Nachricht spähend, die mir auf die Spur hülfe, dich wiederzufinden. Daß du mich für todt halten würdest, wußt' ich, denn ich war vor deinen Augen versunken. Nur ein Wunder hatte mir übernatürliche Kräfte gegeben. Aber du konntest gerettet sein. Ein Irrthum des von Angst verwirrten Seemannes war möglich. Wo wir eigentlich Schiffbruch gelitten, weiß ich nicht zu sagen. Er hat die Breite von Charlestown, also ungefähr den dreiunddreißigsten Grad angegeben, wahrscheinlich um das Wunder zu erhöhen, daß er sich durch Schwimmen bis an die georgische Küste gerettet hat. Ich bin überzeugt, daß wir bei weitem südlicher von unserm Unglück heimgesucht werden. Nur nach Florida wähnt' ich dich nicht verschlagen. Was meine Freunde von charlestowner oder Savannah-Blättern nur immer auftreiben konnten, sah ich gewissenhaft durch. Auch schrieben diese Freunde

nach jenen beiden Orten, obwol, wie ich sah, mit geringer Hoffnung des Erfolgs und nur um mich zu beruhigen. Zum Unglück war mir der Name des Hauses, auf das deine Wechsel lauteten, gänzlich entfallen. Du sagst, es war zusammengebrochen; aber dennoch hätte mir dies vielleicht einen Weg eröffnet, von Alonzo's Anfrage deinetwegen zu erfahren. Von Zeit zu Zeit erneut' ich meinen Aufruf. Daß er stets ungehört blieb, gab mir endlich die zerreißende Gewißheit deines Todes."

„Deine Anzeigen, armer Hubert", sagte Klotilde, „fielen in eine Zeit, wo ich selbst in tiefster Abgeschlossenheit lebte; Alonzo war mit den drohenden Seminolenanfällen beschäftigt und las wol die neuyorker Blätter nur unregelmäßig oder flüchtig. Sein Aufruf an dich aber ward unmittelbar nach unserer Trennung wahrscheinlich in die St. Augustiner oder andere südliche Blätter gerückt; denn, warst du gerettet, so mußtest du, aller menschlichen Berechnung nach, in der Nähe sein. Daß die Vorsehung dich nach Maine verschlagen, war mehr, als Menschenweisheit ahnen konnte! Diese Provinzialblätter aber sind wol nie nach Neuyork gekommen!"

„Ich war schon zwei Wochen im Besitz meiner mir aus Deutschland gesandten Papiere; aber jene

Nachforschungen hatten mich so ausschließlich beschäftigt, daß ich mir noch nicht die Zeit genommen hatte, sie durchzusehen, oder nur einmal auszupacken. An einem melancholischen Nachmittag endlich eröffne ich das Kistchen. Ich übersehe flüchtig und nicht ohne tiefe Rührung einige Briefe meines Vaters, einige strategische Aufsätze von seiner Hand und dergleichen. Auf einmal liegt ein dünnes Päckchen in Briefformat vor mir, darauf die Adresse: An meinen Sohn, im Fall er nach Amerika gehen sollte; nur dort zu eröffnen.

„Ich stutze. Was kann dies bedeuten? Nicht ohne einen geheimen Schauer erbrech' ich das Siegel. Ich ahnete dunkel, daß mir ein neuer Schmerz bevorstand. Dennoch zögert' ich nicht. Mir war so unbeschreiblich traurig zu Muthe, daß ich mich fast sehnte, den Kelch auszuleeren. Nur auf diesen Schmerz war ich nicht vorbereitet."

„Was ist dir, geliebter Hubert, du entfärbst dich! Was war des Briefes Inhalt, mein theurer Freund?"

„Du sollst es erfahren, liebe Klotilde", erwiderte Hubert. „Jetzt laß mich weiter gehen, bis der rechte Zeitpunkt kommt, dir den Brief selbst mitzutheilen. Hier ist er", fuhr er fort, ihn aus seinem Taschen-

buch nehmend, das mehre Briefe enthielt, und ihn auf den Tisch vor sich hinlegend.

„Ich war bleich und elend und die steigende Hitze des Sommers warf mich vollends ganz darnieder. Unter den Deutschen in Neuyork, die sich an mich angeschlossen, war ein Arzt, der wahrhaften Antheil an mir nahm. Dieser drang in mich, in eins der benachbarten Seebäder zu gehen, von denen er Stärkung für mich hoffte. Aber mich ekelte vor der fashionabeln Menge, die jetzt dahinströmte. Da schlug mir ein Pole, mit dem ich oft zusammengetroffen, ein Mensch von entschiedenem Werth, vor, mit ihm zu einem Farmer in Rockaway am Südstrande von Long Island zu gehen, wo er schon den vorigen Sommer erträglich und mit geringen Kosten zugebracht hatte. Ich nahm den Vorschlag an. Hier, liebe Klotilde, lernt' ich Virginien kennen."

Klotilde hatte Hubert's Erzählung mit seelenvoller Aufmerksamkeit angehört. Jetzt aber überflog ein sanftes Roth ihr Gesicht, und ein gewisser gespannter Blick schien anzudeuten, daß ihr Herz bei dem Gegenstand mehr als gewöhnlich interessirt war.

„Es war eine Art von melancholischem Vergnügen, Tage lang am Strande auf der festen, weißen Sandbahn zu wandeln, die sich zwischen dem knöchel-

tiefen, losen Sandmeere der Insel und dem offenen Ocean wie eine glänzende Brücke hinstreckt; eine Art von reizender Selbstqual am Ufer zu liegen, bis die andringenden Wogen mich weiter und weiter ins Land trieben, und in den Aufruhr des Elements hinauszuschauen, das ganze Entsetzen wieder und wieder im Geiste durchzuleben und — in Schmerz zu vergehen! Wenn's draußen tobte und wüthete und der unbändige Sturm die Luft durchpeitschte, ward mir wohl, und ich konnte zum Weltmeer sagen: Ich verachte deine Wuth. Nicht deine Leidenschaft, dein Toben hat sie mir geraubt. Glatt und heimtückisch nahmst du sie auf und verschlangst die köstliche Perle. Die Last war dir zu schwer zu tragen; gleichgültig ließest du sie fallen.

„Auch mein Freund hatte tief gelitten. Er war verbannt wie ich und hatte Alles verloren. Oft saßen wir zusammen auf einem der Balken, die hier und da das Meer ausgespieen, Trümmer eines Wrackes, an welche sich vielleicht die Hand eines Schiffbrüchigen lange verzweifelnd festgehalten hatte, bis seine Kraft brach — wir saßen und schauten in die unendliche Flut hinaus, saßen in stundenlangem, tagelangem Schweigen. Dann kam wol von Zeit zu Zeit ein Haufen Herren und Damen aus dem Pavillon vorbei, dem eigentlichen Sitz der Modewelt in Rockaway;

ſie ſpazierten lachend, ſchäkernd den Strand auf und ab. Oſicki *), der in ſeinen Tagen des Glanzes viel in der großen Welt geweſen, bemerkte zuerſt, wie die Schönen mit uns kokettirten. Sie fingen dicht hinter uns an, franzöſiſch zu ſprechen, daß wir verſtehen ſollten, was ſie ſprachen; drückten Entzücken über das Meer, den Sonnenuntergang aus und dergleichen Albernheiten mehr. Mir war es läſtig. Den Grafen beluſtigte das Ding; er knüpfte wirklich eine Bekanntſchaft an, doch vermied er im Pavillon zu erſcheinen, weil ſeine Kleidung nicht zu der dortigen Eleganz paßte. Denn er war in den drückendſten Umſtänden.

„Eines Tages ſaß ich einſam am Meere, als ein Trupp lauter, faſhionabler Schönen ſich es beikommen ließ, in meiner unmittelbaren Nähe Muſcheln und flache, bunte Steinchen zu ſammeln, wie ſie das Meer hier mitunter auswirft. Ich ſtand auf und wollte mich eben wegbegeben, als eine von ihnen, eine ſchlanke, ſtolze Geſtalt, die mir, ihrer großen Schönheit und ihrer prächtigen, herausfordernden Anzen wegen, ſchon beim Begegnen aufgefallen, auf mich zuſchritt und mich mit ſieggewohntem Lächeln anredete. Was wir ſprachen, iſt mir gänzlich entfallen; ich glaube nicht,

*) Erich Oſicki.

daß ich mich auf das beste aus der Sache zog. Ich bin von Natur etwas blöde mit Frauen, und das dreiste zuvorkommende Wesen dieses reizenden und offenbar vornehmen Mädchens brachte mich vollends außer aller Fassung. Sie war nicht zudringlich. Sie benahm sich wie eine Königin, die gewiß ist, daß die Gunstbezeigungen, zu denen sie sich herabläßt, Entzücken erregen. Ich hielt mich soviel als möglich zurück und ward dem frühverwöhnten und stolzen Herzen des schönen Mädchens ohne Zweifel nur interessanter.

„Das ging eine Weile so fort. Nun hatte unser Farmer außer uns noch andere Kostgänger. Ein junger Mensch aus Neuyork putzte sich Abends bestens heraus und besuchte seine reichern Bekanntinnen im Pavillon. »Warum kommen Sie nicht zuweilen mit mir nach dem Pavillon?« fragte mich einst der fade Stutzer, mit dem ich nie vorher ein Wort gesprochen. »Die schöne Miß Castleton hat schon ein paar Mal angelegentlich nach Ihnen gefragt.«

„Castleton! Der Name traf mich wie ein Donnerschlag! Warum, wird dieser Brief dir sagen. »Wer ist sie?« fragte ich gezwungen. »Ich kenne sie nicht.«

»Was!« rief jener. »Sie wollen die Belle von

Rockaway nicht kennen! Die reizende Miß Caſtleton von Südcarolina, mit der Sie am Strand lange Geſpräche gehabt? Es gibt noch eine kleinere Miß Caſtleton, Miß Sarah, aber die tanzt nicht und iſt nicht halb ſo ſchön. Sie gehört zu den Frommen. Ich glaube, es iſt eine Couſine. Warum kommen Sie nicht dahin? Ich bin bereit, Sie den Damen vorzuſtellen.»

„Ich nahm mich zuſammen. «Ich gehe nicht in Geſellſchaften», ſagte ich; «ich bin nicht wohl genug dazu.»

„Den andern Morgen redete mich der Narr über den Frühſtückstiſch an: «O, Herr Bergedorf!» — dieſer Brief wird dir auch ſagen, warum ich einen falſchen Namen angenommen — «Sie haben alle Urſache zu bedauern, daß Sie geſtern nicht mit mir gingen. Miß Caſtleton ſchickte eigen einen ihrer Verehrer zu mir, mich zu fragen, ob ich ihr vorgeſtellt zu ſein wünſchte? Ich hatte die Ehre, mit ihr zu tanzen. Sie iſt ein reizendes Geſchöpf. Sie fragte nach Ihnen. Die Damen hielten Sie auch für einen polniſchen Grafen. Sie heißen im Pavillon nur: die beiden polniſchen Grafen. Ich ſagte ihnen aber, daß Sie ein deutſcher Baron wären. Als die Damen hörten, daß ich die Ehre hätte, Ihr Freund zu ſein,

beauftragten ſie mich, Sie beide im Pavillon einzuführen.“

„Oſicki lachte. Ich hätte mir gern die Freundſchaft verboten. Am nämlichen Tage noch erhielt ich ein Billet von Virginien, das mich ſeltſam ergriff. Jetzt lies dieſen Brief!“

Hubert ſtand auf und ließ Klotilde allein.

Fünftes Capitel.

Der Brief.

Klotilde, in der äußersten Spannung, schlug das Papier auseinander und las:

Mein theurer Sohn!

In der letzten, traurigen Unterredung, die ich mit dir hatte, sagtest du, daß du fest entschlossen seiest, wenn deine Strafzeit vorüber, oder du durch eine sogenannte Begnadigung eher entlassen würdest, nach Amerika zu gehen. Ich konnte diesen Entschluß nur billigen und bin noch jetzt derselben Gesinnung. Denn Deutschland ist das Land der Knechtschaft; Jahre werden vergehen, ehe es anders wird. Eure unreifen Verschwörungen, euer jugendliches Aufbrausen, eure Gährungen, heute hier, morgen dort, machen das Uebel nur noch ärger. Nur wenn das ganze, einige Deutschland aufsteht, wird der Umschwung gelingen.

Aber ein halbes Jahrhundert kann hingehen, ehe die Frucht reif ist und, ohne unzeitiges, ungeduldiges Schütteln des Baumes, von selbst abfällt. Bis dahin sei das freie Amerika die Zuflucht der nach Freiheit Sehnsüchtigen.

Indessen macht mir dieser Plan eine Eröffnung zur schweren Pflicht, die ich dir bisher vorenthalten zu dürfen glaubte. Die Furcht, daß eine strafende Nemesis aus der üblen Saat noch üblere Frucht hervorlocken könnte, öffnet mir jetzt die Lippen.

Ja, ich fühle schon den Anfang ihres rastlosen Wirkens. Die Strafe ist streng, die den Vater zwingt, die eigene Blöße dem Sohne aufzudecken, der zu dem Reingewähnten verehrend hinaufsah. Verüble es mir darum nicht, daß ich auf dem Umschlag dieses Briefes deinem Namen die Worte zufüge: „nur in Amerika zu eröffnen"; daß ich mir das nicht nothwendige Uebel hier unten um so lieber erspare, je dringender ich schon seit Jahren fühle, daß ich dort oben, mag's mir auf Erden gegangen sein, wie es wolle, eine genaue Rechenschaft meiner Handlungen werde ablegen müssen.

Du weißt, mein Sohn, daß ich, als des corsischen Zwingherrn Gebot die deutsche Jugend mit nach Rußland schleppte, die Heimat, die zu seines elenden Bru-

ders zusammengepfuschtem Königreich gehörte, heimlich verließ und nach England entfloh. Seine Mutter förderte meine Flucht. Der bloße Gedanke, daß ich mit den Franzosen, daß ich gegen meine eigene Ueberzeugung fechten sollte, empörte ihre reine Seele. Ich war noch nicht volle drei Jahre mit ihr vermählt gewesen, ich liebte, ehrte, bewunderte sie, und dennoch fing der Zwang der Ehe, die Beschränkung des häuslichen Lebens mich schon unerträglich an zu drücken. Ich war unter Kriegsabenteuern, unter den blutigen Reibungen Siciliens, in den Stürmen des Guerillakrieges vom Jüngling zum Manne gereift. Bei Corunna ward ich am rechten Arme verwundet und, für einige Zeit wenigstens, kriegsunfähig gemacht. Ich beschloß die Gelegenheit wahrzunehmen, meine greisen Eltern in Deutschland noch einmal zu sehen, die sich umsonst nach dem Sohne, dem geliebten und verzogenen Spätling einer langjährigen Ehe, sehnten. Eben war der Friede mit Oestreich geschlossen und durch die schamlose Vermählung der Marie Louise bestätigt. Deutschland war äußerlich ruhig. Unter falschem Namen, mit dem erborgten Paß eines Kaufmannes gelangte ich glücklich zu meinen Eltern, die mich schon als todt betrauert hatten.

Die Freude der guten Alten rührte mich. Auf

einem benachbarten Gute wohnte der Vater deiner Mutter; ich lernte sie gleich nach meiner Ankunft kennen, denn es ward für den verlorenen Sohn mehr als ein gemästetes Kalb geschlachtet. Ich war der Mittelpunkt ihrer ländlichen Feste, die ohne die Beschäftigung meines Herzens, die die blonde, ernste Schönheit deiner Mutter mir gab, mir bald unerträglich leicht vorgekommen sein würden. Ich war nicht vierundzwanzig Jahre alt geworden, ohne die Freuden der Liebe genossen zu haben; unter feurigen Sicilianerinnen, unter leidenschaftlichen Spanierinnen war der leichtsinnige Jüngling durch manches Abenteuer, durch manche Schule gegangen. Die reine, stille, vollkommen deutsche Schönheit deiner Mutter war mir neu. Ich sah ihr anmutiges, rastloses Wirken, ihre häusliche Thätigkeit — ihre Mutter war todt, sie stand dem großen Haushalte vor —, es war eine Klugheit, eine Umsicht in Allem, was sie that, die in der Zwanzigjährigen mir als wahrhaft groß erschien. Sie hätte eine Fürstin sein sollen. Und dabei so mädchenhaft, so bescheiden! Wenn sie sprach, färbten sich die Rosen ihrer Wangen höher. Aus den blauen Augen blickte eine so heilige, ruhige, jungfräuliche Unschuld. Bisher hatt' ich allein die schwarzen Augen bewundert, diese blauen aber schienen dem

Manne ihrer Wahl einen Himmel von Liebe zu öffnen.

Ein gewöhnlicher Liebeshandel, das ſah ich bald, ließ ſich hier nicht anknüpfen. Und wirklich machte ich auch keinen Verſuch zu einem ſolchen; ſie war zu hehr, zu gut dazu. Ich ging ganz ohne Abſicht, ganz ohne Plan zu Werke, als ich einſt ihr gegenüber, von ihrer Anmuth hingeriſſen, in eine feurige Liebeserklärung ausbrach. Sie erröthete. „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen. Und die Macht ihrer ſittlichen Würde war ſo groß, daß ich nicht den Muth gehabt hätte, ſie wieder zu ſehen, ohne vorher mit ihrem Vater geſprochen zu haben. Ich war Bräutigam, ehe ich's mir verſah. Und ich bereut' es nicht. Ich ward ein glücklicher Ehemann, doppelt glücklich in der überſchwenglichen Seligkeit meiner Eltern.

Ich war in den Hafen gelangt. Deine Mutter war ganz die Frau, das Haus lieb, das Familienleben reizend zu machen. Ruhig, ſorglich, vollkommen geſund, gleichmüthig, anmuthig, bereitete ſie mir das ſchönſte, behaglichſte Stillleben. Deine Geburt erhöhte den Reiz deſſelben bedeutend; ſie gab unſern Tagen einen Duft von Poeſie — idylliſcher Poeſie in der That, und ungleich den feurigen Dithyramben einiger meiner frühern

Liebesabenteuer, ungleich den Romanzen meines Kriegerlebens — aber doch Poesie, die eine Weile die Nüchternheit meines sonstigen Lebens verschleierte.

Allmälig nur kam eine Art Ueberdruß über mich, eine gewisse geistige Langeweile, die bei dem Contrast meiner jetzigen Lage mit der Abwechselung, in der ich mich die verbergehenden fünf bis sechs Jahre meines Lebens befunden, sicherlich nicht unnatürlich war. Die stille Einförmigkeit, in der meine Tage dahinschlichen, paßte nicht für mein jugendliches Alter. Besonders war Etwas in der großen Regelmäßigkeit, in der ungemeinen Ordnungsliebe deiner Mutter, was mich drückte. Sie war nicht pedantisch; aber sie meinte, nur die größte Regelmäßigkeit könnte die häusliche Ordnung aufrechthalten, und wußte die Dienstboten zur genauesten Pünktlichkeit zu erziehen. Du wurdest nur zu bestimmten Stunden genährt; jedes Geschäft, jeder Genuß war an gewisse Tage, an gewisse Stunden gebunden. Der schönste Mondschein konnte sie Samstag Abends vergebens zum Spaziergange locken, wenn sie die Wochenrechnung abschloß; bei geselligen Freuden war sie eine besondere Freundin von Kränzchen, von solchen Zusammenkünften, die in regelmäßiger Reihe herumgingen; ihr schönes reiches Haar trug sie unabänderlich auf Eine Weise und wechselte über-

haupt in Farben und Kleidung wenig. Sie liebte es, Abends nach Tisch, wenn alle Geschäfte ruhten, meinen Erzählungen zuzuhören. Wie seelenvoll war dann ihr herrliches Auge auf mich gerichtet, wie belebt wurden ihre lieblichen Züge, indem sie mit Herz und Gedanken jedem meiner Worte folgte! Setzt' ich mich aber nach dem Frühstück zu ihr, wollt' ich ihr vorlesen, ihr erzählen, ehe sie das Haus bestellt, das Kind besorgt hatte, so war eine gewisse ängstliche Unruhe in ihr leicht zu erkennen, obwol sie zu liebevoll, vielleicht auch zu klug war, um mich zurückzuweisen. Es war an kein Hingeben, an kein Vergessen zu denken, bis die rechte Stunde geschlagen.

Es lag in diesem Leben für mich etwas Erstarrendes, Ertödtendes. Ich konnte ihre Morgenstunden in Anspruch nehmen, in bloßem Aerger. Ich konnte sie halbe Stunden mit der Mahlzeit warten lassen, blos weil es mich verdroß, daß über zwei Jahre lang jeden Tag genau zwei Minuten vor zwei Uhr der Bediente mit der Meldung vor mir stand, daß das Essen auf dem Tische sei. Ich schlug kleine Reisen vor, um nur etwas Abwechselung in unser ewiges Einerlei zu bringen. Sie entschloß sich nicht gern dazu; indessen reiste sie ein paar Mal aus Gefälligkeit mit mir, bis sie von neuem in eine Lage kam, die es ihr unbequem

machte. Allein gaben mir die kleinen Ausflüge, auf enen ich ſtets die mir zwar liebgewordene, aber doch immer fühlbare Kette mitzuſchleppen hatte, wenig Befriedigung.

Ich weiß nicht, was am Ende daraus geworden ware, wenn nicht einige außer aller Berechnung ſtehende Umſtände mir unverhofft fortgeholfen. Die weſtphäliſche Armee ward auf den Kriegsfuß geſetzt, um Bonaparte Rußland erobern zu helfen. Man hatte ausgefunden, daß ich engliſcher Officier geweſen. Man wollte wiſſen, daß ich noch immer mit England in Verbindung ſtehe. Um den Verdacht abzuwenden, ſchlug man mir vor, ſolle ich in weſtphäliſche Dienſte gehen. Man wollte mich als Major anſtellen. Man ward dringend; ich ſah, der ausgeſprochene Verdacht diente nur als Vorwand, mich zu beſtimmen. Zuletzt blieb mir nur die Wahl zwiſchen dem verhaßten Kriegsdienſt, der Feſtung oder — der Flucht. Mit deiner Mutter Bewilligung wählt' ich das Letzte.

Es that mir weh, ſie in einer ſolchen Lage zu verlaſſen. Aber ſie war heldenmüthig bei aller Weiblichkeit des Gefühls. Frauen dieſer Art, von ſelbſtſtändigem Geiſte, ohne Leidenſchaft, ohne Sinnlichkeit, an praktiſche Thätigkeit gewöhnt, werden am beſten ohne Männer fertig. Ihre Liebe findet Nahrung in

den Kindern, ihre Activität in der Besorgung des Haushalts und in der Vermögensverwaltung. Ich ging nach England, das damals durch das verrufene Continentalsystem wie abgesperrt war. Wir konnten uns nur selten schreiben; bald führte mich das Schicksal noch weiter von ihr fort.

Ich hatte gleich nach meiner Ankunft wieder Dienste genommen; denn der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten war soeben erklärt und Amerika mit seinem frischen, kräftigen Leben war längst das Ziel meiner Wünsche gewesen. Aber das Regiment, bei welchem ich Captain geworden, ward ganz unerwarteterweise statt nach Amerika nach Ostindien commandirt. Ich ließ es mir gefallen. Zwei Jahre des wildesten Lebens flogen dahin. Von meinen Abenteuern dort habe ich oft den begierig lauschenden Knaben unterhalten; sie gehören nicht hierher. Als die Kunde des deutschen Freiheitskrieges zu mir drang, erwachte lebhaft die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Ich nahm den Abschied; aber bei meiner Ankunft in England war eben der Pariser Friede geschlossen; ungefähr gleichzeitig der von Gent, der, wenigstens für den Augenblick, dem Kriege in Amerika ein Ende machte, wie jener dem in Europa.

Jetzt erst, mein Sohn, beginnt meine Schuld.

Meine Pflicht, ich war es mir bewußt, rief mich zu meinem Weibe, zu meinen Kindern zurück. Aber das ist die Gefahr einer herumschweifenden, ereignißvollen, unbändigen Lebensart, daß sie den Sinn für die edlern Freuden der Seele tödtet. Dem Menschen erscheinen lebhaft gefühlte Uebel beim Rückblick auf dieselben gewöhnlich viel geringer, als er sie in der Gegenwart empfunden. Ich aber war mir der Schwere meiner Ketten erst ganz bewußt geworden, seitdem ich sie abgeschüttelt; denn der Liebreiz deiner Mutter, ihre Güte, ihre hohe sittliche Würde ließ sie mir, so lange ich gefangen war, oft nur als Rosenketten erscheinen. Sollte ich sie mir nun freiwillig wieder anlegen lassen, freiwillig, noch in der Fülle der Jugendkraft, wieder in das mit Blumen ausgehängte Gefängniß zurückkehren? Ich vermochte es nicht; wenigstens nicht, bis der Wunsch meiner Jugend erfüllt, bis ich Amerika gesehen.

Noch standen britische Truppen in Amerika. Es gelang mir, als Courier und Ueberbringer von Staffetten an General Drummond geschickt zu werden. Unterdessen ward im Februar 1815 der Friede ratificirt; die Truppen kehrten zurück; ich blieb auf Urlaub in den Vereinigten Staaten und befriedigte meine Neugierde, war als britischer Officier dort wohl an-

geſchrieben und als Deutſcher ein vorurtheilsloſer Beobachter. Doch kannten nur Wenige meinen Urſprung. Ich hatte, als ich zuerſt in Sicilien diente, mir die Verwandlung meines Namens Hubert in Uberto gefallen laſſen. Dieſer Name hatte im ſpaniſchen Kriege im Heere einen guten Klang bekommen und ich hatte ihn darum, als ich zum zweiten Mal der engliſchen Fahne folgte, von neuem angenommen. Man hieß mich Major Uberto.

Unterdeſſen hatten die heroiſchen Indianerſtämme in Florida wieder angefangen, ſich feindlich zu regen. General Jackſon ward beordert, Truppen gegen ſie zuſammenzuziehen, und mir kam die Luſt an, mich unter dem Helden von Neuorleans zu verſuchen. Ich ſchloß mich als Volontair ſeinem kleinen Heere an. Die Miliz von Georgien ward aufgerufen und die wilden Seminolen zogen ſich vor den Maſſen in ihre Sumpfwälder zurück. So war fürs Erſte nicht viel zu thun.

Es war mir daher ganz recht, als ich beordert ward, mit meinem Bataillon die Amelieninſel in Beſitz zu nehmen. Dies Eiland, in der Mündung des St. Marienfluſſes, nahe der ſüdlichen Grenze Georgiens, war nämlich von einem Haufen Abenteurer im Namen einer der losgeriſſenen ſpaniſchen Colonien beſetzt und

die Fahne von Neu-Granada und Venezuela dort aufgepflanzt worden. Die Vereinigten Staaten aber, die eben mit der spanischen Regierung über die Abtretung von Florida in Unterhandlung standen, durften keine Zeit versäumen, ihren Anspruch an diese Insel, die von jeher zu den Floridas gehört, geltend zu machen.

Es gelang uns leicht, das Raubgesindel zu zerstreuen. Aber nicht so leicht war es, den Haß der Einwohner zu besiegen. Es hatte sich eine stolze, königliche Frau auf der Insel niedergelassen, von spanischer Abkunft, die, obwol einem Anglo-Amerikaner vermählt, die Nation ihres Gatten verabscheute. Donna Lucia Losada Castleton — dies war ihr Name — haßte uns als Feinde und verachtete uns als Ketzer; in ohnmächtiger Wuth konnte sie nichts thun, uns zu schaden, als unsere Langeweile mehren, indem sie uns ihr Haus, das einzige vornehme in Fernandina, dem Hauptorte der Insel, hartnäckig verschloß, und nichts thun uns zu kränken, als, wenn sie uns beim Spazierenreiten am Strande begegnete, giftige Blicke auf uns zu schleudern. Der alten Dame Wuth belustigte die Jüngern unter uns. Wir suchten sie auf, um sie durch unsere Zudringlichkeit zu ärgern. Mehr aber noch wünschten wir ihr zu begegnen, weil ein wunder-

liebliches Kind ſie täglich begleitete, eine nur eben erſchloſſene Knospe voll Glut und Duft, ihre junge Tochter, die vor kurzem aus dem Kloſter heimgekehrt war und den Freuden der Welt mit verwunderten, erwartungsvollen Blicken entgegenſchaute. Auch in der Kirche ſah ich das reizende Weſen täglich in der Morgenmeſſe und außerdem wiederholt an den unzähligen Feiertagen des Landes. Sie wußte geſchickt den Schleier für einen Augenblick zu heben und in dem einen glühenden, halb fragenden, halb antwortenden Blicke mehr zu ſagen, als Andere bei ſtundenlangem Anſchauen. Aber nicht lange ſollte es beim bloßen Sehen bleiben.

Des Gärtners Frau, die mit ihrer Familie am hintern Ende des Gartens wohnte, war die Amme Joſephens geweſen. Es war eine ſchlanke, noch ziemlich junge Meſtizin mit ſchmachtendem, verlangendem Blick, die die Freuden der Liebe zu gründlich durchgekoſtet hatte, um nicht auch ihrem Lieblinge einen kleinen Vorſchmack davon zu gönnen. Ich machte beim Nachhauſegehen aus der Kirche am Vorabende eines großen Feſtes mit ihr Bekanntſchaft und empfahl mich ihr durch das Geſchenk eines Armbandes von bunten Steinen, das ich ſie am morgenden Feiertage zu tragen bat; dies gewann mir ihr Herz auf

einmal. Denn die Putzsucht der Südländerinnen, besonders aber der farbigen und gemischten Racen, überschreitet alle Grenzen, und die Befriedigung dieser Leidenschaft ist das sicherste Mittel, sie zu gewinnen. Sie ladete mich, ohne daß eine weitere Verständigung nöthig gewesen, auf morgen früh zu sich ein; „um mir Blumen zum Strauß zu holen", sagte sie.

Das Gärtnerhäuschen hatte einen Ausgang auf eine hintere Gasse, die von dem Wohnhaus der Donna Lucia nicht übersehen werden konnte, da dasselbe nach zweckmäßiger südlicher Bauweise auf der Sonnenseite ganz ohne Fenster war. Ich fand mich auf dem mir angewiesenen hintern Wege zu rechter Zeit ein. Das schönste Bild bot sich mir dar. Die Gärtnerburschen hatten eben die frisch abgeschnittenen Blumen hereingebracht und die mächtigen Körbe auf der Veranda ausgeleert. In den buntesten Farben und glänzend im Morgenthau breitete sich der duftige Teppich zu den Füßen der reizenden Josephe aus, die in leichtem weißen Morgenkleide auf einem niedern Sessel, den Schoos bedeckt mit Blumen, mitten darunter saß. Es war ein bezaubernder Anblick. Zum ersten Male sah ich sie ganz ohne Schleier. Sie war gekommen, um sich selbst die schönsten Blumen auszusuchen und der Heiligen, deren Fest sie heute feierten, einen Strauß

darzubringen. Ich blieb entzückt stehen, im Anschauen verloren, die Reize des lieblichen Bildes in mich trinkend.

Sie erschrak, als sie mich sah. Die kluge Amme hatte sie nicht vorbereitet. Das Spanische war mir vertraut wie meine Muttersprache, aber ich brauchte keine geringe Beredtsamkeit, um sie zum Sprechen zu bewegen. Denn ihre Lippen waren viel schüchterner als ihre Augen. Ueberhaupt war eine wunderbare Mischung in diesem süßen jungen Geschöpf von klösterlicher Scheu und Lüsternheit nach den Früchten des Lebens; die volle, zehrende Glut der Spanierin und die schmachtende, wollüstige, hingebende Weichheit der Creolin. Dies war die erste einer Reihe von Zusammenkünften; zuerst nur sparsam, denn die Stunden mußten abgepaßt werden, in welchen der alte Gärtner im entferntesten Theile des Gartens beschäftigt war, und nur auf Augenblicke, denn so lange der Tag dauerte, war Gefahr der Entdeckung da.

Vielleicht war es mein böser Genius oder gewiß der Josephens, welcher Donna Lucia, die inzwischen immerfort Intriguen gegen uns schmiedete, den Einfall eingab, den alten Gärtner, zu dem sie besonderes Zutrauen hatte, zu einer Botschaft an den Gouverneur von St. Augustin zu gebrauchen. Dies gab uns die

Abende sei. So braute sich diese Giftmischerin selbst ihr Verderben.

Josephe mußte sich stets auf der Mutter Befehl zeitig niederlegen; diese selbst kam gewöhnlich noch am Abend herein in ihre Kammer, nachdem die Tochter sich schon mit einem Handkuß beurlaubt, examinirte sie, ob sie ihre Gebete gehörig verrichtet, und blies, nachdem sich jene zu Bett gelegt, das Licht aus. Dann zog sie sich in ihr eigenes Zimmer zurück, das sie selten vor dem Morgen wieder verließ. Dies war für das ganze Haus das Signal zur vollkommenen Stille.

Nun erhob sich Josephe, warf die schwarzseidene Mantille über das Nachtkleid und schlich sich auf den Zehen hinaus in den Garten. Noch seh' ich sie, wie sie im warmen Helldunkel südlicher Nächte, bebend zwischen Scheu und Verlangen, unter den Orangenbäumen daher geschwebt kam, von Blütenduft umweht, dem umbüschten Sommerhause zu, wo die sehnsüchtigen Arme der Liebe sie empfingen. Arme Josephe!

Du errätst das Uebrige. Josephe war in Verzweiflung. Sie zu beruhigen, ließ ich durch einen verlaufenen spanischen Priester, den die Abenteurer, die wir vertrieben, zurückgelassen, sie mir antrauen. Ja, Franz, ich that es! Ich that den Schritt, der

mich vor der Welt, vor dem Geſetz zum Ehebrecher ſtempelt. Aber vor dem Richter Da oben war ich es längſt ſchon geweſen, war ich es geworden, als ich deine tugendhafte Mutter verließ.

Einige Zeit darauf bekam ich Befehl, mich von Amelia-Eiland nach Weſtflorida zu begeben. Jackſon hatte Penſacola beſetzt; die Coloniſten von ſpaniſchem Blut ſtanden mit den Seminolen in geheimem Bündniß, und unſere Truppen kamen endlich wieder zu einiger Thätigkeit. Ich ging mit ſchwerem Herzen und hätte mein halbes Leben darum gegeben, wenn ich die letzten fünf oder ſechs Monate hätte zurückrufen können. Ich ließ einen Diener zurück, der mit der Amme in Verbindung blieb, um durch ſie Nachrichten von Joſephen zu erhalten. Bald meldete er mir, daß die Mutter den Zuſtand des armen Geſchöpfs entdeckt, daß die Furie in eine grenzenloſe Wuth gerathen, die Tochter bei Waſſer und Brot eingeſperrt halte und ſie körperlich mishandle. Ich mußte ſie retten. Nichts blieb übrig als eine Entführung, die durch Liſt gelang.

Joſephe war durch die grauſame Behandlung ihrer Mutter in einen entſetzlichen Zuſtand gerathen, ihre an ſich ſchon geringen Geiſteskräfte waren dadurch vollkommen verwirrt; ſie bedurfte zur Heilung der ganzen Fülle der Liebe, aber meine Liebe ward

bald bloßes Mitleid. Sie lebte als meine Gemahlin beinahe zwei Jahre in Penſacola, gebar mir einen Sohn und noch nicht ein volles Jahr darauf eine Tochter, und hing mit einer ſich täglich erhöhenden, zehrenden, wahnſinnigen Leidenſchaft an mir. Sie bewachte meine Schritte, verfolgte mich mit eiferſüchtigem Mistrauen, überſchüttete mich mit vorwurfsvollen Klagen, kurz that Alles, ſich mir läſtig und das Leben mir zur Hölle zu machen.

Was aber ganz insbeſondere dazu beitrug, mich zu quälen, war, daß ihr Gewiſſen ſich darüber zu regen anfing, daß ſie ſich einem Ketzer ergeben, und daß ſie, wie ihr wahrſcheinlich irgend ein verwünſchter Pfaffe in den Kopf geſetzt, den Himmel durch meine Bekehrung zu verſöhnen hoffte. Sie ließ mir mit bigoten Verfolgungen Tag und Nacht keine Ruhe; ſie bewachte in Todesangſt jeden Biſſen Fleiſch, den ich am Freitag aß, heftete mir heimlich ein Kreuz in die Kleidungsſtücke, und dergleichen Abſurditäten mehr. Aber ſie begnügte ſich nicht damit; ſie ſchickte mir auch einen Prieſter über den Hals, dem ſie mehr Ueberredungskunſt zutraute als ſich ſelbſt, und hätte es ohne Zweifel wiederholt, wenn ich ihn nicht das erſte Mal auf eine Weiſe aus meiner Thür geworfen hätte, die ihm die Luſt nahm, ſich wieder einzufinden.

Am meiſten hoffte ſie jedoch von einem wunderthätigen Muttergottesbilde, aus Elfenbein geſchnitzt, das ſeit Jahrhunderten in der Familie ihrer Mutter geweſen und dieſelbe zu großer Heiligkeit gebracht hatte. Im Glauben, daß dieſe Heiligkeit mit dem Beſitz zuſammenhinge, drang ſie das kleine Kunſtwerk mir auf. Es war unter meinen Sachen, als ich ſie verließ; das einzige Andenken, das ich noch von ihr beſitze.

Ja, ich war furchtbar geſtraft. Dieſe zwei Jahre waren die unglücklichſten meines Lebens. Wie ein Heiligenbild ſtand Tag und Nacht deiner Mutter Geſtalt vor meiner Seele, nicht vorwurfsvoll, aber ſtill, mitleidig, mit dem reinen ernſten Blick mich anſchauend und mir zuflüſternd: Armer, was haſt du gethan! Du haſt mit eigener, unvorſichtiger Hand dein Paradies zertrümmert! — Selbſt ihre kleinen Eigenheiten, die mich ſonſt in meiner blinden Unvernunft ungeduldig gemacht, lernt' ich jetzt bewundern und lieben, jetzt, wo meine Häuslichkeit durch die entgegengeſetzten Eigenſchaften, durch Unordnung, Verwüſtung, Planloſigkeit, Saloperie die unbehaglichſte und widerlichſte ward. Wie ungeduldig ſehnt' ich mich bei Joſephens kindiſchem Geſchwätz, bei den unvernünftigen Aeußerungen ihres ganz unentwickelten Geiſtes nach den herzlichen, verſtändigen, theilnahmvollen Geſprächen

meiner deutſchen Gattin; wie brünſtig aus Joſephens glühenden Umarmungen nach ihrer ſelbſtverleugnenden, keuſchen, zärtlichen Liebe!

Sie war gerächt: Ich war grenzenlos elend! Im Grunde hatte ich ſie immer in einem Winkel des Herzens mit mir getragen. Ich hatte ein Miniaturbild von ihr, das ſie als Braut darſtellte. Ich hatte es ſeiner leichtern Tragbarkeit wegen, ſtatt eines ſpätern größern Bildes mit mir genommen, und es war mir gelungen, es durch alle Kriegsſtürme und abenteuerliche Fahrten mir zu retten. Dies Bild entdeckte Joſephe einſt bei mir. Sie ſah in ihrem Mangel an Nachdenken es für das einer gleichzeitigen Nebenbuhlerin an, überhäufte mich mit Vorwürfen und erfüllte meine Bruſt mit kalter, bitterer Verachtung. Ich nahm das Bild aus ihrer Hand und ſagte ſchonungslos, indem ich abwechſelnd den Blick auf die ſtillen, ruhigen Züge desſelben und auf ihr eigenes zornglühendes Geſicht, in ihr wuthblitzendes Auge richtete: „Signora, Ihr bietet mir jetzt in der That einen ſo vollkommenen Contraſt, daß ich nur bedauern muß, daß ich kein Maler bin, der Himmel und Hölle malen darf. Hier", fuhr ich mit grenzenloſer Bitterkeit fort, indem ich auf das Bild deutete, „wäre mir ein vollkommenes Vorbild für die Engel, die den Himmel bewohnen; wenn ich auf Euch blicke — —"

Sie ließ mich nicht ausreden. In Verwünschungen sich ergießend, riß sie mir das Bild aus der Hand, schleuderte es auf den Boden und zerstampfte es in sinnloser Wuth. Dies nahm auch mir alle Fassung. Ich war grausam. Ich sagte ihr, daß das Original des Bildes lebe und meine rechtmäßige Gattin sei, daß ich nur ihr gehöre, ihr selbst aber, Josephen, unter einem falschen Namen angetraut sei. Ich entdeckte ihr, daß ich Hubert hieße, und daß Hubert's einzige, rechtmäßige Gattin im fernen Europa wohne, sie selbst aber in verbrecherischer Bigamie an ein Scheinbild vermählt sei.

Die Wirkung dieser unseligen Worte war fürchterlich. Sie stand wie vom Donner gerührt und war lange wie betäubt. Ich fürchtete sie getödtet zu haben. Im Laufe der folgenden Tage, als nach dem Sturm eine Windstille der Ermattung folgte und ich sie mit Jammer in einem gänzlich trostlosen Zustande sah, sucht' ich lange vergeblich die Härte meiner unvorsichtigen Worte zu mildern. Ich sagte ihr, ich glaube, ich wisse, meine erste Gattin sei todt; ich zeigte ihr eine Liebe, die ich nicht empfand, nur um sie zu beruhigen. Endlich that sie, als glaube sie mir. Aber sie blieb höchst unglücklich.

Und doch war ich noch unglücklicher. Dazu kam,

daß ich ſeit geraumer Zeit dieſes grauſamen, reſultatloſen Seminolengemetzels überdrüſſig war, und mich dringend aus dieſem ungeſunden und mehr als halbbarbariſchen Lande fortſehnte. Ich hätte den Zuſtand längſt nicht mehr ausgehalten. Aber was ſollte ich mit dem bedauerungswürdigen Weibe anfangen, wo ſie laſſen, ohne Schutz und Zuflucht? Sie war wie ein hilfloſes Kind! Ihrer Mutter ſie zu übergeben, wäre die größte Grauſamkeit geweſen. Ihr Vater aber, ein gütiger Mann, war ſchon ſeit mehren Jahren in Europa, ich glaube als Geſandter in Spanien.

Auf einmal, als unſer jüngſtes Kind eben drei Monate alt war, las ich in den Zeitungen, daß Mr. William Caſtleton in Neuyork gelandet und nach Waſhington abgegangen ſei, um von da ſeine Ländereien in Florida zu beſuchen. Mein Entſchluß war gefaßt. Ich reichte heimlich meine Dimiſſion ein, ließ Joſephen Alles von Geld und Geldeswerth, was ich möglicherweiſe entbehren konnte, und ging auf einem ſüdamerikaniſchen Handelsſchiffe, das eben in See ſtach, nach Veracruz, von dort nach Peru, wo ich unter dem edeln Bolivar Columbia noch vollends von der ſpaniſchen Mönchsherrſchaft befreien half. Von meinem vertrauten Diener, der ſich bei Talahaſſe als Ackerbauer angeſiedelt, erfuhr ich ſpäter, daß Joſephe

den Namen Castleton wieder angenommen und in ein Kloster gegangen, meinen Kindern aber die ganze Fürsorge des liebenden Großvaters zu Theil würde. Ohne Zweifel sind sie, dieselben von der Großmutter zu entfernen, in der Familie des ältesten Bruders Josephens, Richard Castleton, der nachher wiederholt Senator und Gouverneur von Südcarolina gewesen, erzogen worden und haben der besten Pflege genossen.

Wenigstens wünsch' ich, dies mir so denken zu können; denn erfahren habe ich nie wieder etwas über sie. Mehre Briefe, an den Farmer von Talahasse gerichtet, sind ohne Antwort geblieben; wahrscheinlich ist er todt oder nach dem fernen Westen ausgewandert. Er war der Einzige, der um mein Geheimniß wußte.

Unter allen den Kriegsstürmen fand mein Herz keine Ruhe. Ich sehnte mich nach dem Hafen und hatte den Muth, zu meinem verlassenen Weibe, zu meinen verlassenen Kindern zurückzukehren. Ihre unbeschreibliche Güte häufte glühende Kohlen auf mein schuldiges Haupt. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen. Ich fühlte mich wie der Sünder, der vor dem Heiligenbilde kniet; er empfindet seine ganze Schuld, aber ohne die Beschämung, die nur in Menschennähe ihn demüthigt. Ich lebte so glücklich unter euch, als nur ein Schuldiger sein kann. Nach drei Jahren

ſtarb ſie, ein verklärtes Lächeln auf den Lippen; ich war es mir heimlich bewußt, wenn auch kein Menſch ſonſt es ahnete, daß der Wurm des Grames ihre Jugendblüte heimlich zernagt hatte.

Die äußern Verhältniſſe des betrogenen, ewig ſtrebenden, verlangenden, nie handelnden Deutſchlands ekelten mich an; nur die befriedigende Entwickelung meiner Kinder gewährte mir Troſt. Deine Schweſter ähnelte ihrer gemeſſenen, praktiſchen Natur nach der Mutter; aber wie dein eigenes innerliches Weſen, die feſſelloſe, poetiſche Tendenz deines Innern, ſich durch alle Schranken einer geregelten, ſtricten, planmäßigen Erziehung brach, ſah ich oft mit ergebenem Lächeln. Der Mutter ſtrenger moraliſcher Sinn und des Vaters freier Geiſt kamen in dir zur wohlthätigen Vereinigung.

Das harte Verdammungsurtheil, das gegen dich geſprochen ward, war der ſchwerſte Schlag, der mich hätte treffen können. Ich billige deinen Entſchluß, ſobald es dir vergönnt iſt, nach Amerika auszuwandern; aber dieſer macht mir die Enthüllung meines Geheimniſſes zur Pflicht. Es iſt nicht gerade wahrſcheinlich, aber möglich, daß du dort mit deinem Bruder, deiner Schweſter zuſammentriffſt. Deines Bruders Name war Alonze, der deiner Schweſter Virginia; erſterer nach

dem mütterlichen Großvater, letzterer nach der väterlichen Großmutter Josephens angenommen. Vielleicht haben sie nie den wahren Namen deines und ihres Vaters erfahren; möglich aber doch, daß er ihnen mitgetheilt worden. Nenne dich daher lieber dort nach unserm Gute Bergedorf, d. i. Hubert von Bergedorf. Es mag dazu beitragen, den Schleier undurchdringlicher zu machen, der über der Vergangenheit ruht. Möge das Unheil, das ich gesäet, wenigstens nicht in Früchten aufgehen, die meinen eigenen Kindern verderblich werden könnten, während ich selbst mein schuldiges Haupt mit Unterwerfung einem gerechten, aber auch gnädigen Richter entgegentrage.

Sechstes Capitel.

Das Ende der Erzählung und noch zwei Briefe.

Nachdem Mathilde dieſen unheilvollen Brief geleſen, blieb ſie eine Zeit lang wie betäubt und ſtarrte auf die Schrift vor ſich hin. So ganz unerwartet kamen ihr die Aufſchlüſſe, die er ihr gab, daß ſie kaum glaubte ihren Augen trauen zu dürfen. Alonzo Hubert's Bruder! Jetzt ſtieg das Bild ihres erſten Erwachens aus tiefer Ohnmacht auf dieſem Continente vor ihrer Seele auf, als Alonzo, den Blick mitleidig auf ſie gerichtet, vor ihr ſtand, und ſie wähnte, Hubert, den Verlorenen, vor ſich zu ſehen! Wie oft auch nachher im Fieberwahnſinn hatten ſich ihr ſeine und Hubert's Züge verſchmolzen! Sie gedachte auch des Geheimniſſes, das, wie Alonzo ihr geſagt, über dem Tode ſeines Vaters ſchwebe, ſein ſchnelles Hinweggehen über die Umſtände ſeiner Geburt, die Melancholie, die ſich ſeiner bemäch

tigte, wenn er von ſeinem Vater ſprach. Ohne Zweifel ahnete, vielleicht wußte er, welcher Makel an ſeiner Exiſtenz haftete. Er, der Stolze, wie furchtbar bitter mußte er ihn empfinden! Er glaubte ſich von engliſcher Abkunft; Uberto, als engliſcher Officier, hatte für einen Engländer gegolten. Den rechten Namen deſſelben hatte er ohne Zweifel nie erfahren; der Name Deſſen, den ſie ſuchte und nach dem er zu ihrem Beſten vielfache Erkundigungen eingezogen, würde ihn ſonſt unangenehm berührt haben. Vielleicht hatte Joſephe ſelbſt dieſen Umſtand in ihrem furchtbaren Schrecken ganz überhört. Auch die lange Reue und Buße dieſer Unglücklichen ſchien nun beſſer erklärlich. „Wie wunderbar", rief Klotilde, „wie unverſtändlich ſind die Fügungen der Verſehung! O zeige mir den Weg, gütiger Gott, meinem theuern Gatten beizuſtehen, dieſe ſchwere Sünde ſeines Vaters abzubüßen!"

Hubert kam jetzt zurück mit trauriger Miene, wie er ſie verlaſſen. „Ja", ſagte er, „meine Klotilde, was war der Schmerz über meines Vaters Tod gegen den beim Leſen dieſes Briefes! Hätte ich ihn nie erbrochen! Hätte ich ſein reines Bild noch im Herzen! Ich würde es, dünkt mich, leichter tragen, wenn er noch lebte; aber an die Todten vor Allem müſſen wir mit reinem Gefühl denken können, um gern an ſie

zu denken!" Beide erleichterten ſich die Herzen durch ausführlicheres Geſpräch über die einzelnen Umſtände dieſer Ereigniſſe und des wunderbaren Verhängniſſes, das Klotilden an die nämliche Stätte geführt, Wohlthaten zu empfangen, über welche der Vater ihres Geliebten in leichtfertiger Sinnlichkeit ſolchen Unſegen ausgeſtreut. Dann fuhr Hubert in ſeiner Erzählung fort:

„Unter den Sachen, die meine Schweſter mir nachgeſchickt, befand ſich auch das elfenbeinerne Marienbild, von welchem der Brief ſpricht. Sie hatte am Sterbebette des Vaters geſtanden. Trotz der ſchweren Laſt, die er auf dem Herzen trug, hat er die Reiſe wie ein Held mit der vollkommenſten Faſſung angetreten, dem Unvermeidlichen mit einer Ergebung entgegengehend, die ihr Frommen ſonſt für euer ausſchließliches Vorrecht haltet. Bei den mündlichen Verfügungen, die er über ſeinen Nachlaß gemacht, hatte er auch dieſes Bildes gedacht und ſie angewieſen, mir daſſelbe, als zu dem bewußten Briefe gehörig, zu überlaſſen.

„Dies kleine Kunſtwerk iſt ein Familienſtück und eigens in Spanien für die Loſadas verfertigt. Das Familienwappen derſelben iſt wiederholt darauf angebracht, z. B. in einer kleinen Krone, welche das

Haupt der Königin des Himmels ſchmückt, in einer Agraffe, die ihren Mantel zuſammenhält, und ihr zu Füßen auf dem Poſtamente, auf dem ſie ſteht. Auf der Rückſeite deſſelben befindet ſich eine ſpätere Inſchrift, nämlich daß Annunciata Loſada, die älteſte Großtante Joſephens, die ſpäter in ein Kloſter ging und in den Geruch vorzüglicher Heiligkeit gekommen, dieſer letztern daſſelbe als Pathengeſchenk verehrt habe. Dies ſcheint erſt eingetragen zu ſein, als die unglückliche Joſephe das ſchützende Kloſter verließ und den Gefahren der Welt preisgegeben ward. Ohne Zweifel verſprach ſich die Ahne in ihrem frommen Wahne auf ihren Gatten mehr Wirkung als auf ſich ſelbſt.

„Du weißt nun, warum ich mich Bergedorf nannte und warum ich vor dem Namen Caſtleton erſchrak. Das Billet, das mir Virginia geſchrieben, war eine Aufforderung, ihr während ihres Aufenthaltes in Rockaway Unterricht in der deutſchen Sprache zu geben, die ſie unbeſchreiblich liebe und im Süden wenig Gelegenheit zu lernen habe. Ich war verwirrt. Aber der Vorſchlag machte beſonders darum einen heftigen Eindruck auf mich, als ich mir feſt einbildete, Virginia Caſtleton ſei — meine Schweſter.“

„Der Name täuſchte dich“, verſetzte Klotilde. „Deine und Alonzo's Schweſter, die, wie ich aus dem Briefe

ſehe, wie ſie, den Familiennamen Virginia führte, ſtarb als ſehr junges Kind."

„So erfuhr ich im Verlauf ſpäterer Geſpräche mit Virginien. Ihre gänzliche Verſchiedenheit von ihrer Schweſter Sarah in der äußern Erſcheinung ſowol, als in dem ganzen Weſen, hatte mich nur in der vorgefaßten Meinung beſtärkt, ſie ſeien nur Couſinen. Vielleicht mochte dieſer Umſtand meinem ganzen Weſen etwas Weiches, Gefühlverhaltenes geben, das Virginia nicht unnatürlich anders deutete. Vielleicht auch — mein Herz war unbeſchreiblich verwaiſt — —"

„Sprich weiter", ſagte Klotilde, die Augen auf den Boden geheftet.

„Geliebte Klotilde, ich brauche nicht vor dir zu erröthen. Ich will dich nicht täuſchen, will nicht ſagen, daß ich kalt und gefühllos das volle, heiße Herz zurückſtieß, das ein wunderſchönes Mädchen, ganz Glut, ganz Leben, mir mit einer Rückſichtsloſigkeit entgegenbrug, die durch das Bewußtſein, welche reiche, unſchätzbare Gabe ſie gebe, das Unweibliche, das Unzarte verlor. Ich hätte mehr als ein Menſch ſein müſſen, mich nicht davon bewegt zu fühlen."

„Sage mehr als ein Mann", unterbrach ihn Klotilde mit einem Lächeln, aus dem ſie vergeblich alle Bitterkeit zu verbannen ſtrebte.

„Vielleicht auch das", verſetzte er, indem er ſich bemühte ihre Hand zu faſſen, die ſie ihm unter einem Vorwande entzog. „Ich war in der gefährlichſten Lage. Allein mein Herz blieb dir treu, Klotilde. So lange ich bei Virginien war, ſo lange ich die Atmoſphäre ihrer Schönheit, ihrer — Liebe athmete, war ich, vielleicht darf ich es nicht leugnen, von einer Art Taumel ergriffen; aber wenn ich von ihr fort war, ſah ich nur dich, Klotilde, nur dein himmliſches, bleiches Geſicht, wie ich es zuletzt geſehen, in jener Nacht des Entſetzens!"

„Hubert", ſagte Klotilde bewegt, „du konnteſt nur als an eine Todte an mich denken. Ja, ich war todt für dich. Ich verzeihe dir, wenn du, der Ueberlebende, dich der Lebendigen zuwendeteſt, wenn du mit einem verwaiſten, verwitweten Herzen — ſie liebteſt."

„Klotilde", entgegnete er, „das Herz des Menſchen iſt ein unergründlicher Abgrund. Dennoch glaub' ich ſagen zu können: Ich liebte nur dich, Klotilde. Ja, ich wähnte dich todt; aber ich war noch nicht ohne eine ſchwache Hoffnung, ein Wunder könne dich mir gerettet haben; erſt im Laufe der Zeit erſtarb ſie ganz in meinem Herzen. Und dann — ich wollte dir treu ſein! Ich entſetzte mich vor dem Gedanken, daß du — für mich — im kalten Waſſergrabe liegen

ſollteſt, während ich, für den du Engel dich geopfert, den Kelch des vollſten Lebens in mich ſchlürfte. Ich riß mich los. Ich verließ Rockaway und nahm in ein paar flüchtigen Zeilen von Virginien Abſchied."

„Und als du ſie wiederſahſt, Hubert?"

„Ich geſtehe, ich war auf das äußerſte beſtürzt, als ſie auf dem Berge, von der Glut des Morgenroths umleuchtet und verklärt, plötzlich vor mir ſtand. Es war mir für ein paar Augenblicke, als ginge mir eine neue Lebensſonne auf, als hätte das Schickſal ſelbſt ſie mir wieder zugeführt. Wenn ich in meinem Herzen gegen dich geſündigt, Mathilde, ſo hab' ich es in dieſen Tagen! Sie hatte keinen Zweifel, daß ich ihr nachgefolgt; ſie war ſo glücklich, ſo ſiegesſicher, ſo — ſtrahlend von Selbſtgefühl und Wonne — —"

„Warſt du ihr nachgereiſt?"

„Nichts konnte zufälliger ſein, als mein Zuſammentreffen mit ihr. Die Seeluft hatte mich wenig gebeſſert. Mein mediciniſcher Freund ſchlug die Bergluft vor, und einer meiner deutſchen Bekannten in Neuwerk trug ſich mir zum Führer und Begleiter an. Beim Abſchied verſprach ich ihr zu ſchreiben und ſie bald wieder zu ſehen. Kaum aber war ich wieder ihres dringenden, verführeriſchen Einfluſſes ledig, als ich entſchieden fühlte, daß, ſelbſt wenn mein Herz frei

ware, es von allen Frauen der Erde ſich am wenigſten Virginien Caſtleton zuwenden dürfe. Hatte der Vater doch ſchon des Unſegens genug in dieſem Hauſe geſäet; ſollte auch der Sohn mit leichtſinniger Hand hier den giftigen Samen ausſtreuen? Ich ſchrieb ihr nicht, und der Winter verging, ohne daß ſie von mir hörte."

„Aber du kamſt nach Charlestown — —", ſagte Mathilde, leiſe erröthend.

„Du beklagſt das doch wol nicht, beſtes Herz?" fragte Hubert, lächelnd ihre Wange küſſend. „Ich kam, aber ohne den mindeſten Bezug auf Virginia. Ich erwartete nicht, ſie dort zu ſehen, die ſich in modiſchen Kreiſen bewegte, während meine Wirkſamkeit ganz wo anders lag. — Ich blieb den Winter über in Neuyork. Ich ſtudirte die Geſchichte, die Verfaſſung dieſes Landes. Seine Inſtitutionen intereſſirten mich; mehr als eine der andern erweckte die Sklavenfrage meine Theilnahme. Ich billigte das Treiben der Abolitioniſten nicht; ihre Sache war die meine, ihr Verfahren misfiel mir. Es ſchien leicht, im ſichern Norden zu declamiren und zu ſchimpfen, leicht, die armen Sklaven aufzuregen und ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen. Ich erkannte, daß der einzige richtige Weg, die Unglücklichen zu befreien, ſei, auf ihre Herren zu wirken.

„Ich hatte mit Atkinſon Bekanntſchaft gemacht, der ſich überzuvorkommend an mich anſchloß. Ich ſympathiſirte mehr mit ihm, als ich ihn, wie es ſchien, mitten in der Gefahr für ſich ſelbſt, thätig ſah, für einen Haufen Flüchtlinge den Weg in die Freiheit zu bahnen. Aber der Verdacht erwachte gegen ihn. Er glaubte ſich nicht mehr ſicher. Nachdem er künſtlich die Unglücklichen zum ganzen Bewußtſein ihrer Schmach gebracht, nachdem er ihnen die Thür der Hoffnung geöffnet, ſich ihrer Knechtſchaft zu entreißen; nachdem er ihren Durſt nach Freiheit bis zum Wahnſinn aufgeregt, ließ er ſie plötzlich im Stich. Er floh oder verbarg ſich. Da erbarmte es mich der Armen. Das Uebrige weißt du."

„Gutes Herz!" ſagte Klotilde mit einem Händedruck. „Und Virginia?"

„Ganz unerwartet erhielt ich einen Brief von ihr, der mich nach einem abgelegenen Orte der Vorſtadt beſtellte, wo wir vor Beobachtung ſicher waren. Hier ſah ich ſie wiederholt, in dichte Schleier gehüllt. Sie wollte, daß ich von meiner gefährlichen Wirkſamkeit abſtehen, daß ich ſie als ihr einſtiger Lehrer in ihrem Hauſe beſuchen ſolle. Sie ſagte mir, daß die Landesſitte ihr erlaube, mich täglich zu empfangen, ohne daß ihr Vater etwas davon erfahre; werde er aber

zufällig davon unterrichtet, so habe sie ein unabhängiges Vermögen; sie sei mündig- und könne handeln, ohne seine Meinung zu fragen, wenn sie es auch in andern Fällen immer vorziehen würde, seine Wünsche zu berücksichtigen.

„Es war mir nicht entgangen, daß die väterliche Gewalt in diesem Lande sich nicht weit erstreckt; darum ergriff ich das Letzte, indem ich ihr sagte: «Wollen Sie das, Virginia, so dürfen Sie nicht mir Ihre Gunst zuwenden. Ihr Vater ist mein Feind, muß es sein. Er kann mich nie in seinem Hause dulden. Ich kann Ihnen das nicht erklären; Sie müssen mir das auf mein Wort glauben.» Es war, als ob das mystische Dunkel, das mich umhüllte, mich ihrem romantisch überspannten Sinne nur noch interessanter machte. Aber vielleicht thu' ich ihr Unrecht. Es war das Ahnen meiner Gefahr, es war das Mitleid, das sie, edel und großmüthig wie sie sich stets mir gezeigt, fester an mich knüpfte. Sie hatte nur zu geben, zu opfern; sie durfte frei sprechen. Reich, verwöhnt, die angebetete Tochter des Hauses, der Stern ihrer geselligen Kreise, war sie bereit, dem armen Verbannten, dem unglücklichen Flüchtling Alles darzubringen, was sie hatte und war!"

Hubert war von der Erinnerung an das schöne,

liebende Mädchen lebhaft ergriffen. Er vergaß einen Augenblick lang Klotildens Gegenwart; er deckte die Augen mit der Hand, und ſeine junge Gattin war nicht herzlos, nicht ſelbſtiſch genug, um ihm zu zürnen, als ſie ſah, daß heiße Thränen durch die Finger drangen. Einige Augenblicke ſaßen ſie ſchweigend. Dann ſagte Klotilde leiſe, indem ſie ſeine andere Hand ergriff: „Hubert, auch ich habe dir Alles dargebracht, was ich habe und bin!“

Hubert ſammelte ſich ſchnell und drückte ſie an ſeine Bruſt. „Theuerſtes Weſen“, ſagte er, „und mögeſt du Alles, was ich bin und habe, dafür annehmen!“ Eine innige Umarmung beſiegelte den Austauſch.

Ob Klotilde ſich nach Hubert's Erzählung ganz beruhigt, ob ſie ſich durch dieſelbe ganz befriedigt fühlte? Wir wagen nicht, es zu entſcheiden; genug, daß ſie keine andere Empfindung gegen Hubert zeigte, als Liebe und Zärtlichkeit, und daß ſie, obwol ſie viel an Virginien dachte und ſich darnach ſehnte, von ihr zu hören, doch ſorgfältig vermied, von ihr zu ſprechen.

Die Liebenden blieben einige Wochen in Harrisburg, wo ſie ein angenehmes und billiges Koſthaus gefunden. Sie wünſchten ſich zu ſammeln und in

Ruhe einen neuen Lebensplan zu machen. Auch hatte Hubert nach Neuyork nach den Briefen geschrieben, die vielleicht unterdessen an ihn von Europa angekommen seien, sowie er auch Anweisung gab, die an Klotilden dorthin gesendeten derselben hierher nachzuschicken.

Nach einigem vergeblichen Harren kam auch endlich ein Paquet Briefe von dort an, auf deren einem Klotilde Sarah's Hand erkannte. Es war ein doppelter Brief. Die Einlage war von einer Jugendfreundin Klotildens aus Deutschland, an welche sie von Charlestown aus geschrieben. Die Freundin drückte ihr mit zärtlicher Theilnahme ihr Mitleid aus wegen der großen erlittenen Verluste, von denen sie nicht ahnete, daß der eine, größte ihr bereits durch Gottes Güte wieder ersetzt war. Sie erklärte ihr auch das unbegreifliche Schweigen des Landraths. Er hatte wenige Monat enach Klotildens Abreise und, noch ehe er von ihr Nachricht erhalten, einen Gesandtschaftsposten in Stockholm angenommen, von dort aus aber sich einer großen wissenschaftlichen Reiseexpedition angeschlossen, die unter den Auspicien der russischen Regierung den europäischen Osten und die angrenzenden Länder Asiens durchforschte. „Je weiter fort, je besser!" hatte er mit seltsamem Lächeln der Freundin geantwortet, als

dieſe ihr Bedauern ausdrückte, daß er ſo weit fortgehe. Noch war, als ſie ſchrieb, die Zeit ſeiner Zurückkunft nicht beſtimmt; ja, man hatte gehört, daß er beabſichtige, bis nach Perſien zu gehen. Er habe einen geſchickten Geſchäftsträger hinterlaſſen, der Klotildens Aufträge rückſichtlich des ſpärlichen Ueberreſtes ihres Vermögens beſorgen und auch ihre Anſprüche bei der Auseinanderſetzung mit dem faillirten Kaufmannshauſe vertreten werde. Der Brief endete mit zärtlichen Einladungen, zurück zu ihren Freunden zu kommen und dem Vaterlande wieder anzugehören. Klotilde nahm ſich vor, ohne Zögerung die theilnehmende Freundin durch einen Brief zu beruhigen.

Nun griff ſie wieder nach Sarah's Brief, über den ſie, ehe ſie den andern las, blos einen flüchtigen, unruhigen Blick geworfen. Der Brief lautete wie folgt:

Meine theure Klotilde!

Die Wege des Herrn ſind ſo wunderbar und unbegreiflich, daß es zum Erſtaunen iſt, daß wir ſchwachen und blinden Geſchöpfe noch immer uns unterfangen zu wünſchen, Pläne zu machen und die Vorſehung meiſtern zu wollen. Während Sie jammerten und weinten, während Sie ein Recht zu haben

wähnten, ſich als eine ſchwer Geprüfte zu betrachten, hatte Ihnen ſeine milde Vaterhand auf wunderſame Weiſe den Freund gerettet und führte ihn auf für uns arme blinde Erdenwürmer kaum mehr verſtändliche Weiſe Ihnen wieder zu! Sie ſagen, ich ſolle Ihnen verzeihen, gute Mathilde, daß Sie heimlich von mir gingen. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sie hätten nicht anders handeln können, ohne die Möglichkeit der Rettung zu gefährden, — „Seid ſanft wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen", ſagt die Schrift; — ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie mich nicht mit in das Geheimniß gezogen, da es mich ſehr beunruhigt haben würde.

Als ich am Morgen Sie im Bette neben mir vermißte, wunderte ich mich, Sie nicht zu finden. Gleich darauf ſah ich den Brief an Alonzo auf dem Tiſche liegen. Ich eilte zu ihm; er erſchrak ſehr, erklärte mir Alles und bat mich fürs Erſte, nichts von Ihrer Flucht gegen meinen Vater zu erwähnen, ſondern der Zeit Alles zu überlaſſen. Mein Vater kam am Mittag ſehr aufgeregt nach Hauſe; er hatte in der Stadt von dem Entkommen des Gefangenen gehört; erſt jetzt entdeckten wir ihm den Stand der Sachen. Ich fürchtete, er werde ſehr zornig werden; ſtatt deſſen ſah ich deutlich, wie ſeine Züge mehr und

mehr zufrieden wurden. Es ſchien ihm lieb zu ſein, daß die Sache dieſe Wendung genommen. Er ſagte, er freue ſich, daß Sie Ihren Freund wiedergefunden, und bekame nur, daß Sie nicht eher geſprochen. Ich glaube indeſſen doch, daß Sie in dieſem Punkte den rechten Weg eingeſchlagen haben. Kurz darauf verließ uns Alonzo, um ſeine Mutter wieder zu ſehen. Er beabſichtigt, in wenigen Wochen wieder hier zu ſein, um Virginien abzuholen.

Von dieſer haben wir ſeltſamerweiſe noch immer keinen Brief. O, welch einen falſchen Weg hat doch die Gute gewählt, ihr Herz zu beruhigen! In Neuyork iſt gerade jetzt die Jahresperiode, wo der Satan geſchäftiger als je ſeine Netze und Fallſtricke der Weltluſt ausbreitet. Sie ſtürzt ſich in den Taumel einer eiteln, ſündigen Welt, um Wunden zu heilen, worauf nur ein brünſtiges Gebet zum Herrn und der Austauſch der Erfahrungen ſeiner Heiligen den rechten Balſam legen könnten! Ich denke nicht ſo ſchlimm von meiner Schweſter, daß ſie jetzt noch, nachdem ich ſie von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, eine ſündliche Neigung zu dem Gatten einer Andern hegen könne, daß ſie, die Reiche, nach des Armen „einigem kleinen Schäflein" trachten würde. Es iſt die Luſt der Welt, die ſie fortreißt; es ſind ihre Bälle,

ihre Opern, ihre Soireen und wie die Tänze um das goldene Kalb alle mit euphemiſtiſchen Namen genannt werden mögen! Ich habe zweimal an ſie geſchrieben und ſie dringend gebeten, uns doch Nachricht zu geben. Auf den zweiten Brief, den ich erſt vorgeſtern abgeſendet, werd' ich hoffentlich Antwort erhalten.

Soll ich Ihnen nun auch von mir ſelbſt ein paar Worte ſagen? Ach, liebe Klotilde, ich glaube, Sie würden Ihre arme Sarah bedauern, wenn Sie ſie jetzt ſähen! Umſonſt verlängere ich mein Morgen- und Abendgebet, jedes um eine halbe Stunde, und ſchließe mich oft ein in meinem ſtillen Kämmerlein und bringe dem Herrn Dankopfer dar, und ſuche mein rebelliſches Herz zu dem Einen ausſchließlichen Gefühl herunterzuſtimmen, das, wie Sie immer mit Recht ſagten, die Eſſenz aller unſerer Gebete ſein ſollte: Herr, dein Wille geſchehe! Aber das Fleiſch iſt ſchwach!

Sie wiſſen, daß es ſtets mein Wunſch und Gebet geweſen, daß der Allmächtige mich zu einem ſeiner Werkzeuge zur Verbreitung des Evangeliums machen möchte und daß ich es für mich als den ſicherſten Weg zum Heile betrachte. Nun glaubt' ich, als ich Herrn Fleming kennen lernte, daß er mir ein Führer auf dieſem Wege werden könne; ich glaubte, daß an ſei-

ner Seite und von ſeinem gottgefälligen Wandel geſtärkt es mir leichter werden würde, die dornenvolle Bahn durch das Heidenthum ſelbſt zu betreten, um ſo mehr, als ſich mein eitles Herz ſchmeichelte, bei ihm ein gewiſſes perſönliches Wohlgefallen an Ihrer armen Freundin zu bemerken. Und Sie wiſſen ja, der Herr ſelbſt hat uns gelehrt, zu beten: Führe uns nicht in Verſuchung! Wir ſollen daher, wenn der Herr zwei gleich wichtige Pflichtwege vor uns öffnet, nicht wie die römiſchkatholiſchen Schwärmer und Hindu-Fanatiker uns nutzloſe Entſagungen und Kaſteiungen auflegen, in dem Wahne, dem Herrn dadurch wohlgefällig zu ſein, ſondern, eingedenk unſerer Schwachheit, den leichteſten wählen.

Dies ſchien auch Herrn Fleming's Anſicht zu ſein, allein er wollte natürlich nicht einen ſo wichtigen Schritt ohne den Rath und die Zuſtimmung der Brüder thun. Dieſe ſind aber der Meinung, daß, da ſowol ich als er reichlich vom Herrn mit Gütern geſegnet ſei, es beſſer gethan ſei, dieſe auf verſchiedenem Wege zum Beſten Gottes zu verwenden, und ſchlagen vor, daß, da ich ſtets viel Eifer für das unnachtete Geſchlecht der Neger gezeigt und, wie ſie gütig denken, dieſe gerade mit beſonderm Glück zu behandeln wiſſe, ich mich lieber der Miſſion, die eben nach Afrika geht,

anſchließen ſolle. Sie ſchicken einen vortrefflichen Mann, Herrn Burton, der bisher unter den Indianern gearbeitet, mit hinaus; er ſollte, wie ſie meinen, nicht ohne eine Gefährtin gehen, die Schulen für Mädchen, die bereits dort errichtet ſind, beſſer einzurichten und auszudehnen. Er iſt der Sohn einer armen Witwe in Neuhampſhire, die den Spätgeborenen, wie Hannah den Samuel, dem Herrn geweiht und ihn in der ſtrengſten Gottesfurcht erzogen hat. Er iſt noch neu in den Wegen der Welt und die chriſtliche Anmuth der Sitten fehlt ihm, die auch das Ihrige beiträgt, Herrn Fleming zu einem Schmuck der Kirche zu machen; denn ſelbſt die Eigenſchaften des Körpers mögen durch den Hauch Gottes geheiliget werden.

Aber ſollte das Einfluß auf mich üben? Der Herr verhüte es! O, Klotilde, ich bewache angſtvoll mein ſündiges widerſtrebendes Herz! Nach Liberien wünſchte ich, beabſichtigte ich zu gehen, und nun ſollte eine fleiſchliche Neigung mich nach Indien treiben? Nein, meine Klotilde, wie er auch ausfallen möge, ich bin entſchloſſen, mich dem Ausſpruch der Heiligen des Herrn zu unterwerfen, keinen Schritt ohne den Rath der Brüder und Schweſtern zu thun. Ich höre, daß Herr Fleming dagegen ankämpft, daß er in der neulichen Verſammlung eine ſchöne Rede „von der ehe-

lichen Liebe" gehalten, und wie geschrieben stehe: „Jakob gewann die Rahel lieb", ehe er sie geehelicht, und wie der Herr dem Menschen Herz und Verstand gegeben, um für sich selbst handeln und unter Anderm auch sich eine Lebensgefährtin, die ihm wohlgefalle, zu wählen, und wie zwei Instrumente beide vollkommen richtig gestimmt und zum Preise Gottes gebraucht werden könnten, wenn aber die beiden Stücke nicht aus Einer Tonart gespielt würden, gäbe es doch einen Mißklang. Der Treffliche! Er ist so klug, wie er gut ist. Er sprach aus meinem eigenen Herzen. Aber wie mein Loos auch falle, ich will mich ihm unterwerfen und, wo er mich hinführen möge, dem Herrn dienen!

So wie ich von Virginien Nachricht bekomme, schreibe ich Ihnen wieder, liebe Klotilde. Vielleicht kann ich Ihnen dann auch melden, welchen Weg Gott mir angewiesen hat! Möge er Sie und Ihren Gatten segnen und Sie beide, nach solchen schweren Prüfungen, auf dornenlosem Pfade nach seinem Reiche führen!

Charlestown,
den ... April 18...

Ihre Sie herzlich liebende
Sarah Castleton.

Der versprochene andere Brief kam zwar erst nach mehren Wochen und fand Klotilden nicht mehr in

Harrisburg; da er aber dem vorigen ſich genau anſchließt, ſo wollen wir, Unterbrechungen zu vermeiden, ihn hier ſogleich folgen laſſen.

Sarah's zweiter Brief.

Meine theure Klotilde!

Die Pauſe zwiſchen meinem letzten und dieſem Brief iſt länger geworden, als ich hoffte. Mein Brief an Sie war kaum fort, als einer von Mrs. Tanner in Neuyork — der nämlichen Mutterſchweſter, zu der Virginia hatte reiſen wollen — ankam, der große Verwunderung ausdrückte, daß zwei Briefe an dieſe ihrer Sorge empfohlen und mehre Kleiderkoffer, derſelben gehörig, ihr zugeſchickt worden. Sie ſchließe daraus, ſchrieb ſie, daß ihre liebe Nichte ſie mit einem Beſuche zu erfreuen gedenke; dieſe ſei aber noch nicht bei ihr angekommen, noch habe ſie von ihr irgend gehört, ſo daß ſie nicht glauben könne, daß ſie vielleicht bei einer andern Freundin in Neuyork abgeſtiegen ſei.

Dieſer Brief ſetzte meinen Vater und mich in keine geringe Beſtürzung. Erſterer ging ſogleich, um ſich bei dem Capitain des „Generals Houſton", ſo heißt das Dampfſchiff, mit dem Virginia gereiſt, zu erkundigen, und erfuhr nun zu ſeiner höchſten Verwunderung, daß dieſelbe plötzlich erklärt, ſie habe ihren Ent-

ſchluß geändert, ſie wolle nicht gleich nach Neuyork, ſondern vorher einen Beſuch bei einer Freundin in der Nähe von Hicksford machen und darum lieber ſchon auf Cap Henry, wo der Dampfer anzulegen pflegt, ans Land gehen. Ihre Sachen, die nach Neuyork adreſſirt waren, haben darum dort hervorgeholt werden müſſen; er, der Capitain, habe ſie einem Herrn aus Richmond, der auch dort abgeſtiegen, empfohlen und ſeitdem nichts wieder von ihr gehört.

Dies konnte uns keine Aufklärung geben. Wir wußten von keiner Freundin Virginiens in der Nähe von Hicksford; doch konnte leicht eine von Neuyork, wo ſie viele Bekannte hatte, dort hingezogen ſein, ohne daß ſie es gegen uns erwähnt. Warum aber hatte ſie uns nicht geſchrieben? Mein Vater, nicht wenig beunruhigt, beſchloß ſogleich mit dem wilmingtoner Dampfſchiff nach Hicksford zu reiſen. Er kam höchſt verſtimmt zurück, ohne von ihr gehört zu haben. Der Name des richmonder Herrn war dem Capitain entfallen.

Da verſetzt mich plötzlich ein neuer Brief von unbekannter Hand in noch größere Beſtürzung. Er iſt von einer franzöſiſchen Putzmacherin aus Philadelphia, Namens Avalon, die wir früher hier gekannt, und die namentlich mit Virginia, welche ſich ſehr gütig gegen ſie bezeigt, in Verbindung geblieben

war. Sie meldet mir, daß Virginia vor einigen Wochen zu ihr gekommen und sie ersucht habe, sie auf einige Tage zu beköstigen, da sie ein Geschäft hier habe. Da sie allein sei, wolle sie nicht in ein Gasthaus; sie wolle aber Miß Browning statt Miß Castleton genannt sein, weil sonst leicht einer ihrer Bekannten von ihrem Hiersein hören und sie aufsuchen würde, was sie zu vermeiden wünsche, weil sie nur mit der allernothwendigsten Reisegarderobe versehen sei. Sie habe in der größten Zurückgezogenheit, aber in ungeheurer Aufregung gelebt, sei nie ausgegangen, habe nie Besuch empfangen, und nur einmal einen Brief. Ihre leidenschaftliche Erregung sei kurz darauf in ein heftiges Fieber ausgebrochen; sie habe sich zu Zeiten wie eine Unsinnige geberdet, aber durchaus nicht leiden wollen, weder daß sie, die Avalon, einen Arzt herbeihole, noch daß sie an ihre Verwandten schreibe. Ganze Tage läge sie, stumpf und mit furchtbarer Gleichgültigkeit vor sich hinstarrend, auf dem Sopha; sie verweigere, Nahrung zu sich zu nehmen, und sei überhaupt in einem Zustande, daß sie es nicht länger auf ihr Gewissen nehmen könnte, gegen uns ferner zu schweigen, und lieber ihr Wort brechen wolle, als vielleicht die Unglückliche bei sich sterben zu sehen.

Den Eindruck dieses Briefes können Sie ermessen.

Es ging mir ein ſchwaches Licht auf. Mit welchem gottloſen Eigenſinn hatte die Arme ſich einer ſündlichen, ehebrecheriſchen Leidenſchaft hingegeben! Es war offenbar, daß Sie ihr dieſelbe entdeckt, daß Sie in Bergedorf Hubert gefunden; ſie war von uns geflohen, um nicht in ihrem unchriſtlichen Plane, an einer unglücklichen Liebe zu ſterben, geſtört zu werden. Das war die Frucht ihrer vertrauten Bekanntſchaft mit Ihren deutſchen Dichtern, Klotilde, gegen deren falſche, verführeriſche Lehren kein Chriſtenthum ſie ſtählte. Noch deutlich erinnere ich es mich, daß ſie Goethe, der den Selbſtmord und den Ehebruch vertheidigt, den größten Dichter nannte, und daß, als wir einmal Coleridge's Ueberſetzung von Wallenſtein geleſen, ſie mich klein und proſaiſch ſchalt, weil ich fragte, was wol aus Thekla geworden ſein möge. Man lebe nur, ſo lange man liebe; ob es je Einem eingefallen ſei, zu fragen, was aus den Nachtigallen würde, wenn ſie nicht mehr ſängen! Und was dergleichen Unſinn mehr war, worüber ſie einige unſerer jungen Herren, die zugegen waren, förmlich anſtaunten.

Natürlich machten wir uns ſogleich zu ihr auf den Weg. Mein Vater machte ſich Gedanken darüber, daß ſie vielleicht geflohen, weil ſie ſich gefürchtet, man möchte ſie beſchuldigen, ſie habe Bergedorf fortgeholfen. Wie

wenig kennt er ſie doch! Virginia und Furcht! Als wir ankamen, wollte ſie uns durchaus nicht ſehen. Nur Phyllis, die wir von Neuyork hatten kommen laſſen, denn ſie war ihr dorthin mit ihren Sachen nachgereiſt, durfte zu ihr. Endlich ließ ſie mich vor ſich. Ach, Klotilde, wie war ſie doch verändert! Ich erſchrak vor der verborgenen Glut ihres Auges, dem verhaltenen, unterdrückten Zorn, der die ſchönen Züge unnatürlich verſtellte. Mit mir zu beten, hatte ich ſie nie beſtimmen können. Allein, jetzt wollte ſie mich auch nicht für ſich beten laſſen. „Laß das", ſagte ſie mit einer Bitterkeit, die mir ſehr weh that. „Ich verdiene die Fürſprache der Heiligen nicht."

Ach, es war eine traurige Zeit. Mir war auch anderer Dinge wegen, die ich Ihnen nachher erzählen werde, ſo ſchwer um das Herz. Aber wie unrecht wäre es zu klagen! Der liebevolle Schöpfer hat uns mit unzähligen Segnungen überhäuft. Wir verſtockten Herzen ſehen ſie, fühlen ſie nicht; wir empfinden nur die kleinen Leiden dieſes Erdenlebens, die Süßigkeiten ſind, wenn wir ſie mit denen unſeres Erlöſers vergleichen, der für uns unter den Peinigungen ſeiner Widerſacher am Kreuze ſtarb! Wie bald werden wir dieſelben zugleich mit dieſer elenden Hülle abſtreifen, um in ewigdauernder Seligkeit mit ſeinen Engeln ihm

Halleluja zu ſingen! Es iſt ja nur eine Spanne Zeit, meine Klotilde. Was grämen wir uns, wir undankbaren, ſündigen Geſchöpfe! Laſſen Sie ſie uns freudigen Sinnes und den Herrn preiſend, durchwandern, bis ſie ſich uns öffnen, die Wohnungen der Gerechten!

Nur mit der größten Mühe konnte ich Virginien bereden, mit uns nach Hauſe zu reiſen; den Vater zu ſehen, bewilligte ſie nur mit der Bedingung, daß er ihr nicht allein keinen Vorwurf mache, daß er auch keine Frage an ſie richte. Und er verſprach dieſes. O, meine Klotilde, Sie wollten es mir immer nicht zugeben, daß des Menſchen natürliche Triebe ſündhaft ſind! Und wäre eine ſolche Vaterliebe nicht ſündhaft?

Seitdem wir nun zu Hauſe ſind, iſt Virginia ſehr düſter und leicht zum Zorn gereizt; allein ſie iſt doch nach und nach zu ihren alten Gewohnheiten zurückgekehrt. Sie zeigt einige Ungeduld, Alonzo wiederzuſehen. Es iſt faſt, als hätte ſie etwas gegen ihn auf dem Herzen und wünſche ihm etwas mitzutheilen. Möge es zu ſeinem Glücke beitragen! Gegen Sie ſcheint ſie aufgeregt und kann ſelbſt Ihren Namen nicht hören. Ich weiß, Sie verzeihen ihr dies; denn ſo lange ſie die ſündliche Leidenſchaft nicht überwunden

und ſtatt ihrer dem lieben Herrn Jeſus ihr Herz öffnet, kann man es nicht anders erwarten.

Nun will ich Ihnen von meinen eigenen Angelegenheiten erzählen. So will ich Ihnen denn eröffnen, daß dieſer Brief ein Abſchiedsbrief iſt, und daß ich in acht Tagen Herrn Burton heirathen werde, um noch am nämlichen oder vielleicht am folgenden Tage mit ihm nach Liberien abzuſegeln. So iſt die Sache entſchieden worden. Er iſt ein treuer Diener des Heilandes, den er über Alles liebt, und dieſe Liebe, die die höchſte iſt, vereinigt unſere Herzen. Gott hat es ſo gefügt. Vielleicht hätte ich in ſündhafter Schwäche den Schöpfer über das Geſchöpf vergeſſen, vielleicht hätte ich undankbar der Gabe mich mehr um ihrer ſelbſt willen, als um des Gebers willen erfreut, wenn ich des Mannes Gattin geworden wäre, den ich allen Andern vorgezogen hätte. Er iſt ein eiferſüchtiger Gott! Vielleicht wäre ich hier auf Erden zu glücklich geweſen, hätte die große Wahrheit nicht immer vor Augen gehabt, daß es nur eine Erziehungsanſtalt iſt für jenſeits. O, der Vater züchtigt, wen er liebt! An der unendlichen Wehmuth, die mein ganzes Weſen füllt, erkenne ich recht, wie ſelbſtwillig mein Herz noch iſt, das ich ergeben, das ich demüthig wähnte!

Der gute Herr Fleming hat die andern frommen

Männer nicht überzeugen können. Er nahm Abschied von mir und sprach bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal von seiner — Liebe. Wie viel ich selbst dabei gelitten, schien er nicht zu ahnen. „Vielleicht", sagte er mit einer Stimme, die mir durch das Herz zitterte, „haben unsere Brüder den besten Theil für uns gewählt; vielleicht würde auch Ihre Gesundheit dem Klima unterliegen, dessen Opfer meine Harriet und meine Kinder in so kurzer Zeit wurden. Die Wunden, mit denen mein Herz überdeckt ist, bluten noch. Sie hatten sich bereits für Liberien entschieden. Hätte ich Sie nun bestimmt, mit mir nach Ostindien zu gehen und der Herr hätte Sie dort vielleicht bald abgerufen, so hätte ich Ihr junges Leben, als ein mir, nicht ihm gebrachtes Opfer betrachten müssen. Und hätte ich das ausgehalten? Lieber will ich eine Gefährtin wählen, an die bloße Achtung und Freundschaft mich knüpft, die das Land kennt und bereits gegen seine Gefahren gewaffnet ist." — Er wird die Witwe eines seiner Mitmissionaire heirathen, eine ältliche, aber höchst liebenswürdige fromme Frau, deren Tochter schon jetzt ihre Hilfsarbeiterin ist im Weinberg des Herrn.

Ich drückte ihm die Hand und flehte des Heilandes Segen auf ihn herab. Allein ich sagte es ihm

nicht, daß ich lieber nach kurzem Lieben und Wirken an ſeiner Hand in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen wäre, als durch die langen Kämpfe dieſes Lebens an anderer gehen. Aber des Herrn Willen geſchehe!

Beten Sie für mich, ich will für Sie beten! Gern ſähe ich Sie noch, ehe ich ſcheide, theure Klotilde! Gern freut' ich mich Ihres häuslichen Glückes, und hörte Sie Gott dafür preiſen, daß er Sie ſo glücklich gemacht durch den erwählten Mann! Aber es ſoll nicht ſein. Noch einmal: Sein Wille geſchehe!

Möge Er, deſſen Rathſchluß unerforſchlich iſt, Sie in ſeinen allmächtigen Schutz nehmen und wir uns einſt jenſeits zu ſeiner Rechten wiederfinden!

Charlestown, d. .. Mai 18...

Mit inniger Liebe Ihre

Sarah Caſtleton.

„Arme, arme Sarah!“ ſagte Klotilde, mit tiefer Rührung, nachdem ſie den Brief geleſen. „Muß dies treffliche Geſchöpf ſo das Opfer einer falſchen kirchlichen Ergebenheit werden! Wie leid thut mir es um dies fromme, reine Herz, das im Wahne, Gott wohlgefällig zu ſein, ſeinen edelſten und natürlichſten Neigungen mistraut!“

Hubert hatte den Brief mit ganz andern Empfindungen geleſen. Er haßte die Weiſe der Frommen, in Gott und der Welt, die ein Ausfluß Gottes iſt, einen ſchroffen Gegenſatz zu erblicken und zu wähnen, es ſeien von dem höchſten Weltenlenker dem Menſchengeſchlecht in ſeinen eigenen Sinnen und natürlichen Herzensneigungen Fallen geſtellt.

„Nicht Sarah bedaure!“ ſagte er. „Nicht ſie iſt zu beklagen, die, wenn auch in gar trübſeliger und genußloſer Fahrt, mit ſo ſicherm Ruder geradeswegs dem Hafen zuſteuert. Die ſogenannten Frommen können im Grunde ſo lange nicht unglücklich ſein, als ſie nichts perſönlich zu bereuen, als ſie auſſer der Laſt der Erbſünde, für die ſie ja erlöſt ſind, nicht noch eine beſondere Privatſünde auf dem Gewiſſen haben. An Anderer Glück und Unglück iſt ihre Theilnahme, wenn auch immer rege und thätig, doch nie tief genug, um ihrer eigenen Seele Glück zu zerſtören; denn, wie du ja ſelbſt gehört, die Furcht, über das Geſchöpf den Schöpfer zu vergeſſen, hält jedes etwa mächtigere Gefühl in Schranken und untergräbt es zuletzt. Ueber dem eigenen Unglück aber zuſammenzubrechen, wäre noch ſündhafter; denn dieſes Unglück iſt ihnen ja das ſicherſte Zeichen, daß der Herr ſie liebt.“

Klotilde lächelte. „Im Allgemeinen", sagte sie, „magst du nicht Unrecht haben, obwol ich behaupten möchte, daß der gemäßigte, gehaltene Ausdruck, den sie allein dem Christen anständig glauben, oft ihr Gefühl mehr verschleiert, als enthüllt. Dies ist sicherlich Sarah's Fall. Doch magst du Recht haben — du siehst, Geliebter, ich errathe deine Gedanken — daß Virginia vielleicht noch mehr zu bedauern ist; sie, die Verzogene, die von der Natur selbst nur zum Glück, zum Genuß geschaffen schien, vergrollt nun in bitterm Haß ihr junges Leben. Ihr fehlt der Trost der Religion. Nur ein Leiden, das sie tief bewegte, ohne ihren Stolz zu demüthigen, würde vermögen sie Gott zuzuführen. Sarah versteht sie nicht und verletzt sie mehr durch ihre Theilnahme, als sie sie erquickt. Wenn ich dächte, die Tiefe ihrer Leidenschaft käme der Heftigkeit derselben gleich, so würde ich mich ihretwegen kaum beruhigen können."

Ein schwerer Seufzer antwortete ihr. Beide schwiegen.

Siebentes Capitel.

Der Hafen.

Es iſt ein koſtlicher Landſtrich von Neu-England, durch den der lange, wellige, ſmaragdne Rücken des grünen Gebirges ſich ſtreckt. Wo er gegen Süden ſich allmälig abflacht und ſich in einzelne Höhen verliert, hat die Cultur ſich ſchon ſeit faſt zweihundert Jahren einer heitern, wohlgebildeten, aber ſpröden Natur vermählt und ein blühendes, wohlhäbiges, tüchtiges, aber unromantiſches, mit Städtchen und Flecken überſäetes Land erzeugt, das im beſten Einklange ſteht mit dem wackern und raſtlos fortſchreitenden Geſchlecht ſeiner Bewohner.

Aber in den nördlichen Gegenden, wo der Rücken ſich öſtlich in mannichfachen Verzweigungen nach dem engen Connecticutthale herabſenkt oder in grandioſen Formationen nach den erſten Gliedern der wunderbaren Seekette des Weſtens abfällt, da ruht ein

maleriſches Waldland noch in halbdurchforſchter, geheimnißvoller Wildniß. Durch die Nacht des Laubdickichts rauſcht und flüſtert und glänzt es von kleinen, ſchlängelnden, plätſchernden, ſtürzenden Bächen und ſtrahlt aus dem heimlichen Dunkel von ſtillen, ſilbernen, leiſe athmenden Seen. So mancher jener reizenden Gebirgsſtröme, deſſen Breite und Waſſerfülle ihn in einem althiſtoriſchen Lande keine geringe Berühmtheit und Bedeutung geſichert haben würde, hat nun vielleicht ſeit einem Jahrtauſend ſein Leben namenlos dahingebrauſt, höchſtens nur von der nächſten Dorfjugend gekannt, die beim langen Schulweg durch die Waldung vielleicht ſchon oft von dem lieblichen Schwätzer auf Abwege gelockt worden; ſo mancher wunderſchöne, klare Waſſerſpiegel lächelt aus dem dunkelgrünen Laubwerkrahmen nun wol ſeit zahlloſen Generationen heraus, ohne daß je ein Menſchenantlitz ſich darin abgeſtrahlt! Welche Fülle von unverſtandener, geheimnißvoller Poeſie trägt dies reichbegabte Land noch in ſeinem tiefſten Buſen verborgen!

Aber auch die Stätten, die der Menſchenfuß geebnet, Menſchenkunſt und Fleiß wohnbar gemacht, haben ihren poetiſchen Hauch noch und werden ihn lange noch haben, wenn auch noch ſo manches liebliche Thal von unſchönen, backſteinernen Fabrikgebäuden verbaut

wird, die mit ſo trockenen, rothgebrannten Gaſernengeſichtern aus ihren hundert hohlen Augen in die reizend friſche Natur hinausſchauen; wenn auch noch ſo manche ſilberne Bergcascade durch ihre raſtloſen Räder zerſtört, noch ſo mancher reißende Gebirgsſtrom in ihren Keſſeln vertrocknet und verdampft wird — mit ſolcher verſchwenderiſchen Fülle hat Mutter Natur dies jugendkräftige Land ausgeſtattet, daß es durch unzählige Generationen noch Vorrath genug haben wird, den unerſättlichen Yankeegeiſt der Benutzung zu nähren, ohne ſelbſt zu verarmen.

Der wildromantiſche Geiſt freilich, der einſt aus dem Ganzen der Natur Neu-Englands und dieſes Theils des Neuyorkſtaates geathmet haben mag, iſt ſchon längſt durch die Hand der Civiliſation gezähmt worden, die mit unermüdlichem Fleiße ſeine Forſten gelichtet, weit und breit Thal und Höhen mit reinlichen, netten Wohnungen überſtreut, mit hellfenſtrigen Kirchlein und kleinen, in ernſthafter Einſamkeit ſtehenden Schulhäuſern verſehen und ſeine unermeßlichen Weideſtrecken mit fetten Heerden und zahmem Geflügel bedeckt hat. Was der Geiſt der Poeſie an phantaſtiſchem Reiz verloren, hat er an idylliſchem, behaglichem Wohlgefühl gewonnen. Hier und da aber, und oft in nicht gar zu großer Entfernung von einem blühenden, geſchäfts-

vollen Dorfe, hat jener Geiſt in ſeiner ganzen alten, primitiven, excentriſchen Wildheit in einer umwaldeten Bergſchlucht einen Zufluchtsort gefunden und hauſt noch dort ſo unumſchränkt, als wäre das ſiebzehnte Jahrhundert nur eben zu ſeiner Mitte gelangt, als wäre der weiße Mann noch im blutigen Kampfe begriffen mit dem rothen um deſſen Jagdreviere, um eine Wohnſtätte für ſich und ſeine Lieben, um einen Tempel für Jehovah, den Gott Israels.

Auf einer ſolchen Stelle war es, wo ſich eine Generation früher ein angeſehener Boſtoner angebaut hatte. Er war in ſeinen Handelsunternehmungen wie in ſeinem politiſchen Ehrgeiz vielfältig getäuſcht worden und hoffte, die Welt aufgebend, hier in vollkommener Einſamkeit den Frieden zu finden, den keine äußern Verhältniſſe geben können. Aber keiner ſeiner Söhne hatte das Leben beginnen wollen, wo der Vater es geendet; ſie wanderten weiter und weiter nach Weſten, und das uneinträgliche Beſitzthum, das nur wenige Morgen felſigen Landes umfaßte und deſſen Beſitz ſeiner abgelegenen, ſchwer zugänglichen Lage wegen für Den, der mit der Welt lebt, wenig erwünſcht war, ging, im Preis bei jedem neuen Wechſel beträchtlich fallend, durch die Hände mehrer Käufer, bis es endlich für ein Geringes in die Hände desjenigen

Eigenthümers kam, den wir darin finden, und mit dem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Das Haus, von Holz, aber in edlerm Styl gebaut, als es sonst wol in Vermont gewöhnlich ist, lag auf einer Anhöhe, die sich von der Landstraße, an welcher das nächste Dorf lag, sanft erhob, gegen tausend Schritte im Rücken desselben aber schroff abfiel und die Wand einer engen Felsenkluft bildete, durch die sich, waldverwachsen, mit wildem Gebraus ein reißender Gießbach drängte. Ungefähr eine halbe Meile von diesem Hause entfernt lief von der Fahrstraße ein Seitenweg ab, in die dickste Laubwaldung hinein. Er war von dem ersten Besitzer angelegt und bei seinen Lebzeiten in gutem Stand erhalten worden, jetzt aber glich er einem bloßen Holzweg und war nur für die kleinen, einspännigen Wäglein des Landes zugänglich. Er wand sich durch die Forstung hindurch, die Anhöhe hinauf, und lief an dem Gehöfte aus, welches das Haus umschloß. Auch in diesem letztern war ein nicht unbedeutender Verfall merklich, doch verbarg das reiche grüne Gewind, das sich um die Pfeiler der breiten Veranda hinaufrankte und üppig Dach und Wände bedeckte, daß es vielleicht eines neuen Farbenkleides bedurft hätte.

Die Stallungen und Wirthschaftsgebäude unfern

des Wohnhauſes zeigten ſchon mehr die zerſtörende Hand der Zeit. Im Rücken des letztern breitete ſich das kleine Vergplateau wieſenglatt und grün bis zum Waldabhang aus. Die Einhegung des Gehöftes lief rechts und links nur bis zu dieſem Abhang, über welchen die Natur ſelbſt mit dickem Untergeſtrüpp ihre Mauer gezogen. Mittendurch war von dem erſten Beſitzer eine Oeffnung wie eine Thür eingebrochen, und ein ſchlängelnder Pfad, abwechſelnd mit in den Felſen gehauenen rohen Stufen, führte in die Schlucht hinab, der lockenden, melodiſch rauſchenden Muſik des wilden Gewäſſers zu, das raſtlos und ſtolpernd ſich über ſpitziges Steingeräll dahinſtürzte und in ſeinem ungeſtümen Bahnbruch eine unzählige Menge kleiner, reizender Cascaden und luſtiger Wellenwirbel bildete.

Es hatte den jetzigen Eigenthümer manchen Tag Arbeit gekoſtet, den wildverwachſenen Pfad wieder zu lichten und für zarte Füßchen gangbar zu machen. Aber er begnügte ſich damit nicht. Er hatte angefangen ein Weglein im Thale längs des Gießbachs hin zu bahnen und dachte es nach dem fernen Falle hin zu leiten, wo das Gewäſſer, nachdem es meilenweite Strecken flachen Landes gemächlich durchſchlängelt und ſich endlich, gleichſam wie verirrt, in dichter, ungelichteter Waldung verlor, plötzlich mehre Hundert

Fuß hoch toſend in das Thalbett hinuntergeſtürzt kam, um ſich von da an auf klippenvoller Laufbahn mit Lärmen und Stöhnen weiter zu arbeiten. So manchen ſtillen Abend, beſonders wenn der Südwind die Muſik herübertrug, hatte das Rauſchen des fernen Waſſerfalles ihn und die Gattin in den Schlaf geſungen und die lebhafteſte Sehnſucht in ihnen geweckt, den geheimnißvollen Wanderer auf ſeinem ſchwindelnden Sturze zu ſehen. Kein Auge des jetzigen Geſchlechts ſchien je ihn erblickt, kein Fuß je die Stelle da oben betreten zu haben; keine Landkarte bezeichnete ſie, keine topographiſche Beſchreibung gab davon Kunde. Eine dunkle indianiſche Sage nur von böſen, blutigen Thaten, die einſt dort in der Wildniß verübt, knüpfte den Schreckensnamen Mattalugas, „Ort der Miſſethat", an dieſen Fleck.

Noch vor einem halben Jahrhundert hatte ein ärmlicher, verkommener Ueberreſt eines mohiganiſchen Geſchlechts dort im Dickicht in ſchmutzigen Wigwams gehauſt. Die Großmütter der benachbarten Dörfer erinnerten ſich noch von Zeit zu Zeit von dort heraus dunkle, kaum zu unterſcheidende Männer- und Weibergeſtalten mit langen, ſtarren, ſchwarzen Haaren und ſcheuem Blick vor ihre Thüren kommen geſehen zu haben, die Körbe aus bunten Weiden geflochten und Löffel und Quirle aus Holz

geſchnitzt mit Geberden und gebrochenen Lauten zum Verkauf anboten. Manchmal kam auch wol ein Kind, das Beeren geſammelt, ein verkümmertes, verſchmutztes Geſchöpf mit ſtumpfer Miene, welches gierig das Stück Brot und Käſe verſchlang, das die Hausfrau mitleidig ihm reichte, aber nicht Rede ſtehen wollte und mit einer faſt thieriſchen Behendigkeit davonlief, ſobald die weißen Kinder ſich ihm nahten. Damals ſah man oft Rauch aufſteigen aus der Waldung und kam der Wind von dort, ſo hörten die im nächſten Dorfe von Zeit zu Zeit ein dumpfes Wehgeheul, das ſie, ſie wußten ſelbſt nicht warum, an Leichen mahnte. Seltener und ſeltener kam einer heraus; endlich kam keiner mehr. Sie waren alle geſtorben. In lautloſer Stille lag die Waldung; nur das Gekrächz von Raben tönte heraus und in melodiſcher Monotonie der melancholiſche Geſang des verborgenen Waſſerfalles. Welch ein unendlicher Zauber lag in dieſem Geheimniß! Und welcher in dem Beſtreben, es zu entſchleiern!

Während nun der junge Mann, mit Hacke und Axt bewaffnet, im Thale arbeitete, war die Gattin da oben auch nicht müßig. Am Abend, wenn die untergehende Sonne ihre langen Schatten über das glänzende Grün warf und der friſche Duft des Graſes die Luft durchzog, war die Wieſe hinter dem Hauſe

besonders reizend. Auch auf der Rückseite des letztern war eine Veranda oder, wie man in Amerika mit dem spanischen Ausdruck sagt, eine Piazza ausgebaut. Hier war eine junge Frau in einem einfachen, dunkeln Kattunkleide, einen großen, weißen Sonnenhut auf dem Kopfe, beschäftigt, ein Tischchen zu decken. Sie war soeben aus dem Walde zurückgekommen, wo sie frische Beeren, deren er eine Fülle bot, in einem Körbchen gesammelt, die sie, nachdem sie sie am Ziehbrunnen sorglich gewaschen, nun in einem gläsernen Napfe auf den Tisch setzte. Ein Negerknabe — der einzige Dienstbote des Hauses, der das Pferd und die Kuh besorgte, den Backofen heizte, der Frau Wasser vom Brunnen holte und sonst hier und da half — kam eben mit einer Kanne frisch gemolkener Milch für den Abendtisch herbei. Die junge Frau ordnete die Geräthschaften auf das zierlichste. Alles war einfach, aber Alles auch deutete auf Geschmack und auf Wohlstand. Die frische, selbstgemachte Butter sah gar einladend aus; nur das Brot betrachtete sie mit einem stillen Seufzer. Das Backen wollte ihr nicht recht gelingen. Es fehlte ihr die starke, arbeitgewohnte Hand. Die Zeit, dachte sie, wird mir hoffentlich auch darin mehr Kunstfertigkeit geben; tausend Mal besser wenigstens, es noch ein paar Monate zu versuchen,

als mich wieder in das Fegefeuer der Bedienung durch ein neuenglisches Mädchen zu stürzen, das mir Gesellschafterin sein will, während ich sie als Arbeiterin gemiethet. Seit den wenigen Wochen, daß sie das Kochen und Backen selbst unternommen, waren freilich ihre Hände schon rauh und hart genug geworden, und auf der zarten, weißen Stirn zeigten sich mehre Hitzblattern. Aber das ertrug sich leicht. Wußte sie doch, daß ihr Gatte eine höhere Schönheit in ihr liebte, als die ein Küchenfeuer verwüstet.

Nun war Alles fertig und Mathilde — denn der Leser hat längst errathen, daß sie es war — trat hinaus auf die Wiese und sah sich mit wohlgefälligem Blick in ihrem Besitzthum um, das erst von dem hohen, dunkelblauen Gebirgskamm begrenzt schien, der sich in einiger Ferne über der jenseitigen Thalwand erhob. Zahlreiche Bergrücken in den herrlichsten Abschattungen vom glänzenden Lichtgrün bis zum reichsten Ultramarin stuften dazwischen sich amphitheatralisch zu ihm auf. Es war ein köstlicher Anblick.

Aber ihr Auge kehrte verlangend immer wieder nach der Waldesöffnung zurück, die in das Thal hinabführte. Bald darauf trat auch Hubert heraus, einen großen Strohhut auf dem Kopfe, nach beendigtem Tagewerk Spaten und Axt auf der Schulter tragend.

Wie freudig begrüßten ſich einander die Liebenden, die einander Alles, Alles waren! Wie heiter genoſſen ſie des kleinen, einfachen Mahles und wie war die Liebe die innigſte, hingebendſte, dankbarſte Liebe die Würze ihres Genuſſes, die Seele ihres Geſprächs!

Wenige Monate erſt waren vergangen, ſeitdem ſie in dieſen Hafen eingelaufen, und auch im Hafen hatte geraume Zeit in unruhvollem, mühſamen Geſchäftstreiben vergehen müſſen, in kleinlichen Beſorgungen, die Anſprüche und Bedürfniſſe des Tages zu befriedigen, ehe ſie ſich hatten auf den leiſen Wellen einer behaglichen Häuslichkeit wiegen können. Ueber die Anfange eines Haushalts führen die Hände der Civiliſation leicht hinweg; wer aber mit den unwillkürlichen Anſprüchen, die raffinirte Culturzuſtände ihren Zöglingen aufdrängen, in eine noch halbwilde, ja nur in eine dünnbevölkerte, in ihrem ſocialen Charakter primitive Gegend tritt und ſich dort einen Herd bauen will, der wird erſt dann recht zum vollen Bewußtſein aller Vortheile kommen, welche ein vollkommen ausgebildeter Geſellſchaftszuſtand gewährt, in welchem einer den andern gleichſam erſetzt und jeder nur einen Theil des Ganzen bildet. Die Zeit hatte die äußerſten Schärfen dieſes Bewußtſeins einigermaßen abgeſchliffen; die Erfahrungen aber, welche un-

sere Liebenden auch nach ihrer Wiedervereinigung gemacht, ehe sie in diesen Hafen gelangten, hatten sie mit einer Kenntniß des Landes und des Volkes bereichert, die ihnen nun in ihrer endlich errungenen Häuslichkeit höchlich zu statten kommen sollte.

Wir verließen die jungen Eheleute in einem Kosthause zu Harrisburg. Hubert und Mathilde waren übereingekommen hier so lange zu bleiben, bis ihre Gemüther sich einigermaßen beruhigt und sie im Stande wären, eine Art Plan für ihre Zukunft zu machen. Die verschiedenen Kostgänger des Hauses, die meist aus jungen Ehepaaren bestanden, kamen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten drei Mal am Tage in den untern Zimmern des Hauses zusammen. Eine stattliche, reich mit Fleischspeisen besetzte Tafel stand schon um acht Uhr zum Frühstück bereit. Von da aus eilten die jungen Ehemänner nach ihrem Comptoir oder sonstigem Geschäftslocal; die jungen Frauen blieben wol noch ein Weilchen im anstoßenden Salon zusammen und besprachen die Neuigkeiten des gestrigen Tages, oder redeten den Kindern zu — denn einige hatten bereits Familie — die ungeduldig auf das Frühstück zu warten hatten, bis der zweite Tisch bereitet war, an dem sie mit den Wärterinnen essen sollten. Die Damen gingen dann auf ihre Zimmer — meistens nur Schlafzimmer; man

muß ſchon ein gutes Einkommen haben, um außer dem gemeinſamen „drawing room", dem Salon, noch ein „parlour", Privat- oder Wohnzimmer, bezahlen zu können. Hier werden allerhand nothwendige kleine Geſchäfte vorgenommen, dann Toilette gemacht, Beſuch abgeſtattet oder empfangen oder in die Kaufläden gegangen. Der Mittag, und ſpäter der abendliche Thee, der häufig die regelmäßige Abendmahlzeit bildet, führt die Herren zurück; die Zwiſchenzeit wird nicht viel anders zugebracht als der Morgen. Wo Kinder ſind, gibt es immer zu nähen und auszubeſſern, literariſche oder muſikaliſche Neigungen laſſen ſich leicht bei vollkommener Muße befriedigen. Sogenannte häusliche Pflichten gibt es für die ſchönen Koſtgängerinnen nicht. Das Haus wird für ſie beſtellt, der Tiſch wird für ſie gedeckt, die Rechnung für ſie bezahlt. Die größere Anzahl Neuverheiratheter fängt ihre Ehe damit an „in die Koſt zu gehen", oder wenn die Eltern eines Theiles der jungen Eheleute wohlhabend ſind, bleiben die jungen Leute, ohne mehr als ein Schlafzimmer für ſich ſelbſt zu haben, bei dieſen wohnen.

So geht das erſte Jahr, ſo gehen oft die erſten vier bis fünf Jahre hin. Das erſte Kind ruft allgemeine Wonne hervor; beim zweiten wird von beiden Seiten, namentlich von den jungen Eltern, wel

einige Unbehaglichkeit empfunden, mehrt sich die Zahl, so wird ein eigener Hausstand ersehnt. Aber es gibt auch Kinder, die in Kosthäusern zu großen Leuten herangewachsen sind, und ältere Ehepaare, deren Söhne alle versorgt sind und deren verheirathete Töchter ihnen das Haus verödet überlassen haben, kehren häufig in Kosthäuser zurück, als zu der sorgenlosesten und zugleich billigsten Art, ihr Leben zu beschließen. Diese Sitte ist über alle Landestheile verbreitet, über Nord und Süd, über Stadt und Land. Ja, in den Wildnissen des Westens gibt es Blockhäuser, die Kostgänger aufnehmen und so die Anfänge der Ansiedelung erleichtern.

Dem deutschen Sinne widersteht diese Sitte und ich zweifle, ob sie viele junge amerikanische Ehemänner für mehr halten, als ein erträgliches Auskunftsmittel, wenn sie auch das deutsche Sprichwort „eigener Herd ist Goldes werth" nicht in seinem ganzen Umfange fühlen. Was läßt sich mit dem Wonnegefühl eines jungen Ehepaares vergleichen, das Besitz von dem neuen Hausstand nimmt? Sei er noch so beschränkt, er ist sein; der junge Mann fühlt sich zum ersten Male als Hausvater, die junge Anvermählte erscheint ihm außer liebenswürdig zum ersten Male auch ehrwürdig als Hausfrau. Ein Duft, ein Zauber, eine

An Heiligkeit ſchwebt über dieſem Tempel. Auch in ſpätern Jahren werden die Eheleute ſich an dem endlichen Anfang eines eigenen Hausſtandes erfreuen; aber um die Poeſie des Unternehmens iſt's geſchehen. Sie ſind ſchon mit den Mühſeligkeiten, die bei allen Vortheilen auch zur Ehe gehören, zu vertraut, um mit ſo ſanguiniſchen Hoffnungen ihre gemeinſchaftliche Wanderung zu beginnen, als hätten ſie geſtern erſt vor dem Altare geſtanden, oder als läge blos eine Flitterwochenreiſe zwiſchen jetzt und jenem entſcheidenden Augenblick. Die Saumſeligkeit der Handwerker, die Theuerung der Lebensmittel, der Verdruß mit den Dienſtboten — alle die ſchwarzen Wolken des Himmels eines eigenen Haushalts werden, während die junge Sonne der Hoffnung ſie für dieſe leicht verſcheucht, ſich in manchen Augenblicken über jene zu entladen drohen und — wenigſtens die Frau — wird in mancher ſtillen Stunde nach der Ruhe und Sorgloſigkeit des Koſthauſes ſeufzen.

Unſere Liebenden dagegen ſeufzten noch nach einer eigenen Häuslichkeit und richteten die Augen überall hin, wo ſie ſich ihnen bieten konnte. Auf der andern Seite verkannten ſie nicht, welche Vortheile die Sitte des Koſthauslebens der Jugend bietet. Wie manche Roſe verwelkt am Stocke und fällt endlich entblättert

der Mutter Erde zu, deren Duft wohlthuend hätte durch häusliche Gemächer dringen können! Wie manches gute Mädchenherz, zum Lieben und Beglücken geschaffen, zerreibt und zersplittert sich aus bloßem dunkeln Liebes- und Thätigkeitsbedürfniß in unberufener Theilnahme an fremden Angelegenheiten und wird in aufgezwungenem Müßigang und unvermeidlicher Herzensöde zur lästigen Klatschschwester! Wie manchen wackern jungen Mann hätte die Heiligkeit eines frühen häuslichen Verhältnisses vor dem sittlichen Untergang gerettet!

In den frischen Lebenszuständen der Vereinigten Staaten findet ihr weder die lange Reihe der sogenannten „alten Jungfern", die in andern Ländern nur zu oft die besten und edelsten einschließt, noch den weiten Kreis der Hagestolzen und alten Junggesellen, welche im Wirthshausleben nach und nach austrocknen, oder denen als Hausfreunden nur ein spärliches Maß häuslichen Genusses zu Theil wird. Broterwerb ist leicht; geht es hier nicht, so gelingt es dort. Ein Capital aber, sei es noch so klein, das zur Einrichtung eines eigenen Hausstandes unumgänglich nöthig ist, wird schon bedeutend schwerer aufgebracht. Junge Eheleute im Kostbaus, können leicht, wenn im Osten das Glück nicht günstig scheint, im Westen ihr Glück versuchen. Sie sind nicht unnütz mit Geräth

und Gütern beladen. Keine Kiſten und Truhen hemmen ihre Schritte, die Ausſtattung der Braut enthaltend, an Menge und Solidität berechnet noch von den Kindeskindern benutzt zu werden. Wie ſtolz war die arme Jettchen Stellmann geweſen, auf die vier Dutzend Bettbezüge und die zehn Dutzend Hemden ihrer Ausſteuer! Und die ſechsunddreißig Tiſchgedecke, einige mit zwölf, einige mit ſechs, ja zwei mit vierundzwanzig richtig nummerirten Servietten! Eine Damaſtſerviette ging bei der Brautwäſche verloren; ſie weinte mehr darüber, als wäre ſie um einen Diamantring gekommen, blos weil nun das Dutzend nicht mehr vollzählig war! Armes Herz, das mitten aus dem engen Kreis anerzogener Trivialitäten mit ſo grauenhafter Gewalt in die Unermeßlichkeit geſchleudert ward!

Solche Schätze helfen kaum den reichlichſten amerikaniſchen Hausſtand gründen. Im Koſthaus vollends ſorgt die Wirthin für Tiſch- und Bettwäſche. Kleidungsſtücke für mehr als die laufende Jahreszeit würden aus der Mode kommen. Baumwollene Leibwäſche iſt billig und läßt ſich überall erneuern. Sie reißt im Liegen und darf nicht mehr als nothdürftig auf einmal angeſchafft werden. Ein Schmuckkäſtchen der Braut findet überall Platz. Bis die jungen Leute einen eigenen Hausſtand haben, ſind ſie gewiſſermaßen

auf Reiſefuß. Ein paar Koffer, unter das Bett geſchoben, ſchließen alle ihre Habe ein.

In Hubert und Klotilde aber, wie geſagt, war der deutſche Sinn viel zu lebendig, als daß ſie nicht nach einem lieben Beſitzthum und dem eigenen Herd verlangt hätten. Die Frage war nur, wo dieſen aufbauen? Klotilde, Saſſens Rath eingedenk, ſtimmte ſehr für eine der öſtlichen Seeſtädte, oder wenigſtens für die Nähe derſelben. Sie hoffte für Hubert in den verwandteren Elementen dort ein mehr bewegtes, anregenderes Leben, ſie hoffte auf Wirkſamkeit für ihn.

„Du biſt zu jung", ſagte ſie, „um ſchon auszuruhen. Wer noch ſchaffen, wirken, nützen kann, ſoll noch nicht geiſtig die Hände in den Schoos legen, ſoll ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen." Für ſich ſelbſt verlangte ſie ſo viel als möglich an der europäiſchen Civiliſation feſthalten zu können, deren Mangel die Würde und das Glück einer Frau mehr als eines Mannes gefährdet. Ein reines, an Erinnerungen übervolles Daſein lag hinter ihr. Sie wünſchte ihr amerikaniſches Leben nur eine Fortſetzung ihres europäiſchen ſein zu laſſen. In Oſten ſtand ihnen ein unmittelbarer Verkehr mit Europa zu Gebote, dort waren Bücher, Kunſtgegenſtände als fördernde Bildungsmittel zur Hand. Dort nur durfte ſie hoffen, nach und nach

in verwandten Verhältniſſen lebende, gleichgeſtimmte Freunde zu finden, gleichviel ob von engliſcher oder deutſcher Abſtammung; kurz dort nur ſchimmerte ihr eine Ausſicht, einen Hausſtand zu gründen, ſoviel als möglich einem europäiſchen gleich.

Hubert dagegen zog es mächtig nach dem fernen Weſten. Er wollte an Klotildens Seite ein neues Leben beginnen. Zwar hatte ein jahrelanger Verkehr mit der Welt die idealiſtiſchen Träume ſeiner Jugend, welche die Einſamkeit des Gefängniſſes länger als billig genährt, ſehr in den Hintergrund gedrängt. Er hatte einſehen lernen, daß in uncultivirten Ländern die rohe Kraft nothwendig vorherrſchen, daß geiſtig wie phyſiſch die Art dem Pflug vorarbeiten müſſe, die Hand, welche ausreutet, der, welche Samen ſtreut. Er hatte fühlen lernen, daß der Einzelne nur als Glied eines Ganzen wirken könne, einer den andern erſetzen und in gewiſſem Sinne wenigſtens einer dem andern ſich anſchließen müſſe.

Auch er hatte ſich, wie unendlich viele ſeiner Landsleute, lange mit der Idee eines deutſchen Staates, als eines der Vereinigten Staaten getragen, ausſchließlich oder wenigſtens hauptſächlich von Deutſchen bevölkert und mit Erhaltung deutſcher Sitte, Sprache und Denkungsart alle Vortheile der Freiheit

und Unabhängigkeit der Union genießend. Und sicherlich liegt nichts Widersinniges in dem Gedanken und die deutsche Bevölkerung, die über die Vereinigten Staaten zerstreut sich ausgebreitet, könnte, wenn sie sich zusammenzöge, einen mächtigen Staat bilden. Aber von den Tausenden, die diesen schönen Gedanken mit über das Meer trugen, hat noch keiner ihn fest gehalten. Hier, wie zu Hause, scheitert die Einheit an dem Mangel an Gemeinsinn der Deutschen. In tausend Parteiungen zerspalten, ordnen sie hier, wie zu Hause, lieber dem Fremden sich unter, als die Ecken und Zacken des eigenen Sinnes in die des eigenen Bruders zu passen und so zum compacten Ganzen zu werden. Hubert sah es mit einem tief beschämenden, schmerzlichen Gefühl. Im schönsten Sinne des Wortes ein echt deutscher, nur in Deutschland möglicher Charakter, wurzelte er mit allen Fasern seines geistigen Daseins in Deutschland. Verbannt, über die politischen Verhältnisse des geliebten Vaterlandes unmuthig, aber nicht trostlos, hoffte, ja wünschte er nicht ein neues Vaterland zu finden, nur eine Heimat für sich und die Geliebte, die fern vom Vaterlande seine Welt war.

Wie wir oben aus seinen Gesprächen mit Klotilden gesehen haben, beurtheilte Hubert die Eigenthümlichkeiten der Amerikaner mit freiem, hellem Blick, und

eher günstig als das Gegentheil. Er erkannte mit vollkommen objectiver Ruhe und ohne sich von Einzelnheiten stören zu lassen, die Entwickelung des amerikanischen Volkscharakters als vollkommen zeit- und ortgemäß, ohne diesen letztern darum für seine Individualität ansprechend zu finden. Der rastlos schaffende, rastlos forschende Geist, der sich auf tausenderlei Weise in allen gesellschaftlichen Verhältnissen ausspricht; die wunderbare Elasticität des Amerikaners, die sich, ohne seinen Charakter zu verleugnen, und oft ohne das äußere trockne, harte Gewand abzustreifen, den heterogensten Verhältnissen anschmiegt; die unendliche nationale Selbstgefälligkeit und Eigenliebe, endlich der entschiedene Mangel an Tiefe bei aller Schärfe und Breite — Alles das gab ihm Mißbehagen.

Die politischen Fragen, die gegenwärtig das Land bewegten, schienen ihm nicht bedeutend genug, um sein lebendigstes Interesse in Anspruch zu nehmen. Die Nullificationsfrage war beigelegt und gegen alle die übrigen stand der Felsen der Freiheit und Einheit fest, mochten nun die Whigs oder Locofocos den Sieg davon tragen.

Als Deutscher in diesem Lande bedeutenden Einfluß zu gewinnen, durfte er nie hoffen. Manchen seiner Landsleute sah er geehrt und einflußreich; aber nur insofern er aufgehört hatte Deutscher zu sein und Amerikaner ge-

worden war. Zu einer solchen Entäußerung seiner selbst war er weder willig, noch war er ihrer fähig.

Auch das absolut kirchliche Element, aus dem der Amerikaner seinen religiösen Lebensathem zieht, widerstand ihm. Der Amerikaner, wenn er nicht entschieden ein Philosoph ist, kennt kein anderes religiöses Leben, als ein auf eine Offenbarung, sei es nun eine wahre oder wahrgeglaubte, gegründetes. Er ist in gewissem Sinne bewundernswürdig duldsam. Er interessirt sich für die Juden; er wird dem Mahomedaner eine Art von wahrer Frömmigkeit zugestehen. Er übt Toleranz gegen eine Unzahl von christlichen protestantischen Secten; ja sogar — und dies ist der schwierigste Punkt — gegen die Katholiken zwingt er sich Duldung ab. Aber dem Deisten, und sei er der wärmste Gottesverehrer, mistraut er. Er ist ihm ein Heide, ein „Infidel". Nicht, daß es nicht viele Tausende von Amerikanern, ohne den Glauben an eine Offenbarung gäbe. Aber gerade diese rechtfertigen durch Frivolität und Lasterhaftigkeit die nationale Ansichtsweise. Es ist, als könne in dieser Atmosphäre sich kein blos individuelles Religionsleben entfalten, als könne die Frömmigkeit nur in der Gemeinde Früchte tragen.

Er hielt demnach, ohne den Vorsatz zu fassen, sich in dieser geistigen Fremde einbürgern zu wollen, das

Auge noch immer fest auf Deutschland gerichtet, wo er, nach seiner sanguinischen Sinnesweise, einen endlichen Umsturz der Dinge für unausbleiblich hielt, und wohin er einst, an seiner Klotilde Seite zurückzukehren hoffte. In der Abgeschiedenheit des Westens, unberührt von den Einflüssen der Gesellschaft, im Genuß einer frischen, großartigen Natur, wünschte er diesen Zeitpunkt abwarten zu können.

Unterdessen bestimmte ihn der Geliebten Wunsch leicht, diese Sache nicht zu übereilen, und sie kamen überein, ehe sie einen bestimmten Entschluß faßten, eine Reise nach den östlichen Staaten, namentlich nach Neuyork zu machen, theils um in unmittelbarem Verkehr mit der Handelswelt persönlich zu erforschen, wie viel wol von Klotildens Vermögen noch zu retten sei; theils auch in der Hoffnung, dort Nachricht von der Familie Castleton zu bekommen, von Alonzo, von Sarah zu hören — denn Klotilde, wie wir schon oben bemerkt, erhielt Sarah's zweiten Brief erst später — und endlich dort auch von der armen Virginia Hand ein verzeihendes Wort zu empfangen.

Achtes Capitel.

Reiſeſcenen.

Eine Frühlingsreiſe durch ein maleriſches Land läßt ſich an Lieblichkeit und Poeſie mit nichts vergleichen; aber alles Liebliche, alles Anmuthige ſollte man mit einer ſolchen Frühlingsreiſe zweier Liebenden vergleichen. Die balſamiſch-berauſchende Luft, das junge, ſproſſende Grün, der duftige Blütenſchleier, der die Obſtgärten an der Wegſeite deckt — Alles das weckt ein ſinnliches Wohlgefühl, das ſelbſt das Gewühl der lauten Menge, ſelbſt das ſchwarze Rauchgewölk der Dampfmaſchine und das ohrenzerreißende Gellen der Eiſenbahnpfeife nicht betäuben kann.

In wenig Tagen waren unſere Reiſenden in Neuyork. Als ſie am andern Ufer in Jerſey aus dem Wagen ſtiegen und über den Hudſon fuhren, bewältigte Klotilden, die des Anblicks zum erſten Male genoß, faſt ſeine wunderbare Größe und Schön-

heit: links den Blick den herrlichen Strom hinauf, in das aufblühende Land der Zukunft hinein; rechts auf den ewig belebten Hafen mit seinem unabsehbaren Mastenwald und die breite Wasserstraße nach dem geliebten Europa.

Aus den Fenstern des palastähnlichen Asterhauses hinab, eines gigantischen, nur eben fertig gewordenen Hotels, sah sie auf die rastlos wogende Menge, die sich zu Wagen und zu Fuß den breiten Weg auf- und abtrieb. Gerade an dieser Stelle ist's, wo die Geschäftswelt in die Genuß- und Gesellschaftswelt überfließt. Die kaum zweihundertjährige Stadt erscheint auf diesem Punkte gerade ungeheuer, an Geschäftsverkehr wie an Eleganz, an gedrängter wie an verschiedenartiger Bevölkerung keiner andern Metropolis den Vorrang lassend. Die große Masse der wohlhabendern Geschäftsmänner in der That hat nicht Zeit zu Fuß zu gehen. Zahllose Omnibus jagen mit ihnen, je nach der Tageszeit, den breiten Weg hinauf oder hinunter. Die Menge der Frauenzimmer dagegen, die sich auf dem breiten, granitnen Bürgersteig von 12 Uhr Mittags an hin- und herbewegt, ist unverhältnißmäßig groß. Sie haben Waaren zu besichtigen, Einkäufe und insbesondere — Visiten zu machen.

Zwiſchen den ſtattlichen und anmuthigen Frauen, in Sammet und Seide gekleidet, ſtreift mancher wilde, banditenhaft blickende Kerl, friſch von „Erins grünem Eiland" hinweg. Auch unter den eingebornen Amerikanern gibt es genug der wilden Geſellen, die ſo frech, ja frecher blicken als er. Aber woran ſie ſich merklich unterſcheiden, das iſt die Kleidung; iſt ihr Betragen nicht anſtändig, jene wenigſtens iſt es. Dazwiſchen drängen ſich in ſtutzerhaft modiſchem Anzug, Farbige aller Schattirungen, vom Rabenſchwarz zu einem fahlen Schmutzbraun herab: meiſt Bediente aus reichen Häuſern, die in Geſchäften ausgeſchickt ſind. Iſt's erſt Nachmittag, wenn die Köchinnen und Stubenmädchen Zeit zum Spazieren- und Ladengehen haben, ſo ſieht wol auch aus manchem weißatlaſſenen Federhut, aus manchem roſenrothen oder himmelblauen Putzhut ein afrikaniſches Geſicht heraus, das dem Affengeſchlecht näher als dem Menſchengeſchlecht anzugehören ſcheint.

An der Seite ſtehen, oder ſchlendern reihenweiſe einige fremdartig gekleidete Leute einher, die ſich, einige verdutzt und halb angſtvoll, andere neugierig und forſchend, mit großen blauen Augen nach allen Seiten umſchauen. Es ſind deutſche, eben angekommene Einwanderer, großentheils Frauen und Mädchen, die

die Zeit, während der die Männer ſich um die Mittel zum Weiterkommen bemühen, mit Gaffen und Staunen hinbringen. Sie ſind in ihre Provinzialtracht gekleidet; meiſt in die ſchlechteſten Stücke, welche die reichgefüllte Lade enthält, und auf der See vollends abgetragen, denn das gute Zeug liegt eingepackt und muß für den Sonntag und für die Enkel geſchont werden. Die ſonnenverbrannten Mädchen ſind ohne Hüte, die blonden Haare, die in reichen, künſtlichen Flechten herabhängen, höchſtens nur von einem Mützchen geſchützt. Es liegt in dieſem Aufzug Etwas, das das Anſtandsgefühl des Amerikaners verletzt. Die ärmliche, oft genug nichts weniger als ſaubere Reiſekleidung der Einwanderer erweckt ihnen die Idee bitterer Noth und erregt das Mitleid der Wohlgeſinnten. Setzen ſie ſich vollends, vom langen Gaffen und Umhertreiben ermüdet, auf den Steinſtufen irgend eines ſtattlichen Hauſes nieder, um ein Weilchen auszuruhen, ſo kann der Landesfremde nach nun das äußerſte Elend eine ſolche Expoſition weiblicher Weſen erklären und manches Silber- oder Kupferſtück der Vorübergehenden fliegt den Verwunderten in den Schoos, die jedoch meiſt ſich nicht lange beſinnen, ſondern dankend die freiwillige Gabe einſtecken. Wo nicht, ſo ſind zahlloſe Hände nahe, die

ſich begierig danach ausſtrecken. Denn die Emigration der letzten zwanzig Jahre hat Neuyork mit dem Uebel der meiſten großen Städte Europas überſchwemmt, dem läſtigen Ungeziefer frecher Bettelkinder aller Nationen, einem verworfenen Geſchlecht, in denen der denkende Amerikaner mit Schrecken den Fluch ſeines geſegneten Landes aufwachſen ſieht.

Hätte Klotilde von den großen öſtlichen Seeſtädten zuerſt, ſtatt Neuyork, Boſton geſehen, ſo hätte ſie, wenn auch ein minder belebtes, doch reineres Bild amerikaniſcher Nationalität empfangen. Zwar hat auch auf Boſton die maſſenhafte irländiſche Einwanderung, als die eines durchaus rohen, unerzogenen und vom Nothdürftigſten entblößten Geſchlechts, einen bedeutenden entnationaliſirenden Einfluß geübt. Aber im Ganzen kann Boſton noch immer für den Typus einer echt nationalen, rein amerikaniſchen Großſtadt gelten. Von zwanzigen, die geſchäftig durch die ſaubergehaltenen, durchgängig wohlgebauten Straßen gehen, haben wenigſtens neunzehn die Haltung und die Kleidung anſtändiger Leute. Alles hat ein wohlhabiges, würdiges, thätiges Anſehen. Um die Stadt herum blüht die Landſchaft wie ein ſorglich und geſchmackvoll bebautes Gartenland; aber ſie ſelbſt, eine Siebenhügelſtadt des Weſtens, in pittoresker Mannich-

faltigkeit auf Abhängen und Anhöhen von den strengen Altvordern, den eisernen Männern, die allen Schwierigkeiten trotzten, erbaut, behält ihr ernstes, ehrwürdiges Aussehen.

Klotilde konnte übrigens zufrieden sein, daß sie nicht, statt jetzt, vor einigen Jahren in ein neuyorker Gasthaus ersten Ranges gekommen. Denn die letzten Jahre hatten auch in dieser Hinsicht eine beträchtliche Aenderung hervorgebracht und Neuyork für die Bequemlichkeit des Reisenden erst zu einer Haupt- und Weltstadt gestempelt. Vor ein paar Jahren hätte es ihr wol begegnen können, daß z. B. wenn sie im Salon die Einrichtung ihres Gemaches abgewartet hätte, das Stubenmädchen, eine Schöne aus einem Dorfe der Nachbarschaft, zu ihr gekommen wäre und sich zutraulich zu ihr auf das Sopha gesetzt hätte, um ihr mitzutheilen, ihr Zimmer sei fertig; oder daß sie, wenn sie sich vielleicht zehn Minuten auswärts verspätet hätte und demnach zehn Minuten, nachdem die Tischglocke gelautet, zur Tafel gekommen wäre, den Bescheid bekommen hätte, der Tisch sei nun voll; sie müsse warten, bis abgegessen sei und zum zweiten Male servirt werden könne. Daß für einen zweiten Tisch genug übrigbleibt, versteht sich bei der Ueberfülle amerikanischer Mahlzeiten gewissermaßen von selbst. Jetzt freilich

riskirte sie das Alles nicht. Denn die große Förderin amerikanischer Culturzustände, die Concurrenz, hat seit kurzem wie mit einem Zauberschlage eine Menge bedeutender, ja riesenhafter Hotels hervorgerufen, die sich an Eleganz und Comfort preist mit den besten europäischen messen können, und der Reisende ist, wo er sich immer hinwendet, geborgen.

Unserer jungen Gatten Besuch in Neuyork war ausschließlich Geschäften gewidmet. Sie empfingen hier Sarah's zweiten Brief; aber weder Alonzo antwortete, noch hörten sie von Virginien selbst. Dagegen erschallte Klotilden aus Deutschland her so manches liebe, theilnehmende Wort, denn ihre Freunde hielten sie alle für unbeschreiblich unglücklich. Mit welchem dankbaren Herzen schrieb sie ihnen, daß sie glücklich sei!

Nur in Bezug auf den bedeutenden Verlust ihres Vermögens, den sie erlitten, lauteten die Nachrichten nicht gut. Eine geringe Summe — gering in Verhältniß zu dem Verlust — war zu retten. Dieses zusammen mit Hubert's kleinem Vermögen aber reichte hin, um ihnen ein sorgenloses, unabhängiges Dasein zu sichern, besonders wenn sie ein Leben auf dem Lande wählten.

Kaum waren sie über diese Angelegenheit im

Klaren, als Klotilden eine Anzeige in den Zeitungen auffiel, die sie sogleich Hubert mittheilte. Es war eine Ankündigung, daß ein kleines Gut in Vermont, dasselbe, welches wir im vorstehenden Abschnitt beschrieben gesehen, verkauft werden sollte. Die pittoreske Schönheit und die Abgeschiedenheit seiner Lage, dazu ein äußerst billiger Preis, erweckten Hubert's Interesse. Selbst wenn das Unternehmen nicht gelang, war der Verlust nicht sehr bedeutend. Klotilde entsagte vorläufig der Nähe der Stadt und Hubert vorläufig dem weiten Westen. Beide einigten sich leicht, selbst dorthin zu reisen, um das Grundstück zu sehen und, im Fall es ihnen gefiele, es zu kaufen. Ueberdies drohte die annahende Sommerhitze sie bald von Neuyork verscheuchen zu wollen.

Vermont war damals mit der Küstengegend nur in geringem Maße durch Eisenbahnen verbunden; keine Gegend der östlichen Staaten aber ist so abgelegen, daß sie nicht mit der Umgegend durch regelmäßig laufende Landkutschen in Verbindung wäre, die auf gewissen Stationen ihre Pferde wechseln, und von denen einer, denn oft findet auch hier eine wohlthätige Concurrenz statt, von der Regierung contractmäßig die Post anvertraut wird. Diese Landkutschen waren vor Einführung der Eisenbahnen, außer eignen Fuhr-

werken, die einzige Art zu reiſen. Denn andere Poſten gab es und gibt es nicht und daher natürlich auch keine Extraposten. Lohnkutſcher aber ſind meiſt nur für den eigenen Wohnort und ſeine nähere Umgegend eingerichtet. Alle Excluſivität fällt bei einer Reiſeart, nach welcher platzweiſe bezahlt wird, von ſelbſt weg. Reiche, oder ſehr ausſchließliche Perſonen können ſich allenfalls eine Extra-Landkutſche miethen, die meiſtentheils bereit iſt; allein da in dieſem Falle zum wenigſten neun Plätze zu bezahlen und an und für ſich die Fahrkoſten ziemlich bedeutend ſind, ſo wird dieſer Ausweg ſelten gewählt, wo nicht vielleicht eine Geſellſchaft zuſammentritt und ſich eine der Kutſchen ausſchließlich zueignet. Der Name, den dieſe Landkutſchen in Amerika führen, iſt der nämliche, der in England gebräuchlich; d. i. stage-coach*), Stationskutſche. Eine wunderliche Eigenheit will aber, daß, während die Engländer ſich dafür des zweiten Theiles des Namens bedienen und vernunftigerweiſe von einer coach, d. i. Kutſche, ſprechen, die Amerikaner dagegen den erſten Theil feſtgehalten haben und kurzweg stage, d. i. Station, ſagen.

Ueberall gewährt vielfältiges Umherreiſen im In-

*) Zyrich städsch-kotsch.

nern des Landes einen guten Einblick in Sitten und Charakter der Nation. Nirgends aber wol mehr als in den transatlantiſchen Regionen, in denen unſere Scene liegt. Denn der Amerikaner, beſonders der Neu-Engländer, iſt im hohen Grade geſellig und mittheilſam auf Reiſen. Deutſche Reiſende haben oft über die Rohheit und Ungeſchliffenheit geklagt, die ihnen in den weſtlichen Gegenden, namentlich auf den Dampfſchiffen des Miſſiſſippi vorgekommen, während ſie ohne allen Zweifel ihre Mitreiſenden im Oſten, beſonders in Neu-England, im hohen Grade zuvorkommend gefunden haben müſſen. Und der pſychologiſche Beobachter erklärt ſich dieſen anſcheinenden Widerſpruch leicht, ſelbſt wenn er vergißt, daß an und für ſich von den primitiven Zuſtänden des Weſtens, den Zuſtänden nothgedrungener Selbſthülfe und Vertheidigung der eigenen Rechte gegen die zu befürchtenden Eingriffe Anderer, die feinern Rückſichten, welche die Blüten einer höhern Geſellſchaftscultur ſind, nicht erwartet werden können.

Der Bewohner des Weſtens iſt im höchſten Grade gaſtlich. Er öffnet ſein Haus dem Wanderer und heißt ihn an ſeinem Herd willkommen. Niemand wird ihn im eignen Hauſe unfreundlich und zurückſtoßend finden. Verläßt er aber den heimiſchen Herd, ſo glaubt er aus-

ſchließlich auf eignen Füßen ſtehen und trotzig gegen etwanige Beeinträchtigungen Anderer ſeine Rechte wahren zu müſſen. Er geht unbekümmert ſeiner Wege und möchte durch Worte und Mienen zeigen, daß er ein freier Mann iſt und Andere ihn nichts angehen.

Der Neu-Engländer dagegen und der Bewohner der öſtlichen Staaten überhaupt richtet ſein Haus behaglich genug für ſich und ſeine Familie ein. Aber dem Fremden öffnet nur eine beſondere Einführung die Thür, dem Fremden verſchafft nur eine ausdrückliche Empfehlung einen Platz an ſeinem Tiſche. Er iſt im Allgemeinen nicht gaſtfreundlich zu nennen; aber er iſt nicht ungeſellig. Wo ihn ſein Weg mit Andern in Berührung bringt, tauſcht er gern Höflichkeiten aus, theilt ſich gern mit und benutzt durch unabläſſiges Fragen eifrig die Gelegenheit, ſich mannichfache Kenntniſſe über die heterogenſten Gegenſtände zu erwerben. Ausländer haben oft mit Erſtaunen den zutraulichen Landkutſchen- und Dampfſchiffunterhaltungen einer Nation zugehört, die ſie eines gewiſſen trockenen Anſtandes wegen ohne Weiteres für kalt und zurückhaltend erklärt haben.

So erging es jetzt auch unſern beiden deutſchen Reiſenden. Nachdem ſie ein ſchneller Dampfer durch den Sund nach Boſton geführt, ſaßen ſie mit ſieben

Gefährten, und einigen andern auf dem Bock und oben auf, in einer großen, mit Leder gefütterten vierspännigen Kutsche, die sie nach Concord trug. Von da ging der Weg auf ähnliche Weise weiter nach Middlebury.

Die drei Sitze der Kutsche haben jeder für Dreie Raum. Der im Hintergrund wird meist den Damen überlassen; wer sich exclusiv zu halten und sich nicht in Gespräche einzulassen wünscht, wählt gern diesen Sitz, denn er sichert sich wenigstens vor jeder Berührung mit den Sechsen, welche einander gegenüber sitzend die beiden andern Sitze innehaben. Klotilde saß in eine seiner Ecken gedrückt. In der andern eine junge Frau aus Jowa, die vor vier Monaten mit zwei kleinen Kindern den Weg von dreihundert Meilen allein gekommen war, ihre Eltern auf ihrer Farm bei Boston zu besuchen, und nun mit dreien zu ihrem Mann zurückreiste. Sie hielt ihren Säugling auf dem Schooße. Die beiden ältesten, zwei und drei Jahre alte Knaben, für die sie nur Einen Platz zu bezahlen hatte, würde sie zwischen sich und Klotilde eingepreßt haben — eine gar unruhige Nachbarschaft — wenn nicht die Freundlichkeit der Mitreisenden, d. h. des männlichen Theiles unter ihnen, ihr ausgeholfen und bald dieser bald jener sich erboten hätte, einen der kleinen Hinterwäldler auf den Schoos zu nehmen.

Die Hülfloſigkeit der zarten kaum zweiundzwanzigjährigen Mutter, verbunden mit dem Unternehmungsgeiſt, den ſie gezeigt, erregte die allgemeinſte Theilnahme. Mit gleicher Bereitwilligkeit ſuchten daher die Herren ſie von ihren beiden großen Reiſekörben zu befreien. Der eine ward unter den Knien des einen, der andere auf den Knien eines andern untergebracht. Sie waren überall im Wege und beläſtigten Alle, nur ſie ſelbſt nicht. Und doch durften ſie nicht zu dem übrigen Reiſegepäck geſchafft werden, denn der eine enthielt den Vorrath der nöthigen Kinderwäſche, der andere die Reiſezehrung. Die Farm in Jowa brachte Lebensmittel in Fülle, aber baares Geld, die Gaſthausrechnungen zu bezahlen, gar wenig. Die junge Mutter der kleinen hungrigen Hinterwäldler, die in ihren zwei- und dreijährigen Körperchen die Mägen von neun- oder zehnjährigen Knaben zu haben ſchienen, enthielt ſich demnach aller Benutzung der öffentlichen Tiſche. In der Zeit, wo ihre Reiſegefährten ſich bei den für ſie bereit gehaltenen Mahlzeiten gütlich thaten, pflegte ſie mit ihrer Familie im Gaſtzimmer ſitzen zu bleiben und, während ſie ihren Säugling aus ſeinem natürlichen Born labte, die beiden ſtets eßluſtigen Aelteſten mit Ingwerkuchen, Pies und Aepfeln zu füttern, oder womit ſonſt

aus der Großmutter Speiſekammer der Korb angefüllt werden.

Den Platz auf der Mittelbank, unmittelbar vor Klotilden, hatte ſich Hubert geſichert. Neben ihm ſaß ein freundlicher, geſprächiger Mann, der nur zum Beſten Anderer zu leben ſchien. Nachdem er die Körbe der kleinen Weſtländerin untergebracht, und zwar einen unter ſeinen Knien, da auf denſelben bereits der eine der Knaben ſaß, wollte er höflichſt auch Klotildens Sonnenſchirm und Reiſetaſche an ſich nehmen, um es ihr zu erleichtern. Er war es, der, wenn angehalten ward, die Damen fragte, ob ſie nicht etwa zu trinken wünſchten, und ihnen Waſſer zu holen ſtets bei der Hand war. Er mußte wol ſchon oft des Weges gekommen ſein; denn er war in jedem Gaſthof wie zu Hauſe, fragte nach der Geſundheit jedes Familienmitgliedes des Wirthes und ward überall mit einem vertraulichen: „Wie befinden Sie ſich, Major Tenney?“ begrüßt. Obwol Kaufmann, bekleidete er in der Miliz dieſen Rang, und hörte, wie andere ſeiner Landsleute, den militairiſchen Titel gern. Er ſelbſt nannte jeden der Kutſcher bei ſeinem Namen und nie ohne den Titel: „Herr“ davorzuſetzen, als „Mr. Rice, Mr. Smith“. Saß aber, was von Zeit zu Zeit geſchah, ein Militairperſon auf

dem Bocke, ſo verfehlte er nie, ſie nach ihrem Range zu tituliren, als Oberſt, Capitain u. ſ. w. *).

Und in der That iſt ſolch ein amerikaniſcher „stage-driver", wie er vom hohen Bocke herab mit ſicherer Hand vier oft ſechs Pferde lenkt, auf ſeinem Thron Wind und Wetter trotzt, den Poſtſack in ſichere Verwahrung nimmt, die Plätze ordnet und vor Allem den Damen ihr Recht verſchafft, ſchon ein Mann, der Reſpect einflößen kann! Finden ſich doch Beiſpiele, daß Männer von Erziehung, um ihre Geſundheit durch ein beſtändiges Leben im Freien zu ſtärken und ſich gegen alle Einflüſſe der Witterung abzuhärten, ſich dieſe Lebensart erwählt haben.

Der Major unterhielt mit zweien der ihm gegenüberſitzenden Herren das Geſpräch, das von Wetter und Kornpreiſen bald auf politiſche Dinge überging, wozu die eben ſtattfindenden Wahlen die beſte Gelegenheit boten. Die Männer erkannten einander leicht als Whigs; fand ſich aber, daß bei dem häufigen Wechſel der Reiſenden, denn mehre fuhren nur einige Stationen mit, Männer von entgegengeſetzten

*) Es bedarf wol kaum einer Erwähnung, daß hier nicht von Officieren des ſtehenden Heeres, ſondern von der Miliz die Rede iſt, ein Inſtitut, das in allen Staaten beſteht und einigermaßen mit der preußiſchen Landwehr verglichen werden kann.

Parteien zusammen kamen, so ward das Gespräch sogleich auf andere Gegenstände gelenkt, ohne daß man sonst weniger freundlich gegen einander gesinnt schien.

Denn der Amerikaner öffnet im geselligen Verkehr nur selten einer politischen Debatte die Thür. Er setzt, eben weil er entschieden einer gewissen Partei angehört, die er durch individuelle Gesinnungen nur schwächen würde, seine Ansichten als bekannt voraus. Die öffentlichen Blätter sind die Organe derselben, und außerdem hat er die Repräsentanten, die sie pflichtmäßig zu vertreten haben, selbst mit erwählt. Hat er politischen Rednerberuf, so wird er in den „meetings" seiner Partei, oder bei Tischfestlichkeiten und Toasten ihn zu benutzen wissen, aber im geselligen Verkehr kaum zu gebrauchen wünschen. Ein politisches Gespräch, d. h. wie es zufällig im geselligen Verkehr geführt werden kann, wird daher in dem Lande vollkommner Denk- und Redefreiheit nur selten aus seinem nüchternen, historiographischen Charakter herausgehen und noch seltener durch einen lebendigen Austausch entgegengesetzter Ansichten eines und desselben Gegenstandes den Zuhörer zum Selbstdenken anregen.

Neben dem gefälligen Reisenden mit dem Rücken

gegen die junge Mutter saß ein langer, dünner Mann mit ernsten, fast strengen Zügen und bleicher Gesichtsfarbe. Seine weiße Cravatte, bei sonst ganz schwarzer, etwas abgetragener Kleidung deutete darauf hin, daß er ein Geistlicher war. Er nahm wenig Antheil an den politischen Gesprächen seiner Nachbarn; offenbar war ihm die Tariffrage gleichgiltig, und ob der Locofoco- oder der Whigcandidat zur Präsidentschaft den Sieg erringen werde, kümmerte ihn wenig, da ja weder der Eine noch der Andere „ein Christ" d. h. Mitglied der orthodoxen Kirche war. Die Interessen dieser Kirche waren es allein, die ihn bewegten. Wenn er von Zeit zu Zeit ein ernstes Wort in das Gespräch gab, so war es einzig, um diese zu vertreten.

Er benutzte aber eine Pause gern, um mit einer ihm gegenübersitzenden schwarzgekleideten Dame, deren Bekanntschaft er erst im Wagen gemacht, eine andere Unterhaltung zu beginnen, durch welche er meinte, dem Herrn sein Recht zu geben.

Die alte Dame, eine Predigerwitwe aus Vermont, die von einem Besuche bei ihrer in Boston verheiratheten Tochter zurückkehrte, ließ sich bereitwillig auf ein solches Gespräch ein und brach in Klagen über die Verbreitung der unitarischen Gemeinden durch

ganz Maſſachuſetts aus, auf die ſie nicht vorbereitet geweſen war. Sie hoffte indeſſen auf den Einfluß ihrer Tochter auf ihren Schwiegerſohn, der ſich auch leider dahin neige und der ſogar manchmal die Univerſaliſtenkirchen beſuche. Sie erzählte auf des Geiſtlichen Befragen dies und jenes vom Zuſtande der Kirchen in ihrem Dorfe und ſeiner Nachbarſchaft, und beide fingen an mit ſtiller Selbſtgefälligkeit ihre chriſtlichen Erfahrungen auszutauſchen.

Beſonders wußte die Witwe manche wunderbare Bekehrungsgeſchichte zu erzählen und von Nachbarn, Freunden und Verwandten oft Tag und Stunde anzugeben, wann der Durchbruch der Gnade ſtattgefunden habe. Ihr Sohn, der mit ihr die Schweſter beſucht hatte und oben auf dem Wagen ſaß, weil er inwendig keinen Platz gefunden, ſagte ſie, habe davon die erfreulichſten Beiſpiele erlebt. Denn er hatte als Colporteur den Weſten bereiſt und den Samen mit treuer Hand ausſtreuen helfen! Oft genug, klagte ſie, ſei Undank ſein Lohn geweſen, und er habe Schimpf und Schande unter den Baalskindern ertragen müſſen, und gern ertragen; aber dann habe ihm der Herr zum Lohne auch gezeigt, daß der Stein, den er mühſam zum Wiederaufbau Zions herbeigeſchleppt, die Feſte des Herrn wahrhaft wieder aufbauen helfe.

„Die ſchönſte Geſchichte", fuhr ſie fort, „die er je erlebt, fiel in Wisconſin vor, und ich muß ſagen, ſie hat mich immer zu Thränen gerührt. Es war eine Familie von Boſton dahin gezogen; früher reiche, angeſehene Leute, aber der Vater hatte ſich verſpeculirt und ein paar Mal Bankerott gemacht und es blieb ihm nichts übrig als nach dem Weſten zu gehen; dort hatte die Frau noch ein Stück Land; ſie war reich von Haus aus; aber der Mann hatte Alles ins Geſchäft geſteckt. Das einzige Stück Land in Wisconſin, weſtlich vom Fort Winebago, blieb ihm; da wollten ſie nun darauf leben als Farmer! Aber, Sir, da gehören andere Menſchen dazu! Die Töchter waren in faſhionabeln Koſtſchulen erzogen, weder ſie, noch die Mutter waren an Arbeit gewöhnt. Und gelebt, Sir, hatten ſie wie die Heiden! Auf Bälle gegangen, ins Theater, kein Hausaltar und am Sabbath höchſtens einmal in die Kirche und dann immer in die biſchöfliche, weil da am meiſten Staat iſt und vor den Kirchthüren die meiſten Kutſchen halten."

„Leider", ſagte der Geiſtliche, „nimmt in unſern Seeſtädten unter andern ruchloſen Sitten auch das Fahren am Sabbath mehr und mehr überhand. Auf dem Lande läßt es ſich bei der großen Entfernung der Kirchen nicht ändern; auch iſt dort faſt überall

für das Unterbringen der Pferde geſorgt, ſo daß keiner, um ſie zu hüten, das Brot des Lebens entbehren muß. Allein in der Stadt iſt es für Den, der Kräfte zum Gehen hat, ſündlich, zur Kirche zu fahren, weil er dadurch das Hinderniß wird, durch welches einer ſeiner Nebenmenſchen ſeine Pflicht gegen Gott verſäumt."

„Sehr richtig bemerkt", erwiderte die Witwe. „Und doch hätt' ich's nicht anſtößiger gefunden, wenn ſie gefahren wären, als daß ſie nach der Kirche in Beacon-Street auf und ab ſpazieren, wie das jetzt in Boſton Sitte wird. Meine Tochter ſagte mir, daß die Miſſes — —"

„Bitte", unterbrach ſie der Geiſtliche, „nennen Sie keine Namen!"

Die Witwe erröthete: „Nun ſie gehören auch nicht hierher. Ich wollte von der Familie in Wisconſin erzählen. Die lebten nun ein gar trauriges Leben und beſonders die armen Mädchen. Ich fürchte, ſie verſanken vollends im Heidenthum. Denn es gab weit und breit keine Kirche. Als mein Sohn hinkam, war ein einziges neues Teſtament im Hauſe und das lag ganz verſtäubt auf dem Kamin. Die Eltern zwar, die eigentlich fromm erzogen waren und ſich nur hatten ſo mit fortreißen laſſen — ſchwache, ſün-

dige Menſchen, wie wir alle ſind, in denen der Glaube nicht feſt war — die, ſag' ich, hätten's wol gern anders gewollt. Der Vater, ſo erzählten ſie nachher meinem Sohn, hatte ein paar Mal einen Verſuch gemacht, am Sabbath mindeſtens, da ſie nicht in die Kirche konnten, einen Familiengottesdienſt einzuführen. Aber die lange Verſäumniß hatte ihn ſcheu und ungeſchickt gemacht. Als es nicht gleich ging, hatte er den Muth verloren, und nun lebten ſie ſeit ein paar Jahren wie die Heiden. Die Mädchen waren darüber alt geworden, vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt. Sie ſahen ſchon ganz verblüht aus, als mein Sohn hinkam."

„Und war Ihr Sohn im Stande Einfluß auf dieſe Familie zu gewinnen?" fragte der Prediger.

„Nicht er ſelbſt", entgegnete jene, „er war nur ein demüthiges Inſtrument. Allein er ließ ihnen, als er weiter reiſte eine Bibel und eine Anzahl Tractatbücher, über die die beiden Mädchen mit förmlichem Heißhunger herfielen, denn ſie hatten wer weiß wie lange kein neues Buch geſehen und ihre Romane, die ſie mit von Boſton gebracht, waren ſchon ganz zerleſen. Darüber vergingen nun ein paar Wochen. Auf dem Rückweg nach Neuyork denkt mein Sohn, ich muß doch einmal ſehen, ob die Saat in Farming-

hall, ſo hieß der Ort, aufgegangen iſt. Als er nun hinkommt, fällt es ihm gleich auf, daß Alles im Hauſe einen andern Anſtrich hat. Das Evangelium lag nicht mehr beſtäubt auf dem Kamin, und daneben lag die neue Bibel, die er ihnen zurückgelaſſen. Der Vater war verreiſt, aber die Mutter und die Töchter empfingen ihn freundlich und ſagten ihm wiederholt: Sie haben uns ſehr wohlgethan; und: Die Bücher, die Sie uns hier ließen, waren Manna in der Wüſte. Beim Thee werden allerlei chriſtliche Geſpräche geführt, und als er ihnen nachher vorſchlägt, mit ihnen zu beten, nehmen ſie's mit Dank an. Wie ſie nun alle hinknien und der Herr ihm Worte in den Mund gibt und Gedanken in den Geiſt — denn, weiß der Himmel, ich bin ſeine Mutter, aber ich muß es ſagen, von Natur hat er's nicht, er war niemals beſonders hell an Verſtand und Beredtſamkeit hatte er nun gar nie — da ruft auf einmal die älteſte Tochter: Mutter, ich habe Jeſus gefunden! — und die jüngſte fängt an zu weinen und ruft: Auch in mir dämmert ein Licht, der Herr ſei gelobt! Und da erzählt er, wie der Geiſt des Herrn auf einmal mächtig über ihn gekommen und wie die Worte aus ihm herausgeſtrömt ſeien wie mit Engelzungen, bis er die wankenden Seelen vollends erweicht und zerknirſcht hatte.

Indem ſie nun aufſtehen, und ſich weinend umarmen und einander begrüßen als Schweſtern in Chriſto, denn auch die Mutter ward mit fortgeriſſen, denn alle ihre Jugenderinnerungen kamen ihr zurück — ich ſagte Ihnen, ſie war von chriſtlichen Eltern und getauft, und wo der Samen einmal hingeworfen, wenn er auch noch ſo lange todt liegt, endlich kommt doch das rechte Stundchen, wo er aufgeht — wie ſie nun alle ſo vergnügt in dem Herrn ſind, da kommt eben der Vater von ſeiner Reiſe zurück. Dem liefen ſie nun gleich mit der frohen Nachricht entgegen, daß ſie endlich Jeſus gefunden; denn ſie wußten, der Vater hatte längſt ſehnlich gewünſcht, ſeine Töchter möchten Chriſtinnen werden. Das war nun eine Freude, ſagt mein Sohn, wie er im Leben nicht geſehen. Und noch am nämlichen Abend verſuchte der alte Mann noch einmal zu beten, und nun ging's auf einmal. Denn nun wußt' er, er war nicht allein in ſeinem Ringen; es erhoben ſich gläubige Herzen mit ihm zum Herrn. Es war der rührendſte Auftritt, den er je erlebt, ſagt mein Sohn."

„Ein ſchönes neues Beiſpiel von der Macht des Gebetes", ſagte der geiſtliche Herr, nach der Beendigung der langen Erzählung, bei welcher der Major einige Mal gegähnt hatte und die Weſtländerin ſanft

eingenickt war. „Möge Ihr Sohn, den die Vorsehung zum Werkzeug des Heils einer ganzen Familie gemacht, dies mit dem rechten Danke gegen Gott anerkennen. Diese raschen Bekehrungen sollten jedoch mit einem gewissen Grade von Mistrauen betrachtet werden. Nicht daß sie weniger aufrichtig wären; allein sie sind oft weniger dauernd. Der neue Mensch zieht sich nicht mit einem Male an. Wenn schon jedes Adamskind über sich mit Angst und Gebet wachen muß, daß es nicht in des Bösen Schlingen falle, so haben es solche, die lange in der Sünde verharrt, doppelt noth. Lassen Sie uns daher Ihres Sohnes Freunde jeden Abend und jeden Morgen in unser Gebet einschließen, werthe Frau!"

Während dieser Gespräche war ein Frauenzimmer eingestiegen, der einer der Herren, da die Innseite besetzt war, sogleich bereitwillig seinen Platz abgetreten hatte, indem er sich hinauf zum Kutscher setzte. Sie war von mittlern Jahren und von angenehmer Gesichtsbildung; in ihrem saubern, höchst einfachen Anzug war eine gewisse anticipirte Hinneigung zum Bloomerismus bemerklich, besonders hatte ein großer runder Strohhut zu einer Zeit etwas Auffallendes, in welcher die Mode den Frauen anmuthig schützende Kiepenhüte erlaubte.

Sie hatte lange der geiſtlichen Unterhaltung mit einem gewiſſen mitleidigen Lächeln zugehört. Endlich ſchien es ihr doch zu viel zu werden. Die Predigerwitwe holte eben Athem zu einer neuen wunderbaren Bekehrungsgeſchichte, als ſie ihr ohne Weiteres das Wort abſchnitt, indem ſie, quer über ſie weg, Hubert fragte:

„Sie ſind ein Deutſcher, Sir?"

„Ich bin es, Madame!" erwiderte dieſer.

„So ſind Sie aus dem Lande der Denker. Auf wie viele ſeltſame Dinge müſſen Sie in unſerm Lande geſtoßen ſein! Ich glaube nicht, daß es ein Land auf der Welt gibt, wo, trotz der geprieſenen politiſchen Freiheit und Gleichheit, die Extreme ſich ſo grell berühren, als bei uns!"

„Ich verſtehe Ihre Bemerkung nicht ganz", entgegnete Hubert, „ich vermuthe, daß Sie in Bezug auf die Sklaverei ſprechen ...."

„Allerdings", erwiderte ſie, „würde ſie ebenſo gut auf den Spott paſſen, der bei uns mit dem Namen der Freiheit getrieben wird. Ich ſpielte aber auf eine Begebenheit an, die Ihnen Allen bekannt ſein muß, denn ſo viel ich weiß, kommen Sie aus Boſton. In unſerm Lande, deſſen bloße politiſche Exiſtenz ſchon zu den edlern Blüten der Humanität gehört, die

fortgesetzte Barbarei legalen Mordes — dies bildet einen ebenso schneidenden Contrast wie Freiheit und Sklaverei."

Hubert besann sich, daß gestern in Boston die Hinrichtung einer Brandstifterin stattgefunden habe, deren überlegtes Verbrechen einer ganzen Familie den Untergang bereitet hatte.

„Ich kenne den Fall nicht genau", sagte er, „aber nach Allem, was ich gehört, ward hier eins der schwärzesten Verbrechen gestraft."

„Gestraft. Sie sagen es. Und würde es Ihnen einfallen, den unglücklichen Kranken tödten lassen zu wollen, der im Fieberdelirium seinen Wärter verletzt?"

„Mich dünkt, der Fall ist sehr verschieden. Wahrscheinlich verwerfen Sie aber die Todesstrafe überhaupt?"

„Die sogenannte Todesstrafe ist in meinen Augen nichts Anderes als ein gesetzlicher Mord und eben weil sie ein gesetzlicher ist, gegen den keine Gegenwehr stattfinden kann, ein viel schwärzerer Mord als andere Mordthaten."

„Madame", sagte der Geistliche mit strengem Ton, „die Autorität der heiligen Schrift ...."

Aber die Dame im runden Strohhut unterbrach ihn und fuhr gegen Hubert gewendet fort:

„Noch mehr, mein Herr, ich fürchte, Sie werden mich parador nennen, wenn ich erkläre, ich verwerfe nicht allein die Todesstrafe als verbrecherisch, ich leugne überhaupt das Recht der Obrigkeit zu strafen, wenn Strafe und nicht Besserung, das heißt Heilung, der Endzweck ist."

„Ihre Theorie ist gefährlich", bemerkte Hubert lächelnd.

Die Dame im runden Strohhut, sichtlich von der allgemeinen Aufmerksamkeit, die man ihr zuwendete, geschmeichelt, fuhr fort.

„Alle Verletzungen oder Krankheiten des Körpers können auf Ursachen zurückgeführt werden, welche mit denen, die Verletzungen oder Krankheiten des Gehirns verursachen, vollkommen analog sind; z. B. ursprüngliche Misbildung, Sympathie mit andern kranken Theilen des Systems, Ansteckung, zufällige Verwundung u. s. w. Wenn wir nun von Personen sprechen, die an irgend einem andern Organe leiden, als das Gehirn, so fällt es uns niemals ein, sie für ihr Unglück strafen zu wollen."

„Das wäre unsinnig", sagte Major Tenney.

„Das wäre es allerdings", versetzte die Rednerin. „Wir sind vielmehr überzeugt, daß der Schmerz, den sie leiden, und die Beschränkung des Bett- oder Zim-

merbutens, der sie sich unterwerfen müssen, eher unser Mitleiden erregen muß als unsern Zorn. Wir dringen vielmehr in sie, den Beistand eines Arztes zu suchen. Warum denn sollte sich unsere Ansicht und unser Verfahren ändern, wenn dasjenige Organ, das sich in ungesundem Zustande befindet, zufälligerweise das Gehirn ist?"

„So glauben Sie denn", fragte Hubert, „daß der Wille des Menschen gar nichts mit seinen Handlungen zu thun hat?"

„Sein Wille ist's ja eben, der krank ist", erwiderte die Philosophin, mitleidig lächelnd. „Ebenso vernunftig, als es sein würde, einen Menschen mit der Peitsche zu züchtigen, weil er sich hat vom Scharlachfieber anstecken lassen, ebenso wernünftig, sag' ich, ist es, dies Verfahren gegen einen Menschen zu beobachten, dessen physische Constitution ihn zwingt, Das in Besitz zu nehmen, was er ergreifen kann. Der Samen zur Krankheit lag in der Natur des Ersten und in den meisten Fällen hat er sich der Gefahr der Ansteckung durch irgend eine Unvorsichtigkeit ausgesetzt. Gerade so lag die ursprüngliche Prädispositien zur Aneignung fremden Gutes im Gemüthe des moralischen Kranken, und sein ganzes Unrecht besteht darin, daß er der Versuchung, seinem

angeborenen Hange nachzugeben, nicht zur rechten Zeit widerstand."

„Ich fürchte nur, entgegnete ein Herr, der neben ihr saß, etwas spöttisch, wenn der Dieb sich allenfalls durch eine tüchtige Tracht Schläge von einer Wiederholung seines Vergehens würde abhalten lassen, dasselbe Mittel würde den Scharlachkranken nicht hindern, gelegentlich noch einmal das Fieber zu bekommen."

„Warum nicht?" erwiderte Miß Burnet — denn so hieß die Dame im runden Strohhut. „Die Furcht vor den Schlägen wird ihn wenigstens bestimmen, künftig die Gesetze der Gesundheit so streng zu befolgen, daß seine dadurch gestärkte Körperkraft einer künftigen Gefahr der Ansteckung widerstehen wird, und mehr kann die Prügelstrafe oder überhaupt irgend eine andere Strafe auch nicht in dem unglücklichen Uebertreter der Staatsgesetze bewirken; sie wird ihn höchstens bestimmen, sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, aber keineswegs den moralischen."

„Das ist auch Alles, was sie soll", sagte der Prediger. „Auge für Auge, Zahn für Zahn, lehrt das Gesetz Mosis. Die Obrigkeit hat keine andere Mittel zur Beobachtung Dessen zu nöthigen, was Sie die moralischen Gesetze nennen, als die Ver-

breitung der Bibel. In einem chriſtlichen Lande ſollten ....“

Miß Burnet ſah ihn mit einem nichtachtenden Blicke an. „Das moſaiſche Geſetz, das Sie citirten, Sir, iſt ein Geſetz der Rache, nicht der Strafe. Das Chriſtenthum hat dieſen grauenhaften Codex aufgehoben, indem es den wahren Socialismus in der Bruder- und Nächſtenliebe lehrt. Sie müſſen, als ein Diener des Herrn, nothwendig wiſſen, was Jeſus, der größte Philantrop, an der Stelle jenes Blutrachegeſetzes uns gelehrt: wenn Einer dir den Rock nimmt, ſo gib ihm auch den Mantel; wenn Einer dir einen Backenſtreich gibt, ſo reiche ihm auch die andere Wange hin!“

„Wollen Sie dies Geſetz der höchſten Liebe zur Grundlage eines bürgerlichen Geſetzbuchs machen“, ſagte Hubert ſcherzhaft, ſo müſſen Sie, um conſequent zu ſein, den Spitzbuben von Sing-Sing und Auburn, die trotz aller »Prädispoſition zur Aneignung fremden Gutes« ſich bis jetzt doch noch mit einem Theile begnügt, das Ganze übergeben.“

„Sie misverſtehen mich, Sir“, entgegnete die Philantropin mit gelaſſenem Lächeln. „Fern ſei es von mir zu wollen, daß dieſe unglücklichen Opfer ihrer dämoniſchen Begierden dem ungezügelten Hange

derſelben überlaſſen werden ſollten. Wir würden gerade ſo verbrecheriſch handeln, wie z. B. der Wundarzt handeln würde, der, die Hände in den Taſchen, über ein Schlachtfeld wandelt und, weil er aus Princip den Krieg verwirft, die Bandagen und Inſtrumente ungebraucht läßt, durch welche er die Leiden der Verwundeten, die um ihn umher liegen, erleichtern könnte. Vielmehr bin ich der Meinung, daß die Gebrechen der menſchlichen Geſellſchaft auf das dringendſte Abhülfe fodern. Nur ſollte nicht von Zucht- und Strafhäuſern die Rede ſein, ſondern allein von Reform- und Heilanſtalten. Derjenige, der die Geſetze der Geſundheit vernachläſſigt, z. B. durch einen plötzlichen, unvorſichtigen Wechſel der Atmoſphäre, und dadurch ein Lungenübel veranlaßt, hat ſich dem Zwange des Zimmer- oder Betthütens zu unterwerfen, oder vielleicht einem temporären Exil in ein wärmeres Klima, um den ſchädlichen Wirkungen ſeines Ungehorſams abzuhelfen. Derjenige, welcher ſich unbedachtſam und ohne die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln dem Einathmen einer unreinen Luft ausgeſetzt und ſich dadurch eine anſteckende Krankheit zugezogen hat, muß ebenfalls die Folgen davon tragen. Er muß von der menſchlichen Geſellſchaft, der ſeine Nähe nur verderblich werden könnte, abgeſondert werden,

und thut er es nicht freiwillig, so ist es die Pflicht dieser Gesellschaft, sowol gegen sich selbst als gegen ihn, ihn zu dieser Absonderung zu zwingen, ihn in eine reinere Atmosphäre zu versetzen und sowol die Mittheilung seines Uebels an Andere zu verhindern, als ihn zum Gebrauch der Heilmittel zu nöthigen. Ebenso, wenn ein Mensch aus erblichem Hange und der Ansteckung des bösen Beispiels, oder aus irgend einer Ursache die Gesetze der Moralität verletzt. Es ist Pflicht der Gesellschaft, ihn von der Quelle der Infection zu entfernen und ihn der Mittel zu berauben, das Uebel auf Andere zu übertragen; d. h. die ungesunde Tendenz seiner Seele zurückzudrängen und seine krankhaften Organe zu heilen und zu kräftigen."

„So sollten nach Ihrer Ansicht, die Gefängnisse nichts sein als moralische Hospitäler?" fragte Hubert, der ihr mit Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Durchaus nichts Anderes", erwiderte Miß Burnet. „Ich selbst, wie Sie mich hier sehen, bin Aufseherin *) des sogenannten Zuchthauses von —", sie nannte eine der bekanntesten Anstalten der Vereinigten Staaten, „und bin nur eben auf kurzem Urlaub begriffen, meine kranke Mutter zu besuchen, die hier in

*) Im Englischen Matron.

der Nachbarſchaft wohnt. Glauben Sie, keine menſchliche Macht hätte mich bewegen können eine ſolche Stelle anzunehmen, wenn ich die Anſtalt, die meiner Fürſorge übergeben iſt, als eine Straf- und Züchtigungsmaſchine betrachtete. Vielmehr ſeh' ich mich ſelbſt als eine moraliſche Aerztin an, als eine Prieſterin des philantropiſchen Socialismus, durch den allein das Heil der Menſchheit erſtrebt werden ſollte, weil es allein durch ihn erreicht werden kann. Ich fühle, daß ich in den wenigen Jahren meiner Wirkſamkeit ſchon Bedeutendes erlangt habe. Indeſſen der Einzelne iſt nur ein Tropfen in dem ungeheuren Ocean des Verderbens. Wie es Arznei- und Rechtsſchulen und theologiſche Seminarien in unſerm Lande gibt, ſo ſollte es Lehranſtalten der ſocialen Philantropie geben, deren Lehrſtühle von dem ſo ſchmählich beeinträchtigten Geſchlecht der Frauen bekleidet werden ſollten."

„Ihr Syſtem", verſetzte Hubert, „hat einen gewiſſen Grad der Wahrheit, wenn Sie es auf unentwickelte kindiſche Gemüther anwenden. Auch ich habe die Ueberzeugung, daß das Menſchengeſchlecht einer Reform bedarf, und daß dem Uebel nur durch eine verbeſſerte Volkserziehung abgeholfen werden kann. Das Geſchöpf kommt rein aus ſeines Schöpfers Hand; ſeine irregeleiteten Leidenſchaften und böſe Beiſpiele

verwirren ſein Inneres und führen ihn dem Laſter und dem Verderben zu."

Der Geiſtliche ſah ihn mit einem Blicke an, der faſt noch mehr Misbilligung verrieth, als der, mit dem er ſchon lange die Dame betrachtet hatte.

„Die erbſündliche, gänzliche Verdorbenheit des Menſchengeſchlechts", ſagte er unmuthig, „kann nur durch Chriſti Blut abgewaſchen werden. Weder eure Philoſophie, noch eure Philantropie wird ausreichen. Die Gnade allein kann es. Lehret durch die heilige Schrift die Menſchen beten und glauben! Dies iſt Alles, was ſie brauchen."

Miß Burnet ſchien von dem ehrwürdigen Mann ein für alle Mal keine Notiz nehmen zu wollen. Vielleicht fühlte ſie heimlich die Macht der „ſtreitenden Kirche". Sie ſagte blos:

„Sie irren beide, meine Herren!" und fuhr gegen Hubert gerichtet fort:

„Sie beſonders, Sir, indem Sie glauben, gewiſſe Krankheiten ſeien in Kindern eher heilbar als in erwachſenen Menſchen. Es kann Ihnen nicht unbekannt ſein, daß auch die Sterblichkeit unter Kindern unverhältnißmäßig groß iſt. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, je intellectueller begabt und entwickelt ein Menſch iſt, je mehr Hoffnung iſt zu ſeiner Heilung."

„Und welche Mittel gebrauchen Sie?" fragte Hubert.

„Ich habe", entgegnete Miß Burnet, indem sie sich bequemer zur Erklärung zurecht setzte, „nichts in der Behandlung von Missethätern ermuthigender gefunden, als die vortreffliche Wirkung, die es hat, wenn ich ihnen die Kenntniß über die eigenthümliche Constitution ihrer Gemüther und ihres Gehirnes aufschließe. Sobald ich sie vermittelst der Phrenologie zu einem klaren Begriffe über die Quelle ihrer übeln Begierden gebracht habe, verschwindet alles Geheimnißvolle, aller Zweifel, alle Ungewißheit. Ich zeige ihnen, daß die Stärke dieser Begierden so gut von physischen Gesetzen regiert wird, als die Stärke eines Körpergliedes oder anderer körperlichen Organe, und daß, wenn sie dieser Macht nachgeben, sie sich beständig vermehren wird. Ich beweise ihnen, daß es nur durch das Zügeln unserer Neigungen vermittelst unserer moralischen Gesinnungen und unsers Verstandes möglich ist, daß ein sicherer und heilsamer Fortschritt auf der Bahn der moralischen Reform gemacht werden kann. Dies gibt ihnen eine klare, deutliche Idee von Dem, was ihre Pflicht ist, und wie sie sie erfüllen können. Damit ist schon viel gewonnen.

„Ich suche sodann ihnen einen Begriff von der Anwendung ihrer eigenen Constitution auf die der

äußern Natur zu geben, von den Bedingungen der menſchlichen Glückſeligkeit und der Unveränderlichkeit der Geſetze, von denen ſie abhängt, ſowie auch von dem Verhältniß, das zwiſchen ihnen und ihrem Schöpfer ſtattfindet."

„Sind Sie auch ſicher immer verſtanden zu werden?" fragte Hubert lächelnd.

„Selbſt unter den Einfältigſten", erwiderte die Philantropin mit einiger Empfindlichkeit, „iſt auch nicht Einer, der durch eine deutliche und energiſche Erklärung ſeiner Pflicht und Erkenntniß der Quellen und Bedingungen des Glückes nicht ſchon einigermaßen beſſer gemacht wäre. Wo aber Verſtand und Willenskraft iſt, da hat dieſer mein Unterricht ſchon die bedeutendſten Wirkungen hervorgebracht. Ja, ich bin überzeugt, daß ich die außerordentliche Verbeſſerung, die ſeit den acht Monaten, daß ich dem Gefängniſſe vorſtehe, ſtattgefunden hat, hauptſächlich der Phrenologie verdanke. Sehr viel Zeit bleibt freilich dazu nicht übrig, da die auferlegten Arbeiten pünktlich erfüllt werden müſſen. Aber ſo groß iſt mein Vertrauen in dieſe Heilmethode, daß ich mich beſtrebt habe, unſere Gefängnißbibliothek außer mit einigen Exemplaren der heiligen Schrift, vorzugsweiſe mit phrenologiſchen Büchern und ſolchen verwandten

Schriften zu verſehen, die durch eine Erklärung der phyſiſchen Verfaſſung des Menſchen einen Aufſchluß über die moraliſche geben. An der Spitze dieſer Werke ſteht das von Combe «über die Conſtitution des Menſchen», eine der bewundernswürdigſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes, und beſonders ausgezeichnet durch lichtvolle Deutlichkeit und dringende Anwendbarkeit. Als eine beſondere Ermunterung geb' ich gern auch ein ſolches oder ähnliches Buch in die Hände unſerer verſtändigſten Patientinnen und — nie ohne Erfolg."

Hier hielt der Wagen in der Nähe eines kleinen Farmhauſes an. Der Kutſcher ſprang ab und trat an den Schlag. „Miß Burnet", ſagte er, „wir ſind hier nur ein Stündchen von Brookfield. Weiter kann ich Sie nicht bringen; Sie bekommen hier einen Jungen, Ihnen Ihren Reiſeſack zu tragen."

Die Rednerin ſchien nur ungern ſich unterbrechen zu laſſen. Allein es gab keine Wahl. Sie dankte, zahlte, empfahl ſich ihren Reiſegefährten und ſtieg aus. Ihr Sack ward abgeworfen und die Kutſche rollte davon.

Eine Zeit lang ruhte, als ſie fort war, eine wohlthätige Stille auf der Geſellſchaft. Endlich ſagte der Major:

„Verſtand hat die Dame, das iſt ein Factum. Und ein ſeltenes Vertrauen auf ihr Syſtem hat ſie, das muß wahr ſein!“

„Es ſteht gefährlich um das Reich Gottes und unſer Land“, ſeufzte die Predigerwitwe, die während der ganzen Zeit ſtill geſchwiegen, „wenn ſolche Principien Einfluß gewinnen! Was war das für ein Buch, das ſie nannte?“

„Ein Product des verwerflichſten Atheismus“, antwortete der Geiſtliche mit unverhehltem Abſcheu. „Wohl haben Sie recht, es ſteht ſchlecht um unſer Land, wenn die Obrigkeit ſolches Unweſen duldet! Hätte dies Weib den «Kurzen Katechismus» in ihrem Gefängniß eingeführt und ſeine göttlichen Wahrheiten gelehrt, ſo würde über «Sektengeiſt» und «Puritanismus» geſchrien worden ſein. Secretär Benton's Entſcheidung hat die Goldkörner der amerikaniſchen Tractatengeſellſchaft glücklich von den Schulbibliotheken ausgeſchloſſen, aber ungläubige Schriften wie Combe's Werk, Giftbüchſen wie Auſtin's, die werden geduldet, und in unſern öffentlichen Anſtalten eingeführt!“

„Wenn wir nur endlich einmal wieder fromme Männer ans Ruder bekämen!“ ſeufzte die Witwe.

Aber weder ſie noch ihr geiſtlicher Freund hatten lange Zeit, ihre Klagen fortzuſetzen; einer nach dem

andern gelangte an ſein Reiſeziel, oder in die Nähe deſſelben und mußte die Landkutſche verlaſſen, um ſich auf andere Weiſe weiter zu helfen. Der Geiſtliche ſowol als die Witwe und ihr Sohn hatten andern Reiſenden Platz gemacht. Die Herren, welche die Reiſe oben auf der Kutſche begonnen, waren endlich ſo glücklich, ſie in derſelben fortſetzen zu können, ein Umſtand, zu dem ſie ſich gratuliren konnten, denn eben zog ein ungeheures Unwetter herauf und ſchwarze Wolken hingen bedrohlich am Himmel.

Als endlich der Regen begann in großen ſchweren Tropfen niederzufallen, die Ströme verkündigend, die ihnen folgen ſollten, und der Kutſcher ſeinen gelben Wachstuchmantel umhing, kam die Geſellſchaft in der Kutſche mitleidig überein, auch noch den letzten der Draußenſitzenden hereinzunehmen. Der älteſte der kleinen Hinterwäldler ward auf einem der Männerſchooſe untergebracht und der dünnſte der Herren zwiſchen die beiden Damen hineingeſchoben, um Platz für den neunten oder vielmehr den zwölften Paſſagier zu machen.

Kaum war dieſe Einrichtung getroffen, als die Wolken mit Macht borſten und der Regen in maſſenhaften Güſſen das Erdreich überſchwemmte. Die Pferde zogen mit verdoppelter Kraft an und rannten

wie vom Regen gepeitſcht mit verdreifachtem Schritt. Sorglich wurden die Seitenleder zugeknöpft und ein Gefühl der Behaglichkeit kam über die Reiſenden in der wetterſichern Kutſche.

Da hielt plötzlich der Wagen und man hörte den Kutſcher ſprechen und einer andern männlichen Stimme antworten, die dringend etwas zu verlangen ſchien. „Morgen iſt auch ein Tag, Miß", hörte man deutlich ſagen, „ich nehme Sie morgen mit", und auch eine weibliche Stimme ließ ſich vernehmen. Da hielt ſich die Neugierde der Herren nicht länger und das Leder nach der Seite hin, wo das Geſpräch geführt ward, wurde aufgeknöpft.

Durch den dichten Schleier des ſtrömenden Regens ſah man ein junges Mädchen an der Wegſeite ſtehen, über die ein wohlgekleideter ältlicher Mann einen Regenſchirm hielt, ohne daß er vermögend geweſen wäre, mehr von ihrer Perſon nothdürftig zu ſchützen als ihren Strohhut, auf dem ein ganzes Gartenbeet bunter Blumen blühte. Ihre ſchwarzſeidene Mantille ſchien wenig geeignet, ſie vor dem Sturme zu ſchützen, und aus den drei Falbalas ihres roſa Muslinkleidchens trauften ſolche Waſſerbäche um ſie herum hernieder, daß ſie, ſie mochte den Platz wechſeln ſo oft ſie wollte, ehe ſie ſich es verſah, wieder wie in einem

Teiche ſtand. Der Mann neben ihr — offenbar ihr Vater — hielt in der linken Hand den Regenſchirm, deſſen unvollkommnen Schutz er zum Theil ſeiner Tochter, zum Theil einer in ein Tuch geknüpften Pappſchachtel zuzuwenden ſuchte, welche er in der rechten Hand dicht an ſich gedrückt hielt. Die Beiden bildeten eine Gruppe, bei deren Anblick keiner der Reiſenden das Lachen unterdrücken konnte. Das hübſche Kind ſchleuderte einen ſtolzen, zornigen Blick mitten in die Geſellſchaft hinein.

Ihr Vater war ein Farmer aus der unmittelbaren Nachbarſchaft, der recht gut hätte ſein kleines Wäglein anſpannen können, um ſie nach der nächſten Station, wo die Kutſche anhielt, zu bringen; nur daß das Haus nicht mehr als tauſend Schritte von der Landſtraße ablag, auf welcher die Kutſche daher gefahren kommen mußte, und daß es bequemer ſchien, die tauſend Schritte zu machen und ſie hier abzuwarten, als eine Stunde zu fahren und in dem offnen Landwagen das neue roſa Muslinkleid dem Staube oder gar dem ausbrechenden Gewitter auszuſetzen. Die Landkutſche blieb etwas länger aus, als ſie erwartet hatten, denn der vielfältige Wechſel der Reiſenden hatte ſie verſpätet. Der Ausbruch des Unwetters war ſo plötzlich und heftig, daß keine Hoff-

nung war, das Farmhaus zu erreichen, während dagegen die Kutsche jeden Augenblick kommen mußte.

Als Vater und Tochter fortfuhren, in „Capitain Hill" zu bringen, der schönen Reisenden einen Platz in der Kutsche zu verschaffen; während die in derselben Sitzenden still zuhörten und abwarteten, was aus der Sache werden würde, sprang jener endlich ab und trat unter Donner und Blitz an die Wagenthür.

„Meine Herren, wäre da drinnen nicht noch ein Plätzchen für eine junge Dame?"

„Unmöglich!" rief ein Herr, dessen Körper ihn eigentlich befugt hätte, den Platz von Dreien zu füllen; „wir sind neun Personen und drei Kinder."

„So entschließt sich vielleicht einer der Herren draußen Platz zu nehmen?"

„Was, in diesem Regen, Capitain?"

„Die Sonne wird bald wieder scheinen", erwiderte dieser entschuldigend.

„Ist denn die Reise der jungen Dame so nothwendig?" fragte Major Tenney den Farmer.

Der Vater schämte sich zu antworten, daß seine Tochter blos eine gute Freundin in der Nähe von Middlebury zu besuchen beabsichtigte, und war zu redlich „ja" zu antworten. Man hatte ihn schon

während der Unterhandlung der Tochter zuflüstern hören: „Du kannst in dem Kleide doch nicht mit nach dem Picknick; gib es lieber auf, Letty.“ Aber die Tochter entgegnete ebenfalls flüsternd: „Ich kann das weiße in der Schachtel tragen, Papa!“ — Er erwiderte demnach blos: „Die junge Dame hat versprochen zu kommen und wird erwartet.“

„Könnte sie nicht morgen den Besuch machen?“ fragte der Major wieder.

„Nein, Sir, ich muß heute gehen“, erwiderte die Schöne etwas spitz, „und werde gehen, wenn es noch Höflichkeit gegen Damen in diesem Lande gibt.“

Jetzt nahm der Capitain einen strengern Ton an.

„Meine Herren“, sagte er, „bedenken Sie, es ist eine Dame!“ — und ein ungeheurer Donner bekräftigte seine Rede.

„Es ist wahr“, sagte einer der Reisenden, „es scheint eine wahre Grausamkeit, ein weibliches Wesen so in der Nässe stehen zu lassen.“

„Wäre sie beim Anfang des Regens nach Hause gegangen“, bemerkte Hubert, der in seinem Vaterlande hundertmal hatte Dienstmädchen in schlimmerem Wetter ausschicken sehen, ja wol gar Studentenaufwärterinnen, wenn den jungen Herren das Unwetter selbst zu arg war — „wenn sie zu rechter Zeit nach Hause

gegangen wäre, so hätte sie jetzt längst wieder trockne Kleider an."

Ein strafender Blick des Mädchens traf ihn. Stillschweigend fing sie an, ihre Falbalas auszuringen und sich zum Einsteigen bereit zu machen.

„Lassen Sie es nicht gesagt sein", fuhr der Capitain in seinen Vorstellungen fort, „daß amerikanische Gentlemen es an Galanterie fehlen ließen."

„Wenn Ihre Kutsche nur etwas weiter wäre!" seufzte der beleibte Herr; „wenn nicht einer weicht, ist's unmöglich, das ist ein Factum."

„So muß man sich schon entschließen!" sagte der Major lächelnd; „Capitain, haben Sie nicht eine Buffjacke für mich? Ich bin ohne Oberrock." Er trug einen bloßen Sommerrock.

„Zu Ihren Diensten, Major", rief der Capitain erfreut. „Sie, Sie, Major, sind der wahrhafte amerikanische Gentleman!"

Auch die Schöne warf ihm einen gnädigen Blick zu. Der Major sprang heraus, die junge Dame stieg ein und überschwemmte, trotz der vorhin angedeuteten Vorsichtsmaßregeln, den Boden der Kutsche mit einer solchen Flut, daß die beiden Frauen auf dem Rücksitz ihre Füße schwebend halten mußten. Die Schachtel ward glücklich untergebracht, die beiden

Milizofficiere ſchwangen ſich auf und die Kutſche rollte mit Sturmesſchnelle davon.

Unter ſolchen wechſelnden Scenen erreichten unſere Liebenden glücklich ihr Reiſeziel. Im Ganzen fanden ſie ſich höchlich durch ſie unterhalten, um ſo mehr, da, wenn auch die Perſonen, mit denen ſie der Zufall zuſammenführte, eben nicht individuell intereſſant waren, ſie doch die charakteriſtiſche Nationalität der meiſten derſelben nicht verkennen konnten.

In Redfield, einer Landſtadt ſüdweſtlich von Middlebury, wohnte der Rechtskundige, der ihnen über das Gütchen in Woodhill *), das ſie zu kaufen gedachten, nähere Auskunft geben ſollte. Die Bedingungen waren höchſt mäßig und überdies bequem. Das Gütchen ſelbſt, wohin ſie einen Ausflug machten, entſprach ihren Wünſchen. In wenigen Tagen war das Geſchäft abgeſchloſſen; einige andere Tage wurden zu Einkäufen für die nothwendige häusliche Einrichtung benutzt und eine Woche nach der Ankunft des deutſchen Ehepaares in Redfield finden wir daſſelbe glücklich anſäſſig auf ſeinem Gütchen zu Woodhill.

*) Weder Redfield noch Woodhill wird der Leſer auf der Karte finden. Die Ortsnamen mögen vielleicht abſichtlich umgeändert ſein.

Neuntes Capitel.

Häusliches.

So war denn das Ziel erreicht, und die Liebenden hatten wieder eine Heimat! Hubert war zum ersten Mal Hausherr, Klotilde wiederum Hausfrau geworden. Hand in Hand standen sie vor der Thür, gingen sie umher und zeigten einander mit freudestrahlenden Augen jeden lieblichen Einblick in das dichte Gebüsch, jede malerische Baumgruppe der Wiese. Alles gehörte ja ihnen, ihnen gemeinschaftlich! Es war als wäre der heitere blaue Himmel selbst, der sich über ihnen wölbte, und die herrliche Sonne, die ihnen Alles im schönsten Lichte beleuchtete, ihr Eigenthum geworden.

Klotilde ging von Zimmer zu Zimmer und zog freudig jede Schublade der reinlichen Wandschränke auf, die ihr so viel häusliche Bequemlichkeit versprachen. Hubert maß die Wände, um die Breite der zu bestellenden Bücherschränke zu bestimmen, deren Inhalt

ihnen den langen Winter kurz machen ſollte. Wie glücklich, mein Hubert, wollen wir hier ſein! rief Klotilde. Wie ſelig bin ich jetzt ſchon, erwiderte er, an deiner Seite, meine Klotilde!.— Und eine lange Umarmung beſiegelte ihre Worte.

Aber nun war an die häusliche Einrichtung zu denken. Mit Möbeln war das Haus nothdürftig verſehen: alt und altmodiſch, viereckige Tiſche von Kirſchbaumholz, in jeder Stube wenigſtens ein Schaukelſtuhl mit Rohr- oder Holzſitz; in einem der Zimmer ſtand ſogar ein Schaukelcanapee, ſodaß ſich vier bis fünf Perſonen auf einmal das nationale Vergnügen des Schaukelns hätten machen können. Klotilde ließ es ſogleich in den Holzſtall tragen. Dagegen waren ſchon ein paar einfache Sophas und ein runder Theetiſch aus Boſton verſchrieben und wurden täglich mit dem neuen Fortepiano von Chickering erwartet. Mit Betten, mit der nöthigen Hauswäſche, wie mit den unentbehrlichſten Geräthſchaften hatte ſich Klotilde ſchon in Middlebury und Redfield, ehe ſie einzog, verſehen. Nun legte und ſtellte ſie Alles zurecht; es war lieblich zu ſehen, wie ſie in geſchäftiger Thätigkeit waltete und ordnete, wie Hubert ihr half und ſie durch tauſend Liebkoſungen ſtörte, und wie er ſich auslachen laſſen mußte, daß er ſo ungeſchickt war und ein

Päckchen Tischwäsche trug, als sei es ein Koffer, und die Bettdecke verkehrt ausgebreitet hatte. Stunden flogen dahin in herzlicher, harmloser Glückseligkeit.

Das Haus war ihnen von dem vorigen Besitzer ziemlich verfallen, aber gründlich gereinigt übergeben worden. Im Garten auch waren die nothwendigsten Frühlingsarbeiten gethan, kurz Alles war geschehen, um es in einer Gegend, wo Jeder für seinen Hausbedarf an Gemüsen und Feldfrüchten selbst sorgen muß, für den Käufer nicht unbewohnbar zu machen. Aber auch nur das. Hubert sah bald, daß der neue Wohnsitz der helfenden Hand noch überall bedurfte. Das Dach des Stalles hatte sich gesenkt und drohte nächsten Winter, von Schnee erdrückt, ganz einzufallen. Das Gras stand drei Fuß hoch auf der Wiese und das Gebüsch umher war zur dicken Wand verwachsen.

Mit großer Mühe gelang es Hubert, für den höchsten Lohn zwei rüstige Tagesarbeiter zu bekommen, denn die junge Mannschaft Neu-Englands strömt unaufhaltsam nach Westen, und was von besitzlosen Männern übrig war, ward von den größern Farmern beschäftigt. Der Tag, an dem es Hubert gelungen, endlich zwei zu finden — zwei Brüder, die auch nach Oregon wollten, sich aber erst ein kleines Capital zu

erwerben gedachten — die ihm ein paar Wochen lang, für zwei Dollars täglich, seine äußere Arbeit zu thun, sich willig fanden, war, nach so langem vergeblichen Suchen, ein Freudentag für unser Ehepaar. Sie dachten mit Wehmuth an die Tausenden im geliebten Vaterlande, die sich begierig, und ach wie oft umsonst! nach den paar Groschen Tageslohn drängten. Mit einer Art von Dankgefühl dachten sie an Bryant's schönes Lied an sein Vaterland, „an dessen Pforten die Freiheit sitzt", und das so viel unglücklich Verschlagenen einen Hafen öffnet, das „dem gehetzten Flüchtling ein Asyl gibt, und dem verhungernden Tagelöhner Arbeit und Brot".*)

Hubert kam im Ganzen gut mit seinen Arbeitern aus; er war mit tüchtigem, fleißigem Tagewerk zufrieden, ohne zu verlangen, daß sie sich übermenschlich anstrengen sollten, bezahlte sie pünktlich und behandelte sie mit Höflichkeit. Er selbst arbeitete wacker mit, denn bei seiner beständigen Geistesthätigkeit war ihm ein gewisser Grad von körperlicher Thätigkeit, die er blos nach seinem eigenen Gutdünken zu regeln hatte, eine Lust. War die Tagesarbeit vorüber, so

*) Das schöne stolze Lied, beginnend: „O mother of a mighty race," verdiente eine gute deutsche Uebersetzung.

hatte er nichts mehr mit ihnen zu thun. Eine Negerfamilie, die am Abhange des Hügels, auf dem sein Haus stand, wohnte — seine einzigen Nachbarn, hatte sich verpflichtet, ihnen Kost und Schlafstellen zu geben.

Bei weitem schwieriger noch waren Hände für die häusliche Arbeit zu finden. Eine wackere Farmerfrau hatte übernommen, den jungen, fremden Eheleuten, auf deren Unerfahrenheit sie mit einer Art von Mitleid blickte, den Hausstand einzurichten. Sie buk Brot für eine Woche, versah die Speisekammer mit Schinken, Salzfleisch und getrockneten Fischen, sorgte für den Hühnerstall, melkte die neue Kuh und machte die Butter. Mrs. Norton war eine reinliche, thätige Landwirthin, die natürlich sich vollständig als Matilden ebenbürtig betrachtete und so von ihr behandelt ward. Obwol reichlich und vertragmäßig bezahlt, gab sie es ihr doch alle Tage zu hören, daß sie nur aus Gefälligkeit und Mitleiden zu ihr gekommen, daß Mann und Kinder, sowie die eigene Wirthschaft sie aber nicht lange mehr entbehren könne.

So zog sie denn auch nach Verlauf einer Woche wieder ab, zufrieden mit dem Dank des jungen Ehepaares und den drei Dollars, für die sie ihrer jüngsten Tochter einen neuen Strohhut „für den Sabbath"

kaufen wollte; denn die neue Putzmacherin, die kürzlich von Burlington nach Redfield gezogen, wollte sich nicht auf Bezahlung von Eiern oder Kartoffeln einlassen, weil bereits andere Farmer ihr Eßwaaren, mehr als sie mit ihrer ganzen Familie verzehren könne, geliefert.

Für Klotilden war nun die Aufgabe, ein Mädchen zu finden, die länger bei ihr bliebe und ihr wenigstens die gröbere Arbeit abnähme. Wo aber eine finden, in einem Lande, in dem es durchaus keine dienende Classe gibt? Die wohlhabendern Farmer brauchen die Töchter selbst in der Wirthschaft und müssen, wenn sie deren nicht mehre haben oder es diesen in den Kopf kommt lieber in einer Fabrik Geld verdienen zu wollen, den Verlust selbst durch ein gemiethetes Mädchen ersetzen. Auch die ärmern Farmer haben meist für ihre Kinder Brot. Nur wo in einem solchen Hause die unverheiratheten Töchter sehr zahlreich sind, wird gewünscht, daß eine oder die andere bei fremden Leuten sich etwas zu verdienen suche, oder, wie man es nennt, „auslebe" (to live out). Klotildens Wirthin in Redfield und deren Freundinnen hatten sich schon vergebens bemüht ihr „Hülfe" (Help), denn von einer „Dienerin" (a servant) durfte nicht die Rede sein, zu verschaffen. Jetzt gab man ihr den

Rath, selbst mit ihrem Gatten bei den Farmern der Nachbarschaft umherzufahren, und zu fragen, ob dieser oder jener ein tüchtiges Mädchen wüßte, die sich entschließen könnte, für Geld und gute Worte ihre Arbeit zu thun?

An einem schönen Nachmittage machten demnach die Beiden sich in einem leichten zweirädrigen Wägelchen auf die abenteuerliche Fahrt. Hubert hatte Wagen und Pferd, welches letztere er mit Eli's des Negerknaben Hülfe selbst besorgte, vor kurzem gekauft; ein eigenes Fuhrwerk war bei der abgelegenen Lage seines Hauses unentbehrlich, und wird überhaupt in einem Lande, wo Keiner zu Fuß geht, der auf irgend eine Weise fahren kann, mehr für ein Bedürfniß als für Luxus gehalten.

Nicht einmal, vier- oder fünfmal mußten sie ihre Irrfahrten antreten, ehe sie so glücklich waren, zu finden, was sie suchten. Und sie unternahmen sie ohne Ungeduld, immer mit neuem Vergnügen. Denn ein reizendes welliges Land lag nach allen Seiten vor ihnen, von wenig bedeutenden Straßen, aber einer Fülle von schlängelnden Waldwegen durchfurcht, häufig so schmal und verwachsen, daß die Zweige über ihnen zusammenschlugen. Oft ging's halbe Stunden lang am plätschernden Waldbach hin, dann wieder auf

engem Felspfad, auf einer Seite die steile Wand, auf der andern die blühendste Landschaft. Hubert konnte sich in die Beschreibungen der Befragten nie recht finden oder hatte die Hälfte immer wieder vergessen, wenn er an den entscheidenden Punkt kam und die Frage war, ob er rechts oder links lenken sollte. Mathilde half lachend nach, aber sie genoß des Kreuz- und Querfahrens, das ihr so viel vom Lande zeigte und sie mit der Umgegend nach und nach vertraut machte.

Freilich mußten sie ihr Ziel im Auge behalten und das war ein schwieriger Punkt. Kamen sie an einem Hause vorbei und sahen etwa den Farmer vor der Thür stehen, so hielt Hubert an und fragte wol, nachdem er nach Landessitte, ohne den Hut anzurühren, „Guten Tag, Sir!" geboten: „Wißt Ihr vielleicht ein wackeres Mädchen, Sir, die geneigt wäre mit uns zu leben und unsere Arbeit zu thun?"

Die Frage ward dann, nach Yankeeart, mit einer andern Frage erwidert. Der Mann sah dem Ausländer, den er sogleich an seiner Sprache erkannt, nachdem er auf gleiche Weise den Gruß zurückgegeben, eine kleine Weile an. Dann hob er ein Stückchen Holz von der Erde auf, zog ein Taschenmesser heraus und, indem er zu schnitzeln anfing, fragte er: „Ist Eure Familie groß?"

„Nur Mann und Frau", erwiderte Hubert. „So wißt Ihr eine?"

„Haltet Ihr vielleicht Restgänger?" — „Was gebt Ihr für Lohn? — Kann's die junge Frau nicht selbst verrichten?" — Durch das Fegefeuer dieser und ähnlicher Fragen mußten die Suchenden wol zehnmal gehen und oft, um zuletzt den Bescheid zu hören: „Nein, ich weiß von keiner." Manchmal aber hieß es: „Ja, am Westende des Dorfes oder auch drüben über der Brücke, eine Meile von der Baptistenkirche, wenn Ihr rechts umbiegt, wohnt ein Gentleman, dessen Töchter manchmal »ausleben«. Ihr werder's an der Werkstatt erkennen. Es ist ein Grobschmidt. Die älteste ist in Boston. Aber ich denke die zweite ist gerade zu Hause. Sie bäckt gutes Brot und kann auch die Wäsche thun, denn sie ist stark. Vielleicht kennt Ihr die kriegen", oder: „Je nun, Moses Goldsmith hat mehre Töchter; der kann wol eine entbehren, denn die alte Dame ist auch noch frisch. Vielleicht entschließt sich eine von den jungen Damen und kommt auf ein paar Monate zu Euch, mit Euch zu leben."

Und wirklich entschloß sich auch endlich ein hübsches, gewandtes, zweiundzwanzigjähriges Mädchen, nachdem sie erst lange gezögert, die Mutter angesehen,

Beſorgniß ausgedrückt, daß ſie es einer „ausländiſchen" Dame nicht recht machen würde, und verſprochen hatte, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Percy Wheeler, ſo hieß ſie, war noch nie ſelbſt in fremden Häuſern geweſen; aber ihre beiden älteren Schweſtern waren, die eine Köchin, die andere Stubenmädchen, in Boſton. Als ſie das letzte Mal zum Beſuch zu Hauſe kamen, hatten ſie die ſchönſten Kleider getragen und die arme Percy in ihrem ſchillingskattunen Sabbathskleid ſo ganz im Schatten gelaſſen! Suſann, die Köchin, hatte ihr ein Kartenfutteral von Schildplatt gezeigt, mit Perlmutter ausgelegt, das ſie in die Hand zu nehmen pflegte, wenn ſie ihren freien Nachmittag hatte und ausging, gerade wie die jungen Damen des Hauſes es bei ihren Morgenmützen zu machen pflegten. Es hatte ihr blos den Lohn von zwei oder drei Wochen gekoſtet. Mary Ann, das Stubenmädchen, war Kirchenmitglied. Sie brachte ganze Packete des Missionary Herald und Tractatbücher zu Hauſe und ſparte ſich einen beträchtlichen Theil ihres Lohnes ab, um nach Kräften zur Förderung der Sache des Herrn und zur Verbreitung des göttlichen Wortes beizutragen. Die arme Percy hatte weder Geld zum Kaufen noch zum Geben. Als daher ihr Klotilde freundlich zuredete und ihr wöchent

lich anderthalb Dollar, d. h. den vollen Stadtlohn, bot, widerstand sie nicht länger. Sie müsse, sagte sie, sich erst ein wenig zurecht machen; der junge Mann da, fügte sie, auf Hubert deutend, hinzu, könne sie übermorgen mit dem Wagen holen.

Klotilde erwiderte lächelnd, wenn sie allein den Weg nicht finden und ihre Sachen nicht selbst herschaffen könne, so wolle sie übermorgen ihren Burschen nach ihr schicken. Gesagt, gethan! Aber Klotilde erschrak fast, als Eli, statt mit einer Köchin, mit einer geputzten Dame angefahren kam. Es war Percy Wheeler in ihrem schönsten Sonntagsstaat, die so einen bessern Eindruck zu machen hoffte, als in dem Aschenbrödelanzug, in dem das Ehepaar sie neulich überrascht hatte. Sie trug ein weißes Kleid und blaue Glasperlen um den Hals, eine blauseidene, mit gelbem Kattun gefütterte Mantille und um ihren Strohhut schlang sich ein Kranz künstlicher Rosen. Zum Glück hatte sie ein Arbeitskleid in einer pappenen Hutschachtel mitgebracht, in dem sie sich denn auch bald bei Klotilden zur Arbeit fertig meldete.

Klotilde sah bald, daß die Mutter sie dazu gut erzogen und daß ihr ein geschicktes, rasches Mädchen ins Haus gezogen war. Sie hatte bald ein paar schmackhafte Schüsseln bereitet. „Das Essen wird

gleich fertig sein", sagte sie zu Klotilden. „Sie können immerhin den Tisch decken. Oder soll vielleicht der farbige Knabe es thun?"

„Er hat den Stall zu besorgen", erwiderte Klotilde: „ich brauch' ihn ungern zu Zimmerarbeiten. Vielmehr erwart' ich dies von Ihnen, Percy. Sie können ja leicht das Essen etwas vom Feuer rücken, bis der Tisch gedeckt ist und wir bereit sind".

„Meinetwegen", erwiderte das Mädchen, „und setzte den Tisch für Drei".

„Für Zwei nur", ordnete Klotilde ahnungsvoll und darum nicht ganz ohne Verlegenheit.

„Für Zwei nur? Ißt denn Herr Hubert nicht mit?"

„Wohl ißt er mit; er und ich sind zwei."

Das Mädchen machte ein langes Gesicht. Klotilde, so peinlich ihr es war, dachte, es sei am besten die Sache gleich offen zur Sprache zu bringen.

„Percy", sagte sie freundlich, „wer kocht oder aufwartet, kann kaum irgendwo mit dem Herrn und der Dame an einem Tisch essen. Das Aufstehen und Niedersetzen wäre gegen allen Anstand; und Küchenarbeit und Asche können die Kleidung nicht so rein erhalten, als es für Personen wünschenswerth ist, die blos an feinere Arbeit gewöhnt sind."

Percy waren die Thränen in die Augen getreten.

Sie besann sich. „Mag's sein", sagte sie, „ich mach' mir im Grunde nichts daraus. Susann und Mary Ann können's auch nicht. Ich dachte, auf dem Lande waren die Leute nicht so stolz. 's ist aber auch wahr, man macht sich Flecke und schwärzt sich an, ehe man sich es versieht. Ich möchte mich nicht einmal so vor Herrn Hubert zeigen", fügte sie hinzu, indem sie sich besah, vor den Spiegel trat und das Haar glatt strich. „Nach Tische will ich mich schon anziehen."

Und wirklich war sie, nachdem sie das Geschirr gewaschen und die Küche gereinigt, aus letzterer verschwunden. Sie wird sich anziehen, dachte Klotilde, und ich werde beim Thee, für den sie nun genug geschmückt zu sein hofft, eine neue Lehre zu geben haben. Aber, was war ihre Verwunderung, als sie in ihre eigene Kammer trat und das Mädchen, in vollem Gebrauch ihrer Kämme und Bürsten, vor ihrem Toilettentisch sitzend fand!

„Ich habe meinen Kamm nicht mitgebracht", sagte sie entschuldigend, „die Mutter brauchte ihn für die kleinen Schwestern; und meine Bürste ist ganz abgenutzt. Sie haben so einen Vorrath, groß und klein! Und Herr Hubert", fügte sie hinzu, immer ohne sich umzusehen und in den Spiegel blickend, sonst wäre ihr wol Klotildens Miene aufgefallen, „Herr Hubert hat

auch ſeine eigenen, ſeh' ich, gerade als lebte er in einem eigenen Hauſe und wäre nicht Ihr Mann! Vergeben Sie, ich habe mir auch etwas von Ihrem Haaröl genommen; mein Haar iſt etwas ſpröde. Wie machen Sie es nur, daß Ihres ſo glatt ſitzt? Suſann ſagte ...."

Aber Klotilde unterbrach hier ihre Zungenfertigkeit und diesmal wurde die Belehrung in einem etwas ſtrengeren Tone ertheilt. Perey war halb beleidigt, halb beſchämt, wuſch die gebrauchten Werkzeuge ſorgfältig und machte um ſo weniger fernere Anſprüche auf ihren Gebrauch, als ihre Herrin noch am nämlichen Abend Eli nach dem Dorfe ſchickte und ihr Kamm und Bürſte holen ließ. Aber ſie maulte den ganzen Abend und dankte kaum für das Geſchenk, das ſie als die Gabe eines ſündlichen Hochmuthes betrachtete.

Durch ähnliche Kämpfe hatte ſich Klotilde täglich durchzukämpfen. Perey war arbeitſam, willig und geſchickt, aber ihre Familiaritäten fielen Klotilden nach und nach unerträglich, beſonders weil ſie ſich überzeugen mußte, daß ſie in der That weniger aus Anmaßung, die ſie hätte zurückweiſen können, als aus einer gänzlichen Unwiſſenheit und Unkenntniß der Weltverhältniſſe entſtand. Weder Perey noch ihre Mutter, die bei jedem Beſuch ſie in ihren Anſprüchen beſtärkte.

hatten einen Begriff davon, daß zwischen ihnen und Klotilden ein anderer Unterschied sei, als der zufällige, daß letztere ein wenig reicher sei als sie und ein Mädchen bezahlen könne. Um die unendliche Kluft zu sehen, die Erziehung, Bildung, Delicatesse des Gefühls, Feinheit der Sitten zwischen ihnen gegraben, waren sie selbst nicht gebildet genug; daher sah Mrs. Wheeler und ihre Tochter in Klotildens Zurechtweisungen nur den Hochmuth und die Anmaßung der Reichen, und hielten es für recht, soviel als möglich entgegenzuwirken und die Stolzen herabzuziehen. Mrs. Wheeler sprach gern von der „Frau", bei der ihre Tochter Susann als Köchin lebe, und von der „jungen Dame", einer Freundin Susann's, die im nämlichen Hause die Zimmerarbeit besorge.

Klotilde fühlte die Unmöglichkeit für den Einzelnen, in einem Lande, wo kein Unterschied des Ranges gilt, wo es gesetzlich nur einen Stand gibt, demjenigen Unterschied in der Gesellschaft allgemeine Anerkennung zu verschaffen, ohne den keine wissenschaftliche Bildung erlangt, keine Kunst bis zur Vollkommenheit ausgeübt werden kann, ohne den keine Grazie der Sitten bestehen, keine Verfeinerung des Familienlebens stattfinden kann — den Unterschied zwischen Dienstherren und Dienenden, zwischen Arbeitenden

und Bezahlenden. Nur Herkommen und Gewohnheit kann diesem Unterschied Anerkennung schaffen, wie sie z. B. in allen amerikanischen Städten gethan, und die feine Linie ziehen, über die er sich nicht ausdehnen darf, ohne in Exclusivität und Kastengeist auszuarten.

Das unangenehme Verhältniß kam endlich zum Bruch, als sich eines Abends Percy für gar zu arg beleidigt hielt. Der Advocat, der den Verkauf des Hauses besorgt, hatte noch mit Hubert ein kleines Geschäft abzumachen und kam eines Nachmittags angefahren. Es war ein beredter, angenehmer Mann, den Klotilde höflich einlud zum Thee zu bleiben. Es war der erste Gast, den sie hier bewirthen sollte. Percy kam zierlich angezogen herein und brachte das Theegeschirr; sie grüßte den Fremden und er erwiderte den Gruß. Hubert setzte das Gespräch fort, und obwol sich das Mädchen um den Theetisch herum allerlei zu thun machte, ward keine Notiz von ihr genommen.

Als aber Klotilde nach dem Thee in die Küche trat, fand sie Percy in Thränen, Bündel und Bandschachtel fertig gepackt, neben ihr. „Mrs. Hubert", sagte sie mit beleidigter Würde, „ich gehe morgen früh fort. Sie müssen Eli mich zu Hause fahren lassen.

Meine Woche ist gerade um. Ich kann eine solche Behandlung nicht länger ertragen."

„Was ist?" fragte Klotilde verwundert. „Was ist vorgefallen?"

„Mrs. Hubert, wo ich immer hingekommen, bin ich vorgestellt worden. Aber weder Sie noch Mr. Hubert halten es der Mühe werth mich vorzustellen. Wie kann Squire*) Powers wol wissen, wen er vor sich hat, wenn Sie ihm mich nicht als Miß Wheeler vorstellen? Wie kann er ein Wort mit mir sprechen, wenn er nicht weiß, wie er mich anreden soll? Ich kenne seinen Sohn Nat; ich habe bei John Thomsen's Quilting**) zweimal mit ihm getanzt. Was muß er nun von mir denken? Muß Nat nicht glauben, Sie verachten mich, wenn ihm sein Vater erzählt, er habe mich bei Ihnen gesehen und Sie haben mich ihm nicht einmal vorgestellt?"

*) Der Gebrauch gibt den Advocaten der Dörfer und Landstädte den Titel Squire.

**) Die ländlichen Feste knüpfen sich bei dem fleißigen Volke von Neu England häufig an diese oder jene häusliche Arbeit. Braucht eine neuenglische Hausfrau Steppdecken (Quilt-), so ladet sie die ganze weibliche Nachbarschaft zur Hülfe ein, und nachdem der Nachmittag der mit Schwatzen gewürzten Arbeit gewidmet worden, kommen gegen Abend die jungen Burschen und eine reichliche Mahlzeit nebst Tanz und Spiel belohnt die fleißigen Schönen.

Mathilde, der Sache längst müde, ließ die beleidigte Schöne gern ziehen. Sie machte noch einige Versuche, „Hülfe" zu finden; aber sie liefen sämmtlich noch schlimmer ab als der erste. Denn Percy war wenigstens gutmüthig, geschickt und reinlich; andere aber waren faul, plump und schmutzig. Hier und da trieb sich eine Irländerin umher; aber sie schien aus der Hefe ihres Volks zu sein und war vollkommen unbrauchbar. Oder eine amerikanische Vagabundin zog des Weges, gewandt und tüchtig; sie aber wies sich nach kurzer Probe als Trinkerin aus und mußte bald wieder entlassen werden. Farbige gab es wenige in diesem Landestheile und meist nur Leute, die auf der niedrigsten Stufe standen.

Wir wollen nicht den Leser mit den häuslichen Scenen langweilen, die einige Monate lang einigermaßen unserer Freunde Glück trübten und vor deren Einfluß auf ihre Stimmung sie keine Philosophie retten konnte. Er hat zur Genüge vom amerikanischen Domestikenwesen oder vielmehr Unwesen in Mrs. Trollope's berüchtigtem Reisebuche lesen können, oder kann es noch dort nachschlagen. Wenn er die Caricatur, die er dort findet, auf die Haupt- und Grundzüge eines Portraits zu reduciren versteht; wenn er ferner, was dem Ganzen dort zugeschrieben wird, auf

einzelne Landestheile anwendet, so ist eine gewisse Aehnlichkeit unleugbar. Unsere Freunde waren nun eben in einen solchen Landestheil, dessen Gesindenoth noch durch keine einströmende Einwanderung gelindert war, gerathen. Klotilde fing an zu begreifen, was so viele amerikanische Familien in das Kosthaus führt, und kam endlich zu dem Entschlusse, sich ganz ohne weiblichen Dienstboten zu behelfen.

In diesem Entschluß mußte sie freilich ihre Wirthschaft so viel als möglich vereinfachen. Eli's Mutter, die Negerfrau, übernahm die wöchentliche Wäsche des jungen Paares. Am nämlichen Morgen, da sie die Sachen, aufs schönste geplättet, zurückbrachte, nahm sie eine gründliche Reinigung des ganzen Hauses vor, in der Zwischenzeit sorgte Klotilde selbst für das nöthige Fegen und Abstäuben der wenigen Zimmer, die sie mit Hubert bewohnte. Sie kochte selbst ein einziges, einfaches Gericht; Eli trug ihr Holz und Wasser zu und melkte die Kuh. So hatte sie zwar Arbeit genug, aber aller Verdruß blieb ihr fern. Alle vier Wochen fuhr sie mit Hubert nach Redfield, die nöthigen Einkäufe zu machen, und zwar war es ihr Grundsatz, aus falscher Oekonomie nichts selbst zu machen, was sie fertig kaufen oder durch bezahlte Hände verrichten lassen konnte. Denn das amerikanische Sprüch-

wort „Zeit iſt Geld" war ihr unter der verſchiedenen Form von „Zeitgewinn iſt der höchſte Gewinn" ſchon längſt vertraut geweſen. So blieben ihr bei allem nothwendigen Fegen, Nähen, Kochen, Backen und Puttern auch wol noch ein paar Abendſtunden zum Leſen und Muſiciren übrig. Aber häusliche Perioden gab es freilich, wo es ihr nicht ſo gut ward; wo die neuen, aus Boſton verſchriebenen Noten tagelang unaufgeſchlagen auf dem Piano lagen und die Bücher unberührt blieben; wo ein wehmüthiger Blick auf das ganz ungeordnete Herbarium fiel, das ſie in dieſer fremdartigen, blumenreichen Wildniß auf Spaziergängen geſammelt, als noch eine Köchin zu Hauſe für ſie kochte; Perioden, wo ein ſtiller Seufzer ſie in die civiliſirten Gegenden zurücktrug, für die ſie erzogen war, und wo ihr dieſe Arbeiten, die eine bezahlte Dienerin ſo gut und beſſer hätte verrichten können als ſie, erſpart waren.

Und wie, fragen unſere Leſerinnen, war das Alles? Hatte Klotilde in ihrer ehelichen Häuslichkeit blos Arbeit, blos einigen Verdruß? Hatte ſie keine Leiden? Blieb Hubert für ſie, was er war, der zärtliche, rückſichtsvolle, verehrende Gatte? Ward er nicht verdrießlich, wenn ihrer ungeübten Hand das Eſſen nicht gelungen war? Verſtimmte es ihn nicht, wenn ſie bei ihren

häuslichen Sorgen nicht unausgesetzt ihm die aufheiternde Gefährtin sein konnte, zu der der Mann in seinem Hochmuth das Weib bestimmt? Wenn sie weinte, glaubte er nicht ihre Thränen gegen sich gerichtet, pfiff und that er nicht gleichgiltig? Wenn sie Geld foderte, wunderte er sich nicht, wie das Geld, das er ihr gegeben, schon verbraucht sein könne? Und wenn sie ihm von ihren Freunden sprach, von ihren Jugenderinnerungen, von ihrem innersten Leben, unterbrach er sie nie in der Zerstreuung mit einer gleichgiltigen Frage oder nahm die Uhr heraus, weil ihm einfiel, daß er vergessen hatte sie aufzuziehen, und verletzte so unbewußt die zarteste Seite ihres Wesens?

Nein, Alles das that Hubert nicht. Denn er liebte und ehrte Klotilden nicht allein mit allen Kräften seiner Seele; er hatte auch bei einem männlichen Geiste ein zartes, weiches Gefühl und war vielleicht so wenig Egoist, wie irgend ein Mann es sein kann. Dennoch soll damit nicht gesagt sein, daß Klotilde nicht auch ihre kleinen ehelichen Prüfungen hatte. Die dilatorischen Gewohnheiten Hubert's mußten im Hauswesen nothwendig manche Störungen hervorbringen. So manche nothwendige Arbeit blieb ungethan. Nicht daß er sie gescheut hätte, er hatte sie nur vergessen, bis der Zeitpunkt vorüber war, daß sie hätte gethan werden müssen. Oft wenn Klotilde mit

Mühe und Sorgfalt für ihn ein schmackhaftes Essen bereitet — denn sie selbst hätte sich lieber mit einem Stück Butterbrot begnügt, als selbstgekochte Speise verzehrt — hatte er bei der Arbeit die Stunde gänzlich vergessen; oder er hatte wol wenige Minuten vorher, ohne die mindeste Berücksichtigung der selbstgewählten Mittagszeit, ein Buch genommen und sich, tief in den Wald hinein schlendernd, unter einen Baum niedergelegt. So lag er, in sein Buch vertieft, bis der Hunger ihn mahnte, während die mühsam bereitete Mahlzeit zu Hause am Feuer verbrannte oder zurückgestellt erkaltete.

Er nannte sich glücklich und war es in seiner vollkommenen Freiheit und in Klotildens Besitz. Aber wie sehr er hier außerhalb der Stelle war, auf die er gehörte, fühlte gerade diese lebhaft an seiner Statt. In der gebildeten Welt, ja in jeder städtischen Gemeinschaft würde er als Mann von Geist und umfassenden Kenntnissen eine hohe Stelle in der Meinung eingenommen haben. Die Farmer der Nachbarschaft hingegen dachten klein von ihm, denn er hielt sich von aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten zurück und zeigte nur geringes Geschick zum Erwerb oder zu anderer äußern Thätigkeit. „Ein Müssiggänger", sagten sie achselzuckend zu einander; „ein

Träumer, ein deutscher Bücherwurm! Schade um die schöne Frau, die weiß sich zu helfen; er hätte Schulmeister werden sollen!"

Was aber besonders das Mistrauen seiner Nachbarn erregte, war, daß Hubert kein Kirchenbesucher und also, nach ihrer Meinung, ein infidel, ein Ungläubiger war. Zwar erweckte dieser Umstand nicht etwa Zweifel in seine Ehrenhaftigkeit oder in seine Redlichkeit; denn auch der ungebildetste Amerikaner weiß mit Scharfsinn den psychischen und bürgerlichen Charakter eines Mannes zu unterscheiden, und die finsterſten puritanischen Vorurtheile werden den letztern nie anschwärzen. Aber es wäre genug gewesen, ihn zu meiden, selbst wenn er sich nicht selbst von Allen zurückgezogen hätte.

Klotilde dagegen war sogleich mit den Frauen des Dorfes in einen gewissen nachbarlichen Verkehr getreten. Sie handelte dabei nicht gerade aus Neigung, aber aus einer gewissen, gesunden Herzenspolitik. Wo sie immer sich zeigte, gewann ihr liebenswürdiges, edles Wesen ihr Freunde, wenn auch, wogegen sie auch gar nichts hatte, eben letzteres und besonders die stolze Scheu des Landvolkes vor der „Ausländerin" alle Vertraulichkeit ausschloß.

Auch für sie hatte die Congregationalistenkirche des

Dorfes faſt ſo wenig Anziehendes wie die noch entferntere Methodiſtenkirche, die meiſt von Schwarzen beſucht ward und wo der Landkutſchenführer, der ſie nach Woodhill gebracht, ſonntäglich dreimal predigte.

Dagegen war der Prediger der Congregationaliſtenkirche ein gelehrter Mann, ein Claſſengenoſſe Mr. Spooner's. Seine Predigt, dürr, ſtreng und trocken wie er ſelbſt, dauerte meiſt anderhalb Stunden; die Expoſition eine Viertelſtunde, die Argumente, ſtreng logiſch geordnet und mit erſtens, zweitens, drittens, oft bis zu neuntens und zehntens fortgeführt, nahmen eine reichliche Stunde ein, und die andächtigen Zuhörer konnten Gott danken, wenn die Schlußfolge und Anwendung in eine Viertelſtunde zuſammengedrängt war. Von den Gebeten dauerte das „kurze" reichlich ſo lange als die Schlußfolge, das „lange" aber ſchien Klotilden oft noch länger als die Predigt. Der Geiſtliche, ſtatt mit den Zuhörern, argumentirte in demſelben mit Gott. Bei dieſer Predigt, einem kalten, dogmatiſchen Machwerk, glaubte Klotilde oft, ehe ſie ſich recht in den Gang des Gottesdienſtes gefunden, es habe eine neue, mit geſchloſſenen Augen geſprochene Predigt begonnen. Doch ſah ſie wol, daß Das, was ſie kalt ließ oder ihr misfällig war, Andere erbaute und die Gemeinde, die von dem kleinſten Anſtrich von

Sentimentalität abgestoßen worden wäre, mit Andacht und Bewunderung erfüllte.

Ebenso wenig konnte der Gesang sie anziehen, wenn schon Musik ihr die natürlichste Sprache schien, in welcher die Seele sich zu Gott erhebt. Der strenge, allen sinnlichen Reiz abwehrende Geist der Puritaner hatte die Orgel, diesen „Pfeifenkasten", für ein sündiges Teufelsspielwerk erklärt und aus der Kirche verbannt, die Zeit und der erwachende Kunstsinn sie aber in den Städten längst wieder eingeführt. Von den Dörfern jedoch haben noch wenige die bedeutende Ausgabe erschwingen können, oder wenigstens ist sie nicht für wichtig genug erachtet worden. Dagegen wird in den größern Dorfgemeinden der Gesang von einem einigermaßen kunstverständigen Chor geübt, das seinen bestellten „Führer" (Leader) hat, und die Gemeinde selbst nimmt keinen weitern Antheil daran. In den kleinern Dorfkirchen aber, wie solche, die Mathilde besuchte, wird der Kirchengesang noch ziemlich republikanisch behandelt. Wegen Mangel an Gesangbüchern pflegt der Prediger wol zwei Zeilen eines bekannten geistlichen Liedes abzulesen, indem er sorglich eins wählt, dessen Melodie bekannt ist, und zugleich die vorgeschriebene Tonart angibt. Ist er selbst Sänger, so stimmt er wol in eigener Person die Hymne an,

und darin liegt etwas Patriarchalisch-Feierliches. Wenn nicht, so gibt sich irgend einer aus der Gemeinde zum Vorsänger, manchmal auch ein Frauenzimmer zur Vorsängerin her, und nach einer kleinen Pause, die mit Räuspern ausgefüllt wird, ertönt aus irgend einem Kirchstuhl eine einzelne Stimme, der dann bald, vielleicht aus dem fernsten Ende der Kirche, sich eine andere anschließt, bis allmälig sich ein schwacher, dünner Gesang erhebt. Mit den nächsten zwei Zeilen geht es schon besser, und den letzten Vers singt wol gar die halbe Gemeinde mit.

Trotz dem, daß in Allem dem für Klotilden wenig Befriedigendes lag, fühlte sie doch ein Bedürfniß, mit Frommen fromm zu sein. In heiterm Wetter ging sie gern früh in der Kühle des Morgens den Berg hinunter, die Landstraße entlang, nach dem Dorfe, in dessen Mitte die Kirche stand. Sie hatte über zwei Stunden zu gehen; Hubert sollte sie dann abholen und um zwölf Uhr mit Roß und Wäglein vor der Kirchthür sein. Denn Eli mußten sie Sonntags nach Hause zu seinen Eltern gehen lassen, streng frommen Leuten, mit denen er zwei Drittel des Tages in der Methodistenkirche zubrachte. Nun traf es sich oft wol, daß Hubert sie zur rechten Zeit abholte. Ebenso oft aber auch, daß er zuvor einen neuen

Weg aufſuchen wollte und ſich im Walde verfuhr, oder ſich ſonſt verſpätete, denn er wußte, mit der unaufgezogenen Uhr in der Taſche, nie, was es an der Zeit war, und ſchien unfähig zu jeder Berechnung.

Klotilde mußte ſich nun anſchicken, in der Mittagshitze den weiten Weg auch zu Fuß wieder zurückzulegen. Aber nur ſelten ließen es die Farmer, ihre Kirchengenoſſen, dazu kommen. Wenn man die ſchöne, junge Frau aus der Kirchthür treten und ſie ſich, während die andern Frauen, alle im beſten Sabbathsſtaat, in Gruppen ſtanden und einander viel zu ſagen hatten, vergeblich nach ihrem Wäglein umſchauen ſah, fand ſich meiſt einer oder der andere von Denen zu ihr, die zu weit wohnten, um den Kirchweg, ſelbſt fahrend, zweimal mit Bequemlichkeit machen zu können, und die mit ihren Familien daher lieber die anderthalb Stunden zwiſchen dem Vor- und Nachmittagsgottesdienſt in der Kirche abwarteten, und bot ihr an, ſie auf den Berg zu bringen oder wenigſtens eine Strecke des Weges. Sie nahm es meiſt dankbar an, und während die Frauenzimmer des Farmers ſich in ihrem Kirchſtuhl niederſetzten und die mitgebrachten Aepfel, Honigkuchen oder ein anderes beſcheidenes Mittagsbrot verzehrten, war ſie bald durch lernbegierige Fragen mit ihrem Führer in ein freundliches Ge-

ſpräch vertieft. Denn ſie wußte mit Gewandtheit ſowol die zähe, mistrauiſche Sprödigkeit des neuengliſchen Landmannes zu beſiegen, als ſeine neugierige Forſchluſt abzuwehren. So ſammelte ſie manche nützliche Kenntniſſe über Ortsverhältniſſe und wirthſchaftliche Dinge ein und ſchied nie, ohne den günſtigſten Eindruck gemacht zu haben, und mit herzlich ausgedrücktem Danke.

Zu Hauſe war ſie dann immer noch die Erſte und hatte Zeit, indem ſie manchmal eine Thräne des Verdruſſes zerdrückte, die Mittagsmahlzeit zu bereiten; und wenn dann endlich Hubert ankam, mit Entſchuldigungen zwar, aber doch mit einiger Verwunderung, daß ſie ſchon fort geweſen, und mit der Frage, warum ſie nicht auf ihn gewartet habe? – empfing ſie ihn wol manchmal mit einem erzwungenen Lächeln, aber ſelten nur — denn ſie wußte, der Menſch kann nicht aus ſich heraus — mit einem leiſen Vorwurf.

Dies waren nur leichte Wölkchen an dem Himmel ihrer Liebe. Wohl konnte es mit Wahrheit geſagt werden: ſie waren glücklich; glücklich, nicht wie der arme Menſch nur in einem kurzen ſeligen Rauſche, nein, glücklich, wie er allein es dauernd ſein kann. Ja, ſie waren es mit jedem Tage mehr und durften einen heitern, hoffnungsvollen Blick in ihre Zukunft

richten. Für Hubert konnte in Klotilden wenig zu wünschen übrigbleiben; Klotilde dagegen hatte in ihm das veredelte, versittlichte Ebenbild seines Vaters erkannt und hatte das warnende Beispiel Adelgundens vor Augen, deren pedantische Tugenden einst dem Ungezügelten das Haus verleidet. Mehr und mehr lebten die liebenden Gatten sich gleichsam in einander hinein; die kleinen Eckchen, die mehr oder weniger jeder wahrhafte Charakter hat, schliffen sich leise ab oder paßten sich wunderbar in die Lücken des Andern ein, sodaß diese Ehe auf dem schönsten Wege war, das edle, harmonische Ganze zu bilden, das allein des Schöpfers Idee von Mann und Weib versinnlichen kann.

Ein Umstand trug insbesondere dazu bei, ein anmuthiges Licht über ihr häusliches Leben zu werfen: dies war die Uebereinstimmung in ihren geistigen Neigungen, die Harmonie in ihren innerlichen Interessen. Es ist sicherlich zum ehelichen Glücke nicht nöthig, daß zwei Wesen, die einander lieben, in ihren Charakteren sich gleich seien, daß beide sanftmüthig, oder entschlossen, oder thatkräftig, oder geduldig seien. Vielmehr soll einer des andern Mängel ersetzen, einer des andern Fehlen supplementiren und so ein vollständiges Ganze entstehen. Aber gleiche Neigungen,

übereinstimmende Liebhabereien, besonders wenn sie zu gemeinschaftlichen Beschäftigungen Veranlassung geben, können das eheliche Band nur enger ziehen.

Die Musik ist hier besonders ein schönes Bindungsmittel; denn von allen Künsten ist die Tonkunst die geselligste. Aber auch die Poesie und gemeinschaftliche wissenschaftliche Bestrebungen ziehen die Seelen enger zusammen. Glücklich die Frau, die ihres Gatten Gehülfin in ihnen sein kann! Glücklich der Mann, dessen Geist sich in dem seiner Gattin treu und gereinigt abspiegeln kann!

Freilich werden in den meisten Fällen auch Stunden kommen, wo dies Glück von Seiten des Mannes nicht volle Anerkennung findet. Der Scharfblick und die größere Erregsamkeit eines geistreichen Weibes wird auch bedeutenden Männern oft unbequem und lästig. Es gibt tiefgelehrte, ja geistreiche Männer, die während sie den größten Theil des Tages den Studien widmen, in dem Umgang mit ihren Gattinnen von ihren geistigen Anstrengungen nur ausruhen wollen. Wenn sie, gleichsam um sich vom Denken zu erholen, auf ein halbes Stündchen in das Zimmer der Hausfrau kommen und, sich auf das Sopha streckend, fragen: „was es Neues gibt?" oder dergleichen, so ist ihnen mit einigen heitern Geschichtchen aus der

Nachbarſchaft oder mit einem freundlichen, wenn auch noch ſo ſeichtem Alltagsgeſpräch viel mehr gedient, als mit einem Ideenaustauſch oder ſonſtigen Mittheilungen aus dem Reich der Seele. Was für viele, ſelbſt ausgezeichnete Männer, das regelmäßige abendliche Kartenſpiel iſt: eine Erholung durch vollſtändiges Ausruhen der geiſtigen Kräfte; eine Stärkung durch Einſchläferung der höhern Fähigkeiten, während eines mäßigen Gebrauchs der geringern — das iſt Andern das Geſpräch mit der Frau.

Wie anders und um wie vieles edler war Hubert's und Klotildens Verhältniß! Wenn ihr Tagewerk vollendet war, wenn er ſeine Aufgabe erfüllt und ſie das Haus beſtellt hatte, wie freundlich ſaßen ſie da zu geiſtigen Mittheilungen und gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen beiſammen! Dieſe letztern hoben ſie beſonders für die langen Winterabende auf, denen ſie entgegenſahen. Sie hatten ſich vorgenommen, zuſammen das ihnen neue Gebiet der jungen amerikaniſchen Literatur zu ergründen. Schon ſtand eine lange Reihe zierlicher Bände bereit. Sie hatten den Plan entworfen, wenn ſie erſt ſelbſt ſich vollſtändig darin eingebürgert, es auch ihren Landsleuten anzuſchließen, und übten ſich jetzt ſchon beiher in Ueberſetzungen von „Proben“. Es war ein gar anmuthi-

ger Wettſtreit, wenn beide, jedes für ſich, die Ueberſetzung eines und deſſelben Gedichtes unternahmen und dann die kleinen Kunſtwerke mit einander verglichen und nicht ſelten ſie in eins verwoben. Beſonders gelangen, obwol Hubert ohne Zweifel mehr poetiſchen Geiſt hatte als ſie, Klotilden die Uebertragungen gut. Denn der mehr anſchmiegende Geiſt des Weibes ſcheint zu derjenigen Reproduction, die das eigentliche Weſen einer poetiſchen Ueberſetzung iſt, beſonders und mehr als die ſelbſtändigere Erzeugungskraft des Mannes befähigt.

Zehntes Capitel.

Der Besuch.

So sahen die Beiden ohne Schrecken dem langen, kalten Winter entgegen, wie er nun bald in ihre Einöde treten und ein undurchdringliches Schneegewand ihnen über Wald und Wiese legen werde. Sahen doch die ungeheuer massiven Kamine in allen Gemächern aus, als könne der Winter in ihrer Nähe eben nicht hart empfunden werden, und die beiden Arbeiter hatten, als sie die Waldung umher gelichtet, solche unübersehbare Massen von Holz aufgethürmt — das klein zu hauen, Hubert's tägliche Morgenbeschäftigung war — daß Klotilde scherzend meinte, man könne ein kleines Eismeer damit aufschmelzen.

Aber damit war's noch Zeit. Das Laub fing eben an zu fallen; die Buche that den gelbgefleckten Mantel um, der Ahorn und die Bergesche die köstlichen violetten und purpurnen Gewänder, die mit ihren

tauſend Schattirungen, wenn die Morgen- oder Abendſonne durchſchimmert, eine zauberhafte Glut über die ganze Gegend werfen, die im Widerſchein in unvergleichlicher Farbenpracht prangt. Sichtbarer in dem gelichteten Laub ſchlüpfte der goldbraune Robin von Zweig zu Zweig; der Finke, das liebe Herbſtvöglein, ſprang, die wilde Kirſche ſuchend, umher und miſchte ein klägliches Pfeifen mit dem freudigeren Gewirbel des Blauvogels. Im Obſtgarten, zur Seite des Hauſes, brachen die Zweige faſt vom ſtrotzenden Reichthum der roth und gelben Aepfel, und eine unüberſehbare Fruchtmenge deckte den Grasboden umher. In glänzender, nie getrübter Helle wölbte ſich der Himmel über die heiter ernſte Landſchaft; fruchtdurchduftet, lebenskräftig wehte die Luft, mild ohne Weichlichkeit, friſch ohne Schärfe. Die ganze wunderſame Eigenthümlichkeit eines amerikaniſchen Herbſtes an Atmoſphäre und Färbung ließ unſere Liebenden zum erſten Mal ſeit langen Jahren zu einem vergnüglichen, geſunden Gefühl des Daſeins kommen.

Eins beunruhigte Klotilden. Von der Familie Caſtleton hatten ſie ſeit Sarah's Abreiſe nie wieder gehört. Weder von Alonzo, noch von Virginien hatte ſie Antwort auf ihre Briefe bekommen. Die bedeutenden Ausgaben, die ſie durch Ankauf und Einrich-

tung gehabt, hatten es bis vor kurzem ihr unmöglich gemacht, Alonzo ihre Schuld zu entrichten. Endlich aber war es ihr gelungen, eine gewisse Summe zu erübrigen. Sie hatte sie ihm vor einiger Zeit geschickt, begleitet von zarten, innigen Worten des Dankes und der dringenden Bitte, ihr zu schreiben; aber auch darauf hatte er ihr noch nicht geantwortet, obgleich er nun wußte, wo sie war und wo sie eine Heimat gefunden. Täglich sah sie verlangend einem Briefe entgegen.

Dagegen hatten sie wiederholt von ihren deutschen Freunden gehört, erst deren inniges Mitleid erfahren und dann ihre freudige Theilnahme an ihrem wiedererrungenen Glücke. Nur von ihrem einstigen Vormunde empfing Klotilde keine Zeile. Die früher erwähnte Freundin hatte ihr vor kurzem in Bezug auf diesen gemeldet, er habe seine Reise weiter und weiter ausgedehnt und seinen Agenten beauftragt, alle an ihn ankommende Briefe nicht ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen nachzusenden, sondern nach England zu schicken, wohin er zu Wasser, sie wußte nicht recht von welchem asiatischen Hafen, zu gehen gedächte. „Es scheint", schrieb sie, „zerfallen mit dem Geiste der Zeit, wie er ist, und um die einzige Hoffnung für sein Herz betrogen, möchte er Europa ein paar Jahre lang ganz

vergeſſen. Was meinſt du", fügte ſie ſcherzend hinzu, „wie die Bekanntſchaft mit aſiatiſchen Zuſtänden auf ſein politiſches Syſtem wirken wird? Vielleicht lernt er ſo am beſten einſehen, daß das ihm ſo verhaßte Syſtem des Fortſchrittes doch auch ſein Gutes hat."

Eines heitern, ſonnigen Nachmittags, nachdem eine frühe Mahlzeit verüber und die nöthige häusliche Arbeit verrichtet war, ging Klotilde hinab in das Dorf, ein paar kleine Einkäufe zu machen und ſich von der Wirthin des Gaſthofes, einer freundlichen, verſtändigen Frau, mit der ſie in der Kirche Bekanntſchaft gemacht, Raths zu erholen, wie ſie wol ſchon wiederholt gethan hatte. Aber diesmal war die Sache von beſonderer Wichtigkeit. Sie ging in ſtilles Sinnen verloren. Ein tiefes, dankbares, wehmüthiges Gefühl des Glückes war in ihrer Seele. Heute Morgen hatte ſie dem geliebten Mann ein ſüßes Geheimniß entdeckt, hatte ihn entzückt ſie anblicken geſehen und den innigen Druck verdoppelter Liebe gefühlt, als er ſie an ſeine Bruſt zog. Manche Einrichtung war zu machen, ehe der Winter näher kam. Sie hatte Eli, der noch beſchäftigt war, mit dem Wagen an den Fuß des Hügels beſtellt, ihr den Rückweg zu erleichtern.

Mrs. Curtis, ſo hieß die Gaſtwirthin, gab über

Alles freundlich Bescheid und war mit Rath und Beistand zu jeder Zeit bereit. Als die Geschäfte abgemacht waren, und Klotilde aufbrechen wollte, sagte sie: „Ich würde Sie recht sehr bitten zum Abendbrot bei uns zu bleiben, allein ich glaube, Ihr guter Mann bekommt selber Besuch, und da müssen Sie doch wol zu Hause den Thee zubereiten."

„Ich danke Ihnen", erwiderte Klotilde, „aber ich muß allerdings zu Hause, um für meinen Mann zu sorgen. Besuch haben wir in unserer Einsiedelei nicht."

„Heute doch wol", erwiderte die Frau. „Es sind drei Herren hier abgetreten, die nach Mr. Hubert gefragt haben, wo er wohne und ob sie einen Wagen bekommen könnten. Sie sind heute Vormittag von Redfield angekommen."

„Es mögen Bekannte von Hubert aus Neuyork sein", erwiderte Klotilde; „waren es Deutsche?"

„Ausländer waren es nicht. Sie sprachen gut englisch, wenn schon nicht ganz, wie wir hier sprechen. Daß ich es Ihnen nur sage", fügte Mrs. Curtis hinzu, „da ich doch sehe, daß es keine nahen Freunde sind, Mrs. Hubert, die Herren gefielen mir gar nicht. Der Eine ist gut genug, ein hübscher, munterer Mensch; der ist aber nicht mitgefahren, sondern sitzt oben

und lieſt. Er ging mit an die Thür, als ſie in den Wagen ſtiegen, und ich hörte ihn ſelber ſagen: «Ihr wißt, ihr könnt auf mich rechnen, wenn es nöthig iſt, aber lieber hätte ich mit der Geſchichte nichts zu thun.» Ich glaube, es iſt ein Student aus Cambridge, der eben graduirt hat."

„Nun, und die beiden Andern?"

„Ich denke, das ſind ein paar wilde Geſellen", antwortete Mrs. Curtis. „Ueber den Einen zwar kann ich nicht gerade klagen. Er ſpricht kein Wort, aber ſieht ſo düſter und melancholiſch aus und in ſeinen Augen brennt ſolch' ein unnatürliches, ſeltſames Feuer; wenn ich mit dem leben ſollte, ich könnte mich vor ihm fürchten. Wenn der einmal ins Tollhaus kommt, ſo ſoll es mich nicht wundern. Aber erſt der Andere! Der bramarbaſirt! Und eine Hetzpeitſche trägt er in der Hand, die ſchwingt er und ſchwört auf die gottloſeſte Weiſe! Ich ſchickte meine Lizzy ins Zimmer, um den Herren beim Eſſen aufzuwarten, wenn ſie was brauchten. Die hat es ganz deutlich gehört, wie er zu dem ſchweigſamen Melancholiſchen ſagte: «Vetter, wenn ich dir nicht mein Wort gegeben hätte, alle dieſe verdammten Yankees ſollten ihn nicht vor der verdienten Züchtigung ſchützen können».“

„Von wem ſprach er denn?“ fragte Klotilde.

„Das hat Lizzy nicht herausbringen können“, antwortete Mrs. Curtis. „Das Kind ſaß ſtill in der Ecke und las die Zeitungen, das heißt, ſie that ſo, denn dazu habe ich meine Mädchen gewöhnt, daß ſie immer auf die Gäſte paſſen und Acht haben, ob's an etwas fehlt; denn das würde meinem Hauſe keine Ehre bringen, wenn die Gäſte nicht gut bedient würden, und Den will ich ſehen, der behauptet, meine Mädchen verſtänden das Aufwarten nicht ebenſo gut wie alle die ſchwarzen Lakeien in den Städten zuſammengenommen! Aber junge Damen können nicht daſtehn wie Bedienten, und ſo dachten denn wol die drei fremden Herren, als die Pies *) hinein gebracht waren, ſie wäre in die Zeitung vertieft und höre und ſehe nichts. Das war denn ein Mosquiren und Spotten über die Waſſercuranſtalt, wie ſie es nannten, in die ſie hinein gerathen wären. Denn ſehen Sie, Mrs. Hubert, ſie hatten es übel genommen, daß ſie keinen Wein haben konnten, weil unſer Haus ein Mäßigkeitshaus iſt und, ſeitdem Mr. Curtis ein Chriſt geworden, das Schenkzimmer zugeſchloſſen iſt. Der

*) Pie, ein meiſt mit Obſt gefülltes national engliſches, beſonders aber amerikaniſches Gebäck, der ſtehende Nachtiſch in Landkuchen Herbergen.

ſtille Melancholiſche ſagte nichts, aber er ſah aus, als verlange ihn vielmehr Blut zu trinken als Wein; aber die beiden Andern machten erſt eine Wirthſchaft, und wie ſie ſahen, daß es nichts half, fingen ſie an unter ſich auf die gute Sache zu ſticheln und machten ſich über die Mäßigkeitsgeſellſchaften luſtig."

„Nun", unterbrach Klotilde endlich den unaufhaltſamen Redeſtrom, „und Sie denken, zu uns wollen dieſe unbequemen Gäſte?"

„Sie wollten Pferd und Wagen haben", erwiderte die Wirthin, „aber ſehen Sie, Mr. Curtis, dem ſie nicht beſſer gefielen als mir, ſagte zu dem mit der Hetzpeitſche, er brauche den Wagen heute ſelbſt. Aber ich glaube, ſie haben Mike Walcker's Pferd und Chaiſe bekommen; denn während wir daſaßen und ſprachen, ſah ich den Wagen vorbeifahren und Mr. Walcker's kleinen Jungen vorne auf. Ich müßte mich ſehr irren, oder die beiden Herren ſaßen darin."

„So müſſen ſie ein Geſchäft mit Hubert haben", verſetzte Klotilde und empfahl ſich. Unterwegs ſann ſie nach, was es wol ſein könnte. Ein banges Gefühl überſchlich ſie. Vielleicht ſind es Gläubiger des vorigen Beſitzers, dachte ſie, die noch Anſprüche auf unſer Grundſtück machen. Vielleicht hat auch die Frau den Namen misverſtanden. Möglich auch, daß

ſie flüchtige ſtädtiſche Bekannte Hubert's ſind, für welche die Gelegenheit zu einem Beſuch auf einer ländlichen Reiſe ſchon ein willkommenes Ereigniß iſt.

Bald vergaß ſie die Sache ganz und erreichte, über andere Dinge ſinnend, den Fuß des Hügels, wo Eli mit dem Wagen ihrer harrte. Sie fragte, ob Gaſte zu Hauſe angekommen ſeien? oder ob er einer Chaiſe mit einem Paar Herren begegnet ſei? Er verneinte beides, meinte aber, als er bei ſeiner Mutter eingekehrt ſei, einen Auftrag, den ihm Miſſus gegeben, auszurichten, hatten die Fremden leicht, ohne von ihm bemerkt zu werden, vorbeifahren können.

Hubert hatte im Garten gearbeitet, als Klotilde ihn verließ. Auch ſein Herz ſchlug freudiger als gewöhnlich. Körperlich etwas ermüdet, ging er in das Haus zurück und ſetzte ſich im Schlafzimmer, das nach der hintern Wieſe ging, ein Buch ergreifend, nieder. Schon neigte ſich die Sonne und warf einen magiſchen Glanz über Wald und Wieſe.

Er war im Leſen vertieft und hörte nicht, daß ein Wagen in den Hof gefahren kam und zwei Männer in das offen ſtehende Haus traten. Erſt als die Thür des anſtoßenden Wohnzimmers ſich öffnete, ſah er auf und ging die Kommenden zu empfangen.

Zwei junge Männer traten herein, beide groß,

ſchlank, durch die gelblichblaſſe Geſichtsfarbe die ſüdländiſche Abkunft verrathend. Anſtand und Kleidung bezeugten, daß ſie der höhern Geſellſchaft angehörten. Beide trugen die Hüte auf den Köpfen. In Europa würde Hubert darin eine Beleidigung, wenigſtens eine Ungeſchliffenheit geſehen haben. Aber er hatte zu lange in Amerika gelebt, um nicht zu wiſſen, daß der im Zimmer aufbehaltene Hut hier ſo wenig auf eine Grobheit deutet, als der auf dem Kopfe eines Granden von Spanien, wenn ſchon dort, wie in Europa, die feinere Lebensart die franzöſiſche Sitte des Hutabnehmens längſt adoptirt hat.

Aus dieſer Rückſicht fragte er auch ſogleich die Eintretenden in höflichem Ton:

„Darf ich fragen, meine Herren, welches Geſchäft Sie zu mir führt?“

Der eine der Angeredeten war von der Natur äußerlich nicht ungünſtig bedacht worden. Die Höhe ſeiner jugendlich dünnen Geſtalt war in der That bei einem noch nicht zwanzigjährigen Jüngling — denn er war kaum aus dem Knabenalter — faſt übernatürlich zu nennen; auch ſein Geſicht wäre wohlgebildet genug geweſen, wenn es nicht in Ausdruck und Farbe die unverkennbarſten Spuren eines wüſten Lebens getragen hätte. Er blickte mehr frech als

wild. Seinem matten Blick ſchien das Feuer zu letzterem zu fehlen.

Der Andere dagegen, ein Jüngling mit edlen, harmoniſchen Zügen, aber jetzt durch einen finſter drohenden Ausdruck entſtellt, ſchien durch und durch von Leidenſchaft bewegt. Er nahm das Wort und ſagte mit ſtrengem Ton:

„Sie errathen richtig, Sir, daß es nicht ein Beſuch des Vergnügens iſt, der uns herführt, ſondern ein Geſchäft. Und von welchem Charakter dies Geſchäft iſt, werden Sie wahrſcheinlich bald errathen, Sir, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Name Caſtleton iſt.“

Hubert's Wange verfärbte ſich. „Caſtleton“, rief er. „Alonzo Caſtleton!“

„Dies iſt mein Name. Mein Geſchäft liegt in dieſem Namen“, erwiderte Alonzo finſter.

„Ich verſtehe Sie nicht, Sir“, erwiderte Hubert, ihn aufmerkſam anſehend.

Jetzt hielt ſich Alonzo's Gefährte nicht länger. „Ich wundere mich keineswegs“, ſagte er mit einer Miene, in die er ſich bemühte, den möglichſten Hohn zu legen, „daß Ihnen das Verſtändniß etwas unbequem fällt, Sir, obwol ich geſchworen haben würde, das Verſtändniß wäre Ihnen ſchon da gekommen, als Sie bleich

wurden wie ein Tuch. Vielleicht hilft es Ihrem Gedächtniß etwas nach, wenn ich Ihnen ſage, mein Name iſt Dunning."

Hubert hatte ſich während dieſer abſichtlich beleidigenden Worte vollkommen geſammelt. „Ihr Name, Sir", erwiderte er mit Nichtachtung, „gehört für mich noch zu den unbekannten Größen." Darauf ſich zu Alonzo wendend: „aber der Name Caſtleton, Sir, iſt mir ehrwürdig und wird mir ſtets theuer ſein. Ihr Name der Alonzo Caſtleton's, des Retters meines theuerſten Guts, des Wohlthäters meines Weibes!"

„Ein Zufall, kein Verdienſt von meiner Seite", entgegnete Alonzo noch finſterer als früher, „machte mich dazu; aber Sie hätten dieſen Zufall ehren und nicht für den Labetrank Gift reichen ſollen. Aber laſſen wir ſie aus dem Spiel! Nicht mit ihr hab' ich's! Mit Ihnen allein! Zu Ihnen komm' ich, Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, Sie wiſſen wofür."

„Ich weiß wofür? Und weſſen klagen Sie mich an?"

Ein dunkles Roth ſchoß plötzlich in Alonzo's Geſicht; ſeine Augen ſprühten Feuer und ſeine Stimme ward heiſer und ſchreiend, als er ſagte: „Ich klage Sie an, ein Mädchenherz verführt, ein Mädchenherz vergiftet zu haben; ich klage Sie an, ſich unter fal-

ſchem Namen das Mitleid einer edlen Dame erbettelt, ſich als ein Abenteurer in ihre Phantaſie geſchlichen, ſie zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe verführt und endlich ſie ſchmählich verlaſſen zu haben. Deſſen klag' ich Sie an!"

Hubert ſah ihn entſetzt an: „Alonzo!" rief er, Sie ſind in einem fürchterlichen Irrthum!"

Aber dies Wort entflammte nur noch mehr ſeine Wuth. „Es iſt ſo!" rief er leidenſchaftlich, „es iſt ſo! Sie ſind ein Verräther! Ich nehme keinen Widerſpruch an."

Ehe noch Hubert antworten konnte, rief Dunning, der, während Alonzo ſprach, ſich erſchöpft hatte, durch wegwerfende Mienen und Geberden Hubert ſeine Verachtung zu bezeigen: „Und ich klage Sie an, Helfershelfer bei Menſchendiebſtahl und ein dem Zuchthaus Entlaufener zu ſein, dem dieſes — er ſchwang mit frechem Lachen die Hetzpeitſche — zugedacht war, wenn nicht mein Freund für dich gebeten hätte!"

Aber Hubert, mit entflammtem Blick, war zurückgeſprungen und hatte raſch aus der Ecke einen dicken Knotenſtock geriſſen, den er ſelbſt ſich aus dem Walde gehauen und zugeſtutzt hatte. „Bube!" rief er, „kommſt du in meine Wohnung, mich meuchelmörderiſch zu überfallen? Iſt das deine Cavaliersehre? Deine

Schmähungen veracht' ich, aber eine Berührung — und du ſollſt unter dem Gewicht dieſes Stockes erliegen."

Aber Alonzo hatte ſich raſch zwiſchen die Beiden geworfen. „Dunning!" rief er erzürnt, „hältſt du ſo dein Verſprechen? Dies iſt meine Sache, Bob! — Sei'n Sie ruhig, mein Herr! Meines Freundes Eifer führt ihn zu weit. Nicht Sie ehrlos zu überfallen kamen wir. Ich kam, Sie um Ihres Betragens gegen eine Dame, die ich verehre und die meine nahe Verwandte iſt, zur Rechenſchaft zu ziehen, und wenn Sie wirklich ein Ehrenmann ſind, ſo werden Sie dem Beleidigten Genugthuung nicht verweigern."

„Mr. Caſtleton", entgegnete Hubert und ſein ganzes Weſen zeigte eine tiefe Erſchütterung, „dieſem Raufbold will ich ſtehn, wie er's verlangt, oder vielmehr, wonach er es macht; aber mit Ihnen, Alonzo — bei Gott! keine Ihrer Beſchuldigungen ſoll mich vermögen, mich mit Ihnen zu ſchlagen!"

Alonzo fuhr auf. „Feiger!" rief er, „iſt dir dein bischen Leben ſo theuer?"

Hubert verfärbte ſich. „Knabe!" rief er mit Leidenſchaft. „Aber nein! Sie halten mich nicht wahrhaft für feige. Ich verwerfe den Zweikampf, den Ueberreſt eines barbariſchen Zeitalters. In dieſem

Lande, das beſſere Vorurtheile abgeſtreift, iſt dieſes ein doppelter Schandfleck. Gegen dieſen da, will ſich's Ihnen beweiſen, ob ich als eine Memme Beſchimpfungen ertrage. Aber gegen Sie, Alonzo, will ich nicht kämpfen! Bei Gott, ich will nicht!"

Alonzo war ſeltſam verwirrt und bewegt. Selbſt Bob Tunning ſah verblüfft aus. „Und warum gegen mich nicht?" fragte jener mit gerunzelter Stirn.

„Ich ehre, ich — liebe Ihr Haus. Ich ehre Virginien. Nie betrog ich Virginien. Nie beredete ich ſie zu irgend einem unwürdigen Schritt. Ich habe Virginien nie, ich habe Sie nie beleidigt, Alonzo."

Aber Virginiens Name war genug, die ganze Wuth der Leidenſchaft wieder in dem verblendeten Jüngling aufzuwecken. Es hätte des Dazwiſchenrufs Tunning's: „Das leideſt du, Caſtleton! Der Schuft darf deine Couſine noch nennen!" — nicht einmal bedurft, er brach von neuem in leidenſchaftliche Vorwürfe aus, nannte von neuem Hubert eine Memme und durch ſeine abſichtlich anreizenden, kaum zuſammenhängenden Reden rief Tunning mit teufliſchem Lachen ſolche höhnende Worte, daß Hubert, ſich nicht länger haltend, von neuem den Knotenſtock hob, als — die Thüre ſich öffnete und Klotilde herein trat.

Sie kam heftig erſchreckt, athemlos, denn draußen

im Hofe ſchon hatten die zornigen Stimmen ihr entgegengeſchallt. Jetzt ſtand ſie plötzlich unter den ſtreitenden Männern, die, wie von einem elektriſchen Schlag berührt, bei ihrem Eintritt zurückfuhren. Hubert's Arm ſank. Alonzo trat erbleichend zurück; ſelbſt Dunning's Rohheit widerſtand nicht der Nähe der weiblichen Würde und der anerzognen Ehrfurcht vor dem zartern Geſchlecht. Er murmelte ein paar unverſtändliche Worte, ſchlug die Arme übereinander und lehnte ſich an die Wand.

„Laß uns einen Augenblick, liebes Weib", ſagte endlich Hubert.

Aber Klotilde faßte ſich ſchnell. Raſch trat ſie auf Alonzo zu. „Willkommen, theurer Freund! Willkommen im Hauſe Derer, die Sie ſo herzlich lieben und ehren. — Wie? Sie verweigern mir Ihre Hand? Welch' Misverſtändniß kann hier obwalten?"

Unterdeß hatte ſich auch Alonzo mühſam geſammelt. „Ich bin nicht als Ihr Freund hier, Klotilde", ſagte er mit gepreßter Stimme, „ich komme nicht auf Freundſchaftsbeſuch. Ich habe nur mit Hubert zu thun, nicht mit Ihnen."

„O theurer Freund", verſetzte Klotilde, „Hubert und ich ſind Eins! Sie können Hubert nicht zürnen, ohne mir zu zürnen. Er liebt Sie. Ihnen allein

dankt er meine Erhaltung. O laſſen Sie ihn jetzt, laſſen Sie mich jetzt, wo mir mein Leben erſt wieder werth iſt, Ihnen danken."

Alonzo hatte ſich finſter von ihr gewendet. „Hubert iſt ein Verräther", ſagte er.

„Er iſt's nicht, theurer Freund", entgegnete Klotilde mit leiſer, bittender Stimme; ſie hatte ſich mit einer raſchen Bewegung ſeiner Hand bemächtigt. Sie fuhr fort, ihm mit Innigkeit zuzuſprechen; ſie redete von ihrem endlichen, nach ſo viel Leiden errungenen Glücke, und wie allein ſie es ihm verdanke. Sorglich vermied ſie Virginiens Namen.

Während deſſen hatten Hubert und Dunning ſchnell einige leiſe, haſtige Worte gewechſelt. Beide ſchienen plötzlich leidenſchaftslos und entſchloſſen, und Dunning bediente ſich, während ſie raſch einige nöthige Verabredungen trafen, ſogar höflicherer Redensarten als Hubert. Klotilde, während ſie ſprach und den alten Zauber auf die edlere Natur des beſtürzten Jünglings übte, ſtand mit jenen zugekehrtem Rücken und gewahrte nicht die Verhandlung der Beiden.

Da rief Dunning: „Genug der ſchönen Worte nun, Caſtleton! Unſer Geſchäft iſt abgemacht, wir müſſen fort!"

Alonzo riß ſich los. „Genug, Klotilde!" rief auch

er, und beide, zum erſten Mal höflich grüßend, fuhren zur Thür, zum Hauſe hinaus. Ein Augenblick und ſie ſaßen in ihrem Wagen und jagten zum Hofthor hinaus.

„Mein Hubert!“ rief Klotilde in der höchſten Beſtürzung, „was iſt es? Sage mir, was vorgefallen! Sage mir Alles!“

„Nichts, theures Herz!“ entgegnete er, nichts von Belang. Beunruhige dich nicht!“ — und damit das Geſpräch abſchneidend, der Einſamkeit bedürftig, nahm er ſeinen Hut und ging raſch zur Hinterthür des Hauſes hinaus, mit großen Schritten über die Wieſe nach dem Walde zuſchreitend.

In welcher entſetzlichen Seelenſtimmung ließ er Klotilde zurück! Er wollte ſie nicht ſehen, nicht hören? Und Alonzo? Was konnte ſein Vorſatz ſein? Daß er ihn nicht aufgegeben hatte, war ſicher, aber er war beſtürzt, erweicht, ſein Zorn begann der Vernunft, ſein Haß begann ſanfteren Gefühlen zu weichen, als jener böſe Geiſt ihn mit ſich fort riß. Sie mußte ihn noch einmal ſehen; ſie mußte noch einen Verſuch machen; ſie mußte Alles daran ſetzen, dem Greuel eines — Bruderkampfes zu wehren.

Sie eilte dem Stalle zu, vor dem noch der Wagen halbangeſchirrt ſtand. Eben wollte Eli die

Pferde losmachen, als seine Herrin herbeiflog und schnell rief: „Rasch, Eli, wir müssen noch einmal fort. Wir müssen diesen Herren nach. Ich muß sie noch einmal sprechen."

Und eilig mit Hand anlegend und Eli helfend, stand der Wagen in ein paar Augenblicken wieder fertig da. Klotilde warf sich hinein. „Nun schnell vorwärts, mein Junge", sagte sie, „und ich will dich belohnen, wenn du sie unterwegs noch erreichst."

Für den Knaben war das sonst verbotene Vorgabfahren eine Lust. Aber der Vorsprung, den jene hatten, war zu groß, als daß sie sie hätten erreichen können, wenn nicht ein durch das wüthende Fahren derselben veranlaßter Unfall einen nothwendigen Aufenthalt veranlaßt hätte. Ein Rad war beschädigt und man arbeitete sich mühsam nach dem Hause, wo Eli's Eltern wohnten; dort sollte es mit Stricken zusammengebunden werden, um so nothdürftig nach Hause zu kommen. Die Herren waren ausgestiegen. Dunning stand fluchend beim Wagen; Alonzo ging auf dem Platze, der vor dem Häuschen ausgelichtet war, mit Sturmschritten einher, als Klotilde ankam und rasch aus dem Wagen stieg.

Sie ging entschlossen auf Alonzo zu, der sie mit Bestürzung betrachtete, faßte ihn unter den Arm und

führte ihn nach dem entfernteſten Theil des kleinen Wieſenplatzes.

„Mr. Caſtleton“, ſagte ſie gefaßt, „ich muß mit Ihnen reden. Keine falſche Delicateſſe ſoll mich hindern, Ihnen zu folgen, bis Sie mir Rede geſtanden. Dies gräßliche Misverſtändniß, das Sie ſo ganz aus Ihrer edlen, großmüthigen Natur herausgehn läßt, muß ich leſen.“

Auch Alonzo hatte ſich jetzt vollkommen geſammelt. „Kein Misverſtändniß, Madame“, ſagte er mit erzwungener Kälte. „Alle Discuſſionen darüber werden die Sache nicht ändern. Sie halten Herrn Hubert für unſchuldig, ich ihn für ſchuldig. Wir werden einander nicht anderer Meinung machen. Aber ſchuldig oder unſchuldig bin ich zu einer Handlungsweiſe entſchloſſen, wie allein ſie einem Manne von Ehre ziemt und wie ſie keine Ihrer Bitten oder Vorſtellungen ändern wird.“

„Aber was wollen Sie, Alonzo? Was wollen Sie eigentlich an Hubert rächen? Wofür wollen Sie ihn beſtrafen?“

Alonzo blickte Klotilde mit einer Art von Mitleid an. „Ich könnte Ihnen antworten: dafür, daß er die Geſetze meines Vaterlandes mit Füßen trat und durch böſes Beiſpiel wie durch ſchlimme Lehren Auf-

ruhr und Empörung in eine friedliche Gemeinde ſäete. Allein ich will Ihnen lieber die volle Wahrheit ſagen. Strafen will ich ihn, Klotilde", und im Sprechen kehrte die leidenſchaftliche Beweglichkeit ſeiner Züge verdoppelt zurück, „weil er treulos und ehrvergeſſen Sie, die Sie Ihr Leben um ihn vertrauerten, vergaß und ſich verrätheriſch in Virginiens unbewachtes Herz ſchlich; weil er ihre Phantaſie mit Lügen umſpann und, als es ihm endlich, nachdem er ihr von Ort zu Ort gefolgt, gelungen, ſie in ihrer Großmuth zu einem falſchen Schritt zu beſtimmen, ſie zum Opfer einer neuerwachten Leidenſchaft machte."

Seine Worte drangen wie Dolchſtiche in Klotildens Herz. Aber: es iſt nicht wahr! rief es in ihrem Innern. Wie, aber wie ſollte ſie ihre Worte ſetzen, um den unglücklichen Jüngling — denn ſie fühlte, das war er — nicht noch mehr zu reizen. Sie durfte Hubert nicht ſchuldig geben, und wußte doch, daß er die Ueberzeugung von Virginiens Schuld nicht ertragen würde.

„O, Alonzo," rief ſie, „Virginia täuſchte erſt ſich ſelbſt, ehe ſie Sie täuſchte! Hat Hubert gegen mich, gegen mein Andenken irgend gefehlt, ich hab' es ihm längſt vergeben, er hat mir es längſt durch die reichſte Liebe vergolten. Aber glauben Sie mir,

Alonzo, er liebte Virginia nie. Er verehrte ſie. Er bewunderte ſie. Virginia glaubte ſich geliebt, glaubt ſich hintergangen. Sie wird die flüchtige Phantaſie vergeſſen."

Sie erſchrak vor der Wirkung ihrer Worte. Alonzo hatte ſie angeſtarrt, während ſie ſprach, und ſeine Züge verzerrten ſich ſo ſeltſam, daß Klotilden ſchauderte. Auf einmal deckte eine Feuerglut ſein ganzes Geſicht, ſeine Augen funkelten in Wuth, als er rief: „Klotilde, ich hab' es geſchworen! Ich hab' es ihr bei dem Leben meiner unglücklichen Mutter geſchworen, ihr Rächer zu ſein. Und ſoll ich ihr auf ewig entſagen? Soll ich den Preis eines ganzen Lebens verlieren? Soll ein Anderer die Perle davontragen, die allein mir gehört? Ja, ich hab's ihr geſchworen! Ich will ſie rächen! Kein Anderer ſoll's! Blut muß fließen! Sein Blut ſoll fließen! Nur Blut kann ſie rächen! — Kein Wort, Klotilde! Ich hab' es geſchworen, und ehe ich mein Wort breche, ehe ich dieſem Preis entſage, um den ich ſo furchtbar gelitten, eher ſoll mich der Abgrund der Hölle verſchlingen!"

In entſetzlicher, mit jedem Worte ſteigender Leidenſchaft ſtand der Unglückliche vor ihr. Plötzlich wendete er ſich nach dem Wagen zu, der ausgebeſſert fertig ſtand, als ſtehe er vor ihr. Dunning

hatte unterdessen von ferne, ungeduldig stampfend und schwörend, die Unterredung beobachtet. Als aber bei Alonzo's letztem Ausbruch Klotilde erbleichte und, als jener sich von ihr wandte, ohnmächtig zusammenbrach, war er es, der zusprang und die Halbbewußtlose hielt, bis Eli's Mutter herbeigelaufen kam und ihr zum Beistand diente, während die beiden Cavaliere rasch davon fuhren.

Elftes Capitel.

Die Saat ſchießt auf.

Nur einige wenige Augenblicke blieb Klotilde, von Schreck und Angſt gelähmt, in einem nur halb bewußten Zuſtand, während die gute Negerin ſich bemühte ſie in das Haus zu führen.

„Iſt das ein Gentleman", rief dieſe voll Zorn, der eine Dame ſo anfährt? Sind das Chriſten? Jagen den Berg herunter, als ſäße der Böſe ihnen im Nacken, fluchen und ſchwören ärger als die Heiden und ſprechen mit einer Dame, als wären ſie aus einer Tollhauszelle entlaufen! Kommen Sie nur, Liebchen, denken Sie nicht mehr dran! Kommen Sie herein, theure Madam, trinken Sie einen Schluck!"

Aber Klotilde raffte ſich ſchnell empor. Sie fühlte beſtimmt, daß ſie handeln mußte. „Ich will, ich muß ihm Alles entdecken", — der Eine Gedanke

fuhr durch ihren Sinn — „kein anderes Mittel gibt es, dieſes gräßliche Verbrechen zu hindern.“

Sie riß ſich, haſtig dankend, von der Frau los und eilte mit wankenden Füßen dem Wagen zu. „Wir müſſen ſogleich wieder hinauf, guter Eli“, rief ſie und ſpornte dem erſtaunten Knaben an, das Pferd anzutreiben.

„Ich muß ihm die Wahrheit enthüllen, wie bitter ſie dem verletzten Stolze des Unglücklichen auch ſein mag — und Hubert darf es nicht wiſſen! Auch ſein Stolz könnte mir in den Weg treten! Er wird Alles thun, den Zweikampf zu vermeiden, deſſen bin ich gewiß. Er würde es thun, auch wenn Alonzo ihm ein Fremder wäre. Ich kenne ſeine Grundſätze. Allein gedrängt, vielleicht gar überfallen — wie viele Beiſpiele der Art hab' ich von dieſen leidenſchaftlichen Südländern gehört! — würde und müßte er zur Vertheidigung, zur Selbſthülfe ſchreiten. Sein Leben iſt in Gefahr und wider Willen könnte er zu der entſetzlichen Miſſethat verleitet werden, auf welcher der erſte Fluch ruht. Theurer Mann, ich muß dieſer Gefahr vorbeugen!

„Ich muß es thun, ohne es Hubert mitzutheilen. Dieſe Männer können es einmal nicht ertragen, daß nur ein Schatten von Argwohn auf ſie falle, als

fürchteten ſie eine Gefahr. Er könnte gar darin Etwas finden, was wider ſeine Ehre wäre! Er mag den Schritt, den ich gethan, errathen und mir ihn ſpäterhin abfragen, aber ungefragt, will ich ihn ihm nicht entdecken. Iſt erſt Alles vorüber, ſo wird er mein Verfahren billigen."

Unter ſolchen Gedanken war ſie zu Hauſe angekommen. Es war ihr lieb, zu finden, daß Hubert noch nicht von ſeinem Spaziergang zurückgekommen war. Raſch öffnete ſie den Schreibtiſch. Wäre ſie weniger aufgeregt geweſen, ſo würde die Wahl der Worte ſie in peinliche Verlegenheit geſetzt haben, in welchen ſie dem unglücklichen Jüngling enthüllen ſollte, welcher unauslöſchliche Flecken auf ſeiner Geburt haſte. Allein die Glut ihres Eifers gab ihr ſchnell Worte ein, ihr natürliches Zartgefühl die paßlichen. Sie eröffnete ihm, daß ſein Vater Uberto und Hubert, der Vater ihres Gatten, ein und derſelbe und letzterer ſein älterer Bruder ſei. Sie gab ihm in ſchnellen, mildernden und doch wahren Zügen die Geſchichte ſeines Vaters, theilte ihm deſſen Lebensumſtände und Todesjahr mit und ſchickte ihm zur Bekräftigung dieſer ſo abenteuerlich ſcheinenden Entdeckung das wunderkräftige Marienbild ſeiner Mutter. Dieſes, das unzubezweifelnde Zeichen ſeiner Authen-

ticität an ſich trug, mußte ihn von der Wahrheit ihrer Ausſagen überzeugen, wie unwillkommen ſie ihm auch ſein mochte.

Nachdem ſie Alles wohl verpackt und verſiegelt, rief ſie Eli zu ſich. Die Dämmerung war unterdeſſen eingebrochen.

„Eli", ſagte ſie, „ich lege heute dir Wichtiges auf die Schultern. Ich habe einen Auftrag für dich, den du mir heute noch beſorgen mußt."

„Recht gern, Miſſus", antwortete der Knabe bereitwillig; „ſoll ich ſchreiben? oder rechnen?" — denn Mathilde unterrichtete ihn in beidem.

„Nicht doch! Du ſollſt dies Päckchen heute Abend noch ins Wirthshaus zu dem fremden Herrn tragen, der Mr. Caſtleton heißt."

„Heute Abend noch?" fragte der Burſche und ſtutzte. „Es wird Nacht ſein, eh' ich hinkomme.

„Wenn du zuſchreiteſt, kannſt du das Dorf noch vor der vollſtändigen Dunkelheit erreichen. Fürchteſt du dich?"

„Fürchten? Bewahre! Aber — es iſt ſo dunkel im Walde bei Nacht — nicht daß ich mich fürchtete — aber — —"

„Es iſt ja Vollmond, Eli, du kommſt im ſchönſten Mondlicht zurück."

„Der Mond iſt grauſig im Walde, Miſſus!“ erwiderte Eli, „ich fürchte mich nicht, aber —“.

„Schon gut, Eli, wie geſagt, die Sache iſt wichtig. Den Hinweg kannſt du, wenn du dich nur etwas anſtrengſt, vor der Nacht machen. Den Rückweg aber erlaß ich dir großentheils. Denn du kannſt bei deinen Eltern übernachten und morgen in der Frühe wiederkommen.“

Eli, obwol zaghaft von Natur, war gutherzig und die Ausſicht, den Abend mit ſeinen Geſchwiſtern zuzubringen, machte ihn vollends willfährig. Klotilde gab ihm ſein Abendbrot mit auf den Weg. Dann überreichte ſie ihm Brief und Päckchen mit der dringenden Ermahnung, beides, wenn er Herrn Caſtleton ſelbſt nicht ſehen könne, in Mrs. Curti's Hände zu geben und ihr Klotildens Bitte, es ſogleich zu beſorgen, ans Herz zu legen. Darauf empfahl ſie ihm noch einmal die dringendſte Eile und Genauigkeit in der Beſorgung und entließ ihn. Sie ſah ihn den Berg hinunterlaufen und blickte ihm nach, bis der ſich krümmende Weg ihn ihren Augen entzog. Sie fühlte ſich leichter, als der Brief fort war. „Wo aber bleibt Hubert?“ fragte ſie und trat durch die Hinterthür auf die Wieſe hinaus.

Es ward dunkel und dunkler. „Er muß ſich weit vergangen haben“, dachte ſie.

Sie ging in die Küche, um den abendlichen Thee zu beſorgen. Hier ſah ſie, daß das Holz fehlte, welches Eli, durch das wiederholte Fahren gehindert, nicht bereit gelegt hatte. Sie ging nun ſelbſt nach dem Holzſtall, ſich einen Arm voll zu holen. Sie öffnete die Thür. Erſtaunt ſah ſie Hubert vor ſich, der in einer Ecke des Behältniſſes mit einem Gegenſtand beſchäftigt war, den er bei ihrem unerwarteten Eintritt raſch verbarg. Aber etwas Blitzendes wie von Metall hatte bereits ihr Auge getroffen.

„Du hier, Theuerſter!“ rief ſie verwundert. „Ich wähnte dich noch nicht heimgekehrt. Biſt du ſchon lange zurück?“

Hubert antwortete ausweichend. Er ſchien ſie nicht vermißt zu haben und nichts von ihrer Abweſenheit zu wiſſen. Er folgte ihr nun in die Küche, half ihr bei ihren kleinen Vorbereitungen und begnügte ſich, als er nach Eli fragte, ſogleich mit ihrer Antwort: ſie habe ihm etwas zu thun gegeben.

Beide vermieden eine Zeit lang von dem Beſuche zu ſprechen, den Klotilde heute bei Hubert getroffen. Endlich ſchien Klotilden dieſe Zurückhaltung zu unnatürlich; ſie bemerkte überdies eine gewiſſe erhöhte Zärtlichkeit in Hubert's ganzem Weſen, eine gewiſſe Weichheit, die ſie rührte, ohne ſie zu befremden. Denn

ſie ahnete, daß ſie dieſe geſteigerte Empfindung Hubert's dem Vorgefühl einer nahenden Gefahr zuzuſchreiben habe. Daß ſie dieſe Gefahr abgewendet zu haben hoffen durfte, ſtimmte ſie ſelbſt ruhiger, obwol nicht weniger zärtlich.

„Theurer Mann", ſagte ſie, ihn umfaſſend, „laß uns nicht in einer Zurückhaltung verharren, die uns ſo ganz aus unſerm Verhältniß gegen einander reißt. Wie ich heute Alonzo wiedergeſehen, hab' ich den edeln Jüngling kaum erkannt. Zu ſolcher Unnatur hat ihn eine unglückliche Leidenſchaft hingeriſſen!"

„Es ergriff mich mit Gewalt", erwiderte Hubert, „als ſo plötzlich — der Bruder vor mir ſtand." Er kam voll Haß und Rachedurſt. Ich fühlte nichts als Liebe und Mitleid in mir. Keines ſeiner Schmähworte konnte mich dauernd reizen. Und doch fühlt' ich entſchieden, daß eine Enthüllung unſeres Verhältniſſes zu einander ihn nur noch mehr gegen mich aufbringen würde."

Klotilde erröthete leicht. „Es wäre eine Grauſamkeit, es ihm ohne Noth zu entdecken", ſagte ſie mit Nachdruck. „Aber warum, wenn in deiner Bruſt nur Liebe für den Bruder ſchlägt, ſollte Er weniger menſchlich fühlen, wenn er das Verhältniß inne würde? Ich kenne ihn nur als edel und gerecht."

„Du fragſt warum?“ verſetzte Hubert. „Seine Geburt hat mir kein Unrecht gethan. Ich kann ihn ohne Großmuth lieben. Meine Exiſtenz aber und die unleugbare Legalität derſelben drückt der ſeinen erſt recht den Stempel der Schande auf. Drum möge er es nie erfahren, wer mein Vater war!“

„Nie ohne Noth“, wiederholte Klotilde. „Aber du kennſt den edeln Jüngling nur halb. Du haſt ihn nur in einer unnatürlichen Ueberreizung geſehen, in die ſeine eigene und Virginiens unglückliche Leidenſchaft ihn verſetzt. Kaum wag' ich zu entſcheiden, ob er ſich ſelbſt verblendet, oder durch Virginiens eiferſüchtige Rachbegierde verblendet worden — faſt fürcht' ich das Letztere.“

Hubert legte die Hand über die Augen. Klotilde fuhr fort:

„Er iſt dein Bruder, Geliebter; dennoch kann ich nur wünſchen und beten: möget ihr nie einander wiederſehn!“

„Sei es ſo, Geliebteſte“, erwiderte Hubert; „aber wenn wir uns wiederſehn, ſo ſei deſſen gewiß, daß ſich dieſe Hand nie gegen den Bruder erheben wird, und ſollte er durch tauſend Schmähungen mich dazu zu reizen ſuchen.“

„Der Himmel verhüte es“, verſetzte Klotilde.

„Aber ſage mir, Hubert — waren es nicht Waffen, die ich vorhin in deiner Hand ſah? Waren es nicht Piſtolen? Wäre es möglich? Sollteſt du daran denken, in den Fall kommen zu können, ſie gebrauchen zu müſſen?“

Hubert lächelte etwas gezwungen. „Wie du mir aufpaßt!“ ſagte er mit einiger Verlegenheit. „Daß ich bei unſerer einſamen Lage mir ein paar Piſtolen fertig halte, haſt du, ſoviel ich weiß, nie auffallend gefunden. Ebenfalls kann es dich nicht überraſchen, daß, wenn eines ſchönen Nachmittags ganz plötzlich wie aus einer Wolke gefallen, ein paar Raufbolde nach ſüdländiſcher Cavaliersſitte mir in das Haus brechen und mir Grobheiten ſagen, es mir einfällt, die etwanige Brauchbarkeit meiner Waffen zu unterſuchen. Verlaß dich übrigens darauf, gegen Alonzo werde ich weder dieſe noch irgend andere Waffen jemals brauchen.“

Kletilde küßte ihn ſanft. „Theures edles Herz!“ ſagte ſie zärtlich und fühlte ſich mit Wonne an ſeine Bruſt gedrückt. Sie ward wunderbar durch ſeine Worte beruhigt. Die Arme wußte nichts von dem Antheil, den Dunning an dem unglücklichen Nachmittagsbeſuche gehabt. Die ganze Verhandlung mit dieſem war ihr durchaus fremd geblieben; ſie ward

durch ihren Eintritt unterbrochen und kam während ihrer Unterredung mit Alonzo hinter ihrem Rücken zum Schluß. Sie ahnete nicht, daß die Verabredung zu der unglücklichen Zusammenkunft, welche sie hintertrieben zu haben mit Gewißheit hoffen durfte, bereits getroffen war.

Sie gab sich demnach unbesorgt andern Gesprächen mit dem geliebten Manne hin, die durch die gesteigerte Innigkeit des letztern einen höhern Reiz gewannen. Ein seliges Gefühl des befestigten Besitzes bemächtigte sich ihres armen Herzens. Es war ihr, als wären sie beide plötzlich einer ungeheuern Gefahr entrückt und indem sie Worte der Liebe gab und empfing, erhob sich ihr Herz im Dankgefühl gegen Gott.

Sie traten in die herrliche Mondscheinnacht hinaus. Mit glänzenden Sternen übersäet, wölbte sich der Himmel über sie, tief dunkelblau, und doch von so strahlender Reinheit, wie Klotilde nur in Italien ihn gesehen. In welchem fühlenden Wesen ruft nicht des Mondes süßes Licht das innere Geistesleben wach! In welchem nicht die Erinnerung geliebter Todten! Auch unsere Liebenden gaben sich jetzt ihrem Andenken hin. Sie sprachen von Klotildens theuern Eltern, die auch Hubert so unbeschreiblich werth gehalten; von Hubert's unvergeßlicher Mutter und, mit

einem tiefen Seufzer, von ſeinem Vater, der Alles beſeſſen, was das Leben ſchmückt und ziert, und nun vor dem Richter ſtand, der ihn befragte, nach dem anvertrauten Pfunde!

Sie ſprachen auch mit Thränen von den geliebten Freunden, von Stellmann und Henrietten, den Armen, die mit ſolcher harmloſen Freudigkeit einem neuen Leben entgegengegangen waren, um in einem Augenblick namenloſer Angſt hinab in die Ewigkeit geſchleudert zu werden.

„Wenigſtens", ſagte Klotilde, „ſtarben ſie zuſammen. Welcher Troſt liegt darin. Aber wir, Hubert, die wir auseinandergeriſſen und ſchwer geprüft uns durch des Höchſten Fügung wieder zuſammenfanden — konnten wir den Gedanken ertragen, uns jetzt von neuem trennen zu müſſen? Wäre es jetzt, wo wir ſo ganz in einander verſchlungen ſind, nicht noch tauſendmal grauſamer, von einander ſcheiden zu müſſen, als damals — jetzt, wo wir einem neuen, verdreifachten Daſein entgegengehen, wo außer einer ſüßen Gegenwart auch ſelige Hoffnungen uns beglücken? O wäre Saſſen hier! Könnte der theure Freund ſich überzeugen, daß ich wahrhaft glücklich an deiner Seite bin! Es würde dem Edeln mit meiner Auswanderung und mit Dem, was er ſeinen Verluſt

nennt, verſöhnen. Denn er hat ein ſtarkes, großmüthiges Herz!"

Hubert ſaß, in ſeiner Bruſt ein Zuſammenfließen von Seligkeit und Schmerz, ihr zur Seite. Er hatte den Arm um die Theure geſchlungen, den Kopf auf ihre Schulter gelehnt. Er, der Beredte, war heute ſchweigſam und trank mit ſchmerzlichem Entzücken die Töne in ſich, welche das geliebte Weib in ſeinen Armen in redſeliger Wonne ihm zuflüſterte. Das Herz war ihm gepreßt. Er fürchtete den Tod nicht. Auf ſeine Geſchicklichkeit bauend, glaubte er auch kaum an Gefahr. Aber die Möglichkeit war doch da. Er konnte das Auge nicht ganz davon abwenden. Und das Leben war ſo ſchön in ihren Armen!

Sie waren bis ſpät in die Nacht aufgeblieben; Klotilde erwachte am Morgen ſpäter als gewöhnlich von einem leiſen Kuſſe Hubert's. Er ſtand ganz angekleidet vor ihr.

„Ich wollte dich nicht wecken, theures Herz", ſagte er. Du ſchlieſſt ſo feſt und ruhig. Ich muß heute zeitig an die Arbeit, um den Thalpfad zu fördern. Ich wollte ohne Frühſtück fort, um dich nicht zu wecken; aber du ſahſt ſo wunderlieblich aus. Ich widerſtand nicht."

„Böſer Mann!" ſagte Klotilde ſich raſch anklei-

bend, „wenn du ohne Frühſtück fortgegangen wäreſt, weil die träge Frau zu lange ſchlief! Gleich ſollſt du etwas haben. Ich bitte dich, geh' nicht fort, warte einen Augenblick."

„Ich weiß nicht, wo der Burſche ſteckt", erwiderte Hubert. „Ich habe ihn umſonſt gerufen."

Klotilde wandte das Geſicht ab: „Ich hatte noch ſpät einen Auftrag für ihn und gab ihm die Erlaubniß, über Nacht bei ſeinen Eltern zu bleiben; aber er ſollte jetzt ſchon wieder hier ſein."

Sie war geſchäftig in ihren Vorbereitungen; Hubert ſah ihr träumeriſch zu, jeder ihrer Bewegungen folgend. Das Frühſtück war bald fertig und in einiger Eile zu ſich genommen. Eli war noch immer nicht zurück. Als Hubert nach ſeinen Arbeitswerkzeugen griff, ſetzte auch Klotilde ihren Sonnenhut auf, in den Garten zu gehen, eine kleine Arbeit dort zu verrichten, ehe es zu heiß werde.

Hubert umfaßte ſie und der Abſchiedskuß, den er auf ihre Lippen drückte, war von einer ſo ſchmerzhaft innigen Umarmung begleitet, daß ſie ſich lachend losmachte und ſcherzend bat, ſie nicht zu zermalmen. Sie lief davon, als er die Umarmung wiederholen wollte, warf ihm Kußhände zu und verſchwand im Garten.

Kaum war ſie fort, als er in ſeine Kammer zurückging, Hacke und Axt hinter der Thür verbarg, die Arbeitskleider abwarf und ſich vollſtändig anzog. Mit den geladenen Piſtolen in der Taſche verborgen, ging er mit raſchen Schritten zur Vorderthür hinaus über den Hof und den Hügel hinunter.

Klotilde hatte ſich unterdeſſen mehre Male mit einiger Unruhe nach Eli umgeſehen. Endlich gewahrte ſie ihn beim Vorbeigehen im Stalle mit dem Pferde beſchäftigt.

„Wie, Eli", rief ſie, „du hier! Du zu Hauſe! Warum meldeſt du dich nicht? Biſt du ſchon lange hier?"

„Schon lange, Miſſus", erwiderte der Burſche und fuhr in ſeiner Arbeit fort.

„Komm heraus, Eli", rief ſie.

Er kam zögernd hervor.

„Nun ſag mir, wie haſt du deinen Auftrag ausgerichtet? Haſt du den Brief Herrn Caſtleton ſelbſt gegeben?"

„Ich hab' ihn Miſſus Curtis gegeben."

„Warum nicht Mr. Caſtleton?"

„Er war nicht zu Hauſe."

„Nicht zu Hauſe? So ſpät am Abend? Wo konnte er in dem Dorfe hingegangen ſein?"

„Ich weiß nicht, Miſſus, er war ſchon ausgegangen und die andern Herren auch.“

„Schon ausgegangen? Was ſprichſt du, Eli? Haſt du den Brief nicht geſtern Abend überbracht?“

„Ich meine“, erwiderte der Knabe, „er war noch nicht zu Hauſe gekommen. Sie können Miſſus Curtis fragen, ich habe ihr wahrhaftig den Brief gegeben.“

„Wer zweifelt daran, Eli? Aber warum ſiehſt du mich nicht an, wenn du mit mir ſprichſt? Wie oft hab' ich dir die häßliche Gewohnheit verwieſen, zur Seite zu ſehen, wenn du hörſt oder ſprichſt!“

Eli ſah ihr ſteif ins Geſicht. „Es iſt gewiß wahr, Miſſus, ich habe den Brief und auch das Päckchen der Miſſus Curtis ſelber in die Hand gegeben, und ſie ſagte, ſie wollt' es dem Herrn gleich geben, wenn ſie zurückkämen, und wollte erſt fragen, wer von ihnen Caſtleton hieße. Sie ſagte, die Herren wollten heute abreiſen. Sie fragte, es wäre wol ein alter Bekannter von Ihnen oder von Herrn Hubert? Er hat es richtig gekriegt, Miſſus.“

Der Knabe ſprach die Wahrheit, obwol nicht die ganze Wahrheit. Er hatte Brief und Päckchen richtig abgeliefert, allein nicht geſtern Abend, wie Klotilde ihm geboten, ſondern erſt dieſen Morgen. Denn

ſchen in der wachſenden Dämmerung überfiel ihn im Walde die Furcht. Er mußte wenigſtens bei ſeiner Mutter einen Augenblick einkehren, ob nicht vielleicht einer ſeiner Brüder zur Geſellſchaft mitgehen könne, oder vielleicht gar der Vater. Dieſer aber war in der Nachbarſchaft auf der Arbeit, wo er über Nacht bleiben wollte, und hatte den älteſten Jungen mit, der auf Eli folgte. Ueber dem Schwatzen darüber war es ſpäter und ſpäter geworden. Eli meinte endlich, auf die Nacht könnte doch nicht viel ankommen, er wollte lieber früh aufſtehen und den Auftrag am hellen Morgen ausrichten. Die Mutter war bald zu gewinnen. Er blieb und ſpielte mit den Kindern bis zur Bettzeit.

Alles dies verſchwieg er der Herrin ſorgfältig. Arglos kehrte Kleulde zu ihren häuslichen Arbeiten zurück. Sie ahnte nicht, daß das Ungewitter, welches ſie abgeleitet zu haben hoffte, bereits zum Einſchlagen reif über ihrem Haupte ſtand.

In einiger Entfernung vom Dorfe, von der Landſtraße fern und nur durch Fußpfade mit ihr verbunden, lag ein kleiner Hain: ſchlanke, kräftige Stämme, von keinem wuchernden Unterholz bedrängt, lichte grüne Plätzchen dazwiſchen, einer derſelben wol funfzig Schritte ins Gevierte. Auf dieſem Platze gingen

mit ungeduldigen Schritten drei junge Männer hin und her. Zwei von ihnen kennen wir ſchon: Alonzo Caſtleton mit den dunkeln, blitzenden Augen, die gelbe Geſichtsfarbe durch fieberhafte Erregung dunkelfleckig, die Stirnadern geſchwollen. Es war ſichtlich, daß er, obwol es noch früh am Morgen war, ſich durch Getränke erhitzt, und in Ermangelung eines feurigen Weines, der in dem Dorfe nicht zu finden war, ſich eines andern unedlern Gebräues aus Rum und andern hitzigen Miſchungen zuſammengeſetzt, bedient hatte — verderbliche Gifttränke, wie ſie die wilde Begierde in Amerika in großer Mannichfaltigkeit erfunden.

In der aufgeſchoſſenen Geſtalt des Andern wie in dem bleichen Geſichte mit durch ein frühes wildes Leben zerſtörten Zügen erkennen wir leicht Robert Dunning.

Der Dritte war ein blühender junger Mann, ebenfalls von Südcarolina und ein Jugendfreund Alonzo's. Er war Mediciner und vor kurzem in Boſton durch ein glänzendes Examen gegangen. Eben rüſtete er ſich zu einer Reiſe nach Europa, um ſich in Paris und Wien noch vollends zum praktiſchen Arzte auszubilden und dann als ſolcher ſich in einem der ſüdlichen Staaten niederzulaſſen. Da kam Alonzo, ſein früherer

Jugendgespiele, auf seinem Wege nach Vermont — denn aus Kleuldens Briefe und Schuldabzahlung hatte er endlich erfahren, wo der Verhaßte, der ihm einst Virginiens Herz entzogen, zu finden sei. Die Unglückliche, von Rache und Eifersucht durchglüht, hatte auf die Bestrafung des Verräthers den Preis ihrer Hand gesetzt. War es Liebe, war es Hartnäckigkeit, was den Verblendeten jetzt sein Leben daran setzen machte, diesen lang erstrebten Preis zu gewinnen?

Er kam nach Boston, um Edward Lorimer, so hieß der junge Arzt, um den Freundschaftsdienst zu bitten, ihn nach Vermont zu begleiten und ihm als Secundant zu dienen. Aber Robert Dunning, der durch die Zeitungen und seiner Mutter Briefe unterrichtet, an Hubert's Proceß lebhaften Antheil genommen und der überdies allen Abolitionisten den Tod geschworen hatte, drang sich ihm zu dieser Rolle in seinem blutigen Unternehmen auf. Vielmehr er erklärte, nun da er den Aufenthalt dieses Vagabonden wisse, selbst nach Vermont gehen zu wollen, um dem verdammten Menschenstehler mit der Hetzpeitsche eine Lection zu geben; und nur durch die Annahme seines Anerbietens, ihn als sein Secundant zu begleiten, wobei er sein Müthchen noch auf andere Weise zu kühlen hoffte, hatte Alonzo ihn endlich zu dem Versprechen

bewogen, ihm nicht durch einen Angriff des fremden Abenteurers vorzugreifen.

Alonzo, in dem, trotz des Sturmes in seiner Brust, neben seinem ritterlichen Ehrgefühl auch eine Ahnung lebte, daß er es mit keinem gemeinen Abenteurer zu thun habe, ersuchte nun Lorimer sich ihnen anzuschließen, theils um ihnen im Nothfalle als Wundarzt zu dienen, theils und besonders um den Fremden, der nach Klotildens Bericht von aller Gesellschaft zurückgezogen, unter gewöhnlichen Ackerwirthen lebte, nicht ohne Beistand zu lassen.

Lorimer, einige Jahre älter als die Beiden, hätte zwar gern nichts mit der Sache zu thun gehabt, weil seine europäische Reise fest beschlossen und das Ueberfahrtsgeld schon bezahlt war; jedoch haßte auch er die Abolitionisten, zu denen er jenen fremden Glücksjäger zählte, so gut wie irgend ein Südländer, und gönnte dem Eindringling eine tüchtige Züchtigung, wenn schon er nicht selbst geneigt war, sie ihm zuzutheilen. Dazu kam noch, daß er sich eben durch seine eingeleitete Abreise auch um so leichter dem strengen Strafgesetze der neuenglischen Staaten zu entziehen hoffen konnte, das den Duellanten als Mörder und den Secundanten als Helfershelfer des Mörders behandelt. Die Appellation Alonzo's an seinen Edel-

muth in Bezug auf die verlaſſene Lage des Fremdlings im Fall eines Zweikampfes that das Uebrige und er ließ ſich beſtimmen, die beiden Freunde zu begleiten.

Als dieſe zu Hubert fuhren, hoffte er noch immer, es werde mit ein paar Streichen Dunning's — mit deren Beabſichtigung dieſer gegen ihn, wenn auch nicht gegen Alonzo, noch immer prahlte — abgemacht ſein und Alonzo den ſo vor ſeinen Augen entehrten Abenteurer der noblern Beſtrafung durch Cavaliershand nicht mehr würdig finden. Als aber jene zurückkamen, Alonzo, heftig erſchüttert durch Hubert's edles Betragen und durch das Wiederſehen Klotildens, Robert voll abgezwungener Achtung gegen den Fremden, da fing auch er an die Sache aus einem andern Geſichtspunkte anzuſehen. Indeß war Alles verabredet und beſtimmt: Stunde, Ort und Waffen. Auch davon war Hubert unterrichtet, daß Lorimer ihm, in Ermangelung eines Freundes, als Secundant dienen wolle.

Dieſer Letztere beſtellte nun einen Wagen an diejenige Stelle der Landſtraße, zu welcher der nächſte Pfad aus dem zum Kampfplatz erwählten Gehölz führte. Er ſollte, im Fall einer bedeutenden Verwundung, den Gegner auf das ſchnellſte entweder auf den Poſtweg nach Albany bringen, um mit dem

Dampfſchiff nach Neuyork zu entfliehen; oder nach dem nähern Ticanderoga, von wo das Dampfſchiff ihn den See Champlaine hinauf nach Canada trug. Der Verwundete, meinte er, werde Zuflucht und Pflege in dem Gaſthofe der Curtis finden, deſſen hintere Obſtgärten gerade, nur durch die Landſtraße getrennt, dem Gehölz gegenüberlagen.

Alonzo's glühende Ungeduld hatte die jungen Männer ſchon einige Zeit vor zehn Uhr, der verabredeten Stunde, auf den Kampfplatz geführt. Während er ſtieren Blickes, mühſam gefaßt, mit haſtigen Schritten auf- und abging, hatten ſich die beiden Andern auf zwei Baumſtumpfen niedergelaſſen und Lorimer ſagte verdrießlich:

„Du ſiehſt, er kommt nicht. Und wer kann es ihm im Grunde verdenken, Bob? Nach der Art und Weiſe, wie du ihm auf den Hals gerückt biſt, glaubt der arme Schlucker wol gar, er ſoll' es hier mit uns allen Dreien zu thun haben."

„Ich ſage dir, Red", verſetzte jener, „der Deutſche ſah mir gar nicht ſo aus, als fürchte er ſich ſelber vor Dreien. Kommt er nicht, ſo iſt's ein bloßer Prahlhans. Den Weg zu ſeiner Thür wiſſen wir nun und Alonzo kann, wenn er ſich der Cavalierſitte entzieht, nichts mehr gegen die Hetzpeitſche einzuwenden haben."

„Ich geſteh's", erwiderte Lorimer bedenklich und mit geſenkter Stimme, „Alonzo Caſtleton's Motiv gefällt mir auch nicht recht. Ich bedaure den armen Jungen. Er iſt nicht mehr er ſelbſt. Ich möchte die ſchöne Anne nicht haben und beſäße ſie alle Schätze der Welt."

„Sie ſagt", verſetzte jener ebenfalls leiſe, „der Menſch hat ſie betrogen. Und Alonzo hat ſeinen Kopf einmal darauf geſetzt, er will ſie haben."

„Unſere Damen laſſen ſich von dieſen ausländiſchen Abenteurern nur zu gern betrügen. Ein Grafentitel, ein Ordensband, eine glänzende Uniform — und der ehrlichſte Junge, deſſen Herz von Freiheitsgefühl überſchwellt und dem kein König etwas zu verbieten hat, wird unbedenklich geopfert. Die Galle ſteigt mir jedesmal auf, wenn ich nach Neuyork oder Philadelphia komme und in Broadway oder Cheſtnutſtreet allen den bärtigen, geſchniegelten Stutzern begegne, wie ſie ſo ſichtlich auf Abenteuer ausgehen und mit unſern Schönen liebäugeln und dieſe ihnen in die Falle laufen! Wie Mancher, der von Königen und Herzogen ſpricht, als wär' er unter ihnen groß geworden, hat nie einen Salon geſehen, als etwa wenn er die Limonade darin herum präſentirte, und nie eine Hofdame, als etwa wenn er ihr den Kopf friſirte."

Im nämlichen Augenblick trat Hubert aus dem Gebüsch hervor. Er sah nach der Uhr, als er die Drei bereits versammelt erblickte. Es war einige Minuten über zehn.

„Vergeben Sie, meine Herren", sagte er, daß ich später bin, als ich sein wollte. Mein Weg lag außer meiner Berechnung."

Lorimer, den ein einziger Blick überzeugt hatte, daß er einen Mann von Stande und edlen Sitten vor sich hatte, war sogleich aufgestanden und ihm entgegengegangen. „Stelle mich vor, Bob!" sagte er zu Dunning.

„Mein Herr", versetzte dieser, „ich habe die Ehre, Ihnen Mr. Lorimer vorzustellen, derselbe edelmüthige Herr, dessen ich gestern gegen Sie erwähnte."

„Mein Herr", nahm Lorimer das Wort, „mein Freund Castleton hatte mir gesagt, daß Sie hier im Lande ganz freundlos seien, und unter einem Geschlecht von Ackerwirthen lebten, die mit dem Gesetze der Ehre unbekannt sind. Dies machte es unwahrscheinlich, daß Sie hier herum in dem vorhabenden Zweikampf einen Secundanten finden würden, und auf seine Aufforderung bin ich mit ihm gekommen, um mich Ihnen zu diesem Dienste zu erbieten."

„Das Gefühl, das Sie zu dieſem Schritte beſtimmte, macht Ihnen und Mr. Caſtleton alle Ehre", erwiderte Hubert. „Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich habe indeſſen ſchon geſtern Mr. Caſtleton auf das entſchiedenſte erklärt, daß ich mich unter keiner Bedingung mit ihm ſchlagen würde."

Alonzo fuhr auf. „Ruhig, Alonzo", bat Lorimer. „Und warum ſind Sie denn hierher gekommen, mein Herr?"

„Ich bin auf die Aufforderung dieſes Herrn gekommen", antwortete Hubert, auf Dunning zeigend. „Die Ungezogenheit, mit der er mich, ohne die mindeſte Anreizung von meiner Seite, geſtern in meinem Hauſe mit Schimpfworten und Drohungen überfallen, macht mich geneigt, ihm einen kleinen Denkzettel über das Betragen zu geben, das kaum dem Knabenalter entwachſenen Jünglingen gegen Männer ziemt. Nur die Gegenwart meiner Gattin hinderte mich geſtern, es auf der Stelle zu thun."

„Ich werde Ihnen nicht davonlaufen, mein Herr", erwiderte Dunning höhniſch, „im Fall Sie nach einem zweiten Duell lüſtern ſind. Für den Augenblick bin ich, meinem Verſprechen gemäß, meines Vetters Secundant."

„Und doch bin ich nur auf Ihre Einladung und

als Ihr Gegner hier", entgegnete Hubert mit verächtlichem Ton. Ich erkläre hiermit Ihnen allen Dreien, daß ich den Zweikampf durchaus misbillige, durchaus verdamme und dieſen Schritt nur thue, um mich und mein Haus vor ähnlichen Ueberfällen, wie dem geſtrigen, ſicher zu ſtellen. Und daß Sie ſich überzeugen, meine Herren, daß nicht Furchtſamkeit oder eine perſönliche Ungeſchicklichkeit in der Führung der Waffen, ſondern Grundſatz mich zum Feinde des Duells macht — ſehen Sie jenen Ahornbaum? ſehen Sie den kleinen dürren Zweig, der ſich zwiſchen den beiden belaubten, vom obern Aſte rechts, nach Weſten ſtreckt? — ſo gewiß mir dieſer kleine Aſt iſt, ſo gewiß iſt mir mein Gegner, wenn ich ihn treffen will."

Die Blicke der drei Südländer waren mechaniſch ſeiner Weiſung gefolgt. Hubert legte an. Ein Augenblick und der bezeichnete Zweig lag zerſchmettert am Boden.

Dunning erbleichte. Auch Alonzo ſtand einen Augenblick beſtürzt. Lorimer rief: „Das war ein Meiſterſtück!"

„Wollen Sie, mein junger Herr", fuhr Hubert gelaſſen, ſich gegen Dunning wendend, fort, „mir jetzt erklären, daß Sie ſich geſtern wie ein ungezoge-

ner Schulknabe gegen mich betragen haben, und mir die zugedachte Beleidigung abbitten, ſo wollen wir hiermit abbrechen, und ich verlange keine andere Zeugen als dieſe beiden Herren."

Ehe Dunning, von innerer Wuth halb erſtickt, und durch das Bild des ſichern Todes erſchüttert, antworten konnte, nahm Lorimer das Wort:

„Vielleicht, mein Herr, würden Sie ſich willig finden, die Erklärung in einigermaßen andern Worten anzunehmen?"

Allein Dunning hatte ſich unterdeſſen ermannt und rief: „Eine unverſchämte Zumuthung! Werden Sie nur erſt mit Caſtleton fertig, mein Herr. Gegen mich werden Sie Ihren Rachedurſt nachher ſchon nach Herzensluſt befriedigen können."

Alonzo, durch Alles, was um ihn her vorging, mehr und mehr erhitzt und verwirrt, trat nun raſch Hubert näher. „Und mir", rief er mit unterdrücktem Ingrimm, „mir wollen Sie nicht Rechenſchaft geben?"

„Ja, Alonzo, ich will Ihnen Rechenſchaft geben, aber mit Worten, nicht mit Waffen. Sie ſind der Retter meines Weibes. Sie ſind Virginiens Freund. Nie werd' ich auf Sie ſchießen! Beim höchſten Gott, ich habe Virginien nie betrogen, ich habe die Un-

glückliche nie geliebt! — Und wie, Alonzo, wie könnt' ich auf einen Zweikampf mit Ihnen mich einlaſſen! Ich habe nie Sie beleidigt, Sie mich nie! Aber wäre zwiſchen uns auch ein Abgrund von Haß und Beleidigung — wie könnt' ich jetzt mich mit Ihnen ſchießen, Alonzo! Sie ſind nicht Sie ſelbſt! Ihre Hand zittert! Sehen Sie nicht, Mr. Lorimer, daß Mr. Caſtleton durchaus unfähig zum Zweikampf iſt? — Schnell, Mr. Dunning, greifen Sie zu den Waffen, wenn Sie es nicht anders wollen. Mit Mr. Caſtleton will ich nicht kämpfen."

Unterdeſſen Lorimer in einiger Beſtürzung und Verwirrung zu den nöthigen Vorbereitungen ſchritt, flüſterte Dunning Alonzo zu: „Und das leideſt du, Vetter? Eine ſolche Verachtung leideſt du? Er hält es nicht der Mühe werth, ſich mit dir zu ſchießen, erklärt dich für unfähig! — Hörſt du, wie er Virginien ſchmäht? — Haſt du keine Ehre im Leibe?"

So teufliſch geſtachelt und angeſpornt, trat Alonzo, noch immer in verbiſſener Wuth, äußerlich gehalten, in regelmäßiger Schußweite Hubert gegenüber.

„Schießen Sie!" rief er. „Ich bin ein Mann von Ehre! Schießen Sie zuerſt. Sie ſind der Geforderte!"

„Alonzo, ich ſchieße nicht auf Sie", erwiderte Hubert mit feſter Stimme. Und raſch entſchloſſen, feuerte er die zweite Piſtole in die Luft.

Da ergriff den unglücklichen Jüngling eine ſinnloſe Wuth und, das geladene Gewehr in der Hand, lief er auf Hubert zu. Etwa ſechs Schritte vor ihm blieb er ſtehen: „Schieß", rief er, „oder du biſt verloren! Schieß, Bube! Ich ſage, du ſollſt den erſten Schuß haben!"

Hubert, mit bewundernswürdiger Geiſtesgegenwart, ſprang raſch zur Seite. „Unſinniger!" rief er, „willſt du mich zum Mörder machen? — Bemächtigen Sie ſich des Raſenden, Mr. Lorimer! Bringen Sie ihn zu ſich, wenn Sie ſein Freund ſind!"

Lorimer ſprang zu und Alonzo von hinten bei beiden Armen greifend, rief er: „Mäßige dich, Alonzo, komm zu dir! So handelt kein Ehrenmann!" Aber mit übernatürlicher Gewalt riß der Wüthende ſich los. „Verachteſt du mich, Verräther, weil du denkſt, du warſt es doch, der den Preis davongetragen" — rief er in furchtbarer Leidenſchaft — „ſo ſtirb, weil ſie es will!"

Und in raſcher Wendung einen Schritt vortretend drückte er die Piſtole ab. Hubert ſchwankte, brach mit einem Laute zuſammen, der den Dreien unver-

ſtändlich blieb, und lag leblos am Boden. Es war das Werk Eines entſetzlichen Augenblicks.

Dunning und Lorimer hatten, ſich im nämlichen Moment, wo die Piſtole losging, des Unſinnigen bemächtigt. Es war zu ſpät. Beide und Alonzo ſelbſt ſtanden einen Augenblick wie erſtarrt.

„Mörder!“ rief Lorimer, ließ ihn los und ſtürzte auf Hubert zu. Er war der Erſte, der ſich faßte. „Vielleicht iſt er noch zu retten“, ſagte er. „Fürchterlich, entſetzlich! — Sorge für den Wahnwitzigen, Bob, nur der Wahnſinn kann ſolche Unthat entſchuldigen. Bring' ihn fort, aus Vermont heraus. Ich kann dieſen Unglücklichen nicht verlaſſen, der das Opfer ſeiner Großmuth ward. Fahrt am Wirthshaus vor und ſchickt mir ſchleunig zwei ſtarke Männer mit einer Tragbahre. Mein Gepäck laßt liegen; ich will bei dieſem Gemordeten bleiben!“

Von Dunning gewaltſam fortgeriſſen, eilte Alonzo, nur in halbem Bewußtſein durch das Gehölz dem Wagen zu. Der Burſche auf dem Bock, durch die Schüſſe und Alonzo's Anblick erſchreckt, ſah ſie mit ſtummem Entſetzen an. Aber Dunning, ſich mit jenem in den Wagen werfend, riß ihm ſchnell die Zügel aus der Hand und jagte um die nächſte Ecke herum vor das Wirthshaus.

Die Wirthin hatte die fertigen Mantelſäcke der drei Herren ſchon herunter an die Thür bringen laſſen. Sie hatte gehört, daß ſie auch heute Mike Walker's Wagen gemiethet, und Lizzy hatte überdies ſie heute früh von der Abreiſe reden hören. So wünſchte ſie ihnen denn ein Zeichen zu geben, daß ſie ſie keineswegs zu halten wünſchte. Sie ſtand ſelbſt vor der Thür, theils bei ihrer Zurückkunft von dem Spaziergang, auf dem ſie ſie wähnte, die Zehrung zu empfangen, theils Klotildens Auftrag auszurichten.

Der Wind hatte den Schall der Schüſſe nach der entgegengeſetzten Seite getragen; doch war ihre Wiederholung einigen Nachbarn aufgefallen, und dieſer und jener, der gerade nichts zu thun hatte, war zu ihr getreten und hatte ſoeben ſeine Verwunderung, was das bedeuten möchte, ausgeſprochen, als der Wagen herangejagt kam.

„Schnell unſere Rechnung!" rief Dunning. „Das Gepäck auf! Herrn Lorimer's Gepäck laßt liegen! Er will noch bleiben! Was ſind wir ſchuldig?"

„Einen Dollar das Stück", erwiderte Mrs. Curtis necken, aber indem ihr Blick auf Caſtleton's leichenhaftes Antlitz fiel, fragte ſie: „Was fehlt Ihnen, Herr, ſind Sie krank?"

„Mr. Caſtleton iſt nicht wohl", antwortete Dunning, ihr die Banknote zuwerfend, „wir wollen gleich nach Redfield zum Doctor. Fort! Aber hören Sie, Mrs. Curtis — — —"

„Wenn das Mr. Caſtleton iſt", unterbrach ihn die Wirthin, denn ſchon zogen die Pferde an, hier iſt ein Brief für ihn von Mrs. Hubert und ein Päckchen."

Alonzo fuhr zurück, wie von einer Natter geſtochen. „Fort!" rief er mit hohler Stimme. Dunning riß der Frau Brief und Päckchen aus der Hand.

„Was iſt dem Herrn?" fragte ſie mit argwöhniſchem Blick.

„Nichts, er iſt krank. Und nun ſchicken ſie ſogleich zwei Männer mit einer Tragbahre und Betten in das Gehölz hinter Ihrem Garten. Es liegt ein verwundeter Mann dort, der Hilfe braucht."

Der Wagen war bereits in Bewegung, als Dunning ihr dieſe Worte mit lauter Stimme zurief. Ein Peitſchenhieb und er jagte davon.

„Was iſt vorgefallen?" riefen die Umſtehenden, die alle Dunning's Worte gehört. „Gebt Acht, es ſind ein paar Mörder, ſie haben den Dritten erſchoſſen; das bedeuteten die Schüſſe, die wir hörten"

Aber die thätige Wirthin war raſch zur Hilfe

bereit. Durch die Hinterthür des Gartens war leicht in das Gehölz zu gelangen. Sie blieb an der Thür stehen, bis die Männer, die sie ausgesandt, mit der Trage zurückkamen. Sie erwartete des jungen Mannes Züge zu sehen, der vorige Nacht ihr Gast gewesen, und eine Thräne stand in ihrem Auge, als sie an den schnellen Wechsel des Irdischen dachte und an den blutigen Tod des vor wenigen Stunden im vollsten Leben blühenden Jünglings. Als sie aber in dem bleichen, blutigen Mann, der in krampfhafter Verzerrung auf der Bahre lag, den ach! noch vor wenigen Stunden so glücklichen Gatten ihrer jungen Freundin erkannte, da brach sie in lauten herzlichen Jammer aus und konnte die Gedanken nicht von der Unglücklichen losreißen.

Lorimer, von Schmerz und Schamgefühl über den verrätherischen Freund innerlich durchdrungen, ging an seiner Seite. Er hatte seine Wunde auf das sorgsamste verbunden. Aber er sah bald, daß hier keine Rettung war. Dennoch blieb er bei ihm, bis der herbeigerufene Arzt aus Redfield ankam. „Ich kann die unglückliche Frau nicht sehen!" sagte er. „Es ist eine entsetzliche Geschichte! Gut, daß ich bald fortkomme und diese Scene in kurzem ganz hinter mir habe!"

Damit miethete er ſich einen Wagen, denn die Landkutſche von Woodhill nach Redfield ging nur zweimal in der Woche, um damit nach Montpellier zu gelangen, von wo er mit der Poſtkutſche nach Boſton eilte, um im nächſten Dampfſchiff ſich nach Europa einzuſchiffen.

Zwölftes Capitel.

Schluß.

Oben auf Woodhill im Vorhof ihrer Wohnung, im Schatten einer mächtigen Eiche, saß Klotilde. Ihre häuslichen Arbeiten waren alle vollendet. Das Essen stand am Feuer, das Tischchen auf der Veranda gedeckt. Sie trug sich ein Körbchen mit weißem Nähzeug nach dem Lieblingsplätzchen unter die Eiche hinaus, um bei emsiger Beschäftigung und stillem Sinnen des geliebten Mannes Zurückkunft abzuwarten, dessen Bild mehr als je ihre Seele erfüllte.

Es lag eine heilige Ruhe um sie her. Leise kosten die Lüftchen durch die Zweige, lieblich zwitscherte und summte es über ihr, neben ihr. Das anmuthige Concert der ländlichen Natur lullte ihre Seele in die süßesten Träumereien ein. Sie fühlte sich so beruhigt, so heiter. Hatte ihr doch der Bursche aus dem Kaufladen, als er ihr vor einer Stunde die gestern

bestellten Waaren herauf gebracht hatte, erzählt, daß er auf dem Wege nach dem Hügel beinah überfahren worden sei; daß Mike Walker's Chaise an ihm vorbeigejagt sei, in der die fremden Herren gesessen hätten, die gestern früh in der Stage von Redfield gekommen wären. Der Eine habe die Zügel selber geführt und ganz wüthend auf die Pferde losgepeitscht, sodaß er kaum aus dem Wege hätte laufen können.

Sie sind also fort! dachte Klotilde. Gott sei gelobt, die Gefahr ist vorüber! Armer Alonzo! Wie beklage ich dich um der Entdeckung willen, die ich dir nicht ersparen konnte! Und doch — wie viel inniger beklag' ich dich noch, daß deine unglückliche, verblendende Leidenschaft dich zum Werkzeug der unsinnigen Rachsucht Virginiens macht! Verstand ich wirklich recht? Sie hat das Verderben des einst geliebten Mannes zur Bedingung der endlichen Erhörung seiner Liebe gemacht! Unglückliches, furchtbares Geschöpf! Welch' neues schauderhaftes Beispiel von der Gewalt der Leidenschaften, wenn keine wohlthätige Disciplin des Gemüthes sie zügelt!

Arme Virginia, ich bedaure dich! Aber deine Ungerechtigkeit soll mir mein stilles Glück nicht länger trüben! Weg, weg ihr Gedanken, an ihre unedle Liebe! — Sie fuhr sich mit der zarten Hand über

die Stirn, gleichsam als wollte sie damit Alles wegwischen, was sie im Genuß ihrer lieblichen Hoffnungen störte. Lächelnd nahm sie ein Stück des zugeschnittenen Weißzeuges nach dem andern aus dem Körbchen, breitete mit anmuthigem Wohlgefallen auf ihrem Schooße die kleinen Hemdchen und Jüpchen aus, faltete Alles zierlich wieder zusammen und überließ sich, fleißig nähend, dem Laufe ihrer süßwehmüthigen Gedanken.

Armes, geliebtes Kleines! dachte sie; du sollst nicht in dem theuren deutschen Vaterlande das Licht der Welt erblicken! Du wirst kein Deutscher sein, bist du ein Knabe! Bist du ein Mädchen, keine Deutsche sein! Dein Herz wird dir nicht freudiger schlagen, wenn du an den herrlichen Rheinstrom denkst, oder an die Paläste der Natur, die Alpen Salzburgs und Tyrols! Nicht stolzer, wenn du von den deutschen Landsleuten hörst, in welchen die Menschheit sich in ihrer höchsten geistigen Blüte entfaltete, an Luther, Leibnitz, Goethe, Beethoven, Humboldt! Deine Brust wird dir nicht zu springen drohen vor Zorn und Liebe, wenn du dir einst das zerrissene, zerstückte, blutende Teutschland vergegenwärtigst, über dessen Loos seine Fürsten mit Fremden berathen, über dessen Gestaltung Fremde verfügen! O der Schmach!

Aber du wirſt ein freies, ſtolzes, einiges Vaterland haben, du geliebtes Weſen unter meinem Herzen! Ein Vaterland, das deinem verbannten Vater ein Aſyl gewährt, das deine Mutter ſich freiwillig, das ſie ſich aus Liebe erwählt! Und welche Pflichten warten ihrer nun, dich zum Bürger oder zur Bürgerin eines Freiſtaats zu erziehen! Nur in einem demokratiſchen Freiſtaat kann ſich die reine Natur des Menſchen vollſtändig entwickeln. Wie vielfältig werden meine angeerbten und anerzogenen Vorurtheile mich noch in deiner Erziehung ſtören! Wie werd' ich erſt mich noch ſelbſt zu erziehen haben, ehe ich mich zu deiner Erziehung ganz befähigt fühlen kann!

Aber wo bleibt doch Hubert? — Welche Freuden warten deiner, geliebter Mann! Und wie ſich das Band unſerer Herzen immer feſter und feſter ziehen wird! Wie unſere Seelen in dem gemeinſamen Beſtreben ſich immer harmoniſcher ſtimmen werden! — Ich könnte den einen Gegenſatz, der ſich zwiſchen uns findet, fürchten — ſie dachte an ihre verſchiedene Anſchauung des Verhältniſſes des Menſchen zu Gott — wenn du nicht Hubert wäreſt, wenn ich nicht Alles, was edel, großmüthig, freiſinnig wäre, in dir liebte. Verſchiedenheit der religiöſen Ueberzeugungen, ſo hab' ich meinen theuern Vater ſagen hören, kommt

bei kinderloſen Ehen nur in geringen Betracht; aber wird die Erziehung geliebter Kinder eine der Aufgaben ihres Lebens und beide Theile ſind gewiſſenhaft, ſo iſt das reine eheliche Glück in großer Gefahr, daran zu ſcheitern.

Wie wahr und richtig bemerkt! fügte ſie nachdenklich hinzu. Aber — ich erinnere mich noch deutlich der Gelegenheit. Mein Vater ſprach von dem Unterſchied des Katholicismus und Proteſtantismus. Es war von den gemiſchten Ehen die Rede. Der Unterſchied zwiſchen Hubert's und meiner Anſicht dreht ſich nicht um Doctrinen. Im Herzen des theuern Mannes lebt doch der Glaube, er mag ihn mit noch ſo viel Sophismen umkleiden, ſodaß man das Himmelskind zu Zeiten nicht erkennt. Die Liebe iſt in ihm, die, wie der Apoſtel ſagt, noch höher iſt, als Glaube und Hoffnung.

So zog die Liebende mit leiſer Hand einen Schleier über die kleinen Schatten, die ſie bei ſoviel Licht nicht ſehen wollte. Wo mag Hubert bleiben? fragte ſie noch einmal.

Sie hatte ſo ſchon wiederholt gefragt. Sie fing an etwas unruhig zu werden. Sie ging nach der Küche, rückte das Eſſen vom Feuer, ſah aus der Hinterthür nach dem Walde und ging dann wieder an

ihre Arbeit. Dies wiederholte ſich; ſie war unruhig, ohne ängſtlich zu ſein. Hatte doch Hubert ſie oft ſchon ſtundenlang warten laſſen!

Eben hatte ſie ſich wieder niedergeſetzt, als ein Wäglein den Berg herauf und gleich darauf in den Hof gefahren kam. Sie erkannte Mrs. Curtis. Ein ſchwarzgekleideter Herr begleitete ſie. Es war Doctor Hopkins, der Prediger des Orts.

Der Beſuch war etwas ſehr Ungewöhnliches. Klotilde, ohne Arges zu ahnen, ging ihnen freundlich entgegen. Selbſt die feierlich-ernſte Miene des Geiſtlichen fiel ihr nicht beſonders auf. Sie war habituell bei ihm. Auch Mrs. Curtis hatte, wie häufig neuengliſche Frauen, die zur Kirche gehören, ſelbſt wenn ſie heitern und milden Geiſtes ſind, in der Regel eine ernſte, zurückhaltende Miene. Heute war eine ſchwermüthige Weichheit in ihrem Geſicht, die Klotilde fragen machte:

„Was iſt Ihnen, liebe Mrs. Curtis? Iſt Ihnen etwas Betrübendes widerfahren?“

Sie ſchwieg. Der Geiſtliche aber hob mit feierlicher Stimme an: „Keiner iſt unter uns, der ſich nicht bereit halten muß, aus des Herrn Hand Trübſal zu empfangen.“

Klotilde ſah ihn beſtürzt und fragend an. Der

Prediger wandte ſich dem Hauſe zu. Frau Curtis nahm Klotilden bei der Hand und wollte ſie hineinführen. Sie hatte Thränen in den Augen.

„Was iſt geſchehen?“ rief Klotilde entſetzt, in der Thüre ſtehen bleibend.

„Sie ſind eine Chriſtin“, ſagte der ehrwürdige Mann, ihre andere Hand ergreifend. „Der Herr, der gibt, kann auch nehmen!“

Jetzt drang ein dumpfer Lärm den Hügel herauf. Einige Leute traten in den Hof. „Kommen Sie, liebe Mrs. Hubert“, ſagten die Freunde wieder und wollten ſie von neuem in das Haus ziehen. Allein Klotilde, von grauenvollen Ahnungen durchzuckt, riß ſich gewaltſam los. Der Hof füllte ſich mit Menſchen. Vier Männer trugen eine Bahre herein. Betten waren darauf ausgebreitet, ein Verwundeter lag darauf. Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte die Unglückliche darauf zu und, als die Männer die Trage niederſetzten und ſie geiſterbleich einen Blick darauf geworfen, ſtürzte ſie ohnmächtig zuſammen.

Hubert war unter des Arztes Händen wieder zu einem ſchwachen Bewußtſein gekommen und hatte mit leiſer, dringender Stimme „zu ſeinem Weibe“ verlangt. Während des Heraufſtragens war er von neuem in eine todtenähnliche Ohnmacht geſunken.

Stunden vergingen und unter Klotildens glühenden Thränen, in ihren Armen erwachte er noch einmal zum Leben.

Er lächelte ſie ſchmerzlich an. „Die Saat iſt aufgeſchoſſen", ſagte er leiſe. „O, vergib mir, Klotilde! Nicht von Brudershand dacht' ich zu fallen. Unglücklicher Vater! Dein Gott iſt ſtreng, meine Klotilde, aber er iſt gnädig; er nimmt des Sohnes Leben als Buße für des Vaters Sünde an!"

Er ſprach abgeriſſen, von Todesröcheln unterbrochen. Oft ſtöhnte er tief: „O, Klotilde, ſoll ich dich hier allein laſſen? — O, verzeihe mir, Geliebte! — Kehre nach Deutſchland zurück! — Und ſoll ich dich und mein Kind verlaſſen? — Soll ich euch allein und hilflos in der Fremde laſſen?"

Seine Stimme brach. Aber Klotilde, ein Troſtesengel, wie von einer himmliſchen Ahnung erfaßt, flüſterte ihm, über ihn gebeugt, die Worte zu: „Stirb ruhig, Geliebteſter, wir folgen dir bald nach! Ich habe dich zweimal verloren, ich weiß, ich könnt' es nicht zum dritten Mal!"

Er verſchied und ſie drückte mit leiſer, feſter Hand ihm die brechenden Augen zu. Zwei Herzen brachen, als er zum letzten Male athmete. Geiſterbleich, eiſigkalt, ruhiggefaßt, verklärten Blickes ſaß ſie bei der

Leiche des Gatten. Möge ein Schleier fallen über die herzzerreißenden Scenen der nächsten Stunden, der nächsten Tage!

Haus und Hof waren längst wieder leer geworden. Auf der Wiese hinter dem Hause lag er begraben, so hatte Klotilde, noch ehe ihre letzte Kraft brach und sie bewußtlos zusammensank, es angeordnet. An der Stätte ihrer Liebe und ihres Glückes sollte er ruhen. Eine gemiethete Wärterin saß an ihrem Bett. Aber sie war nicht verlassen und freundlos. Mrs. Curtis und andere gute Frauen aus dem Dorfe gingen ab und zu, lösten einander im Nachtwachen und in der Krankenpflege ab. Sie hätten es Jedem gethan, denn in den primitiven Verhältnissen des vereinzelten neuenglischen Landlebens haben sich die Tugenden der Nächstenliebe und einer gewissen patriarchalischen Familiensorge im hohen Grade erhalten. Wie viel mehr der Liebe und Sorgfalt noch ward Klotilden gewidmet, der frommen, engelgleichen, unglücklichen Frau, die sich während der wenigen Monate ihrer Nachbarschaft alle Herzen gewonnen! Eine stille und innige Trauer ging durch das Dorf, und die guten Frauen wetteiferten, der armen Verlassenen zu dienen und ihr in ihren Nöthen beizustehen.

Im Nebenzimmer saß ein fremder Mann von

mittleren Jahren in Trauerkleidung, den Kopf mit allen Zeichen eines tiefen Grames auf die Hand geſtützt. Seine vornehme Haltung und ſein ungeläufiges Engliſch machten die einfachen Frauen ſcheu gegen ihn, aber der tiefe Schmerz, der aus ſeinem ganzen Weſen ſprach, rührte ſie. Er war an dem Tage angekommen, an dem Hubert in das Grab geſenkt ward. Da war es ergreifend zu ſehen, wie er mit aſchfarbenen Wangen an das offne Grab trat und mit einem Blick des tiefſten Schmerzes eine Handvoll Erde auf den eingeſenkten Sarg warf, und ſich wegwandte und, faſt übermannt, das Geſicht verbarg. Klotilde hatte ſeitdem ohne Bewußtſein gelegen. Er hatte oft an ihrem Bette geſtanden, ſie hatte oft den ſtarren, todten Blick auf den theuern Freund gerichtet, aber ohne ihn zu erkennen. Mit blutendem Herzen wandt' er ſich dann ab — dieſen Blick von Klotilden, die ganz Leben, ganz Seele war, ertrug er nicht — zog ſich in das Nebenzimmer zurück und wartete mit gramvoller Ungeduld, daß ſie zu ſich komme.

Jetzt kam der Arzt heraus. „Iſt ſie erwacht?“ fragte Saſſen, denn er war es.

„Sie iſt erwacht“, erwiderte jener bedenklich. „Aber ſie iſt ſehr ſchwach.“

„Ich muß ſie ſehen", ſagte Saſſen entſchieden. „Es wird ſie ſtärken, zu wiſſen, daß ich in ihrer Nähe bin. Sagen Sie ihr, der Freund ihrer Jugend, der Freund ihres Vaters, ihr einſtiger Vormund ſei angekommen und wolle und müſſe ſie ſehen."

Der Arzt, nicht ohne Hoffnung, daß die Gegenwart des Freundes eine günſtige Wirkung auf die Kranke ausüben werde, ging hinein, ſie vorzubereiten.

Der Landrath hatte in England, wohin er aus Singapore auf einem engliſchen Kriegsſchiff zurückkehrte, die Briefe ſeines Agenten gefunden, die ihm von Mathildens Schiffbruch, und die ſpätern aus Charlestown, die ihm von ihrem perſönlichen Entkommen und ihrem Leben in der Familie Caſtleton Nachricht gaben. Die neuern aber, die von ihrem Wiederfinden des geliebten Bräutigams Kunde gaben, waren nach Marſeille geſendet worden, wo der Landrath, der noch den Orient zu bereiſen beabſichtigte, bei ſeiner endlichen Rückkehr nach Europa anfänglich zu landen dachte. Sie waren demnach noch nicht in ſeine Hände gekommen.

Beim Empfang jener erſchütternden Nachricht entſchloß er ſich raſch, die geliebte Freundin in Charlestown aufzuſuchen, ihr Stab und Stütze zu ſein. Er unternahm die Reiſe ohne Anſprüche; ob aber

ſich in ſeinen freundſchaftlichen Edelmuth nicht eine kühne Hoffnung miſchte, wollen wir ununterſucht laſſen.

Eben hatte die atlantiſche Dampfſchifffahrt begonnen. Zwei kurze Wochen brachten ihn in einen andern Welttheil. In Neuyork erfuhr er von Hubert's Geſchäftsfreunden die veränderte Lage der Sachen. Sein Herz war ſtark. Er war edel genug, ſich des Glückes der Geliebten zu freuen. Er war edel genug, Zeuge dieſes Glückes ſein zu wollen, nun da er einmal, die junge Freundin wiederzuſehen, die große Reiſe unternommen hatte. Er forſchte genau nach des liebenden Paares Wohnort, konnte aber nur Allgemeines darüber hören und reiſte nach Vermont ab, ſie aufzuſuchen.

In einem Dorfe, einige Stationen hinter Concord, begegneten einander die beiden Landkutſchen, die von und nach jenem Orte fuhren. Der Tiſch ſtand für beide Theile der Reiſenden gedeckt. Saſſen kam neben einen angenehm ausſehenden jungen Mann zu ſitzen, aus deſſen Reden er ſchließen mußte, daß er geſtern Montpellier verlaſſen.

„Erlauben Sie mir die Frage", redete Saſſen ihn an, „ſind Sie in der Gegend im Weſten von Montpellier bekannt?"

„Nicht ſonderlich; ich habe mich kurze Zeit in der Nachbarſchaft aufgehalten.“

„Vielleicht können Sie mir ſagen, wann ich den Weg nach Montpellier verlaſſen muß, um nach Redfield zu kommen?“

„Vielmehr müſſen Sie die Kutſche nach Middlebury nehmen“, erwiderte der junge Mann und gab ihm den Punkt an. „Sie ſind ein Fremder“, ſagte er höflich, „ſchwerlich iſt dieſes kleine Neſt Ihr Ziel, vielleicht kann ich Ihnen ferner dienen.“

„Sehr verbunden. Ich will nach Woodhill, einem Dorfe in der Nachbarſchaft von Redfield.“

Der junge Mann verfärbte ſich. „Sie ſind von Deutſchland?“ fragte er. „Wollen Sie Freunde dort beſuchen, Sir?“

„Sollten Sie vielleicht meine Freunde kennen, Sir?“

„Mr. Hubert, Ihr Freund!“ rief jener bewegt.

„Was iſt mit ihm, Sir?“ fragte der Landrath beſtürzt. „Ich bin der genaueſte Freund von Mrs. Hubert's Familie.“

Lorimer ſtand raſch auf. „Kommen Sie mein Herr!“ ſagte er, und Saſſen folgte ihm ſchweigend in ein anderes Zimmer. Denn die Aufmerkſamkeit der übrigen Reiſenden war auf ſie gerichtet.

„Sie ſind", ſagte Lorimer entſchloſſen, „für ſich zur üblen Stunde gekommen, Sir, aber für die unglückliche junge Frau zur heilſamſten. Ihre Verlaſſenheit hat mich endlos gequält. Laſſen Sie mich in kurzen Worten ſagen, welch' Trauerſpiel ſoeben in Woodhill aufgeführt worden. Denn die Zeit drängt; ſchon ſeh' ich die Pferde vorführen. Ihr Landsmann Hubert hat mit oder ohne Schuld die Leidenſchaft eines ſchönen Mädchens aus einer unſerer erſten Familien in Südcarolina erweckt. Wir Südcaroliner ſind Hitzköpfe. Ihr Vetter, ein alter Liebhaber und von wahnſinniger Leidenſchaft verblendet, hat ſie gerächt. Er hat Hubert geſtern früh im Duell erſchoſſen. Er hat ihn ermordet, denn er handelte als ein Wahnwitziger. Hubert war ein edler, großmüthiger Menſch. Das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie er von einem meiner Landsleute, von einem meiner Freunde behandelt worden! Zehn Jahre von meinem Leben gäb' ich darum", ſetzte er, ſich vor die Stirn ſchlagend, hinzu, „könnt' ich die gräßliche Geſchichte ungeſchehen machen. Aber ich will es beſchwören, mein Freund handelte im Wahnwitz, er war unzurechnungsfähig. Gehen Sie, Sir, tröſten Sie die arme, junge Witwe! Das glücklichſte Paar, das je auf Erden lebte, ſagen die Leute. Und das arme

Geſchöpf ſoll drauf und dran ſein, Mutter zu werden. Ich muß fort. Leben Sie wohl!"

Der Landrath hatte durch und durch erſchüttert zugehört. „Noch einen Augenblick, Sir", ſagte er äußerlich gefaßt. „Was iſt aus dem Mörder geworden?"

„Weiß Gott! Der Unſelige, er wird die Früchte ſeiner Unthat nicht genießen können! Kommt er zu ſich, ſo muß er ſchwer bereuen, daß er Hubert nicht im Duell tödtete, daß er in ſinnloſer Wuth ihn mordete! Aber ich muß fort."

„Gibt es Geſetze in Ihrem Lande", verſetzte der Landrath finſter, „ſo ſoll der Mörder der Strafe nicht entgehen. Wohin iſt er geflohen, Sir?"

Lorimer riß ſich von ihm los, denn jener, heftig bewegt, hatte ihn am Arm gefaßt. „Der Unglückliche iſt mein Freund", ſagte er. „Ich ſage Ihnen, er war nicht zurechnungsfähig. Ich, Sir, ich kam, um Hubert's Secundant zu ſein, den ich freundlos wußte; aber ich bedaure den Mörder noch mehr als den Gemordeten. Gehen Sie, Sir, ſuchen Sie die Witwe zu tröſten! Ihr guter Stern führt Sie her!"

Dies ſagte er im Forteilen. Der Wagen ſtand angeſpannt und man wartete nur auf ihn.

Bestürzt, rathlos, mit tiefem Schmerz erfüllt, blieb Sassen zurück.

Jetzt trat er zu der unglücklichen Freundin ein. Sie lag bleich, wie aller Lebenskraft beraubt, auf ihrem Lager. Kaum daß die schneeweißen Tücher und Kissen, die sie einhüllten, weißer waren, als das liebe, blutlose Gesicht, die zarten, in wenig Tagen gänzlich abgefallenen Hände. Sie war, aller Lebensfähigkeit selbst bar und außer Stande, Leben zu geben, von einem todten Kindlein entbunden. „Legt das theure Pfand zu seinem Vater", lispelte sie, „ich komme bald nach!" Wiederholt hatte sie gebeten, das Grab nicht zu schließen. Sie ging mit stillem, gläubigen Hoffen einer sichern Auflösung entgegen.

Als der bewährte Freund eintrat, mühsam gefaßt, vor innerer Bewegung bebend, richtete sie ihm einen matt lächelnden Blick entgegen. „Gott ist gnädig", sagte sie, „nicht allein soll ich sterben! Er sendet mir den Freund, mir die müden Augen zuzudrücken!"

So sollte er sie wieder sehen, so zerknickt und verwelkt die Blüte seines Lebens! Er ertrug es kaum. Der starke Mann brach fast zusammen unter dem ungeheuern Schmerz. Aber mit gewohnter Herrschaft über sich selbst, legte er die Hand auf die heldenmüthige Brust und drückte das schwellende, berstende

Herz gewaltſam zurück. Die Sterbende ſah nur den ſtarken, milden Freund in ihm, ihn, der einſt ihr die Stütze des Lebens hatte ſein wollen, jetzt, von Gott geſandt, ihr eine Stütze im Tode zu ſein.

Während zwei jammervoller Tage hinſterbenden Bewußtſeins wurden muhſelig einige helle Augenblicke benutzt, in denen der Landrath Mlotildens letzte Anordnungen empfing und durch einen gerichtlichen Act von ihr zum unumſchränkten Adminiſtrator ihrer Hinterlaſſenſchaft ernannt ward. Er mußte ihr verſprechen, Alonzo nicht zur Strafe zu ziehen. „Der Unglückliche!“ ſagte ſie; „die Strafe ſitzt ihm im Herzen!“ Eli hatte ihr geſtanden, daß er den Brief zu ſpät abgegeben. Doch wähnte ſie, der Geliebte ſei in dem aufgezwungenen Zweikampf gefallen.

Dann riß ſie ihre Gedanken gänzlich von allem Irdiſchen los. An der Bruſt des Freundes hauchte ſie die todmüde, liebereiche Seele aus. Todt hielt er nun die Geliebte in ſeinen Armen, deren Beſitz ſeit vielen Jahren die Sehnſucht ſeines Lebens geweſen war. Ein paar glühende Thränen tropften herab aus dem männlichen Auge auf die marmorglatte, marmorkalte Stirn der Entſchlafenen.

An des Gatten, des Kindes Seite, wie ſie es gewollt, begrub er ſie; ſetzte den Wiedervereinigten

ein einfaches steinernes Denkmal, pflanzte Cypressen herum und widmete die Stätte des Glückes der Liebenden ganz ihrem Andenken. Eine arme, redliche Familie ward in das Haus gesetzt, um die treue-Besorgung der Grabstätte für die freie Nutznießung des Gartens und Hauses zu übernehmen. Mit geschäftlicher Vorsicht legte er die Ueberwachung ihrer Pflichten in die Hände eines Ausschusses, zu dem er den Prediger und einige andere wackere Männer des Ortes ernannte.

Er reiste ab und zu, bis Alles vollendet und der strenge Winter schon angebrochen war. Dann riß er sich mit wundem Herzen los von der letzten Wohnstätte der so innig Geliebten. Die Natur selbst hatte eben, wie mitfühlend, ihr schneeweißes Leichenkleid über den einsamen Hügel gebreitet, und kein liebender Blick sollte je sich wieder darauf richten, nachdem der Freund, aus dem Wagen oft sich zurücklehnend, den seinen davon losgewunden!

Vielleicht, daß von den vielen, heimatlosen deutschen Brüdern und Schwestern, die der Drang der Zeiten über das Meer treibt, einer oder der andere einmal den Wanderstab nach Vermont setzt, den Hügel erklimmt und auf dem marmornen Grabmal die deutsche neben der englischen Inschrift liest:

„Hier ruhet, während ihre Seelen in Gott vereinigt sind, die irdische Hülle zweier liebenden Gatten, Franz und Klotilde Hubert's, und ihres Kindleins. An der Stätte, welche die Sonne ihres kurzen Glückes beschien, schlafen sie nun in ewigem Frieden."

Dann, wenn die stillen Lüftchen durch die Cypressen flüstern und der ferne Wasserfall sein endloses elegisches Lied murmelt, ergreift ein fühlendes Herz wol eine innige Wehmuth und es wird sich der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge bewußt, und denkt mit einem tiefen Seufzer an das ferne, ferne Heimatsland und an die verlassenen Wohnstätten aller der Lieben, die auf dem Friedhof ruhen. Und es fragt: wer mochten diese Liebenden sein? und möchte gern mehr von ihnen wissen.

Der Landrath benutzte den Winter zu einer Reise durch die Sklavenstaaten. Obwol er den Zusammenhang der Dinge nicht genau kannte, reiste er dennoch durch Charlestown, ohne die Familie Castleton aufzusuchen, denn er wollte nicht an den Verband rühren, den er mit fester Hand um seine Wunde gezogen. Im Frühling besuchte er Neuyork und Boston und verließ das Land, nach Europa zurückzukehren, zwar von einigen Vorurtheilen geheilt, aber doch im Ganzen von einseitigen Eindrücken befangen, und in seinen

vorgefaßten Meinungen befeſtigt. Denn er hatte nicht mit den Augen eines Weltbürgers, er hatte blos mit denen eines Ariſtokraten geſehen. Ihm fehlte ein für alle Mal das Herz für ein Land, das ſtatt einer Vorzeit eine Zukunft hatte. Als aber nach einigen Jahren der Brand, der ſchon lange geglimmt, in Frankreich ausbrach, als ſeine hellen Flammen über Deutſchland hinwegfuhren und die längſt untergrabenen mittelalterlichen Inſtitutionen, mit denen ſeine Seele verwachſen war, vollends hinwegzuſengen drohten, da dachte er, in grenzenloſer Bitterkeit mit der Zeit zerfallen, ernſthaft daran, Klotildens ſtille Wohnſtätte aufzuſuchen und da, wo in Liebe ihr Herz brach, in Gram und Verdruß ſein edles Leben zu vergrollen.

Edward Lorimer wollte ſich ſoeben nach Europa einſchiffen, als Dunning, äußerſt verſtimmt und ſich und alle Welt verwünſchend, nach Boſton zurückkam. Er war entrüſtet gegen Caſtleton, den wetterwendiſchen Melancholicus, wie er ihn nannte, den undankbaren Hypochondriſten, der ſich von Weiberthränen weich machen laſſe, wie Brei, und nun, nachdem er Alles daran geſetzt und das halbe Land durchjagt habe, ſeinen Kopf durchzuſetzen, ſeine ſchöne Couſine ſitzen laſſen wolle. Denn er denke auf und davon zu gehen und mit dem nächſten Dampfſchiff nach Europa zu

reiſen. Es ſei nicht auszuhalten mit ſo einem Tugendhelden! Er ſehe aus wie ein Geſpenſt, faſele von Brudermord und Kainszeichen, weil er einen Vagabonden, einen Menſchenſtehler, dem er eine Züchtigung zugedacht, unverſehens niedergeſchoſſen; nenne ihn ſelbſt, der ihm wie ein Bruder geholfen, einen Teufel, eine Schlange. Kurz, es ſei nicht mehr mit ihm zu verkehren! Er ſei auf und davon gereiſt und habe ihn in Neuyork ſich ſelber überlaſſen.

Alonzo's Erwachen aus dem entſetzlichen Sinnen- und Geiſtesrauſche, in dem er ſich einige Zeit lang befunden, war furchtbar geweſen. Die Unthat war geſchehen, er wußte nicht wie. Seine Seele zog ſich vor ſich ſelber erſchreckend in krampfhafter Starrſucht zuſammen. Er hielt lange Klotildens Päckchen und Brief feſtgeklammert in der Hand. Er hatte nicht den Muth, das Siegel zu öffnen. Mit ſtillem Grauen ſteckte er beides endlich zu ſich. Auf dem Dampfſchiff, das ihn von Albany nach Neuyork hinuntertrug, ſaß er ſtumm und in ſich gekehrt, mit ſtierem Blick in den Hudſon hinabſchauend. Die Begrüßung von Bekannten vermied er. Dunning gab ihn für krank aus und man glaubte ihm gern.

Erſt im Hotel zu Neuyork öffnete er Klotildens Brief. Vielleicht, dachte er, und das Herz ſchlug

ihm ſtürmiſcher, hat die Unglückliche eine letzte Bitte an mich. Und koſtete es mein Leben, ich will ſie gewähren.

Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, den Brief zu leſen. Stunden vergingen, der Tag ging vorüber, und er öffnete nicht; die Nacht kam heran, die Diener, Dunning, der Wirth klopften vergebens. „Ich will allein ſein!“ rief eine dumpfe Stimme heraus. „Ich brauche nichts; geht!“

Endlich, am folgenden Morgen, öffnete ſich die Thür. Aber ein anderer Mann trat heraus. Verzweiflung ſaß auf dem leichenblaſſen Geſicht. Die dunkeln Augen glühten geſpenſterhaft aus tiefen Höhlen heraus. „Wie ſiehſt du aus!“ rief Dunning entſetzt. „Trag' ich das Kainszeichen auf der Stirn?“ erwiderte er in düſterer Gelaſſenheit.

Er trug einen Brief in der Hand. Er hatte während der Nacht an Virginien geſchrieben. In veränderter Geſtalt ſtand ſie plötzlich vor ihm. Es graute ihm vor dem Ziel ſeines heißeſten langjährigen Lebenswunſches, es graute ihm vor ihrer Liebe. Er hatte ihr Alles enthüllt, hatte ihr und nur ihr allein entdeckt, daß ſie ihn zum Brudermörder gemacht. Er hatte ihr geſchrieben, wie ihm jetzt klar ſei, daß Hubert nie ſie geliebt, d j er ſich zu ihr gezogen gefühlt

habe, erſt weil er ſie für ſeine Schweſter, für die verſtorbene Virginie gehalten, und dann aus Mitleid, weil ſie ihm ihre Liebe entgegengetragen. Im Herzen ſei er immer Klodilden treu geblieben.

„Grauenvoll, entſetzlich", ſchrieb er, „ſind mir die Augen geöffnet. Du biſt wie die glänzende Schlange, die das Menſchengeſchlecht in das Verderben lockte und es um das Paradies betrog. Du biſt wie die hölliſche Flamme, die Schätze verſpricht und den unſeligen Schatzgräber in den Untergang hineinleuchtet. Du ſtacheltest mich zur Rache und ludeſt den älteſten Fluch auf mich. Ich kann dein Angeſicht nicht mehr ſehen. Mir graut es vor deiner Schönheit, an der meines Bruders Blut klebt. Du haſt meiner unglücklichen Mutter den einzigen Sohn geraubt, den Troſt ihrer Augen, denn ich muß landflüchtig werden; das Kainszeichen ſitzt mir auf der Stirn, ich kann die Heimat nicht wiederſehen. Die Steine würden gegen mich aufſtehen und Brudermörder ſchreien! Uebers Meer will ich, von Land zu Land will ich ſtreifen, ob ich dem Fluch entrinnen kann, den deine Rachbegierde, deine wahnſinnige Eiferſucht auf mich geladen!"

Das nächſte Dampfſchiff führte ihn nach England. Raſtlos durchzog er Europa, den Orient, halb Aſien.

Mancher Landsmann iſt ſchon auf ſeinen Reiſen dem unglücklichen Jüngling begegnet, der ohne Ruhe, ohne Genuß, nur von einem Bedienten begleitet, von Hauptſtadt zu Hauptſtadt, von Land zu Land eilt, gewiſſenhaft, den Lohndiener zur Seite, die Liſte der Sehens- und Merkwürdigkeiten abhaſpelt, aber nur mit dem Auge zu ſehen, nur mit dem Ohr zu hören ſcheint, während die leidende Seele im Finſtern brütet. Er ſchließt Keinem ſich an, Keiner ſich ihm; denn ſein geheimnißvoller, düſtrer Blick ſcheucht Alles zurück, und manches zartere Herz empfindet in ſeiner Nähe ein heimliches Grauen, und ſeufzt bei ſich: „Der Unglückliche! Er ſieht aus, als hätte er etwas begangen!“

Wie viele ſeiner Landsleute benutzen jetzt den raſchen Verkehr durch Dampfer und Schraubenſchiff, das Land ihrer Väter zu ſehen und die große Tour durch Europa zu machen! Den Winter nach demjenigen, der ſeine Schneedecke über das Grab auf Woodhill gebreitet, glänzte eine reizende Amerikanerin in den vornehmſten Salons von Paris und in den modiſchſten Cirkeln wußte man viel von la belle Americaine und ihren geiſtreichen Sonderbarkeiten und liebenswürdigen Koketterien zu erzählen. Das ſüdländiſche Feuer ihrer Augen entzündete alle Män-

nerherzen, ihre pikanten Gespräche unterhielten die Glut. Ihr liebender Gatte, der stets an ihren Blicken hing, war nur wie ihr Schatten, aber eben weil sie ihn immer, wie ihren Schatten, bei sich hatte und ihn, von einem Kreis von Verehrern umringt, mehr wie ihren Kammerdiener als wie ihren Gemahl behandelte, sicherte sie unter tausend Koketterien, aber ohne alle Intriguen, ihren Ruf. Reich, schön, gesucht, umgeben von allen Verfeinerungen des Luxus und der Kunst, angebetet von ihrem Gemahl — wer hätte nicht die reizende Amerikanerin für ein Schooskind des Glückes erklärt? Und in der That kannte die Welt die bezaubernde Fremde nicht anders als lachend, freudespendend, genießend.

Und doch wußte Phyllis, die schwarze Kammerfrau, viel von den schlaflosen Nächten ihrer Gebieterin zu erzählen, und wie sie innerlich krank und zerrissen sei, und Stunden lang weine und die Hände ringe und sich den Tod wünsche. Und der Gemahl? Wie sorglich vermied er das Alleinsein mit der schönen Gattin! Wie suchte er sie zu zerstreuen und bei guter Laune zu erhalten und durch reiche Geschenke und beständiges Nachgeben sie nicht in die unglückliche Stimmung kommen zu lassen, deren schuldloses Opfer jedesmal er und er nur allein ward!

Einige Monate, nachdem Virginie ihres unglücklichen Vetters Brief empfangen, hatte ſie Herrn John Carroll, einem reichen Pflanzer von Teneſſee, ihre Hand gereicht. Ihr Vater, erzürnt über Alonzo's ihm ganz unbegreifliche Abreiſe nach Europa, hatte die Verbindung befördert, obwol ihm dadurch der Lieblingsplan ſeines Lebens zerſtört ward. John Carroll, ein wackerer, einfacher Mann, hatte ſich um den Geſandtſchaftspoſten in Neapel beworben; denn da er kränkelte, hoffte er, das dortige Klima werde ihm heilſam ſein. Er wußte nicht viel mehr von Neapel, als daß es ein Theil von Italien ſei und ein ſchönes Klima habe, auch daß Italien ein katholiſches Land ſei. Er ſprach weder franzöſiſch noch italieniſch — aber er hatte einen Secretär, der das erſte verſtand, wenn es nicht gar zu ſchnell geſprochen ward, und ſeine ſchöne Frau ſprach beides. Durch Freunde und Verbindungen war es ihm gelungen, die Stelle zu bekommen, und wie ein Glück zum andern kommt und Dem, der beſitzt, noch gegeben wird, ſo verdankte er eben dieſer Stelle die Hand der gefeierten Miß Caſtleton.

Virginie achtete ihren Mann gering, denn er war klein von Geſtalt, kränklich, ohne geiſtige Vorzüge und in Allem ihr gehorſamer Diener. Da ein

amerikaniſcher Geſandter in Neapel eben keine andern wichtigen Geſchäfte hat, als ſeine neuntauſend Dollars jährlichen Gehaltes zu verzehren, ſo ward es ihr leicht, nachdem ſie ein paar Wochen in Neapel zugebracht und Rom, Florenz und Venedig beſucht hatte, ihren Gemahl zu beſtimmen, den größten Theil des Jahres in Paris zuzubringen. Denn die Geſellſchaft, in der ſie glänzte, war ihr tauſendmal intereſſanter und riß ſie mehr aus ihrem unglücklichen Selbſt heraus als alle Antiken und alle Gemälde der Welt. Mr. Carroll ſchlug eine Reiſe nach Deutſchland vor; aber dazu war ſie auf keine Weiſe zu bringen. Sie haßte die Deutſchen und hatte alle deutſche Bücher aus ihrer Bibliothek verbannt. In einem Wirbel von Zerſtreuungen hoffte die Unglückliche ihr Gewiſſen und ihr darbendes, liebedürſtendes Herz zu überläuben.

Mit einer Art von leidenſchaftlicher Sehnſucht gedachte ſie ihrer Schweſter Sarah, die ſie ihre Heilige nannte. Wenn einer der ſeltnen Briefe eintraf von der Trefflichen, die fort und fort im fernen Afrika dem Herrn Seelen gewann, ſo war es ein Feſttag für Virginien. Ein ſolcher Brief ſteckte jedesmal ein kleines ſtilles Lichtchen in ihrem Herzen an, aber es ward von den tauſend flackernden Lichtern ihrer weltlichen Freuden weit überſtrahlt.

Inzwiſchen ſprach ſie gern von ihrer frommen Schweſter gegen ihre freigeiſteriſchen Freunde und wußte die Religion gegen den ruſſiſchen Grafen Stroyef und gegen den griechiſchen Fürſten Cantacuzeno, die beiden glänzendſten ihrer Anbeter, mit ſolchem reizenden Eifer zu vertheidigen, daß ſie ſich bald den Beinamen der la belle puritaine zuzog. Wer Virginien beſſer kannte, wußte indeſſen wol, daß es ſie, wenn zu irgend einer Kirche, mehr zur katholiſchen zog. Gegen Phyllis wenigſtens wünſchte ſie oft, wenn ſie Abends aus einer ihrer glänzenden Geſellſchaften kam und ſich recht unglücklich fühlte, ſie wäre in einem katholiſchen Lande geboren und könne ihr Leben in einem Kloſter ausweinen.

Wer weiß, was geſchieht, wenn einſt der Herbſt des Lebens die junge Roſe entblättert, und die Welt, nachdem ſie aufgehört ihr zu huldigen, ihren Glanz für ſie verloren! Vielleicht, daß ſie dann durch einen förmlichen Uebertritt ihr quälendes Gewiſſen beruhigt und ſomit den zürnenden Geiſt ihrer Großmutter verſöhnt, der ſtrengen Lucia Loſada, deren heißes Blut in ihren Adern glüht!

Bayerische

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.